

H. B. ... (11)

416 200 178 800 16



Terms: \$2 for one year in advance.—Address Mssrs. SCHAEFER & KORADI,
Corner of Fourth and Wood St., Philadelphia.

Der
Deutsche Kirchenfreund.

—1858—
Organ

für die
gemeinsamen Interessen der Amerikanisch-Deutschen Kirchen.

Herausgegeben

von

einem Vereine deutscher Theologen.

*In necessariis unitas, in dubiis libertas,
in omnibus caritas.*

Band XI.—Januar 1858. 1136

Inhalt:

Rundschau	Seite	1
Die Deutsche Reformirte Kirche und die liturgische Frage		9
Fenelon, der Schwan von Cambrai (Schluß)		16
Ueber Gellert und seine Lieder		21
Kirchenchronik		29

Philadelphia,

Verlag von Schäfer und Koradi.

1858.

Leipzig bei Ernst Schäfer.

Das Postgeld für den „Kirchenfreund“, der nicht über zwei Unzen wiegt, beträgt nach dem neuesten Postgesetz seit dem 1. October 1852 für eine Entfernung von nicht mehr als 3000 Meilen, also für alle unsere Abonnenten in den Verein. Staaten bloß ½ Ct. pr. Nummer, oder 1½ Cts. vierteljährlich, und 6 Cts. für das ganze Jahr, wenn dasselbe von den Empfängern vierteljährlich vorausbezahlt wird. Wenn das nicht geschieht, so beträgt es das Doppelte.

Anzeigen.

Der „Deutsche Kirchenfreund“ erscheint in monatlichen Heften für den Preis von \$2 jährlich in Vorausbezahlung.

Alle Wechselblätter, Subscriptionsgebühren und Geschäftsbriefe bittet man zu adressiren an die Eigenthümer und Verleger:

Mssrs. **Schäfer & Koradi**, PHILADELPHIA, Pa.

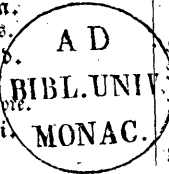
Alle Mittheilungen und Briefe, welche sich unmittelbar auf die Redaction beziehen, sende man unter der Adresse

Rev. **W. J. Mann**, 224 Green st., below Third st., PHILADELPHIA.

All Exchanges please direct to Mssrs. SCHÄFER & KORADI, Philadelphia.

Quittungen für den 10ten Jahrgang.

Illinois.	New York.
Rev. Bührig, Oshaw.	Rev. Clasen, Ghent.
Herr C. L. Loos, Cureta.	= Contrab, Eggertville.
Indiana.	Ohio.
Rev. Galtzer, Velden.	Prof. Lehmann, Columbus (IX & X).
= E. Kornbaum, New Vincennes.	Pennsylvania.
= Müller, Santa Fee.	Rev. Bergsträßer, Orangeville.
Iowa.	Herr Constantin Deininger, Reading.
Rev. Haack, German Creek.	Rev. Cyre, Cattawissa.
= Kiesel, Wilton.	= L. Jäger, Reading.
Louisiana.	= Kammerer, Richland (IX & X).
Rev. Hofer, New Orleans.	Herr W. Kopp, York.
Maryland.	Rev. Miller, Knifnersville.
Rev. Seiff, Baltimore.	Herr Rothenhaus, York.
= Weinmann, Baltimore.	Texas.
Missouri.	Rev. Bohnenberger, Fredericksburg.
Rev. Meyer, Florence.	



Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon:

Die Buchhandlung von Schäfer & Koradi in Philadelphia nimmt Unterzeichnung an auf eine

Neue Ausgabe des Kleinern Brockhaus'schen Conversations-Lexikon,

die nach der jetzigen Vollendung des Werkes in 40 Heften à 15 Cts. erscheint, wovon seit October 1856 monatlich 2—3 Hefte ausgegeben werden, so daß das ganze Werk spätestens bis Ende 1857 vollständig in den Händen der Subscribern seyn wird.

Uebrigens ist kein Subscriber auf diese neue Ausgabe seinerseits an die bezeichneten Termine gebunden, vielmehr kann er das Werk noch langsamer oder rascher, wie es ihm gerade wünschenswerth ist, auch gleich-vollständig, in allen beliebigen Terminen beziehen und zwar:

in 40 Heften à 15 Cts.,

in 4 Bänden à \$1 50,

vollständig auf einmal, elegant in Halbfranz gebunden, zu \$8 00.

Das bereits Erschienene und eine ausführliche Ankündigung sind in obiger Buchhandlung zu haben. Ersterer sind zur Veranschaulichung der Behandlungsweise der Gegenstände und des Druckes zwei Spalten aus dem Werke als Probeseiten beigegeben. In allen Fällen, wo es gilt, sich selbst oder Andere rasch irgend eine Frage zu beantworten, oder ein Kunst- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgange, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen zc., wird sich das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon gewiß als ein treues Nachschlagebuch bewähren. Für die Trefflichkeit des Werkes spricht auch die allgemeine Anerkennung, die es bei der Kritik gefunden, sowie die große Zahl der bisherigen Abnehmer.

Der

Deutsche Kirchenfreund.

Organ

für die

gemeinsamen Interessen der Amerikan.-Deutschen Kirchen.

Herausgegeben

von

einem Vereine deutscher Theologen.

*In necessariis unitas, in dubiis libertas,
in omnibus caritas.*

1858. Fünftter Jahrgang.



Philadelphia.

Verlag von Schäfer und Koradi.

1858.

Leipzig bei Ernst Schäfer.

Gedruckt bei D. G. Stephan & Co., No. 320 Nord Dritte Straße, Philadelphia.

Inhalts-Verzeichniss des elften Bandes.

Januar.

	Seite
Rundschau. Von Past. W. J. Mann.	1
Die Deutsche Reformirte Kirche und die liturgische Frage. Von Past. W. J. Mann.	9
Genelon, der Schwan von Cambrai. (Schluß.)	16
Ueber Gellert und seine Lieder.	21
Kirchenchronik.	29

Februar.

Rundschau. (Fortsetzung.)	33
Johann Calvin's Leben und Wirken. (Fortsetzung.) Von Past. J. G. Bahner, Shanesville, Tuscarawas Co., Ohio.	45
Ueber Gellert und seine Lieder. (Schluß.)	54
Hymnologische Mittheilungen. (Fortsetzung.)	61
Kalender. Von Past. W. J. Mann.	65
Kirchenchronik.	68

März.

Die kirchliche Armen- und Krankenpflege.	73
Rundschau. (Fortsetzung.)	79
Hymnologische Mittheilungen. (Schluß.) Von Past. J. G. Bahner, Shanesville, Tuscarawas Co., Ohio.	92
Die Katechese. Von Past. W. J. Mann.	98
Kirchenchronik.	102

April.

Lebensbilder aus der Kirche des Alterthums. Von Prof. Dr. theol. Ph. Schaff, Mercersburg, Pa.	105
Johann Calvin's Leben und Wirken. (Fortsetzung.)	111
Rundschau. (Schluß.)	120
Der Kirchentag in Stuttgart.	132
Bücherschau.	140
Kirchenchronik.	142

Mai.

Lebensbilder aus der Kirche des Alterthums. (Zweiter Artikel.)	145
Die gegenwärtige religiöse Bewegung. Von Past. W. J. Mann.	150
Der Kirchentag in Stuttgart. (Fortsetzung.)	160
Bücherschau.	171
Kirchenchronik.	175

Juni.

Lebensbilder aus der Kirche des Alterthums. (Dritter Artikel.)	177
Johann Calvin's Leben und Wirken. (Fortsetzung.)	186
Der Kirchentag in Stuttgart. (Schluß.)	195
Das Verhalten der katholischen Kirche, namentlich der evangelischen gegenüber.	206
Bücherschau.	213
Kirchenchronik.	215



Juli.

Lebensbilder aus der Kirche des Alterthums. (Vierter Artikel.)	Seite 217
Ueber den Gedankengang des Briefes St. Pauli an die Römer vom 1-11ten Capitel. Von Past. W. J. Mann.	= 223
Aus dem Vorwort der Evangelischen Kirchenzeitung zum Jahre 1858.	= 235
Bücherschau.	= 244
Kirchenchronik.	= 246

August.

Johann Calvin's Leben und Wirken. (Schluß.)	= 249
Ueber den Gedankengang des Briefes St. Pauli an die Römer vom 1-11ten Capitel. (Schluß.)	= 260
Die Jesuiten in Berlin.	= 270
Die geheimen Gesellschaften der Chinesen in und außer China.	= 281
Kirchenchronik.	= 287

September.

Das heilige Land und die Gegenwart. Von Past. W. J. Mann.	= 289
Gedanken zur Confirmationsfrage. Von Past. W. J. Mann.	= 302
Die moderne Bildung.	= 306
Brahminenthum und die englische Herrschaft in Ostindien.	= 312
Lieberproben in Uebersetzung. Von Prof. Dr. theol. Ph. Schaff, Mercersburg, Pa.	= 317
Kirchenchronik.	= 318

October.

Ueber die Behandlung der Kirche im Herzogthum Schleswig durch die dänische Staatsmacht seit dem schleswig-holsteinischen Kriege. Von Past. H. N. Wis, Manayunk, Philadelphia Co., Pa.	= 321
Amt, Stand und Person des evangel. Predigers. Von Past. W. J. Mann.	= 331
Die moderne Bildung. (Schluß.)	= 339
Worte zur Eröffnung der diesjährigen Berliner Pastoral-Conferenz, gesprochen von D.-C.-N. Prof. Dr. Stahl.	= 348
Kirchenchronik.	= 356

November.

Der Brand des Schiffes „Austria“. Von Past. W. J. Mann.	= 361
Ueber die Behandlung der Kirche im Herzogthum Schleswig durch die dänische Staatsmacht seit dem schleswig-holsteinischen Kriege. (Fortsetzung.)	= 366
Amt, Stand und Person des evangelischen Predigers. (Schluß.)	= 376
Ein Besuch im Zellengefängniß zu Bruchsal.	= 382
Zwei neue Uebersetzungen des Dies irae, dies illa. Von Prof. Dr. theol. Ph. Schaff, Mercersburg, Pa.	= 388
Kirchenchronik.	= 390

December.

Deutsche Bettler in Amerika. Von Past. W. J. Mann.	= 393
Ueber die Behandlung der Kirche im Herzogthum Schleswig durch die dänische Staatsmacht seit dem schleswig-holsteinischen Kriege. (Schluß.)	= 405
Ueber das Mönchthum.	= 416
Alte Psalmen in neuen Liedern. Von H. C., Pastor im Württembergischen.	= 423
Bücherschau.	= 425
Kirchenchronik.	= 427
An unsere Leser.	= 428

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

Januar 1858.

No. 1.

Rundschau.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Jahres 1857, daß es die Blicke der Zeitgenossen auf eine Menge von höchst bedeutenden geschichtlichen Brennpunkten und Katastrophen hinlenkte. Vor wenigen Jahren war es ein großer Kampf, der auf einen Punkt an der Grenzscheide des Orientes und Occidentes die Kräfte der alten Welt concentrirte und dessen ungewisse Entscheidung das Interesse beinahe ausschließlich in Anspruch nahm. Kaum ist er zu Ende geführt und die Segnungen des Friedens für Europa und über dessen Grenzen hinaus beginnen kaum sich zu entfalten, da treten an den verschiedensten Orten unerwartete eigenthümliche Verwickelungen ein, an entlegenen Punkten des fernen Morgenlandes beginnt ein heißer Kampf des Heidenthums und des Muhamedanismus wider den herrschenden Einfluß christlicher Macht und Civilisation; im fernsten Westen dagegen wird die Staatsgewalt der nord-amerikanischen Union in einen Conflict mit einem von christlichen Principien abgefallenen und der Geseze spottenden Volke verwickelt; die Staaten der Union aber selbst erleiden ohne Feind von außen eine furchtbare und demüthigende Niederlage mitten im Frieden, und selbst Europa muß durch die erschütternde Wirkung einer beinahe beispiellosen Stockung einer zuvor ebenso außerordentlichen Activität des Handels und aller Gewerbe empfindlich mit leiden, damit auch darin die immer wachsende Verkettung der christlichen Völker in Ost und West zu einem großen Haushalt und Gliedschaft eines Leibes sich kund thue. Und eigenthümlich ist das Jahr 1857 auch dadurch, daß es mehr denn vielleicht alle seine Vorgänger dazu gebietet hat, die Blicke der Christenheit auf ein Land zu richten, an dem die Stürme der Weltgeschichte bisher vorüberzogen, kaum seinen Saum und seine Grenzen berührend, nämlich Afrika und sein bisher verschlossenes Centrum.

Es ist der Mühe werth, die Blicke auf das Land der unglücklichen Kinder Ham's zu werfen. Für die Welt todt und verschlossen, eine große, compacte, abgerundete Landmasse, hat es, seine Kräfte auf einen Focus concentrirend, durch das kleine Aegypten einen mächtigen Einfluß auf die Geschichte aller Völker aus-

Kirchenfreund. Jahrg. XI. No. 1.
1

geübt. Diese Ecke zwischen Ost und West und Nord und Süd ist eine Schule für die Stifter der bedeutendsten Religionsformen, des Mosaismus, des Christenthums und des Muhamedanismus geworden. Und dort fand sich in uralten Zeiten eine Bildung, die wir als mitbedingend für die spätere Civilisation Griechenlands und Rom's ansehen müssen. Aber was war, von Aegypten abgesehen, der Zustand des Erdtheils und seiner Bevölkerung? Unmittelbar am Lebenskreis der Geschichte der alten und neueren Zeit, am Mittelmeere gelegen, war das ungeheure Land mit seinen Völkern aus seinem Todeschlummer nicht zu wecken. Selbst über den Versuchen, es zu beleben, schwebte von ältesten Zeiten an ein eigenthümliches Schicksal. Verderblich war jedes Wagniß, sein Inneres mit der Außenwelt in engeren Contact zu bringen. Das ist die Erfahrung seit den Zeiten der Perser bis in die neuesten Tage. Auch die Colonien, die schon in alten Zeiten Phönizier, Griechen, Römer am Nordrande des mächtigen Landes gründeten, hatten nur vorübergehende Blüthe. Was ist aus Carthago und Cyrene geworden? Das Christenthum, wie lieblich auch der Frühling war, den es Nordafrika brachte, erlag in heißen Kämpfen, längst eben dort durch allerlei Entartung kränkelnd und den Stößen der Völkerwanderung und ihrer Wirren so wenig als dem Andrang eines in erster Frische des Fanatismus auftretenden Muhamedanismus gewachsen. Nicht andauernder war dort die Periode arabischer Civilisation und seit Jahrhunderten hat sie einem rohen Türkenthum mit all' seinen Greueln Raum gemacht. Welch' ein Fluch liegt auf dem Lande mit seinen Millionen von Syrien bis an die Goldküste, von den Ruinen Carthago's bis hinunter zum Südcap! Wo ist der Mensch je tiefer gesunken, wo unmenschlicher behandelt worden, als in Afrika? Und ist nicht der Fluch von dort tausendfach auf die Christenheit ausgegangen? Jahrhunderte lang waren die Raubstaaten Nordafrika's der Schrecken des Mittelmeeres und des ganzen Südens Europa's. Der ganze Welttheil aber war und ist leider größtentheils noch ein ungeheurer Sklavenmarkt. Es giebt in Afrika kein Geschäft, das irgend von Bedeutung wäre neben dem Menschenhandel. Mit diesem Fluche geschlagen zu werden, während sie mit ihm Afrika schlugen, haben Christen und Muhamedaner gewetteifert. Die Geschichte der colonisirenden Völker Europa's ist dadurch besleckt bis auf die Tage eines Wilberforce, und das ist die drohende Gewitterwolke, die über dem Friedensbunde der Vereinigten Staaten schwebt. Wir wissen, daß muhamedanische Fürsten im Centrum Afrika's noch immer ihre kriegerischen Streifzüge gegen schwächere Stämme unternehmen, nur um Menschen zu erjagen und Sklaven zu gewinnen. Ganze zuvor heidnische Völkerschaften südlich und südwestlich vom Thad-See sind auf diesem Wege blutiger Mission erst seit siebenzig Jahren zum Muhamedanismus von rohen Unterdrückern gezwungen worden. Unerhört sind die Grausamkeiten, die da vom Stärkern am Schwächern verübt werden; Städte und Dörfer werden verbrannt, die Saaten verheert, die Menschen wie wilde Thiere erjagt, die Brauchbaren fortgeschleppt, die Uebrigen in die Wildniß zersprengt, den Bestien preisgegeben, mit abgehauenen Beinen

hingeworfen, daß sie sich verbluten, oder durch Entmannung und auf andere schauerliche Weise mißhandelt. Das hat uns der deutsche Reisende, Dr. Barth, nach eigenem Augenzeugniß von seinem mehrjährigen Aufenthalte in Central-Afrika berichtet. Mit seinem Zeugniß stimmt völlig zusammen in seinen Klagen über den Fluch des Sklavenhandels der Bericht Dr. Livingstone's, der in jahrelanger Wanderung von Meer zu Meer das Herz Afrika's südlich vom Aequator durchzog. Die Greuel dieses schrecklichen Menschenhandels an der Westküste, ebenso die Art, wie er bisher in Aegypten erhalten und geführt wurde, sind der Welt bekannt. Aus den Berichten des erstgenannten Reisenden, der Städte von vielen Tausenden von Einwohnern südlich und westlich von der Wüste Sahara fand, ergibt sich, daß die Völkerschaften jenes Innern des Erdtheils keineswegs ohne die erfreulichsten Spuren ihrer Befähigung für höhere Civilisation sind, daß sie hierin den Indianern der Südsee und Nordamerika's unendlich überlegen sind, aber jeder Fortschritt der Bildung, der bürgerlichen Ordnung, der Industrie und des Handels, namentlich aber auch des Ackerbaues wird durch die mit dem Sklavenhandel unzertrennlich verbundenen, steten Kriegs- und Verheerungszüge gehemmt. Und doch lassen sich mitten unter uns Christen gerade in neuester Zeit Stimmen vernehmen, die eine Wiederaufnahme des Sklavenhandels mit Afrika advociren. Die Feinde Louis Napoleon's können ihm keine größere Schmach anthun in den Augen der humanen Mit- und Nachwelt, als daß sie auch ihn der heimlichen Begünstigung dieses schändlichen Planes beschuldigen.

Indessen ist es nicht ohne Bedeutung, daß Afrika gerade jetzt die Blicke der Christenheit auf sich zieht. Auch wird es bei einem müßigen, thatlosen Zuschauen nicht bleiben. Das mysteriöse Wesen der Nord- und Südhälfte des großen Continentes ist uns durch die Bemühungen und Wagnisse jener Reisenden bedeutend näher gerückt worden. Wir kennen seine ethnologischen Verhältnisse, die ganze Natur des Landes, seine Configuration, seine Wassersysteme besser als unsere Vorfahren. Große natürliche Straßen in das Herz des Landes sind gefunden, andere lassen sich jetzt leichter finden. Bereits ist eine neue Expedition auf dem Niger unternommen, es werden sich Handelsverbindungen anknüpfen lassen, die Völkerschaften des Innern werden in Berührung mit christlicher Civilisation kommen, die unerschöpflichen natürlichen Reichthümer des Landes üben ihre Anziehungskraft aus und das Christenthum wird da und dort auf Stationen Fuß fassen, die immerhin eine gesegnete Wirkung ausüben werden. So dürfen wir auch die schwachen Versuche in Liberia und besonders östlich von Sierra Leona betrachten als erfreuliche Zeichen eines über dem dunkeln Lande anbrechenden besseren Tages. Ebenso ist christlicher Einfluß an anderen Orten unleugbar. So wurde in neuester Zeit der Sklavenhandel in Tripolis und Tunis durch Gesetze, die ebenfalls christlichen Einflüssen ihre Entstehung verdanken, bedeutend erschwert und dies muß, wie Dr. Barth zuversichtlich hofft, von Rückwirkung auf den Verkehr mit dem Innern werden. Auch in Aegypten ist wenigstens der politische und sociale Einfluß christlicher

Macht und Bildung nicht mehr zu verwischen. In Abyssinien hat ein ungewöhnlich begabter, geistig kräftiger Fürst für sein Volk und für weitere Gebiete in unsern Tagen bedeutende Hoffnungen rege gemacht. In Algier scheint die Herrschaft der Franzosen gegenüber den unterjochten Stämmen wenigstens politisch auf fester Grundlage zu ruhen, ja, es scheint, die Unterdrückten fangen an, den guten Willen der Sieger, ihnen zum Segen zu werden, besser zu erkennen als früher. Jene Gegend war einst eine Kornkammer und kann es wieder werden. Wenn Frankreich dies im Auge behält und die Künste des Friedens mehr pflegt als die des Krieges, so mag die Colonie Algier von höchster Bedeutung für ganz Nordafrika in nicht sehr ferner Zukunft werden, und Frankreich scheint um vieler Ursachen willen und namentlich um der geographischen Nähe willen auf jene Gegend mehr als auf irgend eine andere des Auslandes für Coloniezwecke gewiesen zu seyn. Neueste Nachrichten melden uns das Staunen der Eingebornen, als die Franzosen in wasserarmen Gegenden der Provinz Algier Sand und Fels durchbohrten und Wasserbrunnen in der Wüste fließen ließen. Scheinbar kleine Dinge—und doch alle zusammen Andeutungen für eine bessere Zukunft.

Treuen wir uns auch der kleinsten Zeichen, die uns verheißen, daß ein bisher unter Todeschatten liegendes unzählbares Volk dem Wirkungskreis christlichen Geistes und Lebens näher gebracht werde, so müssen damit Versuche anderer Völker, diesen Einflüssen sich gewaltsam zu entziehen, wie sie uns das letzte Jahr in so auffallendem Grade kund that, um so mehr contrastiren. Es ist dies die Revolte in Indien und der erneuerte Krieg mit China.

Von einer in ihren Dimensionen verhältnißmäßig unbedeutenden, im Westen Europa's gelegenen Insel aus wird seit Jahrzehnten ein Tausende von Meilen entlegener, mächtiger Theil des asiatischen Continentes regiert. Die britischen Besitzungen in Ostindien umfassen einen Landstrich, der an Flächengehalt gleichkommt dem ganzen Continente von Europa mit Ausnahme Rußland's, und der eine Bevölkerung von jetzt etwa zweihundert Millionen ernährt. Natürlich muß das ganze Land stets als ein erobertes behandelt werden; aber ein Heer von nicht ganz 50,000 englischen Truppen schien den Eroberern hinreichende Bürgschaft für den sichern Besitz des ungeheuren Landes zu geben, ohnehin, da sich allezeit Eingeborne genug fanden, die gegen geringen Sold die Waffen im Dienst der erobernden Fremden führten. Es hatte nicht gefehlt im vorigen Jahrhundert und noch in diesem an harten, blutigen Kämpfen, bis die Herrschaft der Engländer über so viele Millionen und Völkerschaften entschieden war. Aber der englischen Energie und einer überlegenen Bildung mußte die im Ganzen tiefgesunkene Masse eines kraftlosen Volkes weichen. Ostindien ist abgelebt, seine Völkerschaften vegetiren seit Jahrhunderten; alle Zeichen, daß es in einem Zustande passiver Existenz sich befindet, sind da. Das Band, das die Verhältnisse erhielt, ist uralte Tradition, religiös geheiligt, namentlich das Princip der Kaste; daneben ging die tyrannische Herrschaft der mongolischen muhamedanischen Fürsten in den einzelnen Provinzen, die in orientalischer

Weise auf den Thron kamen und ebenso regierten. Diese Landestheile allmählig in ihre Regierungsgewalt zu bringen, war Politik der Engländer. Recht hatten sie dazu kaum mehr als Rußland, wenn es sich durch die Gebiete um den Bosphorus und die Dardanellen arrondiren will. Dennoch war den Landesbewohnern die englische Oberhoheit ein Segen. Ein volksthümlisches patriotisches Widerstreben fand sich auch nicht. Wie sollte man das von einem Volke erwarten, das alle Spuren des Ueberlebens an sich trug, wo die Masse in schmachlichster Armut verkommt, etliche Reiche in Nabobsturus versinken, wo zu einer Krisis zum Bessern alle Gebährungskräfte fehlen und Revolutionen Nichts sind als Hofmordgeschichten? Ausnahmen, wie sich als solche die kriegerischen Maratten und Afghanen darstellen, oder die Kämpfe gegen einzelne kraftvolle und begabte Fürsten haben den Engländern genug zu schaffen gemacht. Aber mit ostindischen Regenten läßt sich gewöhnlich handeln und die ostindische Compagnie hat bis in die neueste Zeit eine Zahl derselben mit der runden Totalsumme von jährlich etwa anderthalb Millionen Pfund Sterling in den Ruhestand versetzt, ja, das Wort "Nabobing" ist im Englischen heimisch geworden; kein Geld in der Welt aber wird schlechter verwendet, als das dieser Pensionäre.

Man hat der englischen Verwaltung in Ostindien in Folge der jetzigen Revolte große Vorwürfe gemacht. Man hat sie enormer Nachlässigkeit in der kriegerischen Taktik, großer Fehler in der staatsökonomischen Administration, schreiender Ungerechtigkeit in Sachen der Justiz beschuldigt. Alle diese Vorwürfe haben ihren Halt an der Realität der Zustände selbst. Niemand sagt den Engländern ihre Mißgriffe und Fehler schärfer, als sie es sich selbst sagen. Sie haben soldatisch und blutig erobert und hintennach zu kaufmännisch regiert. Sie haben die Ostindier zermalmt, aber an die Unterdrückten den europäischen Maastab der Civilverwaltung angelegt. Nicht zufällig wurde Ostindien durch eine Handelscompagnie regiert. Kaufleute in verbriefter Gesellschaft mit völliger Militairgewalt traten an die Stelle der früheren Dynastien. Damit sind beinahe alle die Uebel ausgesprochen, an denen Ostindien durch die Engländer leiden mußte. Zwar wurde die Administration der Compagnie von Seiten der englischen Staatsregierung controlirt. Aber was half das, wenn sich, wie amtlich erwiesen ist, die Bestechungen durch die Compagnie schon vor 150 Jahren in einem Jahre auf die Summe von £90,000 beliefen? Die Absicht der Kaufleute und aller in der Compagnie Interessirten war natürlich eben die, aus Ostindien so viel als möglich Nutzen zu ziehen. Ein höheres Ziel stand nicht vor Augen. Daher wurde gespart, wo es anging, namentlich an Beamten. Die Folge war, daß viele Ostindier als Unterbeamte, Taxcollectoren u. s. f. angestellt wurden, und es hat sich erwiesen, daß sie namentlich die Bedrücker des Volkes wurden, wie in neuesten Zeiten auch durch die Untersuchung über das häufige Torturverfahren an's Licht kam. Indessen haben auch viele englische Beamten ihre Stellung auf's Schändlichste mißbraucht, und was das Schlimmste war, die Compagnie war blind genug, lieber zu aller Ungerechtigkeit und allen Fehlern zu schweigen, als eine öffentliche Kritik ihrer

Verwaltung und ihrer Leistungen aufkommen zu lassen und weise zu benützen. Warnungen tiefblickender Leute, deren Urtheil jetzt völlig gerechtfertigt ist, wurden mißachtet. Was die Compagnie namentlich in neuerer Zeit zur Förderung des Landeswohlstandes und der Intelligenz in den vier Präsidenschaften unternahm, das Anlegen von Eisenbahnen, Canälen, Telegraphenlinien, Straßen, die Gründung von Schulen und Aehnliches konnte noch keine effectivere Wirkung haben. An die Absicht, ihnen wohlzutun, glauben die Ostindier so leicht nicht. Aus den absichtlich aller Religion baren Lehranstalten kommen manche junge aufgeklärte gebildete Ostindier, die als Pantheisten eintraten, heraus als Atheisten. Daß eine Menge untauglicher Subjecte als Beamte des Militair- und Civilwesens angestellt wurden, darüber ist neuerdings laut geklagt worden. Daß die Compagnie selbst ihre Tausende von Pfunden zur Feier der Feste eines Juggernaut und anderer Götzen gab, war Sache einer sehr kurzsichtigen Politik und dies und vieles Andere war keineswegs geeignet, den Ostindiern eine Hochachtung, einen sittlichen Respekt vor ihren fremden Herrschern einzusüßen. Ob es wohl besser wäre, wenn nicht die Handelsgesellschaft, sondern die englische Staatsregierung unmittelbar Ostindien controlliren würde? Man hat in England dagegen immer geltend gemacht, daß der ungeheure Einfluß der Regierung durch die Besetzung von so viel Tausend Stellen den Freiheiten des Heimathlandes selbst gefährlich werden könnte.

Was man indessen der Administration der englischen ostindischen Compagnie in Ostindien vorwerfen mag, das Alles hebt doch die Wahrheit nicht auf, daß diese englische schlechte Regierung unvergleichlich besser ist, als die vorherige Tyrannenherrschaft, die Ostindien's Völker erleiden mußten. Aber eben so gewiß ist auch, daß die beste Regierung aus Ostindien nicht machen kann, was es werden sollte. Die britischen Besitzungen in Ostindien sind kein Coloniereich, sondern eine Eroberung. Das hat schon Macchiavelli gelehrt, daß ein durch Eroberung eingenommenes Land nur durch dieselben Mittel dem Sieger erhalten werden kann, durch die es gewonnen wurde, das heißt, durch überlegene Kriegsgewalt. In einem rechten Coloniegebiet weicht eine schwache Bevölkerung der Aboriginer den mächtigen Eindringlingen; jene verschwinden und in diesen setzt das Muttervolk der alten seine Geschichte in einer neuen Heimath, im Coloniegebiete fort. Nichts Derartiges findet statt in Ostindien. Die Engländer sind dort Fremde und werden es um tausend Ursachen willen bleiben. Alle eigentlichen Ansiedelungsversuche in Ostindien sind darum gleich Null zu achten. Der Boden der englischen Existenz in Ostindien ist ein künstlicher und treibt kein gesundes, naturwüchsiges Resultat. Wie einst aus den Kreuzzügen in Syrien ein elendes Volk, die Pullanen, zur wahren Schmach des Christennamens als Ansiedler zurückblieben und nachkommende Kreuzfahrer mit Spott und Raubgier empfangen, so zeigen sich ganz ähnliche Erscheinungen bereits an den Ufern des Ganges. Auch ist an eine Vermischung der Engländer mit den Ostindiern durch Heirath zu irgend einem günstigen Resultate gar nicht

zu denken. Möchte die Regierung noch so weise, die Administration noch so gerecht seyn, der Muhamedaner, der Parssi, der Brahminist, der Buddhast sieht den Engländer als den fremden Bezwinger an. Das Volk in Masse hat darunter Nichts zu leiden, ja, die englische Herrschaft ist ihm, auch unerkannt, doch eine Wohlthat. Aber es ist zu einem Kampf für nationale Freiheit nicht befähigt. Die früheren Herrscher aber mit ihren Familien und ihrem Anhang, namentlich die Muhamedaner, zeigten und zeigen eben jetzt wieder, daß sie nicht gutwillig das fremde Joch tragen und sie warten nur auf Gelegenheit, um es abzuschütteln und dem Volke ihre alte Tyrannie aufzulegen. Den Engländern kommt natürlich die religiöse Zerspaltung Ostindien's ganz besonders zu gut. Denn sie macht ein einheitliches Wirken und Auftreten der Bevölkerung am allermeisten zur Unmöglichkeit. Man redet von der Nothwendigkeit, das Kastenwesen auszurotten. Keiner mit der Sache Bekannter hält das in unserer Zeit für denkbar. Daß etliche Hindus aus höchster Kaste in Madras, die Gesetze ihrer Kaste und die tausendjährigen Vorurtheile mißachtend, es wagten, mit ihren Weibern auszufahren, ist eine Ausnahme, die den Pöbel der Stadt zu Steinwürfen veranlaßte. Aber wenn es ausführbar wäre, jene uralten, traditionellen Bande zu lösen, so wäre es ganz sicher eben dadurch um die englische Herrschaft geschehen. Dann wäre Ostindien eine neue Welt geworden und seine Bevölkerung ein Volk im höheren Sinne des Wortes. Aber die Religionsdifferenzen zerspalten diese Millionen alle unter einander und die Kastenunterschiede wieder die Hindus. Die Engländer brauchen das Princip Divide et impera nicht erst anzuwenden, es war bereits in voller Wirkung. Hier eben liegt auch der rechte Grund, warum die beste Regierung eines Christenvolkes als solche für die innere Umgestaltung der Zustände Ostindien's, für die Erneuerung seines Geistes und Lebens nur mittelbar und vorbereitend etwas zu wirken vermag. Und die englische Regierung ist schlecht belobt, wenn man ihr zugesteht, daß sie besser ist als die Tyrannie des Moguls von Delhi oder die heillose Wirthschaft der Nabobs. Hat sie endlich den Kindermord und das Wittwenverbrennen verboten und die Banditenbrüderschaften der Thugs mit Schärfe verfolgt, so hat sie als Regierung allerdings gar nicht die Macht und die Mittel, den Uebeln auf die Wurzel zu gehen und von Grund aus auf ein Besseres hinarbeiten. Ja, es ist neuestens recht an's Licht gekommen, daß die englischen Herren trotz ihrer langen Herrschaft die Fremden in Ostindien sind, daß sie bei Weitem nicht genug Einblick haben in das, was dort vor ihren Augen vorging, daß sie die Regungen des Volkes keineswegs gehörig verstehen, ja, daß sie sie auch nicht genügend beachten. Die Meuterei des letzten Jahres hat die Sorglosigkeit der englischen Herrschaft in ein klägliches Licht gestellt. Den Ostindiern ist dieser Zustand auch klarer geworden. Das Land mit seinen Millionen aber unter strenger Zucht, in stetem Kriegszustand zu erhalten, das ist ein furchtbar kostspieliges und doch noch zweifelhaftes Mittel, bleibende Ruhe zu erzielen. Aber gelänge es auch, was wäre für das Wohl der Ostindier, für die Förderung der höchsten Interessen gewonnen? Strenge Gewalt, gehässige

Unterdrückung müßte sie den Christen nur unzugänglich machen. Diese würden mehr und mehr nur als selbstsüchtige Blutsauger erscheinen und könnten den Ostindiern um so weniger das Beste geben, das sie ihnen zu bringen haben.* Jetzt schon ist die Kluft zwischen Ostindiern und Christen eine ungeheure. Sie muß nicht größer gemacht werden. Der Ostindier mag den Christen bewundern um seiner Ueberlegenheit willen in tausend Dingen, die sich auf das äußerliche Leben beziehen. Aber für einen Unreinen hält er ihn doch. Der Parsi hat einen tiefen, unüberwindlichen Abscheu vor Jedem, der nicht die Gebote der Reinigung hält und das Lebendige schont wie er. Der Brahminist und der Buddhist sehen in den Thieren Verkörperungen des Göttlichen und Verleiblichungen von Menschenseelen; er weiß, daß er selbst in Thierform wieder existiren mag, wie seine Väter vor ihm. Wie muß er, der die Kuh heilig und ihren Mist für reinigend hält, den Europäer, den Christen betrachten, der Ochsen und Kühe schlachtet und aufzehrt? Der Muhamedaner mag noch so sittenlos leben, er lebt des Glaubens, wenn er auch äußerlich sich schmiegt, der Engländer und jeder Franke sey eben doch ein Kasir, ein Unglaublicher und ein Hund. Das sind altgeheiligte, religiöse Grundansichten. Die beherrschen die Paar hundert Millionen Menschen in Ostindien, über welche eine verhältnißmäßig kleine Schaar Christen und Ausländer auch herrschen will. Diese erscheinen unter den Hindus gewissermaßen wie eine neue Kaste, die zwar ihren Einfluß hat, aber gerade gegenüber der edelsten Schichte der ostindischen Gesellschaft, gegenüber der Brahminen für unrein, darum als gesellschaftlich zu vermeiden betrachtet wird. Was vermag da die beste Regierung mit den bedeutendsten Kräften gegen diese unbeweglichen Hochgebirge orientalischen Vorurtheils und tausendjährigen Bestehens auszurichten?

* Es ist einleuchtend, daß die Verwaltung durch die ostindische Compagnie im Verhältniß zu den ungeheuern, zu ihrer Verfügung stehenden Summen allerdings wenig zur Hebung der Civilisation und der Nationalwohlfahrt leistet. Die Jahreseinnahmen der Compagnie berechnet man auf \$150,000,000. Und doch will diese Summe nicht einmal die Jahresausgaben decken. Die Hälfte der Einkünfte kommt von Bodensteuer; daraus aber hat sich ein Pachtssystem gebildet, welches für die armen Landleute sehr drückend ist und die Bodencultur nicht hebt. Die Kosten für alle öffentlichen Unternehmungen sind ganz außerordentlich. Der Gangescanal, welcher nach seiner Vollendung nicht 200 Meilen lang ist, kommt auf etwa \$80,000,000. Die Taxerhebung kostet jährlich mehr als \$6,000,000. Ungeheure Summen verschlingen die englischen Beamten. Der General-Gouverneur hat jährlich \$150,000, wozu Extras kommen, die sich auf weit mehr als so viel jährlich belaufen. Richter erhalten \$15,000 und mehr; Bischöfe von \$12,000—\$25,000. Und nach diesen Verhältnissen die englischen Beamten überhaupt. Dagegen werden die im Dienst der Compagnie stehenden Ostindier durchschnittlich schlecht besoldet. Das führt wieder zu viel ungerechtem Druck, den die Masse der Bevölkerung von solchen Beamten erleiden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutsche Reformirte Kirche und die liturgische Frage.

Es liegt vor uns ein so eben erschienener Band, der durch den Druck der Deffentlichkeit übergebene Entwurf einer neuen Kirchenagenda, welcher durch eine seit mehreren Jahren thätige Committee der Synode der Deutschen Reformirten Kirche zu Stande gebracht und als die Frucht ihrer Arbeit der öffentlichen Beurtheilung anheingegeben wird. Der Titel des Buches ist A Liturgy: or Order of Christian Worship. Prepared and published by the Direction and for the use of the German Reformed Church in the United States of America. Philadelphia, Lindsay and Blakiston, 1858.

Aus diesem Titel geht hervor, daß das Buch nicht als eine litterarische Privatunternehmung anzusehen ist, sondern daß ihm ein officieller Charakter zukommt und daß es, einem Bedürfniß der Kirche zu entsprechen, auf ihre Autorität hin zu Stande kam. Dies wird durch ein nachfolgendes "Advertisement" näher dahin bestimmt, daß die Kirche durch ihre legislative Repräsentation, die Synode, das durch die Committee vollendete Werk noch keineswegs approbirt und ihm damit amtliche Geltung verliehen hat, sondern daß es nur als Versuch zunächst angesehen werden soll, einem mehr und mehr gefühlten Bedürfnisse entgegenzukommen. Die Folgezeit muß die Probe liefern, ob dieses Werk ist, was die Kirche als solche in ihren Gemeinden sich aneignen kann oder nicht.

Die Geschichte und zwar namentlich der innere Entwicklungsgang der Deutschen Reformirten Kirche war seit einer Reihe von Jahren sehr eigenthümlich. Wie die lutherische Kirche, so war auch die reformirte seit Jahrzehnten den mächtigen Einflüssen jener unter uns sehr oft schlecht hin als puritanisch bezeichneten Richtung protestantischer Religiosität preisgegeben gewesen. Die Ursachen dieses Verhältnisses aufzuweisen, kann hier nicht unsere Sache seyn. Daß dies aber der Thatbestand war, wird kaum Jemand bezweifeln wollen. Auch wird Niemand so leicht behaupten wollen, daß der Deutschen Reformirten Kirche von dorthin gar kein Segen zugeflossen sey. Gewiß, die puritanische Richtung hat in vielfacher Hinsicht wie auf die lutherische Kirche, so auch auf sie anregend und belebend eingewirkt. Jene Richtung ist eine aggressive Macht gegen die Welt; ihre Religiosität ist nichts weniger als quietistisch, vielmehr ist es ihr Eigenthümliches und nicht ihre schwache Seite, daß sie sich nicht mit bloßen Gedankengängen aufhält und bei zweifelhaften dogmatischen Knotenpunkten vertieft und formalisirt, sondern in's Leben eingreift, sich an etliche einfache christliche Grundsätze hält, die sittliche, praktische Seite an der Religion hervorkehrt und sie tüchtig an die Realitäten des Lebens anlegt und seine Schäden, namentlich als sociale Gebrechen aufdeckt und energisch bekämpft.

Der Puritanismus ist der christlich-religiöse Utilitarianer, ein ausgemachter Weltverbesserer. Es liegt uns fernab, seine neben den Tugenden stehenden Gebrechen und schwachen Seiten hier zu beleuchten; ebenso nachzuweisen, daß und warum er leider einen großen Theil seiner früheren energischen Wirkung, seines ernsten, soliden Charakters verloren hat.

Indessen muß auf einen charakteristischen Zug an ihm hier aufmerksam gemacht werden. Nämlich er monopolisirt gern. Er ist aggressiv nicht nur gegen die Welt, sondern auch gegen die Kirche, gegen alles Kirchliche, das ihm und seinem Wesen nicht zu entsprechen scheint. Er hebt die religiöse Freiheit hervor, aber in einseitiger und extremer Weise. Und eben dadurch wird er intolerant. Er glaubt kaum, daß ein römischer Priester ein einfältiger, ehrlicher, befangener Mensch seyn könne, er ist mehr geneigt, ihn für einen Schurken vornweg zu halten. Er glaubt nicht, daß irgend Etwas, das nur entfernt an Römische Kirche erinnert, gut und heilsam seyn könne. Daher hat er das Episkopat, die Liturgie, ja, den schlichten schwarzen Kirchenrock gründlich gehaßt und wittert noch immer den Antichrist darin. Also ein Extrem, das wie immer als Extrem in sich viel von dem hat, was es abtödt, und zwar in diesem Fall Unbultsamkeit, Ausschließlichkeit, Keußerlichkeit, während es die Intoleranz, den Exklusivismus, die Herrschaft der bloßen Form bekämpfte.

Je mehr die Kirchen deutschen Ursprungs in diesem Lande aus der deutschen in die englische Sprache der Natur der Sache nach übergingen, desto mehr wuchs in ihnen unter dem Einfluß vielfacher zusammenwirkender Umstände die Bedeutung jener puritanischen Richtung. Unter ihren Einflüssen wurden manche Prediger gebildet, vielfache Anregung des religiösen Lebens ging von dort aus, und solcher Einwirkung sich kurzweg zu entziehen, wäre weder möglich noch heilsam gewesen.

Aber neben dem Guten, was puritanischer Einfluß unleugbar mit sich brachte, ging ein Anderes, das hier zu beachten ist. Durch ihn wurde mehr und mehr das Eigenthümliche der deutschen Kirchen absorbiert und neutralisirt. Ohne daß dies beabsichtigt wurde, erschienen die Formen des deutschen Kirchenthums veraltet und vergleichungsweise werthlos. Puritanisch war die gottesdienstliche Form aller englischen Denominationen mit Ausnahme der Episkopalkirche. Ihr aber war ihr Episkopat und ihr Book of Common Prayer geraume Zeit nicht förderlich für ihre äußerliche Erweiterung, wozu allerdings noch andere Umstände mitwirkten. Die puritanische, äqualisirende Form des Gottesdienstes mußte auch dem herrschenden Geist des Landes überhaupt am meisten entsprechen. Die Gemeinden nahmen, wie es scheint, keinen Anstoß daran, wenn selbst in Manchem die Sitte der Puritaner und Presbyterianer noch mehr vereinfacht wurde. So fiel hier ganz gegen den Gebrauch Schottland's selbst bei Presbyterianern die Sitte des klerikalischen Kanzelkleides.

Das Alles wirkte auf die deutschen Kirchen um so mächtiger zurück, je weniger sie eine freie, von ihren Umgebungen unabhängige Stellung kräftig zu behaupten vermochten. In den Hauptstädten nahm das Deutsche als Sprache

zu Zeiten, wenn die Einwanderung schwächer wurde, in den Gemeinden schnell ab. Der Mangel an Predigern machte die Annahme der Geistlichen von andern Denominationen nothwendig. Noch fehlte es an Seminaristen. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn jeder Wind, der durch die religiöse Welt des Landes wehte, bis in's Leben der Gemeinden hinein eine Wirkung äußerte und wenn die Kirchen deutschen Ursprungs bis auf einen nicht geringen Grad die Identität mit sich selbst verloren. Sie kamen zuletzt an einem Ziele an, auf das sie ursprünglich nicht lossteuerten. Ihnen selbst beinahe unbewußt waren sie etwas Anderes geworden, als sie anfänglich seyn wollten. Es bedurfte einer inneren Erstarkung, eines steigenden Gefühls ihrer Eigenthümlichkeit, und eine Reaction mußte eintreten.

Beides zeigt sich uns in der Geschichte der Deutschen Reformirten Kirche seit den letzten fünfzig Jahren. Früher war fremder Einfluß fühlbar. Seit Jahren ist eine bedeutende Reaction eingetreten.

Als ein significantes Zeichen der letzteren müssen wir den vor uns liegenden Entwurf der Kirchenagenda betrachten. Zugleich als einen Beweis, daß es nicht nur Etlliche sind, die den uralten Charakter der Deutschen Reformirten Kirche für die Gegenwart und Zukunft vindicirt wissen wollen, sondern daß die Kirche als solche gewisse allgemeine Principien des kirchlichen Lebens als die richtigen anerkennt und sich zu denselben bekennt. Natürlich meinen wir damit nicht, daß die Kirche als solche dem vor uns liegenden Entwurf ihre Zustimmung gegeben habe. Aber sie bekennt sich gegenüber dem einseitigen individualistischen Princip puritanischen Gottesdienstes zu dem Grundsatz, daß ein objectiver Glaube der Kirche als einer geistlichen Einheit auch einen gemeinsamen Ausdruck des Bekenntnisses und des Gebetes fordert, unbeschadet der heilsamen Freiheit innerhalb der heilsamen Schranken. Sie bekennt sich zu der Einsicht, daß die wesentlichsten Pfeiler des Reiches Gottes nicht in der Verborgenheit liegen, oder nach individuellem Belieben vor die Gemeinde gestellt werden dürfen, sondern daß sie als das große, alte, bindende Gemeingut aller Gläubigen von apostolischen Zeiten an bis auf unsere Tage in ihrer prominenten Stellung in Mitten der ganzen Gemeinde und ihres Gottesdienstes stehen müssen, als die Grundwahrheiten, die Trag- und Prüfstein für alles Lehren, Glauben, Beten, Leben in der Kirche seyn sollen. Sie bekennt sich ferner zu einer nicht zu verkennenden Eigenthümlichkeit ihrer Selbst mit einem ihr als einer kirchlichen Besonderheit zugehörigen Bekenntniß, dem sie ihre Existenz neben andern Besonderheiten zuschreibt, und welches zu bewahren sie Recht und Pflicht hat. Und noch fügen wir bei, daß sie mit einer zarten Berücksichtigung der Verhältnisse nicht gesonnen ist, was wir als eine Frucht jener Reaction ansehen, der Kirche in ihrem Gemeinde- und Familienleben aufzwingen zu wollen, sondern daß sie das, was sie in Harmonie mit den eben bezeichneten Grundsätzen anbieten kann, hiemit anbietet und darreicht.

Die Deutsche Reformirte Kirche war ursprünglich liturgisch. Noch in diesem Lande wurde die alte Pfälzer Liturgie zum Theil den Gesangbüchern

beigedruckt. Die Kirche hat auch das liturgische Princip nie aufgegeben. Ob sie es immer verstanden habe, ist nicht unsere Frage. Die liturgische Arbeit, die aus ihr vor mehreren Jahrzehnten hervorging, war entschieden viel zu sehr gefasst in der Zeitsprache der modernen Theologie, als in der alten kirchlichen Sprache, welche genauer betrachtet eben die biblische ist und gerade darin ihre unüberwindliche Stärke hat. Nichts ist merkwürdiger und lehrreicher, als wenn man jene Liturgie und den neuen vor uns liegenden Entwurf vergleicht. Das rathen wir besonders denen, die mit dem letzteren etwa Fehler zu finden geneigt seyn sollten.

Wenn wir sagten, daß in der Deutschen Reformirten Kirche jene Reaction eingetreten sey, so wünschen wir nicht mißverstanden zu werden. Keineswegs meinen wir, es handle sich dabei nur um ein Zurückstreben in einen früheren, nun einmal überwundenen Standpunkt. Nein; was von christlicher Lebenserweisung, sey es angeregt woher es wolle, die Probe hält, das ist ein nicht aufzugebendes Gut. Aber es soll sich mit dem Eigenthümlichen vermählen, durch welches diese Kirche ihre besondere Stellung hat. Daß eine Reaction in diesem Sinne eintrat, daß sie alles Edle und das Reich Gottes Fördernde in sich aufnahm und somit nicht ein Rückschritt, sondern ein wahrer, gesunder Fortschritt war, das war's auch, wodurch sie zu einem erfreulichen Ziele führte. Sie gewann in dieser Weise Vertrauen und Einfluß.

Wir sagten, der Gang der Deutschen Reformirten Kirche sey seit einer Reihe von Jahren ein eigenthümlicher gewesen. Sie hatte ernste Kämpfe zu bestehen, sie ging in gewissem Sinne durch eine Krise hindurch. An ihren kirchlichen Bildungsanstalten wirkten besonders zwei Männer von eigenthümlicher Begabung und Richtung des Geistes. Manche der von ihnen geäußerten Ansichten waren keineswegs nach Art des unter uns Gewöhnlichen, Landläufigen. Einzelnen erschienen ihre Gedanken von Kirche und Kirchlichem bedenklich. Diejenigen, welche die puritanische Form des Protestantismus für den Protestantismus überhaupt, den einzig möglichen, fertigen Protestantismus hielten, schrien über Häresien. Die „Mercersburger Theologie“ war ein Beiwort geworden und man wirkte sogar auf Organe anderer Denominationen, um im eigenen Felde durch Rückwirkung auf die öffentliche Meinung jenen Männern den legitimen Grund und Boden zu unterminiren. Sie selbst waren sich dessen wohl bewußt, daß sie nicht die breite Heerstraße der um uns herrschenden, landläufigen, theologischen Anschauungen in allen Stücken wandelten. In diesen Umgebungen mußte Manches, was sie äußerten, als neu erscheinen. Mißverständnisse waren dabei leicht möglich und den Angriffen mußte und konnte nur mit scharfem Gegensatz und mit klarer, entschiedener Bestimmtheit begegnet werden. Der Widerspruch selbst war heilsam, und diente, Theorie und Wirklichkeit nicht zu weit zu trennen. An Sympathien in verschiedenen Gebieten fehlte es allerdings auch nicht, und die in den letzten fünfzehn Jahren von Mercersburg ausgegangenen Schriften, welche hier zu nennen unnötig ist, haben auf Theologen und auf gebildete Laien an den verschiedensten Orten

eingewirkt. Die Reformirte Kirche aber ließ diesen Männern das protestantische Recht der Freiheit angedeihen. War doch der eine von ihnen ein Amerikaner, aber von deutscher Gründlichkeit des Wissens und Tiefe des Denkens; der andere, für den Dienst in der neuen aus der alten Welt herübergerufen, ein Deutscher, aber voll amerikanischer Lebendigkeit und Energie. Die wissenschaftliche Befähigung beider war allgemein anerkannt, und eine Vergleichung in dieser Hinsicht zwischen ihnen und ihren Gegnern mußte ganz geeignet seyn, das Urtheil betreffend die intellectuelle und theologische Capacität zu Gunsten der erstern für immer festzustellen. Von größerer Bedeutung war das Zutrauen, das ihr Charakter genoß; willig trugen sie manches Unangenehme, das ihre eigenthümliche Stellung mit sich brachte, und ihre Anhänglichkeit an die Kirche, in deren Dienst sie beide standen, hat ernste Proben bestanden. So wirkten sie, wie sie beide zuvor an andern Orten auf ehrenvollen Posten gestanden hatten, nun zunächst auf die um sie versammelten, studirenden jungen Männer, die ihnen mit dankbarer Liebe zugethan sind. So wirkten sie als Schriftsteller auf die Kirche im Ganzen und auf weitere Kreise anregend, und sie fanden Verständniß und unter den Angeregten Manche, die ihnen mitarbeitend zur Seite standen und, in dieselben Anschauungen von Kirche und kirchlichem Leben eingehend, der Theorie die Praxis zu adaptiren bemüht waren. Allein hier war es nicht darum zu thun, dies oder jenes von außen her etwa gewaltsam zu ändern. Es gilt, eine Erkenntniß zu fördern, die, wenn sie einmal lebendig ist, die rechten Formen des kirchlichen Lebens, des Gottesdienstes u. s. f. schon aus sich selbst schaffen wird. Daher ist auch die Art und Weise, wie die vorliegende Abende vor die Kirche gebracht wird, zu loben. Mag auch in der Kirche eine Behörde das legale Recht haben, etwas in der Kirche in's Daseyn zu rufen, so ist es ein ganz Anderes, etwas in's kirchliche Leben zu rufen. Dazu gehört mehr.

Als eine Frucht somit dieser eigenthümlichen Regung und Bewegung in Mitten der Deutschen Reformirten Kirche sehen wir auch das vor uns liegende Werk an. Es wäre nie zu Stande gekommen, wenn nicht Grundsätze als richtig und dem wahren Wesen der Kirche entsprechend Anerkennung gefunden hätten, die in einer früheren Periode nicht in Wirkung getreten waren. Daher kommt ihm auch eine über das denominationelle Interesse, welches in demselben allerdings auch gehörige Berücksichtigung findet, hinausgreifende Bedeutung zu. Das Book of Common Prayer ist eine englische Schöpfung; aber entstanden unter nicht unbedeutender Einwirkung einer Arbeit Melancthon's und Bucer's. Das vor uns liegende Werk ist amerikanischen Ursprungs und tritt in englischem Gewande auf; aus dem Zusammenwirken amerikanischer und deutscher Kräfte ist es hervorgegangen, wie das in einer Kirche deutschen Ursprungs so seyn soll und wie auch ein Blick auf die Namen der daran thätigen Committee sogleich überzeugt. Die englische kirchliche Litteratur dieses Landes hat diesem Buche Nichts an die Seite zu setzen. Und es verdankt sein Daseyn einer der interessantesten Episoden aus der neuesten Kirchengeschichte der Neuen Welt.

Hiermit sind wir nun eigentlich bereits auf das Buch selbst zu reden gekommen. Es ist auch im Wesentlichen bereits charakterisirt. Was seine Sprache betrifft, so ist sie die alte, biblisch-kirchliche mit all' ihrer einfachen Sublimität, schmucklos gegenüber aller modernen poetischen Ziererei und doch so erhebend. Was die confessionelle Haltung betrifft, so tritt der wahrhaft allgemeine christliche apostolische Glaube gegenüber dem Sonderbekenntniß in den Vordergrund und namentlich ist irgend eine moderne theologische Fassungsweise der dogmatischen und ethischen Begriffe weislich vermieden. Wer überhaupt in Form und Inhalt hier meint, nur Neues finden zu müssen, der irrt und verkennt den Charakter eines kirchlichen Buches. Neu mag indessen das Buch deshalb doch Vielen in jeder Hinsicht vorkommen. Denn neu ist ein relativer Begriff. Was den Einen neu in der Kirche erscheint, das kennen Andere als uralt kirchlich. Indessen ist auch das Alte nicht nur als ein Fremdes aufgenommen und eingeführt, sondern in lebendiger Verarbeitung angeeignet und reproducirt.

Ohne daher ein Urtheil über Sprachliches, über das Einzelne in stylistischer Hinsicht oder auch über die Vollständigkeit des Ganzen aussprechen zu wollen, nur den Blick auf die dem Ganzen zu Grund liegenden Principien und deren Handhabung im Ganzen gerichtet, sagen wir, daß das Werk aller Aufmerksamkeit und alles Lobes werth ist. Es will seyn ein Buch der Kirche, d. h. ein Buch der Gemeinde als solcher und ein Buch für jedes Glied derselben, so fern es an der Handlung der versammelten Gemeinde—und nicht bloss ein Act eines Predigers vor einem Haufen passiver Zuhörer und Zuschauer soll ja der Gemeindegottesdienst seyn—participirt und so fern es religiöses Leben im Kreise der Familie oder als Individuum für sich äußert. Es ist keineswegs bestimmt, dem Prediger nur zu dienen als eine Sammlung von Formularen oder eine Auswahl von Gebeten, deren er sich nach Belieben bequemer Weise bedienen kann. Vielmehr will es der lebendige Ausdruck des Glaubens der Kirche seyn, der hier in vollendetster Weise gegeben ist und im Gottesdienst in anbetendem und Gottes Wort empfangenden und aufnehmenden Zusammenwirken von Prediger und Gemeinde in's Leben eintreten soll. So soll Liturgie verstanden werden. So scheinen auch die, aus deren fleißigen Händen dies Werk hervorging, ihre Arbeit verstanden zu haben.

Es wird nicht an Solchen fehlen, die sagen, die Zeit wird's beweisen, ob das Buch gut ist oder nicht. Die so denken, verwechseln zwei Dinge, nämlich „gut an sich“ und „dem Zeitgeschmack entsprechend.“ Die Reformirte Kirche mag nicht im Stande seyn, den Gedanken dieses Buches in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren in dem Leben ihrer Gemeinden durchzuführen, es in Haus und Gottesdienst heimisch zu machen, daß es dort zur zweiten Natur wird, wie das Book of Common Prayer in der Episkopalkirche. Das mag seyn. Es geht mit solchen Dingen sehr schwer, wo die Leute nicht von Kindheit auf an dergleichen gewöhnt sind. Allein wer deshalb sagen wollte, das Buch ist an sich nicht gut, der setzt den Zeitgeschmack zum Richter über kirchliche Grundsätze, die, so wenig wie Grundsätze überhaupt, mit dem bloßen populären, gewohn-

heitdienenden Geschmack zu entscheiden sind. Oder soll die kirchliche Arbeit von richtigen Principien absehen und sich herrschender Meinung, eingewurzeltem Vorurtheil, bloßer Gewohnheit anbequemen? Das lernen nachgerade immer Mehrere einsehen, daß unser protestantischer Gottesdienst, so wie er an meisten Orten ist, namentlich besteht aus Anhören eines singenden Chors, eines ziemlich stereotypen, jedoch für extempore geltenden Gebets und einer etwas längeren Predigt. Die Gemeinde, die offenbar beim Gemeindegottesdienst am meisten thun sollte, thut dabei am wenigsten. Da sieht man den Verfall unseres kirchlichen Lebens. Da fehlt die innere Lust zur einheitlichen, freudigen Kundgebung unseres religiösen Lebens in Bekennen, Beten, Singen. Wir haben gar keine Erwartung, daß das anders werden wird. Aber ganz in Ordnung ist es, daß dieser traurigen Wirklichkeit gegenüber das Bild eines besseren kirchlichen gottesdienstlichen Zustandes gehalten werde. Man kann sagen, es sey jetzt keine Zeit, Liturgien zu machen und einzuführen. Und doch gerade unsere Zeit bedarf es, daß sie daran erinnert werde, was Gemeindegottesdienst eigentlich seyn will. Die Schwierigkeiten, die in unserer Zeit der Einführung eines richtigen liturgischen Gemeindegottesdienstes im Wege stehen, kannte die Deutsche Reformirte Synode und ihre Committee ganz wohl. Sie ist auch keineswegs der Ansicht, daß Christenthum nach Lehre und Leben von Liturgie oder Nicht-Liturgie abhängt. Aber etwas den richtigen kirchlichen Grundsätzen nicht Entsprechendes wollte und durfte die Committee deshalb nicht geben. Vorsicht und Rücksicht ist ganz wünschenswerth und daran fehlt es hier nicht. Aber daß die leitende oberste Behörde der Kirche sich einem herrschenden Uebelstande gerade accommodiren sollte, wird nicht gefordert werden dürfen. Sie ist da, um Uebelstände nach Kräften zu verbessern, nicht sie zu sanctioniren. Die Sache ist ja wohl der Probe werth, ob nicht neue lebendigere Mitthätigkeit der Gemeinde im Gottesdienst sich wecken läßt. Mißlingt der Versuch, so hat sich die Deutsche Reformirte Kirche darum wahrlich weder vor Mitwelt noch Nachwelt des Werkes zu schämen, das uns zu diesen Bemerkungen Veranlassung gab.

Noch sey erwähnt, daß der vor uns liegende Band 340 Seiten umfaßt, wozu noch eine Sammlung von 140 Liedern, darunter ein Paar treffliche Uebersetzungen aus dem Deutschen, kommt. Dem Ganzen ist die Ordnung des Kirchenjahres zu Grunde gelegt. Daher sind auch die sonn- und feiertäglichen Evangelien und Episteln gegeben und selbst einige für Aposteltage aufgenommen. Da auf die kirchliche Aufnahme der Immigranten besonders Rücksicht genommen ist, so erwarteten wir auch die Mission, die Eröffnung der Synode, namentlich das Reformationsfest und Anderes, ausdrücklich bedacht zu finden. Wahrscheinlich wollte die Committee das Buch nicht zu weitläufig machen, um nicht seiner Verbreitung Schwierigkeit in den Weg zu legen. Aus demselben Grunde ist wohl auch die kurze, aber sehr schöne Fassung der Gebetsammlung für die Erbauung der Familie und die Anleitung für die Erbauung der Einzelnen zu erklären.

Philadelphia.

W. J. W.

Fenelon, der Schwan von Cambray.

(Schluß.)

Der für Frankreich so unheilvolle spanische Erbfolgekrieg umgab Fenelon mit all seinen Schrecken, der erzbischöfliche Palast war den Kranken wie den Gesunden offen, stundenlang unterstützte der Prälat die Aerzte, besuchte die Spitäler, tröstete die Sterbenden, bot sein Vermögen dem Könige an, „um mit Geld und Blut dem Vaterlande zu dienen, nicht um sich dem Hofe zu empfehlen.“ Die feindlichen Generale schonten möglichst Cambray; Marlborough, um die Magazine des Erzbischofs, „in denen das Brot der Armen sei“, vor den eigenen Soldaten zu retten, ließ durch dieselben die Vorräthe an einen sichern Platz bringen. Als die Besatzung von Saint Omer, dessen Bischof Fenelon in allen Kämpfen bis auf den Tod verfolgte, durch Vorenthaltung des Soldes erbittert, alle Zügel der Mannszucht zerriß, die Umgegend verwüstete, versehte der Erzbischof sein Silbergeschirr und sandte heimlich dem feindseligen Kollegen den Ertrag, um die Truppen zu befriedigen.

Wie er damals Frankreich's Geschick ansah, hat er dem Herzog von Burgund in einer Denkschrift ausgesprochen, die jedem Minister Ehre machen würde: „Nur wie durch ein Wunder hat Frankreich noch einige Lebenskraft; es ist wie eine abgenutzte Maschine, die zwar, weil sie einmal in Schwung ist, noch eine Weile fortgeht, aber bei dem ersten gewaltsamen Stoße auseinanderfallen muß. Das halte ich für unser größtes Unglück, daß Niemand den Grund unsers Glends erblickt, ja man sogar entschlossen scheint, ihn nicht zu erblicken, sich nicht getraut, seine ganze Größe in's Auge zu fassen; daß Alles darauf ausgeht, die Augen zu schließen, immer die Hände nur zum Nehmen zu öffnen, ohne zu wissen, ob noch etwas zu nehmen da ist; daß man heute wie durch ein Wunder sich erhält, und auf ein ähnliches Wunder sich verlassen muß, um morgen zu existiren; endlich, daß man keine rettende Maßregeln ergreifen will, bis es zu spät ist. Den Soldaten bleibt der Sold wochenlang aus, man hört sie murren; die Offiziere leiden noch mehr; den Credit ihrer Familie haben sie erschöpft, essen Commisbrod und Wasser, ja viele betteln in Paris. Kann man Soldaten strafen, die man Hungers sterben läßt, und die nur plündern, um nicht umzusinken? Die Armee kann kaum einige Bewegungen machen, denn gewöhnlich hat sie nur für einen Tag Brod. Die Festungen sind unvollendet; verlieren wir eine Schlacht, sie stürzen wie Kartenhäuser zusammen. Die Unterthanen können nicht mehr wie Menschen leben, sie haben nichts mehr zu hoffen und nichts zu verlieren; das Gemeindevermögen aller Städte ist erschöpft, auf zehn Jahre voraus sind ihnen die Abgaben abgenom-

men; den Bauern raubt man Wagen und Pferde, ihre Felder liegen wüste, die Intendanten verfahren wie die Zigeuner, „Glend und Glend!“ Das ist ein Bild aus dem goldenen Zeitalter Ludwig's XIV.!

Der Quell des Uebels ist Fenelon nicht entgangen; er hat, ein Revolutionär im Bischofskleide, das große Wort ausgesprochen: „Nachdem wir dahin gekommen sind, wo das äußerste Uebel die äußersten Hülfsmittel heischt, ist muthvoll auf die bisherige Regierungsform zu verzichten, die sich weder erhalten noch vertheidigen kann; der Augenblick ist da, die Nation an der Staatsverwaltung theilnehmen zu lassen. Der König drückt das Volk zu Boden, bezahlt nicht, was er schuldig ist, hört nur die Leute, die ihm angenehm zu schwagen wissen, schwelgt in übermäßigem Aufwand, bringt Frankreich, ohne sein Volk zu fragen, an den Rand des Verderbens.—Es giebt nur ein Rettungsmittel, zu dem der König sich nie verstehen wird; man muß das Volk fragen, muß Abtadeln aus den verschiedenen Ständen und Provinzen berufen, um das Staatswohl mit ihnen zu berathen; die Nation ist verloren, sie muß sich selbst retten: Eine solche Neuerung—denn so erscheint das, was uralte ist, wovon wir aber die letzte Spur verloren haben—kann die Köpfe in Währung bringen, aber sie ist unumgänglich. Die Bürger, Kaufleute, Geldmänner, Magisträte, Gutsherren und Prälaten muß der König zu Rathe ziehen, nicht bloß um ihre Einsicht zu benützen, sondern um sie mit verantwortlich zu machen für die Maßregeln der Krone, und der Nation das Bewußtseyn zu geben, daß die besten Köpfe an dem Theil haben, was für das allgemeine Beste beschlossen werde. Eine despotische Regierung hat das vor einer gemäßigten voraus, daß sie rascher und stärker wirkt, so lange die Klassen voll sind; tritt aber Erschöpfung und Mangel an Credit ein, so stürzt sie rettungslos zusammen; sie handelt immer nur aus Uebergewalt, nur fehlt's an innerer Spannkraft, es bleibt nichts, als das schon halb todte Volk vollends Hungers sterben zu lassen, die Verzweiflung ist allgemein. Wenn eine despotische Regierung verschuldet und banquerott ist, sollten die feilen Seelen, die sich mit dem Mark des Landes gemästet haben, sich zu Grunde richten, um sie zu retten? das hieße von eigennütigen Menschen fordern, uneigennützig seyn. Man wird sagen, Gott werde Frankreich retten; ich antworte, wo hat er das verheißen, wir haben eine furchtbare Katastrophe verdient, ich sehe den Abgrund sich öffnen, der Alles verschlingen wird; gebe Gott nur, daß die Kräfte Frankreich rette!“

Die Geschichte hat dem Propheten der Revolution seine Unheilswefsagung erfüllt.—

Als ein bedeutendes Jahr die Weltgeschichte umgestaltete, den Tod des Herzogs von Marlborough, des Kaisers von Oestreich und des Dauphin von Frankreich sah, öffnete sich dem Herzog von Burgund, „diesem Schlachtopfer der Hofkabale“, der Weg zum Throne; Ludwig XIV. nahm ihn zum Mitregenten an. Fenelon steht ihm zur Seite wie Mentor dem Telemach. Seyen Sie mißtrauisch, schrieb er ihm, gegen alle Schmeichler, suchen Sie das Verdienst Kirchenfreund. Jahrg. XI. No. 1.

auf, hören Sie Alles, glauben Sie nichts ohne Beweis, seyen Sie Vater, nicht Herr, nicht Alle sind für Einen, aber der Eine ist für Alle da.

Die erste That des Mitregenten war, daß er Berichte aus allen Provinzen des Landes über Mißstände forderte, nach von Fenelon entworfenen Kategorien. Es liefen so viele ein, daß sie 42 mächtige Folianten füllten. Beschwerden, Mängel und Ungerechtigkeiten kamen massenhaft zu Tage, der Graf von Bouillabon mochte sie nicht mehr vorlegen. Die Zeit, die ich auf diese Lektüre verwende, ist nicht verloren, sprach der Herzog.

Es gehört bald zum Styl, dem alten Lehrer des Fürsten den Hof zu machen; der scherzt darüber, wie es doch komme, daß alle Wege über Cambrai führten und er einen Hof hat wie ein König. In seinen Mußestunden schrieb er für den Regenten die berühmten Novellen, ein Handbuch der Politik. Ihr Grundgedanke ist Reform des ganzen Regierungssystemes. Statt der kostspieligen Festungsbesatzungen soll man eine tüchtige Landwehr organisiren, gut besoldet und gut behandelt; die Offizierstellen jedem Talente offen, nicht an den Adel und die Anciennität gebunden. Alle Beamten sind zur strengsten Residenzpflicht zu verbinden, der Unfug der Anwartschaften zu tilgen. Bei Vertheilung der Auflagen und öffentlichen Arbeiten gelte Gleichheit und Gerechtigkeit. Die harten Steuern und Regierungsmonopole müssen aufhören und den zu bildenden Provinziallandständen aufgetragen werden, die jeder Provinz zugewiesene Steuersumme von Allen auf die mindestdrückende Weise zu erheben. Alle drei Jahre muß der König die Generalstände berufen, eine offene Stimme des Landes für ihn, keine Pagoden, die nur seinem Willen dienen. Der Adel genieße Rangprivilegien, besitze aber weder Gewalt noch Freiheit von öffentlichen Lasten. Die Justiz verlangt Reform, hinweg mit der Käuflichkeit der höchsten Aemter, mit der Erblichkeit der Parlamentsstellen; wir bedürfen neue Gesetzbücher, um im Gebiete des Privatrechts der Advokatenwillkühr und der Proceßsucht zu steuern. Die Patrimonialgerichtsbarkeit ist der Tod einer guten Justiz, der Adel soll sie aufgeben, auch der König auf seinen Gütern. Es folgen in der Schrift tiefere national-öconomische Entwicklungen, die so geistvoll sind, daß sie für einen Kenner dieses Gebietes guten Stoff zu einer Abhandlung gaben: Der Erzbischof von Cambrai als Nationalöconom.

Fenelon hatte kaum die Feder niedergelegt, so starb zu Frankreich's höchstem Unglück der Herzog von Burgund; als er die Nachricht erhielt, brach sein Herz, er sank mit den Worten zurück: alle meine Bande sind gesprengt, mich fesselt nichts mehr hienieden. Tagelang sprach er kein Wort und lag in Thränen vor seinem Crucifix. Gott denkt anders als die Menschen, schrieb er an eine Freundin, er vernichtet, was zu seiner Ehre gebildet schien, er straft uns, wir verdienen es; nun ist alles verloren.

Ludwig XIV. pries Gott für die Gnade, die ihm verliehen, seinen Enkel so heilig sterben zu sehen als er gelebt; ein höheres Lob konnte dem Erzieher nicht werden. Alle Papiere des Erzbischofs von Cambrai, die sich im Nachlaß des

Herzogs befanden, verbrannte der König, nachdem er sie durchgelesen, mit eigener Hand. In dieser That war der Entschluß ausgesprochen, dem Abgrunde zuzueilen, der das Königthum von Frankreich begraben hat.

Das Schicksal des Landes hing jetzt ab von einem abgelebten Greise, einem zweijährigen Kinde und einem gräßlichen Menschen, dem Herzoge von Berry, den seine Gemahlin beherrschte, die mit ihrem eigenen Vater in schwachvollem Verhältniß stand, während Berry als ein Prahler mit Lastern alles Gräßliche glaubwürdig machte, das ganze Volk ihm den Tod des Herzogs von Burgund Schuld gab. Es ist natürlich, daß Fenelon von diesen Zuständen mit Schauern den Blick abwandte, nie hat er sich mit Politik wieder beschäftigt. Wenn sein Amt ihm Muße ließ, nahm er Theil an den Arbeiten der Akademie. Als durch die Spöttereien des Hofes veranlaßt, sie das große Wörterbuch liegen zu lassen dachte, forderte sie von Fenelon ein Gutachten über den Gegenstand; ihm verdanken wir die Fortsetzung.

In einer Abhandlung über Geschichte, die sich mit dem bekannten Auffaß gleichen Inhalts von Macaulay zusammenstellen läßt, fordert er neben der völligen Beherrschung des Gegenstandes das tiefste Eingehen in Zeiten und Menschen; nicht bloß darauf komme es an, daß man ein Ereigniß genau darstelle; das Charakteristische, das Individuelle am rechten Orte hervorzuheben, die Züge, die Worte, die uns den Menschen malen, zu treffen wissen, das sey noch viel mehr, als aller Wust todter Gelehrsamkeit.—

Eine Jugendliebe war die Abfassung eines großen apologetischen Werkes; es ward nie ausgeführt, nur ein Fragment, der Beweis für das Daseyn Gottes, ist mit „Verstand und Tiefe“ geschrieben*, gedankenreich, bei Erwägung des physikotheologischen Argumentes eine liebevolle Betrachtung der Natur mit dem Auge des Glaubens, die das Psalmwort ergreifend auslegt: die Himmel erzählen die Ehre Gottes. Abgearbeitet und kränklich verlangt ihn nach Ruhe, alle seine Freunde sind vor ihm geschieden. Oft wünschte er, die wahren Freunde möchten aufeinander warten können, um an einem Tage zu sterben; nur Menschen, die Nichts von Liebe wissen, können mit trockenem Auge und kaltem Herzen das ganze Menschengeschlecht zu Grabe tragen sehen, sie verdienen nicht zu leben. Es kostet viel, Gefühl für Freundschaft haben, aber ich will lieber leiden, als gefühllos seyn. Die reinen Geister lieben ihre wahren Freunde in ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, ihre Freundschaft ist unsterblich wie ihr Quell. Die Ungläubigen lieben nur sich selbst, die auf Gott gegründete Freundschaft wandelt den sichtbaren Verein in einen unsichtbaren, sie weint, aber weinend tröstet sie die Hoffnung, im Lande der Wahrheit und im Schooße der Liebe das Geliebte wiederzufinden. Ich lebe nur noch der Freundschaft und die Freundschaft wird mein Tod seyn.

Acht Tage nach dem Tode des Herzogs von Beauvilliers war diese Weissagung erfüllt. Auf einer Visitationsreise schlug Fenelon's Wagen um; die Erschütterung verursachte ihm ein Fieber, das ununterbrochen fortbauerte.

* Baumgarten-Crusius Dogmengeschichte II, 408 ed. Dase.

Stets ließ er sich aus der Bibel vorlesen, in den Zwischen Augenblicken unterzeichnete er Urkunden für seine Diöcesen. Noch einmal, noch einmal diese befehlenden Worte! sprach er zu den Vorlesenden. Man mußte ihm den Spruch des heiligen Martin wiederholen: Herr, soll ich deinem Volke nothwendig seyn, so weigere ich mich der Arbeit nicht, es geschehe dein heiliger Wille. Gefragt, warum verläßt du uns, in welche Hände werden wir Armen fallen? waren Seufzer seine Antwort. Nach der Beichte ließ er sich in den großen Saal seines Palastes tragen, um mitten unter den Seinen das heilige Mahl zu feiern. Am Feste der heiligen drei Könige empfing er die letzte Oelung und dictirte noch einen Dankbrief für den König an le Tillier, man könnte ihn eine Dankagung für Leiden nennen; der Hauptzweck war die Bitte um einen treuen Nachfolger. Sie ist so erfüllt, daß wie zur entsetzlichsten Verhöhnung des Geschiedenen der ruchlose Dubois sein Nachfolger wurde. Auch an Fenelon mag Ludwig gedacht haben, als er mit dem Scapulier und den Reliquien der Jesuiten, gleichsam in ihren Armen sterbend, seufzend den Cardinälen Rohan und Bissy bemerkte: wenn man mich betrog, so hat man viel zu verantworten!—

In der Nacht steigerten sich die Schmerzen des Erzbischofs. Christo confixus sum cruci! rief er aus; man las die Passionsgeschichte: ja, Herr, dein Wille, nicht mein Wille; in einem fieberfreien Momente erhob er die Hände gen Himmel und segnete die Seinen; indem man ihm das Crucifix zum Kusse reichte, starb am 7. Januar 1715 der größte Bischof der französischen Kirche!—

Eine Leichenrede ist ihm aus Furcht vor der königlichen Ungnade nicht gehalten; der erste auf dem Stuhle von Cambray, dem dieser Zoll der Verehrung nicht wurde; er hat ihrer nicht bedurft. Clemens XI. weinte vor Schmerz und Zorn, daß er seinen Freund um des Königs willen nicht zum Cardinal habe erheben dürfen. In einem Jahrhunderte, schrieb Rousseau, wo ächtes Verdienst so selten wird, muß jeder redliche Mann einen so großen Prälaten betrauern; sein Ruhm wird so lange dauern, als es Menschen auf der Erde giebt, die Sinn für wahre Tugend und ächtes Verdienst haben.—

Was hat er gethan, fragt Lamartine in seiner Skizze über Fenelon's Leben: Er hat den Geist zweier Menschenalter mit seinem Geiste durchdrungen, den Genius Frankreich's gemildert und christlich gemacht. Das Gewissen dankt ihm eine Tugend mehr, Toleranz; die Throne eine Pflicht mehr, Liebe zum Volke; die Republiken einen Ruhm mehr, Humanität.

Der Jesuit Sanadon hat auf das Grab vor dem Hochaltar der Kathedrale von Cambray eine pomphaste Inschrift gesetzt; das eine Wort, mit dem sie schließt, wäre genug gewesen, weil es hier Wahrheit ausspricht, wie selten über eines Menschen Leben: *maturus coelo.*—

Ueber Gellert und seine Lieder.

Vortrag von Dr. theol. A. J. Nisch.

Wenn ich das Bild eines Mannes anzufrischen versuche, von dem Deutschland so lange Zeit gern sich sagen ließ, und der, ohne Prediger und Theolog zu seyn, in einem Umfange und Grade wie kein anderer Zeitgenosse der Nation, Lehrer und Seelsorger wurde, so darf ich auf Ihre Theilnahme, geehrte Anwesende, mit Zuversicht rechnen. Oder ist dennoch Christian Fürchtegott Gellert ein zu geringes Talent, zu sehr nur für das Maas seines Zeitalters eine Größe, jedenfalls durch Vorgänger und Nachfolger zu weit überstrahlt, daß wir nicht diesen Namen der Litteraturgeschichte und sonst der Vergessenheit zu übergeben hätten?

Mit dem laufenden Jahre schließt sich seit dem ersten Erscheinen der Gellert'schen Lieder gerade ein Jahrhundert. Die Fabeln kamen 1746, die geistlichen Oden und Lieder 1757 heraus, und eben an diese beiden Werke denkt der Deutsche vorzugsweise, wenn er Gellert's Namen hört. Die allerersten Eindrücke, welche das letztere auf Männer machte, die dem Leben und Herzen Gellert's so nahe standen, wie Nabner und v. Cronckl, sind uns in Briefen aufbehalten. Jener weiß es kaum auszudrücken, wie viel er seiner eigenen Seele wegen an den Oden habe und bekennt, daß ihm Gellert von der Stufe der Liebenswürdigkeit zur Ehrwürdigkeit erhoben sey, dieser, der stille klare Jüngling, spricht von Jahrhunderten des Nachruhms. Wie steht es nun nach Verlauf des ersten? Die urtheilenden und die thätigen Würdigungen sind sehr getheilt heut zu Tage, theilweise widersprechen sie sich auch unter denen, die für sachkundig gehalten werden, geradezu. Nach Vilmar's Urtheil sind die Gellert'schen Fabeln der Anfang des Besseren, die Lieder aber der Anfang des Verfalls. Umgekehrt scheinen sich die Fabeln im Gedächtniß des deutschen Volkes mehr zurückzudrängen, während auch solche Deutsche, die mit Gellert selbst (Vorrede zu den geistlichen Liedern) die großen Vorzüge der alten Lieder rühmen und genießen wollen und sich an Luther, an Paul Gerbard innig freuen, doch mit ungeschwächter Liebe und Pietät Gellert'schen Liedern anhängen. Diejenige Kritik, welche etwa auch Helzer und Hagenbach, oder Stier und die Mehrzahl der neueren guten Gesangbücher mit der That der Auswahl an Gellert üben,—kaum Eines wirft alle seine Lieder über Bord, viele halten viele fest—stehen weit ab von dem Vilmar'schen Urtheil. Wer etwa wissen will, wie viel Geschichte im Volke von ihrem Erscheinen und Ursprunge her und wie viel Geschichtsurprung aus seinem Leben mehre der beliebtesten Gellert'schen Lieder an sich haben, nehme etwa das Gellert's-Buch von Ferd. Nauman, 1854, zur Hand, vornehmlich den Aufsatz von Hagenbach über Gellert als geistlichen Liederdichter.

Soviel ist gewiß, Gellert's Leben und Charakter, Gellert's Zeit im Vergleich mit der unsrigen hat man sich zu vergegenwärtigen, um seine Lieder zu würdigen, ohne daß daraus folgt, sie hätten sich ausgelebt.

Gellert ist im Todesjahr Fenelon's geboren, 1715. Spencer war zehn Jahre früher aus der Welt gegangen. Noch lebte A. H. Franke. Graf Zinzendorf war Jüngling. Gellert hat den siebenjährigen Krieg nur sechs Jahre überlebt und, wenn man an sein frühes Siechthum denkt, im Ganzen über Erwarten vierundfünfzig Jahre das Köstliche der Erde, Mühe und Arbeit, genossen. Die mehrsten von den großen deutschen Männern, die uns die Culturgaben des neunzehnten Jahrhunderts zubereitet haben, blüheten schon im achtzehnten und einige reichen mit ihren Jahren bis in Gellert's Lebenskreis zurück; unter ihnen ist Göthe schon deshalb der erwähnungswertheste, weil er, von dem man kein ausschweifend Lob eines Gellert zu erwarten hat, dessen Schriften und Wirksamkeit als ein Fundament der deutschen sittlichen Cultur bezeichnet. Wie mag das zu verstehen seyn?

Schon das Jugendleben Gellert's trägt das Gepräge seiner ganzen Lebensgeschichte: beschränkte Verhältnisse, in welche sich die Demuth willig fügt, um sich über sie zu erheben und sie der Geistesethätigkeit förderlich zu machen.

Gellert's frommer Vater war Diakon, später Oberpfarrer im erzgebirgischen Städtchen Haynchen; die treffliche Mutter, der er bis in ihr achtzigstes Jahr Sohnespflichten erweisen durfte, aus einer Familie Schütz. Die Umstände waren dürftig, unser Gellert der fünfte Sohn und eines der 14 Kinder des Hauses. Zu Zeiten mußte er Acten und Kaufbriefe abschreiben und äußerte später, seine Vaterstadt würde wohl dereinst mehr Schriften von ihm aufzuweisen haben, als künftig die Welt. Einen Gehülfen bei seiner Erziehung hatte er wie ein Knecht zu bedienen, und der Stadtschule verdankte er nur, daß er gehorchen gelernt. Dennoch wohnte auch Poesie im Hause mit Zucht und Andacht traulich zusammen. Im dreizehnten Lebensjahre, zum Geburtsfeste des Vaters bringt Gellert ein Gedicht, welches die 14 Stützen, die der baufälligen Wohnung gegeben waren, sinnbildlich anwendet, um den Wunsch auszuführen, daß die 14 Kinder dem Vater im seinem Alter Stützen werden möchten. Das Gedicht soll Talent angekündigt haben, ist aber bei zu später Nachforschung nicht zu finden gewesen.

Im folgenden Jahre kam Gellert nach Meissen auf den St. Afra-Berg, auf eine der sogenannten Fürstenschulen. Eine Fürstenschule ist eine protestantische Klosterschule. Da wird für den Kern der studirenden Jugend des Landes Vorschule für die Universität gehalten. Das Studiren und das Nachahmen der Alten ist in Morgen- und Abendgebet eingefaßt. Die Kloster-Pforte öffnet sich auch den reifern Jünglingen selten, aber desto inniger schließen sich die begabteren und gestitteteren an einander; in der Freundschaft und in gemeinsam gepflegten Idealen entschädigen sie sich für die Enge, die die klösterliche Reputabilität auflegt. Was hat nun diese Freundschaft für Inhalt? Nicht gerade das

Alterthum, welches wenigstens zu Gellert's Zeit nicht im Geiste bewegt und ausgebeutet, sondern im Buchstaben zugemessen und sclavisch nachgeahmt wurde, sondern etwas Neues, Anderes. Die Klosterjugend lauscht durch die Fenster irgend einer aufgegangenen Morgenröthe. Die Gellert'sche Jugend bewegte aber so wenig als sein Mannesalter ein politischer oder philosophischer Gedanke; auch nicht was man Antike nennt, viel weniger was Romantik heißt, aber das, wie man Deutsch reden, dichten, schreiben und dabei von den rohen und wilden, wie von den steifen und dünnen Formen, in welchen bisher der edelste Inhalt des deutschen Volksgeistes dargeboten worden, loskommen könne, denn die Deutschen waren darin hinter den Franzosen und Engländern weit zurückgeblieben. Denken wir nun an Gellert. Er und seine Meißner Freunde hatten im Anschluß an die vermeintliche Muse, aber getheilt zwischen dem frechen Günther'schen Genie und der bombastischen späteren schlesischen Schule, einen Anlauf mit poetischen Versuchen genommen, die wenigstens Gellert bald wieder verdamnte und vernichtete.

Im neunzehnten Jahre, 1734, bezieht er die Universität Leipzig; seine Studien sind auf Theologie als Mitte und Höhe der Wissenschaft gerichtet. Früher als er gewünscht muß er der Mittellosigkeit wegen in die Vaterstadt und das Vaterhaus zurück. Da scheint er denn oft und mit einem Beifall gepredigt zu haben, den man sich erklären kann, wenn man liest, was sein Lebensbeschreiber davon aufbehalten hat.

Warum wird er nun doch nicht Prediger? Noch Fürstenschüler, hatte er am Grabe eines Kindes reden sollen, dem er Pathe war, hatte feierlich dreist angefangen, dann gestockt, das Manuscript gesucht und war mit Mühe zu Ende gekommen. Von daher verfolgte ihn die Angst zu jeder Predigt, wenn er nicht acht Tage memorirte. Ich armer Redner, wäre ich doch Glöckner geworden. Schwachbrüstigkeit kam hinzu. Die Vorsehung hatte ihn zu einem ganz anderen Amte der Lehre, Seelsorge und Liturgie, bestimmt. Er sollte ein Licht der Predigt für viele Gemeinden, ein Seelsorger und Hirt für viel mehr Seelen als ein Kirchspiel faßt, ein Vorbeter und Vorsänger für sein Vaterland noch werden, wie seiner Zeit keiner in Deutschland. Aber wie? Im Jahre 1741 kam er zum zweiten Male nach Leipzig, um junge Leute dort einzuführen. Er hatte keinen anderen Unterhalt, als das Honorar von Unterrichtsstunden, die er jungen Edelleuten gab, aber niemals Mangel. Es waren die heitersten Jahre seines Lebens; am Abend erquidte ihn ein wenig Meißner Wein und Brod. Er war wieder mit seinen Meißner Freunden vereinigt, andere noch schlossen sich an. Lehrend lernte er, übte sich am Vorbilde der Alten, an Mosheim, dem ersten der deutschschreibenden Theologen, und an Vorbildern, die aus England und Frankreich herüber leuchteten. Er suchte mit der Philosophie, welche Hofmann in Leipzig als Gegner Christian Wolff's vertrat, von neuem anzuknüpfen; aber ohne Erfolg. Die mystische Speculation und die gangbare exacte Methode der höheren Wissenschaft versagten sich beide den doch erregten und strebenden Geistern, welche der damaligen jüngeren Leipziger Schule ange-

hörten, und mit denen Gellert in so innige und fruchtbringende Gemeinschaft trat. Wie läßt sich aber wohl der Geist, der die Mitarbeiter an den Belustigungen des Verstandes und Wises oder den sogenannten Bremer Beiträgen bewegte und unter einander irgendwie vereinigte, zum Ausdruck bringen? denn Gellert hatte daran Theil, und was oben von den treibenden Gedanken der Meißner Schüler gesagt worden, ließ eine Abklärung und Entwicklung zu.

Das Ausland ist uns vorgegangen, wir lernen von ihm. Allein es sey fern, uns mit fremden Federn zu schmücken. Auch damit ist nichts gewonnen, deutsch und dennoch undeutsch zu reden, mit dunklen vieldeutigen Beiwörtern, in ungeheuerlichen Bildern und hochfahrenden Figuren nach Art der nächsten Vorgänger Beifall zu erzielen. Vor allem laßt uns verständlich, sach- und naturgemäß reden, immerhin auch regelrecht und gefehlich, aber ihr armen Regeln des Leipziger Meisters vermöget weder Trauerspiele, die Mitleid wirkten, noch Lustspiele, die Lust gewährten, zu erzeugen. Kann des Lebens Wahrheit nicht empfunden werden, und sind Empfindungen wahr, kann man sie nicht in ihrer Natur so angemessen darstellen, daß sie ansprechen? Nähern wir uns nur wieder dem Leben und der Menschlichkeit, schöpfen aus den sittlichen Gefühlen der Familie, des Leides und der Freude, und halten der diese edlen Elemente verachtenden Welt den Spiegel ihrer Thorheit und ihres Verderbens vor in einer Satyre, die sie erkennen läßt; was sie zu ihrem Unglück geworden und zu ihrem Glück seyn könnte. Den Geschmack bessern heißt die Sitten bessern.

Diese Bestrebungen, bemerkt ein neuerer Kunstrichter mit Recht, zogen keine tiefen Furchen, aber sie reinigten das Feld und machten es urbar. Der Streit zwischen Zürich und Leipzig beruhigte sich. Gottsched ließ sich für die Schönheit der Werke seines treueren Schülers Altest von Voltaire ausstellen. Dessen bedurfte es für Gellert und seine Freunde nicht. Ohne diese Anfänge war auch kein Lessing, kein Herder, kein Göthe oder Schiller möglich.

Nun fragt sich aber sehr, welche Art von Interessen des Gemüths und Lebens es besonders sey, die mit einer Epoche der Rede und Dichtung zusammenfällt. Um bloße Formbildung handelt es sich nie. Patriotische und nationale Idee waren damals sehr selten. U3 zwar hat etwas von deutschen Vaterlandsgeanken, Gleim geht schon ganz in Begeisterung für preussisches Kriegs-, Sieges- und Heerwesen auf, Gellerten zu großem Aergerniß. Die innige Verehrung und Dankbarkeit gegen die beiden trefflichen Kurfürsten, Christian Friedrich und Friedrich August hat Gellert oft ausgesprochen, der letztere war sein Zuhörer. Der damalige sächsische Patriotismus konnte denoch kaum eine poetische Seite hergeben. Vor dem Kriege entfeste er sich; erduldete es großartig, wenn im Kriege sein Gehalt ausblieb, und nahm eine Zeit lang von dem Preußen v. Nochow einen Ersatz dafür an. Seine Beschreibung vom ersten großen Kriegelärm in Leipzig ist ein Meisterstück von Darstellung. Aber der Schrecken läßt sich hindurchfühlen. Einige jener neuen Dichter, am meisten v. Hagedorn, begeisterte sinnliches Vergnügen, von sittlichem Ernst und von Religion wußten sie sich frei zu halten, theilweise auch U3. Nur

mit Haller, Crämer, Klopstock war es ein anderes. Man kann auch nicht finden, daß es die Schönheit oder die Erhabenheit der Schöpfung, oder das idyllische Leben wäre, was Gellerten erfüllte—selbst sein erstes dramatisches Spiel hat eine andere Bedeutung; ihn setz die sittliche Anschauung der Welt in Bewegung; der Widerspruch nicht nur von Kunst und Natur, sondern auch der Widerspruch von Vergnügen und Unschuld, von Gerechtigkeit und Glück soll gelöst, die Kluft zwischen Kirche und Menschlichkeit, Religion und Leben ausgefüllt und das dagegen sich erhebende Vorurtheil überwunden werden. Nicht nur besseren Geschmack, Besserung des Herzens und Lebens erstrebt er, und dennoch beginnt zwar auch in ihm schon der Anspruch der Aufklärung, der allgemeinen Bildung, der Toleranz, der Humanität, aber er hat schon die schönen Wissenschaften in dem bestimmten Bewußtseyn angetreten, und seine weltlichen Geisteswerke in dem Sinne verfaßt, daß er damit sogar Scherz und Spiel dem Ernste der Ver sittlichung unterwirft; und was noch mehr ist, er will die vollen Kräfte der Veredelung, der Besserung nicht aus der Weltflucht, nicht aus der Natürlichkeit, sondern aus den Quellen der Religion, und nicht aus der Religion überhaupt, vielmehr aus dem Christenthume schöpfen. Bildung und Christenthum sollen sich nicht abstoßen, noch getrennt neben einander stehen und gehen, sondern sie sind sich einander zugänglich und verwandt, sie sind eins. Mit voller Entschiedenheit behauptet Gellert gegen eine fromme Dame, welche Anstoß am Lustspiel nahm, den hohen Ernst aller künstlerischen Darstellung von dieser Art. Mit Gellert deutet sich schon Vieles an, was am Schlusse des Jahrhunderts Herder u. A. in voller Ausführung sagen. Allein in jener Gellert'schen Zeit konnte ein dergleichen in Tugend und Frömmigkeit concentrirtes Bildungsstreben unmöglich Kraft und Erfolg haben, wenn es nicht seine Wahrheit in der Person des Dichters selbst hatte.

Gellert erreichte ein vollkommenes Bewußtseyn vom Beruf für Gottes Reich, wenn er seit 1744 als Privatdocent, seit 1751 als außerordentlicher Professor für Beredsamkeit für die Ausbildung akademischer Bürger zu wirken hatte. Eine noch höhere Stufe ließ er sich nicht aufdringen. Den Beruf nach Halle lehnte er doch ab, weil er sich nicht dem gewachsen achtete, auch eine etwas rohere und ausgelassene Jugend sittlich zu bewältigen, wie ihm dieses zu Leipzig nicht nur se und se an Individuen, sondern sogar an aufgeregten Haufen gelang, so daß er gleichsam dem Senate zu Hülfe kam. Niemals fürchtete dieser Professor der Dichtkunst ein ihn zu fremdes Gebiet zu betreten, wenn er sich etwa zu jenen berühmten Vorlesungen über die Moral entschloß, die am Ende davon überzeugten, nur im Christenthume fließe die reine und volle Quelle sittlicher Beweggründe, und zu seiner Entzückung jenen österreichischen Diplomaten von der Möglichkeit und gültigen Forderung einer christlichen Staatskunst überführten; oder wenn er das Lehrgedicht „der Christ“ schrieb, oder dem treuesten Pastor noch zum Vorbild jenen reichen Weizbals, Herrn N.,

mit Beschämung durch Wort und That zur entschiedenen Sinnesänderung übermannte, oder—der häufigste Fall—einem verlorenen Sohne unter den studirenden Jünglingen persönlich oder brieflich nachging, den er in den meisten Fällen herumholte. Niemals tritt dabei eine Spur ein, die seinen Glauben, ein Mensch, ein Christ könne gar nicht anders handeln, bezweifeln ließe. Jene Strophe von dem Glücke im Jenseits, von einer Seele als Retter begrüßt zu werden (in dem Liede: Nach einer Prüfung kurzer Tage), hatte schon in den ersten Jahren des zweiten Aufenthaltes zu Leipzig einen Anhalt. Ein Jüngling lag in Folge seiner Ausschweifungen unter körperlichen Qualen auf einem einsamen Krankenlager, und wußte durchaus nichts seinem Elende entgegenzusetzen, als—Flüche und Lästerungen. Gellert machte sich für's erste für ihn zum Helfer und Wärter, ohne ihn der Zucht der Wahrheit zu unterwerfen; der Kranke fühlte nur nach und nach den Widerspruch, in den er dadurch gerieth, daß er sich in Gefahr brachte, seinen einzigen Helfer durch lästerliche Ausbrüche zu verschrecken. Gellerten zu Dank wurde er zahmer und legte seiner Wuth Zaum an, und das war der Anfang einer Reihe von Erscheinungen, bei deren Schluß Gellert von dem Sterbebette mit getröstetem Mitleid scheiden konnte. Sehr viel zahlreicher sind die Beispiele, daß er sich völlig ausgiebt; auch die für Ankauf von Holz im strengen Winter gesparten einzigen dreißig Thaler sind ihm nicht zu viel, um eine vom Wucherer an den Abgrund der Verzweiflung gebrachte Familie gründlich und mit Einem Male zu retten. Freilich wird eine Geschichte von drei Gellert'schen Tagen, deren Inhalt in ganz gleichem Grade zur Bewunderung des Mannes wie zur Verehrung des Schritt vor Schritt ihn begleitenden wunderbaren Segens göttlicher Fügung reizt, so verschiedenartig erzählt, daß man Dichtung und Wahrheit zu lesen vermuthen kann. Es ist die Geschichte des eben unter Entbehrung und Sorge aufgeschriebenen und so wunderbar verbreiteten Liedes: Ich hab' in guten Stunden u. s. w., eine Geschichte, die sich mit dem anderen: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte, entbight. Aber wie bedeutend muß die Wahrheit dieses Wandels und Charakters gewesen seyn, wenn sie solche Dichtung veranlassen konnte. Das Selbstvergessen und Uebergehen ist bei Gellert schon groß im Kleinen durch die Beharrlichkeit, in der es über ihn herrscht. Er heirathete nicht, so fein und treffend, so aufmunternd und belehrend auch seine 25te Vorlesung über die Ehe handelt; „die Hypochondrie zur Gefährtin haben und nun noch eine Frau nehmen, nein, das wäre zu viel“, schreibt er an seine Verwandten. Um so berechtigter achtete er sich, große und zahlreiche Geschenke theils in der lebenswürdigsten Weise abzulehnen, theils sich der Vermehrung des Gehalts zu widersetzen, damit noch dürftigere bedacht werden könnten. Dieses den Freunden, den Studirenden, den Armen gewidmete Tagelohn faßte der seit 1746 und vor 1757 doch am meisten als Fabeldichter bekannte Mann in eine regelmäßige Andachts- und Gebetsübung. Er kann es nicht fassen, wie ungeweiht vom Sonntag die Woche, nicht gewürzt mit Gottes Wort die tägliche Arbeit gedeihen und das Brod schmecken solle. Darum muthete er dergleichen Ordnung auch

den vornehmen jungen Herren ganz unbefangen zu, ohne, wie Göthe's Beispiel zeigt, seine gute Absicht immer zu erreichen. Nur daß es niemanden in seiner Umgebung einfiel, die Wahrheit und Einfalt des frommen Mannes zu bezweifeln. So viele, die den Dichter und Erzähler sehen wollten, wurden den Christen in einer Art gewahr, wie er überall seltener und in diesem Stande noch seltener zu schauen war. Die Spuren des Dulders in seinem Angesichte konnten den Eindruck nicht schwächen. Des Herrn Hand lag je länger je schwerer auf ihm. Brustbeklemmung, Seltenheit eines erfrischenden Schlafes und zunehmend schwere andere leibliche Störungen ließen jenes hypochondrische Uebel einen so hohen Grad erreichen, daß ihm sein Morgengebet, selbst ehe er Trost gewann, durch Seelenkämpfe, durch Zweifel an Gnade und durch Gewissensvorwürfe über diesen Zweifel verbittert wurde, und doch wurden diese Stunden die Geburtsstunden so mancher Zeile, die noch heute tröstlichen Einfluß übt. Seine Lebensgeschichte hegt allerdings noch andere Kenglichkeiten und Schwächen, aber sie sind gegen jenes Uebel Kleinigkeiten. Seine Autorschaft hatte etwas zaghaftes. Immer willig für Kritik und Rathschläge der Freunde, eines Gärtner, eines Schlegel, lauschte er nach dem Eindruck bei den Lesern der weiteren Kreise, sorgte ob er auch Dichter wäre, ob er nicht angestoßen hätte, erlitt jedoch fast nur einmal einen boshafteren Angriff auf seinen Charakter.

Gellert war bereits der beliebteste, volkstümlichste Name in Deutschland, als der Krieg ausbrach. Noch 20—30 Jahre nach seinem Tode war es kaum erlaubt, an ihm scharfe Kritik zu üben. Das ist noch nicht die Hauptsache, daß die preussischen Prinzen und nachher auch die sächsischen, wenn sie nach Leipzig kamen, oder von Dresden aus seine Gemeinschaft suchten; daß Friedrich der Große ihn durch das merkwürdige Gespräch und durch das Urtheil le plus raisonnable de tous les savants Allemands auszeichnete, daß er dem Könige mit großer Würde und Kühnheit antwortete, und auf Bitte um Frieden die Erwiderung vernehmen durfte: Kann ich denn, wenn drei wider mich sind; oder daß man sich freute, das Standquartier in Leipzig zu erlangen, um Gellerten sehen zu können; daß Bauern, Dienstmägde, daß Generale und Feldwebel, Husarenoffiziere diese Sehnsucht empfanden. Das Wichtigste ist, sie wollten von Herzen gern ihm persönliche Liebe, Dank, Ehrfurcht beweisen. Der Bauer fährt ihm Brennholz vor's Haus. Der Feldwebel will so sehr gern die Beute mit Gellert theilen, die Waffen, die er den Croaten abgenommen. Gellert öffnet den Bücherschrank und sagt, da sind die einzigen Waffen, die ich brauche. Leipzig und auch das Geburtsstädtchen muß aus Achtung für Gellert mit Einquartierung möglichst verschont werden. Er liegt auf einem adeligen Gute krank, und die commandirenden Generale geben Ordre, daß alle Boten, die des Kranken wegen laufen, unaufgehalten passiren dürfen. Die Großen suchen ihm sanfte passende Reitpferde aus, da man dem kränklichen Manne aufhelfen will. Andere bemühen sich, ihm Zuschüsse zum Einkommen und Jahrgelder aufzunöthigen,

was nur in einem Falle gelingt; in einem andern leitete er die Freigebigkeit des schlesischen Barons v. Krausse auf seine liebe alte Mutter ab.

Da man in Briefen und sonst die Worte noch findet, mit denen Geschenke ihre Gaben begleiteten, so erkennt jeder, Gellert hatte ihnen an ihrer Seele wohlgethan. Er war unversehens Professor der Religion und Moral für die Deutschen geworden. Er übte innere Mission so sehr, daß ein Hofrath Borchwardt ihn um eine Lehrschrift für Bediente bat. Er beherzigte die Pflicht, und klagte nur über Mangel an Fähigkeit und Kraft. Je später, je mehr ist seine Thätigkeit neben der studirenden Jugend Männern und Frauen gewidmet, die er aus der Ferne, und ehe sie ihn kennen lernen, mit Rath und Trost in allerlei höhern persönlichen Angelegenheiten versteht. Was den reichen Briefwechsel, der uns vorliegt, anlangt, so ist er an nahe Verwandte in sprechender zärtlicher Theilnahme, an Väter seiner Zöglinge, an verlorene sich wiederfindende Söhne, an Freunde wie v. Cronck, Rabener und Andere, an Bodmer, an Heyne, vornehmlich auch an Frauen von aufgeregter Empfindsamkeit, deren es damals besonders viele gab, gerichtet. Mit welcher väterlicher Weisheit erkennt er ihre Zustände und regelt er ihr Verhalten! Den reichsten Segen seines Briefwechsels hat Caroline Lucius von ihm geerbt. Sie lebte elternlos bei elterlich gesinnten Verwandten in Dresden. Gellert nennt sie vorzugsweise seine gute liebe Correspondentin. Einen reineren und helleren weiblichen Widerschein der Gellert'schen Seele als die Briefe der Lucius geben, kann man sich nicht denken. Sie macht sich als eine über die erste Jugend hinausreichende, nach dem Maße der Zeit vorzüglich gebildete Jungfrau ohne alle Ansprüche und ohne alle Zererei kenntlich. Gellert's Person, nachdem sie dieser einmal in ihrem geistigen Bedürfnis ausgefunden, wird ihr zum haltenden Magnet, vor ihm, wie vor dem Spiegel ihrer Seele, wie vor ihrem andern Gewissen beichtet sie, ohne alle Quälerei, wie ohne alle Anbeterei, schon ehe sie ihn von Angesicht gesehen, nach Herzenslust. Einmal gedenkt Gellert im Jahre 1762 und dann ernstlicher im Jahre 1764 in der laufenden Reihe der Mittheilungen seines wohl nahen Todes—er starb erst 1769—beide Male zwar verläugnet die Antwort Carolinen's die ihr angeregte Trauer in der Vorempfindung des Gellert'schen Abschiedes nicht, sie bekennt den dennoch fast triumphirenden Brief im fortbauenden Weinen zu schreiben, allein sie geräth dabei das erste Mal in eine so gehobene Ausführung des paulinischen „welches auch viel besser wäre“, Phil. 1, 23, und das andere Mal in eine so rührende Entzückung über den so viele Seelen, die sonst einander ferne ständen, in Fürbitte vereinigen den Genuß der Freundschaft Gellert's, daß sie in einem merkwürdigen Beispiele die religiöse Höhe einer weiblichen Gemüthsstimmung, wie sie unter dem Einflusse Gellert's zu erreichen war, ermessen, und zugleich die innige kräftige Verehrung der in Rede stehenden Persönlichkeit erkennen läßt. „Nun giebt es wohl Menschen, die darüber traurig werden, wenn sie Personen, die sie lieben, vom Tode reden hören, ja die über den Ge-

danken an ihren eigenen Tod traurig werden. Ich gehöre nicht zu ihnen. Einmal ist uns der Gedanke des Todes ein so höchst nöthiger Gedanke, daß er nie für traurig gehalten werden sollte, denn das giebt Gelegenheit ihn zu entfernen.“ „Denn welche Wahrheit als die, du bist Staub und wirst wieder zu Staub werden, war geschickter uns zu lehren, wie weit unsere Ansprüche an die Welt gehen sollen.“—„Und wer es glaubt, daß die Religion es ist, was uns hier ruhig, dort selig macht, wie kann er es vergessen, daß der Gedanke des Todes zur Religion gehört, ja selbst Religion ist? In der That, so wie ich ihn betrachte, ist er ihr vornehmster Inhalt.“ „Bester Herr Professor, Gott erhalte Ihr Leben noch lange—aber wenn Sie einst Ihre theure Seele Gott befehlen sollen—o so wünsche ich, daß ein Young dabei wäre, der dem nachfolgenden Geschlechte Ihr Ende schildern könnte.—Wie soll ich mich auf die Ewigkeit freuen, wo ich das verklärte und vollkommene Original eines werthen Bildes sehen werde, von dem ich vielleicht, wie Sie sagen, in diesem Leben das kranke Original nicht kennen lerne.“—Man findet schon Herzen, schreibt sie anderswo, die im Gefühle der allgemeinen menschlichen Zusammengehörigkeit gerührt werden. „Und wie denken Sie sich die Empfindung eines solchen—meines Herzens, das sich im Stande befindet, sich aus den Menschen eine kleine Anzahl auszufordern, mit denen es ein besonderes Interesse theilt und denen es darum näher anzugehören scheint—und dann Sie als das Band der nähern Verbindung betrachtet.“ „Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen Moltke, des Grafen Moritz (Brühl), des Fräulein Schönfeld bekannt machen können, ich würde mich ihres Werthes gefreut haben. Allein zu wissen, daß—wenigstens einmal des Tages unsere Gebete im genauesten Verstande einerlei Inhalt haben, und dann die glückliche Phantastie höher zu treiben und zu glauben, daß wir manchmal zu einerlei Stunde Gott für Sie danken und für Sie anflehen, das, theuerster Herr Professor, ist eine Vorstellung, die meinen besten Zuneigungen in ihnen neue Gegenstände zeigt.“—Kleist sang bei einer irrigen Nachricht vom Tode Gellert's sogleich in erster Erregung:

Als Dich des Todes Pfeil, o Gellert, jüngst getroffen,
Klagt' ich, und sah den Himmel plötzlich offen;
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich,
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

(Schluß folgt.)

Kirchenchronik.

Die Herrnhuter Brüdergemeinde.—Die im Sommer vorigen Jahres in Herrnhut gehaltene Generalsynode der Brüdergemeinde faßte einige Beschlüsse, welche für die innern Verhältnisse dieser von höchster Bedeutung sind. Es wurden einige eingreifende Veränderungen der Verfassung vorgeschlagen und auch durchgeführt. Dies geschah namentlich mit Beziehung auf das Verhältniß der Provinzen zur Generalsynode und zu deren executiven Gewalt. Die beiden amerikanischen Provinzen legten in Folge der auf ihren Synoden gefaßten Beschlüsse den Wunsch vor die Generalsynode, daß den Provinzen überhaupt für die Zukunft in allen nur die Provinzen betreffenden Angelegenheiten eine autonomische Stellung zuerkannt werde und sie in allen solchen Fällen nicht mehr von der Centralgewalt der Kirche abhängen sollen. Namentlich die amerikanischen Provinzen

müßten sich vielfach in ihren Unternehmungen durch eine zu weit greifende Wirkung des Centralisationsprinzips gehemmt sehen. Ihr Antrag wurde nach gehöriger und gründlicher Erörterung angenommen und zum Gesetz gemacht. Das Verhältniß ist nun dieses, daß die oberste Behörde der Provinzen diesen selbst und nicht mehr wie früher unmittelbar nur der Generalsynode verantwortlich ist; daß die einzelnen Provinzen durch ihre Synoden sich selbst regieren und nicht von der Centralgewalt der Generalsynode ferner regiert werden; daß aber der Generalsynode die oberste Entscheidung darüber bleibt, ob ein Beschluß oder ein Grundsatz, den die Provinzialsynode annimmt, in Uebereinstimmung mit den Fundamentalsätzen der Brüder-Unität überhaupt ist oder nicht ist. Ihre besondere Bedeutung haben diese Aenderungen der Verfassung der Brüdergemeinde für die beiden Provinzen in Nordamerika und deren freiere Entwicklung.

Evangelische Allianz. — Wir stellen das Wichtigste über die Versammlung der Evangel. Allianz vom J. 1857 zu Berlin aus dem Bericht zusammen, der sich in der Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben findet. Die Versammlung wurde in der Garnisonskirche am 9. September mit Gebet eröffnet. Der Domchor stimmte den 100sten Psalm an, die Versammelten nachher „Ein feste Burg“; dazwischen biblische Vorlesung und Gebet deutsch, französisch und englisch. Der Vers „Lob, Ehr und Preis sey Gott“ und der Segen schloß die Gebetsandacht. — Die erste Sitzung am 10. wurde unter Vorsitz von Dr. Barth aus Calw eröffnet mit dem Lieb „Herz und Herz vereint zusammen“, Vorlesung von 1. Kor. 12 und Gebet. Darnach Begrüßung durch Dr. Krummacher an die Brüder aus Ost, West, Nord, Süd unter „dem schirmenden Fittich des preussischen Königsadlers“, im Staat, dem mehr als allen Union angelegen, unter „dem mächtigeren Schirm der Güte Gottes.“ Solche Tage, ein Vorspiel der Gemeinde am Throne, seyen auf deutscher Erde noch nicht erschaubar gewesen. Sie seyen nicht ohne Kampf gekommen und zwar mit Gegnern, die zu den „Notabilitäten im Reiche Gottes“ gehören. Der Redner bekämpfte drei Punkte; erstens, daß die Versammlung keine innere Wahrheit, nur den Schein innerlicher Verbrüderung habe; jedes Mitglied bleibe seiner Mutterkirche treu, aber man hebe hier das Gemeinliche, Wesentlichere, die zeitlichen Umzäunungen der Sonderkirchen Ueberragende hervor. Hier sey mehr Einheit als die künstliche einer Priesterschaft, mehr Wahrheit als die Uniformität eines Lippenbekenntnisses und äußerer Formen. Es gelte zu erweisen, daß alle Herzen der Theilnehmer mit Christus geeint seyen und darin unter sich. Das solle wohl auch auf die gegnerischen Brüder einen Eindruck machen. Sodann weist er den Einwurf ab, daß diese Versammlung nicht zeitgemäß sey. Jetzt aber gelte es ein gemeinsames Zeugniß wider ein indifferentes und irdischgeimtes Geschlecht, ein vereintes Gebet um ein neues Pfingsten; engen Zusammenschluß gegen die Mächte des Unglaubens und Wahnglaubens; leidhafte Darstellung der Einheit der evangel. Kirche gegen das Triumphgeschrei ihrer Feinde. In rednerischer Wendung fordert der Vortrag auf, daß jede Nationalität und kirchliche Richtung ihr Bestes, Charakteristisches in's Feld führe, keiner der Betheiligten habe sein Eigenthümliches darum aufzugeben. Es müsse Achtung vor dem kirchlich Bestehenden herrschen, man wolle nicht die Parteien der Kirche um eine vermehren; darum sey Weisheit nöthig. Der dritte Vorwurf, daß es der Versammlung an praktischem Zwecke fehle, schreine kaum ernstlich gemeint; die Gegner selbst machen ja so viel Aufhebens gegen eine bedeutungslose Sache und sagen, sie werde sich verlaufen wie Wasser; ja, meint der Redner, aber, wie der Nil, Fruchtbarkeit zurücklassen — Wiederherstellung des gebrochenen Kirchenfriedens, Ermuthigung zur Fortarbeit an Zion's Mauern, Geist der Milde, Erweiterung des Herzens und Gesichtskreises. Es fehle nicht an Arbeit, da handle es sich um die Nothstände des christlichen Lebens, Evangelisirung der unkirchlichen Masse, die evangel. Diaspora, litterar. Unternehmungen gegen die frivole Tagespresse u. s. f. Er erklärt die Versammlung für eröffnet, Discussion über die principielle Grundlage der Allianz für unerlaubt und ladet noch den Herrn Christus ein, den Vorsitz zu führen. Die Versammlung stimmt ein mit „Amen“. Pastor John Cairus giebt ein treffliches Resumé der Rede in Englisch. — Ohne Mandat von der Allianz, am ehesten im Namen des Kirchentages begrüßt Herr v. Bethmann-Hollweg die Versammlung, als Stimme aus der deutschen Laienwelt. Tief bedauere er den aus den Reihen des Kirchentages erhobenen Widerspruch gegen die Versammlung; daß es scheine, Unterschied müßte Trennung und feindlicher Widerspruch seyn. Er heiße die Brüder von allen ihren Orten her willkommen; möge der Herr das gemeinsame Gebet um das Kommen seines Reiches erhören, und Feuer vom Himmel fallen lassen, das die Unterschiede aufhebe und ferner nicht sey Jude, Grieche

u. s. f., sondern alle eins in ihm. Der Andere ladet die Gäste ein zum Kirchentag in Stuttgart für nächste Woche. — Nach kurzer Pause bringt Pastor Schröder den Gruß des Ebersfelder Presbyteriums; es sey dort Klarheit über confessionelle Differenzen, aber das hindere nicht, sich vor der Fahne des Reiches Gottes zu weigen; der Christ, nicht der Kirchenmann habe die Verheißung des ewigen Lebens; der evangel. Bund habe die Bedeutung der wiedergeborenen Persönlichkeit in Europa geltend gemacht, darum grüße seine (des Redners) Synode ihn. — Der amerikanische Gesandte Wright spricht seine Sympathie für den Bund aus, weil derselbe sich zur Bibel, der festen Grundlage für Familie, Staat und Kirche bekenne; darum fördere auch er ihn und freue sich, unter Leuten selbst von Athen, Constantinopel und Armenien zu stehen, die eines sind im Glauben an Christi Tod und Auferstehung. — Von den amerik. Methodisten bringt Bischof Simpson Grüße. Für Amerika überhaupt redet Dr. Baird und legte eine von den verschiedensten Kirchengemeinschaften unterschriebene Adresse vor. Für Ungarn redet Pastor Kolbenheyer. Im Namen der Engländer redet Sir Culling Eardley und klagt die Engländer eines kirchlichen Dogmatis, die Deutschen des zu vielen Dogmatisirens an. Herr Smyth redet für die englischen Congregationalisten. Herr Henderson aus Glasgow freut sich dieses Tages, der ein Tag gemeinsamen Gebetes sey; Superintendent aus Melbourne in Australien erinnert, daß der evangel. Bund dort Wahrheit geworden sey. Die verschiedensten Denominationen vereinigen sich dort unter dem evangel. Bischof zu gemeinsamer Arbeit, dort wo Missionsarbeit unter den Laufenden aller Nationen zu thun sey, erweise sich evangel. Verbrüderung recht zeitgemäß. Grandpierre von Paris grüßt im Namen der reform. Kirche Frankreich's; sie sey den deutschen Christen durch Wohlthat und Geschichte verbunden, sey dankbar für die deutsche evangel. Theologie und kein Protestant Frankreich's könne vergessen, daß einst Tausende seiner Brüder hier in Deutschland, Preußen, Berlin Zuflucht gefunden haben. — Andere Gruppenträger fanden keine Zeit mehr zu reden.

In der Nachmittags-sitzung wurde verhandelt: die neueren Conferenzen evang. Christen verglichen mit den Kirchenversammlungen früherer Zeiten. Eröffnungsgebet durch Dr. Probst Nisch. Prof. Dr. Jacobi aus Halle giebt ein längeres Referat. Man könne die gegenwärtige Versammlung nicht sowohl einem Provinzial- und National-Concil, sondern den alten, noch für unsere Zeit bedeutungsvollen öumenischen Concilien vergleichen. Es sey wichtig, den Principien nachzuforschen, die beiden zu Grund liegen. Es sey ein allgemeines, auch für das Reich Gottes geltendes Gesetz alles geistigen Lebens, daß zuerst die objectiven Mächte das geistige Leben beherrschen, nachher die individuellen, subjectiven im Kampf mit jenen sich Recht verschaffen. In den alten Synoden repräsentire sich die Objectivität, die allen rationalistischen wie supernaturalen Subjectivismus untergeordnet haben. So die nicänische Synode. In solchen Concilien habe man die Aeußerung des Gesamtgeistes der Kirche erblickt; sie galten für infallibel; die Laien nahmen nur passiven Antheil, dogmatische Festsetzungen waren die Hauptsache und die Wahrheit, von Einzelnen erkannt, daß das Leben in Christo mehr sey, als das Dogma, stand im Hintergrund. War der Geist Gottes anfangs mehr vertreten durch eine Priesteraristokratie, so wich sie nach und nach mehr dem centralisirenden Zug der Zeit und an ihre Stelle trat das Papstthum, Monarchismus. Ein reformatorischer Trieb gab sich in vorreformatorischer Zeit kund durch die je und je versuchte Wahrung der Rechte der Concile gegen das Papstthum. Doch war's ein Fortschritt nur in der Theorie; halbe Principien fielen in praxi nicht über den päpstlichen, längst etablirten Absolutismus. Erst die Reformation mit ihrem Princip der Rechtfertigung durch den Glauben und ihrer Lehre von einer unsichtbaren Kirche brachte das individuelle Princip zur Geltung. Luther, hochhaltend die Concile der vier ersten Jahrhunderte, konnte in seiner Zeit kein Gutes von einem römisch-kirchlichen Concil erwarten, hofft aber auf die Zukunft von einem Concil von Geistlichen und frommen Laien. Die berufende Autorität ist ihm der Landesfürst; so denkt er sich wohl ein Nationalconcil, aber natürlich nur auf Grund seiner Lehre. Vielleicht Melancthon hätte sich mehr ein Zusammenwirken von Verschiedenheiten unter Discrimination von Fundamentalem und Nichtfundamentalem denken können. Die Dortrechter Synode schloß, als Repräsentation der Reformirten, die Gegner aus. Es ist seither anders geworden. Die Unterdrückung des individuellen Elementes durch die starre Gewalt eines objectiven Kirchenthums ist nicht ohne Schuld am Aufkommen des Rationalismus, bei welchem sich einseitig abnorme Willkür geltend macht. Manche werden einer Versammlung, wie die gegenwärtige ist, eine nicht ohne ein rationalistisches Ingredienz zu denkende Lachheit vorwerfen, während diejenigen, welche freie Wissenschaft und Vertiefung in's Wort fordern und der dogmatischen Consequenz voranstellen, ihr Auerkennen

zu Theil werden lassen. Es sey zu bedenken, daß die größten Entwicklungen der Reformation und ihrer spätern Geschichte sich geltend machten nicht obgleich, sondern weil das Element der versöhnenden Liebe neben der kräftigen Eigenthümlichkeit einherging. Alle unter der Fahne Christi Streitenden sollen vereint dem auf tausend Wegen schleichenden Verbrechen gegen göttliches und menschliches Gesetz widerstreben. Schließlich zieht der Redner das Resultat, daß die gegenwärtige, auf dem Princip der Reformation beruhende Versammlung keine geradlinige Fortsetzung der alten Synoden und Synoden sey, denn nur zur Befestigung befugte kirchl. Autoritäten könnte man als dies ansehen, sondern deren Ergänzung. Jene haben andere kirchl. Gemeinschaften ausgeschlossen; hier unterscheidet man Wichtigeres und Mindrerichtiges und die einschließende Kraft sey größer als die ausschließende. Dort habe man das Terrain geschmälert; hier werde der gemeinsame Boden für praktische Zwecke erweitert. Dort habe man auch Förderung christlichen Lebens bezweckt; hier auch, aber zugleich mit von Andern geliebten Kräften und zwar sey das Ziel hier das selbe, welches die ebenfalls die christliche Subjectivität beanspruchende innere Mission habe, und die Versammlung sey nicht willkürlich zusammengeblasen, sondern aus den Bedürfnissen der Zeit entstanden. Es sey Gefahr, daß mit dem Verwerfen individueller Mittel die edelsten Triebe des Christenthums zertrümmert werden. So sollen auch die einzelnen Nationalkirchen und die kirchl. Gemeinschaften mit ihren Eigenthümlichkeiten zusammenwirken. Es sey nicht die Schwäche, sondern die Stärke der Versammlung, daß sie eine freie und privat, ohne amtlichen Charakter sey.

Sofort hielt Dr. Merle d' Aubign6 einen noch näher auf die Versammlung und ihre Grundlage eingehenden Vortrag. Einleitend erinnert er, wie es doch seit 40 Jahren, wo er auch in Deutschland gewesen, so anders geworden. Man habe in alten Zeiten auch Einheit der Kirche erzielen wollen, mit Anathema, Gewissenszwang, Polizei, Verfolgung und Einkerkerung von Ceremonien; jetzt strebe man nach wahrer Katholizität, nämlich den mystischen Leib Christi darzustellen. Dazu helfe der Evangel. Bund als Knecht; er zeige, was zu thun sey, die Einheit der inneren Kirche zu offenbaren, wenn auch verschiedene äußere Kirchen beständen. Der Redner hebt das Einigende hervor, wie das schon zuvor und oft geschehen. Christus, das Wort, der heil. Geist, das neue Leben. Wider Erwarten nennt er auch das heil. Abendmahl, das der Herr zum Eintrachtsmahl eingesetzt habe. Er glaube mit Calvin eine unbegreifliche, gehrimtsvolle Communio und bleibe bei dem schönsten Briefe Luther's vom 1. Decbr. 1537 an die reformirten Schweizerorte. * Am des Einigenden willen seyen alle, die den Herrn lieben, auch wenn sie den Bund nicht lieben, eingeladen. Er drücke auch den ihn excommunicirenden Lutheranern die Hand und achte ihre Treue. Der Bund sey ein Zeichen großer Veränderung in der Christenheit, Vorbereitung eines neuen, wahren, heiligeren, lebendigeren Katholizismus. Noch mahnt der Redner besonders Deutschland, daß es sich nicht isolire, sondern im Bund besonders mit dem angelsächsischen Stamme daran arbeite, Christo auf Erden Freude zu bereiten.

Sofort theilt Prof. Dr. Peyer Erfahrungen aus einer Reise durch Frankreich und England mit unter Beziehung auf den besprochenen Gegenstand. Die jetzige Versammlung dürfe sich mit den ersten allgemeinen Concilien vergleichen, nicht nach der Seite äußerer Autorität, sondern durch das Zeugniß des Geistes als synodale That auf Grund des allgemeinen Priestertums. Concilien haben einst auch das Wort zum Vorgesetzten gehabt. Sie haben große Theil. Fragen endgültig entschieden. Jetzt arbeite man oft auf den vielfachen Conferenzen viele wichtige Punkte auf einmal durch. An Hauptfragen müssen Jahrhunderte arbeiten. Lange habe es einst gedauert, bis man zu einer Einigung gekommen. Nach drei Jahrhunderten seit der Reformation sey nun auch eine Versammlung evangel. Christen verschiedener Länder und Kirchen zu Stande gekommen, wie einst drei Jahrhunderte hingingen und die einzelnen Nationalkirchen ihre Aufgabe erfüllten, bis das nizänische Concil berufen wurde. Noch mehr Parallele für den Evangel. Bund bietet das allg. Concil von Arles, welches Bischöfe von Frankreich, Deutschland, England vereinte, Rücksicht mit den Donatisten übte und die im Glauben Einigen durch das Band der Liebe zu einem bemüht gewesen sey.—Dr. Nisch schloß die Sitzung mit Gebet.

* Es ist wohl wahr, solche große Zwiethracht kann nicht so leicht und bald ohne Miß und Narben gelöst werden. Aber so viel nur immer möglich ist, an mir nicht mangeln soll, das weiß Gott, den ich zum Heugen auf meine Seele nehme. Wir lassen's göttlicher Allmächtigkeit bestehen, wie es sein Leid und Mut im Abendmahl uns gegeben werde. Und wo wir hierin einander nicht gänzlich verfeinden, so sey jetzt das Beste, daß wir gegen einander freuntlich seyen, bis das Glum und trübe Wasser sich setz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

Februar 1858.

No. 2.

Mundschau.

(Fortsetzung.)

Wir wissen recht wohl, daß die ostindische Handelscompagnie ihre Capitalien und Kräfte allerdings nicht daran setzte, um den Ostindiern eine Wohlthat zu erweisen, sondern um ihre Zinsen zu gewinnen. England hat den Kampf mit Ostindien gewagt um England's willen. Es mußte ihn um derselben Ursache willen wieder wagen. Und wenn es abermals gesiegt hat, so muß es größere Opfer von nun an bringen, das Uebergewicht in Ostindien zu behalten. Legt es dort noch schwerere Steuern auf, um die Kosten zu decken, so bringt das neue Gefahr. Ist denn der Gewinn, den England aus Ostindien zieht, so unermeßlich? Keineswegs. Aber Jedermann glaubt, daß der Verlust Ostindien's der schlagendste Beweis des Sinkens der Größe England's wäre. Schon um deswillen muß England alle Kräfte anstrengen, seine Eroberung zu halten. War Ostindien's Militair- und Civil-Administration immer höchst kostspielig, so ist sie es jetzt noch mehr. Und würde Großbritannien anderswo stark in Anspruch genommen, während Ostindien durch innere Bewegung oder durch feindliche Taktik von außen den Engländern streitig gemacht würde, so müßte sich hier allerdings eine Achillesferse des seeherrschenden Volkes zeigen. Aber eben das, daß England's Kraft auf dem Meere ruht, das ist überhaupt das Eigenthümliche, ja Bedenkliche seiner Existenz. Die „hölzernen Mauern“ sind die starke, und doch auch die schwache Seite seines Haushalts. Kein Volk, dessen Macht auf den Meerwellen ruht, hat sich lange auf dem Gipfel seiner Höhe gehalten, weder Tyrus noch Carthago, auch nicht Venedig, Genua, Portugal und Holland. Bereits treten ungünstige Nebenbuhler England an die Seite. Es bedürfte einer einzigen ungünstigen politischen Constellation, einer Meuterei in Ostindien, zugleich etwa ein Unabhängigkeitskrieg in Australien, ein Kampf mit irgend einer andern Großmacht, eine schwere finanzielle Kriss zu Hause, und wahrlich, das möchte selbst dem Stärksten zu viel werden. Auch ist ein ähnlicher Fall gar nicht undenkbar.

Kirchenfreund. Jahrg. XI. No. 2.

Wir müssen wünschen, daß eine solche Katastrophe so bald nicht eintrete. Und dies eben auch um Ostindien's willen. Aber wir müssen auch wünschen, daß England anders dort seine gewaltige Stärke anzuwenden lerne. Es ist die Revolution des Jahres 1857 zum Besten gelenkt, wenn England eine gründliche Revision seiner Verwaltungsprincipien vornimmt, wenn es mit Vorsicht die Vorurtheile der Ostindier berücksichtigt, aber ihnen die Segnungen der christlichen Zucht und Sitte in Unparteilichkeit, in Gerechtigkeit, in Gewissenhaftigkeit namentlich auch betreffend die Wahl aller derer, die Aemter unter Nichtchristen zu führen haben, zu gut kommen läßt. Das, sollte man denken, ist das Geringste, das von einer christlichen Macht gefordert werden darf. Und leider hat es zugeständenermaßen eben hieran gar sehr gefehlt. Es ist jetzt an's Licht gekommen, daß die Ostindier an den Fremden viel weniger das Christenthum als die Herrschaft haßten. Vielmehr fehlt es gar nicht an Spuren, daß sie für die Zeichen wahrhaft christlichen Lebens und Wirkens keineswegs überhaupt unempfänglich sind. Aber dabei—welche bestialische Rohheit ist auch an das Licht gekommen! Soll's genügen, durch äußerliche Gewalt nur die Ausbrüche dieser zu verhindern? Hier ist eine Aufgabe, die kann keine bloße Gewalt leisten. Aber das weltliche Regiment gestatte, daß das Licht des Evangeliums im Lande der Finsterniß ungehindert scheine. Das wird am Ende auch die beste Politik seyn. Wir sind nicht sanguinisch betreffend die Arbeit der Mission. Aber warum sie vergeblich seyn müßte, sehen wir auch nicht ein. Es ist ein Tropfen am Eimer, was bisher unter den vielen Millionen hierin geschehen ist. Doch gehen jetzt schon Tausende von Hindukindern in christliche Schulen. Lasset die Zahl dieser Schulen und dieser Kinder allmählig sich verzehnfachen, verhundertfachen—und das ist gar nichts Unmögliches—, und es wächst allmählig ein Geschlecht heran, in dem die Träume und Vorurtheile der Väter ihren Halt verloren haben und die Lebenswellen mögen sich dehnen in immer größeren Kreisen. Daß eine mächtige christliche Nation lange über ein heidnisches Volk herrschen, in tausenderlei Beziehung zu ihm stehen und ihm das Licht des Evangeliums nicht mittheilen sollte, können wir nicht glauben. Vom protestantischen England aus wird auch nicht in dem Sinne missionirt werden, wie Spanien einst in Amerika heidnischer hauste als die Heiden. Sollten wir denken, die göttliche Vorsehung gebe jene Millionen den Engländern nicht zu höheren als nur irdischen Zwecken in die Hand? Hier muß unter dem Schutze der äußerlichen Regierung die freie Liebe ihr Werk thun und der Segen wird nicht ausbleiben für die Herrscher und die Beherrschten. Gerade die verhängnißvollen Ereignisse des letzten Jahres haben es evident erwiesen, daß nicht Geseze, noch überherrschende Macht, noch irdische Aufklärung dem Kampfe mit den Mächten der Finsterniß gewachsen sind, sondern daß es der erneuernden Wirkung eines Geistes bedarf, den die Welt nicht kennt und nicht hat, und der nur kommt durch die Predigt des Wortes und durch die geduldige Arbeit seiner Evangelisten.

Dieselben Engländer, die mit eiserner Hand die ungeheure Bevölkerung Ostindien's zu beherrschen unternommen haben, sehen wir zu gleicher Zeit in den Conflict mit den 200 Millionen Ostindier und mit der Regierung eines Volkes von 300 Millionen im noch ferneren Osten, in China, verwickelt. Auch die Chinesen sind kein Volk von Barbaren, so wenig als die Ostindier, so viel Barbarisches sich an beiden findet. Eine uralte, bis auf einen gewissen Grad entwickelte Civilisation zeichnet namentlich die Chinesen aus. Abgeschlossen schon durch geographische Lage von der weiten Welt, waren sie mehr als andere Völker auf sich selbst gewiesen; fremde, vom Norden eindringende Eroberer wurden vom Volke, das sie sich unterwarfen, absorbirt, ihr fremdartiger Einfluß in Kurzem neutralisirt; eine seltene Stabilität aller Verhältnisse, eine unerschütterliche Liebe der Nation zu altherkömmlichen Sitten trägt China ohne irgend eine bedeutendere Anregung, Alles bleibt in seinem Niveau, das uns freilich niedrig genug, dem Chinesen aber, je weniger er das Fremde kennt, als die Vollkommenheit selbst erscheint. Selbstverliebt will er mit dem Ausländer Nichts zu thun haben, der ihm seine alte Hausordnung nur stört und die Dinge aus dem gewohnten Geleise bringt. Diesem Geiste der Nation gaben die entsprechenden Geseze der Regierung nur ihren Ausdruck. Dasselbe Verhältniß findet statt in Japan. Und beide Reiche waren überraschend glücklich in der Ausführung solcher Grundsätze gegenüber den europäischen aufdringlichen Seemächten. Zu blutigen Katastrophen führten schon vor zwei Jahrhunderten die Arbeiten der im Stillen schleichenden Jesuitenmissionaire. Allein in die Länge war die freiwillige Reclusion hinter nationalen Klostermauern doch nicht durchzuführen. Europa's Handelssystemer pochten wieder und wieder an den Thoren an; gewann das eine nur einen Schritt Eingang, so forderte dasselbe Recht auch das andere, und je stärker es sich fühlte, mit desto nachdrucksvollerem Bitten oder Fordern trat es auf. Wie hätten die Engländer da nicht endlich finden sollen, was sie suchten, nämlich anzufangen, wie sie auch in Ostindien den Anfang zur Herrschaft machten, nämlich durch Anlegen von Handelsfactorien?

Aber wenn je der Fluch des Monopolprincips an's Licht kam, so geschah das im Verhältniß der englisch-ostindischen Compagnie zu China, mit dem sie bis zum Jahre 1833 den Handel ausschließlich hatte, und wiederum, um China's willen, zu Ostindien. Leider daß man sagen muß von den Engländern in ihrer Verbindung mit China, daß sie hereinkamen wie Lämmer, aber gehaust haben wie Wölfe. Hier tritt uns und zwar zunächst durch die ostindische Compagnie eine solche Sittenlosigkeit und maaflose Selbstsucht unter die Augen, daß sich uns zu dem schändlichen Verfahren der katholischen Mächte gegen die armen Kinder der Neuen Welt und Afrika's ein erschreckendes Gegenbild darstellt. Die ostindische Compagnie hat ein Vergiftungssystem der armen Chinesen durch Opium unter ihren ausdrücklichen Schutz genommen. Sie hat die chinesische heidnische Regierung schändlich mißhandelt, die einfachsten Gebote der Gerechtigkeit und Billigkeit mit Füßen getreten und leider—die höchste Staats-

gewalt England's selbst hat sich zu diesen sittenlosen, den Namen der Christen schändenden Zwecken mißbrauchen lassen. Von Bedeutung wurde der Opiumhandel zwischen Ostindien und China erst seit dem Beginne unsers Jahrhunderts. Seither besteht der Kampf der chinesischen Regierung gegen die Einfuhr des verderblichen Giftes. Die ostindische Compagnie verbot ihren eigenen Schiffen, Opium nach China hineinzuschmuggeln, da die Geseze China's die Einfuhr verboten. Aber sie beförderte nicht nur die Schmuggelerei durch andere Schiffe, sondern sie ließ Nichts unversucht, um dem Opiumgeschäft mit China die weiteste Ausdehnung zu geben. Sie monopolisirte den Bau der Opiumpflanze, des Mohns, in ganz Ostindien, nicht um ihn zu hemmen, wie es scheinen könnte, sondern zu stimuliren. Denn sie hat das Privilegium, jeden Landbauer zu zwingen, daß er einen Theil seiner Felder für den Mohnbau verwendet. So wurde denn die Provinz Bengalen und das Gangesthal in einen Tobesgarten des Mohn verwandelt. Ja, es wird den Ryots, den armen Landpächtern, noch Geld vorgestreckt, daß sie Mohn bauen. Und sie haben den schlechtesten Nutzen davon. Das Beste fällt in die Taschen der Beamten und in die Kasse der Gesellschaft. Die Gesellschaft bereitet das Opium selbst in ihren Factoreien, sie duldet keine Einfuhr vom Ausland oder sie legt einen abschreckenden Transitzzoll darauf. So hat sie die Preise völlig in ihrer Gewalt, verkauft auch offen und schamlos an die Schmuggler, die wie Seeräuber bewaffnet nach China verladen. Umsonst wehrte sich die arme chinesische Regierung, umsonst erhoben und erheben Christen in England ihre Stimme gegen diese Greuel, umsonst schrieten selbst ostindische Heiden gegen dieses System der Ungerechtigkeit mit all' seinen tausendfachen verderblichen Folgen für Ostindien wie für China. Die ostindische Gesellschaft hat im Jahre 1834 aufgehört, Handelsgesellschaft mit Handelsmonopol zu seyn, aber der niedrigste Geist der Gewinnsucht, dem jeder bessere Grundsatz geopfert wird, beseelt sie. Sie ist unentschuldbar, Millionen Menschen nach Leib und Seele, ja ganze Geschlechter, ein Volk armer Heiden um gemeinen Gewinnes willen zu vergiften. Im Jahre 1800 wurden 2000 Kisten mit Opium nach China von Ostindien versendet. Im Jahre 1856 aber nicht weniger als 75,000 Kisten. Die kamen aus dem Gangesthale, das ein Zeuge der Greuel des Jahres 1857 werden mußte!

An diesen teuflischen Handel knüpfen sich die Kriege mit China. Der Kaiser von China versuchte durch Geseze Einfuhr und Verbrauch des Opiums zu hindern. Die Schmuggelerei an den Küsten China's machte sein Bemühen vergeblich. Endlich legte Commissair Lin alles vorhandene Opium, das sich in Canton befand, in Beschlag. Damals erklärte Palmerston, daß die britische Regierung keinen Schutz gewähren könne, um britische Unterthanen in den Stand zu setzen, die Geseze des Landes zu übertreten, mit dem sie Handel treiben. Aber der britische Gesandte in China, Elliot, ließ sich von den englischen Kaufleuten alles Opium als Eigenthum der britischen Regierung übergeben, lieferte es unter Protest an die chinesische Behörde aus und verlangte die Entschädigungssumme von £1,800,000. Das Opium, 20,000 Kisten,

wurden verbrannt. Die englische Regierung gab der Welt ein Beispiel unerhörter Ungerechtigkeit, bekriegte China und ließ sich nach seinem Sieg zu den Ersatzkosten noch £3,000,000 Kriegskosten bezahlen. Umsonst beschwor der chinesische Staatsmann Lin die Königin von England in einem Briefe, zu bedenken, wie der Grundsatz, seinen Lebensunterhalt durch den Mord an Andern zu finden, mit der bessern Natur des Menschen und den Wegen des Himmels nicht harmonire. Den Kaiser aber konnte Nichts bewegen, den Opiumhandel für gesetzlich zu erklären und dadurch ihn zu controliren. Nichts soll mich bewegen, sagte er, aus dem Laster und Elend meines Volkes eine Einnahmsquelle für meinen Schatz zu machen. Die Chinesen spotteten der Missionaire und halten ihnen den Opiumhandel der Christen vor. China sendet jährlich £6,000,000 für Opium aus seinen Grenzen und zwar in baarem Silber. Diese Millionen sind es, denen die Directoren der ostindischen Compagnie jedes Recht und jede Billigkeit opfern. Aber England muß auch Millionen an China bezahlen für Thee und Seide und zehet etwa jährlich £9,000,000 oder mehr. Es verkauft aber an China außer Opium jährlich für etwas mehr als £2,000,000. Schon da zeigt sich ein Mißverhältniß zwischen der Weldaufuhr und Ausfuhr zwischen China und England und zwar zu Ungunsten des letztern. Wenn aber die verderblichen Folgen des Opiums in immer größerem Maasstabe und in weiteren Kreisen sich zeigen werden—und das muß die Folge seyn—, so wird China immer weniger fähig, einen tüchtigen Handel mit England zu führen und dann folgt für England die Strafe der Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit auf dem Fuße.

Alle diese Dinge sind sehr geeignet, die Hochachtung, die man gegen die Engländer hegt, bedeutend zu vermindern. Man muß auch in Beziehung auf die neuesten Verwicklungen mit China sagen, daß die Sache nicht sehr ehrenwerth für Großbritannien ist. Ein chinesisches Fahrzeug mit Chinesen bemannt (nur der Capitain war ein Britte) fuhr unter englischer Flagge und Consulatschein. Die Mannschaft, zum Theil der Theilnahme an Seeräuberei beschuldigt, wurde gewaltsam von den chinesischen Behörden ergriffen und die britische Flagge abgerissen. Gewiß war das ein unbesonnener Schritt. Aber daß das britische Consulat ein solches Schiff zur britischen Flagge berechnigte, war ebenfalls ein großer Mißgriff. Daraus entspann sich unter der thörichten Handlungsweise des jetzigen chinesischen Provinzgouverneurs Jeh, eines gewaltthätigen und grausamen Mannes, ein abermaliger Krieg, der in Canton und Umgegend bereits sehr viel Jammer angerichtet, zum Theil die Missionen zerstört hat.

Gewiß es ist in diesen Bruchstücken aus der neuesten Geschichte ein höchst trauriges Bild des Einflusses eines mächtigen Christenvolkes auf die Heiden vor uns entrollt. Da muß uns auch im Blick auf diese Verhältnisse zwischen England und China der Gedanke trösten, daß Gott, wo Menschen auch gedachten es böse zu machen, doch wieder Gutes schafft. So wird auch China nicht etwa nur Fluch, nein, viel mehr des Segens von der Christenheit empfangen. Sein

Stolz wird gebrochen, es wird seine Thore der Welt aufschließen müssen und das Evangelium wird auch dort seinen Einzug halten und seine Lebenskräfte gegenüber dem Tode des Heidenthums offenbaren können.

Der ganze Zustand A s i e n's in der Gegenwart ist ein sehr eigenthümlicher und muß auf den Gedanken hinführen, daß dem Orient und seinen Völkern eine Krisis bevorstehe. Von dort aus wanderten die bedeutsamsten Anfänge und Elemente der Bildung zu den verschiedensten Zeiten nach dem Occidente. Von dort aus brachen aber auch die verheerendsten Stürme je und je über die abendländische Cultur herein. Jetzt findet eine mächtige Rückwirkung von Seiten des Occidents auf Asien statt. Der Muhamedanismus hat seit lange den Westen und Süden Asien's beherrscht, ja, er ist bis in's Herz des großen Continentes gedrungen. Er muß seit Jahren mehr und mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß es um sein politisches Supremat eigentlich bereits geschehen ist. Die Stellung des osmanischen Reiches ist nicht mehr, was sie früher war. Der Sultan und der Großmogul waren einst die zwei Hauptrepräsentanten und Grundpfeiler der Macht des Halbmondes. In ihrer Herrlichkeit war der Glanz des Islam verkörpert. Aber um ihre Selbstständigkeit ist's völlig geschehen. Das Reich des Moguls ist längst verfallen; die Herrschaft des Sultans ist kaum ein Schattenbild von Volksouveränität. Die persische Monarchie hat als politische Macht keine Bedeutung, als die eines Zankapfels zwischen Rußland und England. Man denke nur nicht, daß dieser Zustand der Dinge den Muhamedanern unbekannt oder gleichgültig sey. Wie vor 60 Jahren die Nachricht von den Siegen des „großen Franken“ in Aegypten und Syrien mit einer den Europäern überraschenden Schnelligkeit bis in den Osten Asien's unter den Muhamedanern sich verbreitete, so geht auch jetzt unter ihnen die Kunde vom Vasallenverhältniß muhamedanischer Fürsten gegenüber christlichen Mächten so weit als der Islam. Und sie weckt den antichristlichen Fanatismus. Der Rumort jetzt überall im Orient und er möchte losbrechen wie in Ostindien. Aber die Einheit der Gewalt und Herrschaft fehlt ihm; er ist politisch impotent geworden, er ist zersükkelt nicht nur in Secten, sondern in politisch mehr oder weniger incohärente Theile, und eben dadurch arbeitet er selbst dem steigenden Einfluß christlicher Mächte in Asien vor. Unter diesen sind es zwei, die, so fern der Continent des Erdtheils in Frage steht, allein in Betracht kommen, nämlich England und Rußland. Man redet viel von einem Zusammenstoß dieser Großmächte in Asien. Man glaubt, daß Rußland's Agenten bei der ostindischen Revolte theilhaftig gewesen seyen. Nur die persische Frage ist hier von Bedeutung. Der Einfluß Rußland's in Persien bedingt keineswegs seine Gewalt in Ostindien, wohl aber in mittelbarer Weise seine ganze Stellung in Vorder- und Centralasien. Die Engländer haben die Russen in tropischen Gegenden nicht zu fürchten. Der russische Soldat ist viel mehr fähig, Kälte als Hitze zu ertragen. Der englische, obwohl auch er fürchtbar durch das ostindische Klima zu leiden hat, kommt dorthin aus einem milden Klima und nicht durch fürchtbare Märsche entkräftet.

Auch hat die Natur selbst Ostindien durch leicht zu vertheidigende Flüsse gegen Eindringlinge von Norden geschützt. Man sieht aber auch ohne Schwierigkeit, wie die göttliche Vorsehung jeder dieser europäischen Großmächte ihr für sie passendes Thätigkeitsgebiet in Asien angewiesen hat. Russische Administration wußte mit Ostindien und seinen Völkern Nichts anzufangen; sie ist auch religiös unduldsam; sie glaubt an keine Einheit ohne Einereikeit. England würde in den Steppen und weiten Gebieten des mittleren Asiens nur seine Kräfte zu verschwenden glauben. Und gewiß mit Recht. Nun aber dehnt sich Rußland von Westen und Norden her über Asien aus in ununterbrochener Continuation seiner geographischen Reichseinheit; es sendet seine Armeen und sichert die Handelsstraßen, es läßt Brunnen bohren an den Steppenrouten hin, es bringt die Horden Innerasien's in Botmäßigkeit und es colonisirt große und fruchtbare Gebiete im fernsten Osten. Hier in diesen Breitegraden läßt sich die Propagation christlicher, europäischer Cultur denken. Hier ist die naturgemäße Wirkungslinie der russischen Macht. Welche Veränderungen auch später zwischen Ost und West des Reichskolosses eintreten werden, die Cultur wird in Folge großer europäischer Anstiedelungen die christliche bleiben. Man werfe nur die Blicke auf die neuesten Karten und überzeuge sich von dem Halt, den Rußland an der Ostküste Asien's in neuester Zeit nahm. Zwischen 1846 und 1852 rückte die russische Grenze im Gebiet des Amur um 11 Breitengrade vor gegen Süden, und die Russen sind die Nachbarn der Japanesen geworden, wie sie es den Chinesen längst waren. Nach den neuesten Nachrichten hat die chinesische Regierung ernstlich gegen jene Besitznahme des Stromgebiets des untern Amur durch die Russen protestirt. Aber das wird schwerlich Wirkung haben. Die Russen verstehen die Bedeutung ihrer Position am Stillen Meere gut genug; sie wissen genau, mit wem sie zunächst in nähere und enge Verbindung in jener Gegend der Welt kommen müssen, und ein neuester Ukas hat das Studium der „amerikanischen“ Sprache in den Schulen jener fernern Provinz zum Gesetz gemacht. Das Stromgebiet des untern Amur, welches, beiläufig bemerkt, so groß ist als das Doppelte von Großbritannien, während das Gebiet des ganzen Stromes die Gebiete des Rheins und der Donau übertrifft, ist höchst günstig für großartige Colonisationsversuche und seine Meerergrenze muß ihm eine lebhaft entwickelte Entwicklung des Handels sichern. Das Aufblühen dieses jungfräulichen Gebietes muß eine enge Verbindung mit dem russischen Heimathland, mit China und Turan zum Bedürfnis machen und muß somit auf die inneren Provinzen eine fördernde Rückwirkung äußern. Rußland's Politik ist, die Vorgänge im Innern seiner Provinzen möglichst zu verhüllen. Aber seine unaufhaltbaren Fortschritte in Asien und seine Handgriffe auf Provinz um Provinz konnten der Beobachtung nicht entgehen. Darum hat aber auch Rußland Arbeit im Innern Asien's und dessen Ost und West genug, während England vom Meere her seinen mächtigen Einfluß im Süden äußern und in Uralten, zur Civilisirung befähigten, aber unter dem Druck grassirenden Heidenthums sittlich und intellectuell gesunkenen Völkern neues Leben anregen kann. Dies Alles ist

mehr als hinreichend, um Beides anzudeuten, nämlich die seit wenigen Generationen so wunderbar veränderte Weltlage Asien's und die Mission, welche christlich-civilisirte Völker und Mächte gegen dieses Heimathland der Menschheit und ihrer Geschichte zu erfüllen haben.

Die Ruhe Europa's und der Frieden seiner Völker scheint durch das verfloßene Jahr wesentlich befestigt worden zu seyn. Jede der Großmächte hat genug mit sich selbst zu thun und die bedeutendsten unter ihnen sind noch durch die Unternehmungen im Colonisationsgebiet besonders in Anspruch genommen, so wie sie auch aus demselben Grunde jede Collision in der europäischen Politik zu vermeiden getrieben werden. Auf dem Continente regieren die Fürsten, in England verantwortliche Minister. Diesen wird oft vorgeworfen, daß sie viel zu wenig den freisinnigen Grundfäßen auf dem Continente Nachdruck geben. Allein sie befürchten nicht nur das continentale Mißverstehen des Begriffs bürgerlicher Freiheit; sondern auch die bedenkliche Lage einer auf Colonien und Schiffahrt ruhenden Macht im Fall eines europäischen Krieges, und vergessen nicht, daß die Existenz England's trotz all' seiner Schätze und seiner Energie eine künstliche ist. Rußland hat sich von erlittenen Schlägen zu erholen. Es ist bedeutend in den Hintergrund getreten und so mit dem Tode Nikolaus I. die russische Partei auf dem ganzen Continente. Der Glanz der Unüberwindlichkeit ist hinweg; das Anlehnen irgend einer Macht an Rußland in der Gegenwart wäre eine Schwach, und was unter Nikolaus noch den Schein eines Princips, einer moralisch-politischen Idee hatte, müßte jetzt als ein Nothwerk, als letzte, schwächste Maafregel erscheinen. Auch hat sich die vor etlichen Jahren herrschende revolutionaire Gewitterluft für den Augenblick, wie es scheint, verloren. Die materiellen Interessen, Industrie und Handel, nehmen die Kraft und Thätigkeit der Völker in Anspruch. Die Fürsten haben gelernt, manche Rücksichten einer früheren, kurzfristigen Politik auf die Seite zu setzen und suchen in ihren gegenseitigen Freundschaftsbeziehungen eine hinreichende Garantie für das Aufrechthalten bestehender Verträge und für Schutz in Nothfällen. Die Sache ist einfach die, daß sie nicht mehr in demselben Sinne wie früher um traditioneller Größe willen die Obersten sind, sondern weil keinem Anderen so wie ihnen die Würde des ersten Staatsbeamten naturgemäß zukommt. Und das müssen sie immer mehr zu werden lernen; es gilt ihnen nicht nur Kronenträger, sondern rechte Amtsträger zu seyn. Sie werden immer weniger gelten um ihrer Ahnen willen, immer mehr um ihrer persönlichen Thätigkeit willen. Dann macht die Form der Verfassung des Staates das Geringste aus. Darauf kommt es an, daß an die Stelle der fürstlichen oder der demagogischen Willkür das Recht trete, die Legide der Freiheit, und daß die an der Spitze stehen, nie vergessen, daß nicht die Spitze den Bau trägt, er aber sie, die ihn schützt und vertheidigt. Die Zeit der absoluten Fürstensouveränität ist vorbei und kommt nicht wieder. Der absorbirende Staat, der alle Gestaltungen des Lebens seiner Abstraction von Einheit unterwarf, jeder individuellen Regung consequenter Weise feindselig gegenüberstand und in der völlig

unabhängigen, Niemand verantwortlichen monarchischen Spitze sich centralisirte, hat sich überlebt. Der moderne Staat ist die res publica im unmittelbaren Sinne des Wortes, sey seine Verfassungsform, welche sie wolle. Natürlich sind gegen diese Auffassung des nationalen Staates die Fürstenstaaten wie Rußland und Oestreich noch weit zurück. In Frankreich, dem politisch am meisten entwickelten Staate auf dem Continente, zeigt sich dies Verhältniß deutlich. Es ist nicht die Dynastie und nicht der Ruhm des Oheims, wodurch Louis Napoleon der Größte unter den Großen in Europa und der Unentbehrliche selbst unter den Franzosen wurde. Es ist sein Verständniß der Zeit und seines Volkes, es ist das Eingehen in die Anschauung, welche diese ruhmliebende Nation von sich selbst unter den Völkern der Welt hat; es ist die persönliche Hingabe an die Interessen der Nation; es ist das Handhaben der gemäßigten Principien, das Vermeiden der Fehler eines Napoleon I. und eines Louis Philipp; es ist das Zurücktretenlassen persönlicher, individueller Neigung gegen allgemein in der Zeit und ihrem Geiste liegende Gedanken. Da mag Louis Napoleon den Mund voll nehmen und es „Frankreich zum Ehrenpunkte machen, daß seine Ströme nicht mehr aus ihren Ufern treten;“ damit drückt er nur in stolzeſter Weise das Selbstgefühl der Nation aus und erscheint als ihr tüchtigster Vertreter. Seine Stärke nach außen beruht auf derselben Basis. Er hat nicht das in die Weltgeschichte umschaffend eingreifende Genie seines Oheims, aber er ist ein Virtuose der Politik. Es kann auch kein Interesse haben in unserer Zeit, an die Unterjochung irgend einer civilisirten Nation zu denken. Mächte, welche Völker wider das Naturgesetz der Nationalität unterjocht halten, wie etwa Oestreich, haben Mühe genug damit. Daß die Völker zu sich selbst gekommen sind, haben sie großentheils dem ersten Napoleon zu danken; er hat sie zum ersten Denken an ihre nationale Existenz gebracht, gerade weil er diese ignoriren wollte. Louis Napoleon hat so viel Waffengeklirr gehabt, als ihm selbst bei Franzosen für Jahre hinreicht und er wird die Künste des Krieges nie verachten, aber zeitgemäß auch nicht überschätzen. Seinem Oheim wäre selbst die Neuenburger Verwicklung ein Deus, und zwar ein Mars ex machina gewesen. Aber er weiß, jetzt kommen andere Factoren in's Spiel, als bloß etliche Pariser Bülletins. Man denke nur um hundert Jahre zurück, in die Zeit des siebenjährigen Krieges, und vergegenwärtige sich den ungeheuren Umschwung im Verhältniß zwischen Fürsten und Völkern und der Völker unter einander. Man weiß, daß es damals eigentlich keine öffentliche Meinung gab im heutigen, umfassenden Sinne des Wortes. Man weiß, wie der französische Hof mit all' seiner Sittenlosigkeit nachgeäfft wurde beinahe an allen Höfen. Die Völker wurden als eine passive Masse behandelt. Der Staatshaushalt war ein Geheimniß, nur nicht in seinen Folgen. Jetzt ist der dynastische Nimbus verschwunden, die alten, selbst religiösen Stützen sind gefallen, die Geschichte hat Kritik geübt und wird sie üben und an eine retrograde Bewegung wäre nur bei einem allgemeinen Sinken der Cultur und Humanität zu denken.

Bei dem Allem wird aber Niemand auf die gegenwärtige Lage der Dinge Vertrauen setzen wollen. Eben das, daß von einigen Individuen und von ihrer diplomatischen und politischen Capacität so Vieles abhängt, ist an sich schon bedenklich. Jedermann scheint der Ansicht zu seyn, daß durch die eine Person, Louis Napoleon, die Ruhe Europa's und der Friede der Völker bedingt ist. Ihm fehlt es nicht an Gegnern, die ihn als Verräther der Republik aus dem Felde geräumt wissen möchten. Die große conservative Partei in Frankreich läßt ihn nur seines ausgezeichneten Regierungstactes willen gewähren. Er hat die Anarchie gezügelt und die destructiven Tendenzen unterdrückt. Er ist die Verbürgung sichern Besitzes. Aber der Zustand ist ein künstlicher; die Polizei bewacht die Presse, späht mit Argusaugen durch alle Winkel, bevormundet alle Associationen und regiert aus dem Verborgenen wie einst das Schmeicheltuch. Es handelt sich nicht um etliche Nebelwollende, sondern um eine weitverbreitete, jetzt niedergedrückte Tendenz, die ihre Zeit abwarten muß, aber im Verborgenen thätig ist. Ganz Italien ist voll Zündstoffes. Es ist ein erzwungener Ruhezustand, in dem es sich befindet. Mit künstlichen Mitteln sucht man den Schein befriedigender Verhältnisse zu geben. Man denke nur an die Absichtlichkeit, mit der in Frankreich die finanziellen Schwierigkeiten verdeckt werden, um dem öffentlichen Vertrauen keinen Stoß zu geben. Von Kaiserreisen durch Provinzen Oestreich's, in denen vor wenigen Jahren die Flamme der Revolution hell aufloberte, wird ein Enthusiasmus des Empfangs, den der Regent erfuhr, ausposaunt, der einen starken Wunderglauben beansprucht. Manche höchst folgenreiche Frage der europäischen Politik ist noch gar nicht gelöst. Dänemark's Eigensinn gegen die deutschen Provinzen Schleswig und Holstein ist so provocirend, daß er wirklich wieder einen Rotenwechsel veranlaßte; allein die Sache auf die lange Bank schieben, ist nur eine Verleugnerklärung und muß einen peinlichen Eindruck hervorrufen. Die für Oestreich, Rußland und die Pforte, mittelbar für ganz Europa so bedeutende Frage der Donaufürstenthümer scheint noch immer von einer Erledigung weit entfernt zu seyn, und hier liegt noch vor den Thoren des Orients der alte Zankapfel. Noch tiefer greift die Verwickelung zwischen Staat und Religion besonders auch in Deutschland in das Leben der Völker ein. Oestreich lehnt sich an den Ultramontanismus an, als an den Strebeypfeiler des Conservatismus und die beste Schule der Subordination auch für das politische Leben. Es vertraut dem Geiste der Zeit, daß die Hierarchie nicht in die Politik eingreife, und Päpste keine Kronen vertheilen, noch Kaiser ihnen die Steigbügel halten. Aber es vertraut dem Geiste der Zeit nicht, daß er auch aus Völkern etwas Anderes gemacht habe als sie einst waren, und denkt sie noch am alten Gängelbände zu leiten. Und doch hat der Genius des Liberalismus sich auch der Donau vertraut und über dem Stephansturm seine Schwingen entfaltet. Wenn aber die Jesuiten unter dem Schutze des österreichischen Adlers überall wieder ihre Nester bauen, so wird die aufgeklärte Bevölkerung darin kein gutes Omen erkennen, die Herzen von ein paar Millionen Protestanten werden mehr

Kränkung als bisher erfahren müssen, die neuen Maaßregeln des Bundes der Hierarchie und absolutistischen Politik werden weniger bindend als lösend auf die ohnehin lose Gliederung des Kaiserthums wirken, und die Regierung wird am Ende finden, daß der Gedanke, den alten, naiven Katholizismus wieder in Oestreich heimisch zu machen, romantisch ist, aber nicht geschichtlich.* Das Nebel aber ist, daß wo der römische Glaube weicht, ohne sich zu evangelischer Reinigung zu erheben, an seine Stelle nichts Anderes tritt als ein seelenloser Nihilismus, ein schaaliger Unglaube, bei den Gebildeten wissenschaftlich zugestuzt, beim Volke in Masse ein sittenloser Materialismus. Davon ist bereits genug in Wien und über ganz Oestreich hin; nicht weniger in Italien und namentlich in Frankreich. Das wird der fruchtbare Boden für alle Socialreformpläne, die das Bestehende kurzweg demoliren, ein Lustgebäu von menschlicher Gesellschaft aufführen und ihm jede noch wirksame Gottesordnung und jedes historische Recht in Blutströmen opfern wollen. Der römische Katholizismus greift wieder mächtig in die Politik Europa's ein; er tritt auf mit concentrirten Kräften, wie bald nach der Reformation; er scheint zu fühlen, daß er sein Recht in seiner Unentbehrlichkeit habe. Aber er ist der Fahrenhalter der politischen Reaction. Tritt die Revolution wieder über den Damm, der ihr jetzt entgegengestellt ist, so wird ihr Strom reißender als bisher sich wider die Kirche kehren. Und dieser neugeborne Romanismus ist nicht die That der Kirche, sondern das Getreibe der Priester. Religiöser Enthusiasmus liegt keiner in unserer Zeit. Künstlich ist er nicht zu schaffen. Die Bischöfe haben vielfach dem Papste es angedeutet in geheimer Correspondenz, daß ihnen, so wie sie ihre Diöcesen kennen, die Promulgation des Dogmas der *conceptio immaculata* in gegenwärtiger Zeit bedenklich erscheine und haben davon abgerathen. † Es ist keineswegs jene vielgerühmte Einheit im Romanismus zu finden. Ja, der an seiner Spitze in der Gegenwart steht, Pius IX., zeigt selbst im Gange seiner Entwicklung so viel Schwanken, daß man zwar den Menschen bemitleiden, den Papst und Regenten aber nicht hochstellen kann. Man hört, daß er freundliche Aufnahme bei seiner Rundreise letzten Sommer gefunden habe. Aber was ist das gegen die Bewunderung, die ihm Europa noch vor zehn Jahren zollte, und die Hoffnung, die die Welt an ihn knüpfte. Welch' ein Umschwung! Gewiß, Pius IX. ist ein Mensch von edeln Gefühlen; aber als Idealist und Schwärmer für Menschenwohl fing er an, versauerte unter Stürmen der Wirklichkeit, denen er nicht gewachsen, und endet ein Enthusiast für ein weibliches Idealbild ohne Wirklichkeit, die unbesiegt empfangene Maria. An der Spitze der Kirche Christi

* Es ist bezeichnend, daß unter den vielen Gemälden italienischer Künstler auf der Industrie- und Kunstausstellung zu Paris im Jahre 1855 nicht eines war, das einen kirchlichen Gegenstand behandelte. Wohl aber fand sich das Bild einer „Italienerin im Exil, welche die gerechte Nationalfahne mit schmerzlicher Begeisterung an die Brust drückt.“ Das hatte ein Lombard gemalt.

† Siehe hiezu die interessanten Aftenstücke, mitgetheilt in Belzer's protestantischen Monatsblättern für 1857.

auf Erden stehend, ist er es, der die Blicke der Gläubigen am meisten von Christus ablenkt.

Zu den Schwierigkeiten, mit denen einzelne europäische Regierungen, besonders unter Protestanten, zu kämpfen haben, gehört auch die Frage nach dem Verhältniß der etablierten Staatskirchen und der Staatsgewalt zur religiösen Freiheit. Man scheint das Princip der religiösen Toleranz allgemein anzuerkennen. Aber ihm die nöthige Consequenz zu geben, da liegt das Bedenkliche. Die bestehenden Rechte wollen aufgelöst seyn, oder die Toleranz bleibt eine leere Abstraction, etwas principiell Anerkanntes, factisch aber Geleugnetes. Es handelt sich aber nicht darum, ob gewisse religiöse Ansichten und Richtungen tolerirt werden sollen, sondern ob bürgerliche Rechte von denselben abhängen sollen oder nicht. Auch nicht, ob gewisse religiöse Parteien das Recht der Toleranz genießen sollen, sondern ob sie mit dem Staatskirchentum auf gleichem Fuße stehen sollen, also für gleichberechtigt mit ihm gelten. Man hat in Deutschland den Rationalismus geduldet selbst in seinen extremsten Erscheinungen bis zur schroffsten Feindschaft gegen die Principien der Staatskirche. Aber man hat sich begnügt damit, daß die von der Kirche entschieden Abgefallenen um des Staates und seiner Rechte willen der Kirche noch einen Scheintribut von Anerkennung zollten, ihre Ehe kirchlich weihen, ihre Kinder taufen ließen. Und das geschieht noch immer. Die Meinung war frei, selbst das Wort des Antichristentums. Die Gesinnung war gleichgültig, wenn nur der Staatwille der äußeren, kirchlichen Form nach vollzogen wurde. Die Häresie ließ man gelten. Aber das Schisma verwarf man. Wie stünde es aber in Deutschland, wenn den Ungläubigen so viel organisirende Energie, Triebkraft und Selbstständigkeit zukäme, wie den altlutherischen oder baptistischen, oder gar mormonischen Schismatikern? Die Frage zwischen dem religiösen Bekenntniß und dem Bürger- und Staatsrecht ist noch lange nicht gelöst. Die religiöse Freiheit gehört zu den Dingen, für welche gegenüber allen etablierten Staatskirchen und Institutionen die Geschichte unserer Zeit kämpfen wird, bis sie ihr Ziel gewinnt. Und das Christentum selbst muß es um seinetwillen wünschen. Denn es muß die Probe bestehen können, daß es der Anlehnung an den Staat nicht bedarf; es muß selbst die That der höchsten Freiheit seyn, nicht eine Tradition, nicht ein Herkommen, nicht eine Sache gesetzlicher Form ohne die Wahrheit der Gesinnung. Der Staat braucht seine Desintegration deshalb nicht zu befürchten. Man denke nur an England, wo in zwei Jahrhunderten der Geist der religiösen Freiheit mit der inneren und äußeren Stärke des Reiches um die Wette Fortschritte gemacht hat. Der Staat mag ernstlich wünschen, der Kirche als eines sehr lästigen *Associés* los zu werden. Denn ob er ihr hilft oder nicht hilft, sie verwickelt ihn in Schwierigkeiten. Er steht da rathlos und in steter Gefahr, Mißgriffe zu machen, die zuletzt nur das Vertrauen auf ihn selbst und auf seine höchsten Repräsentanten schwächen. Die Spaltung im religiösen Denken der Zeit, die von den Einzelnen beanspruchte Freiheit macht ihm das kirchliche Regieren zur größten Last. Das sieht man in Preußen und

seinem Verhältniß zu den Anirten, Lutheranern, Reformirten, Katholiken und zu den Secten des Glaubens und Unglaubens. In England wird es nicht lange währen, so wird die Verfassung auch in dem Punkte geändert werden, daß den Juden das Recht der Parlamentsmitgliedschaft ferner nicht verweigert wird. Und bedenkt man, wie in Deutschland die Kirche sich seit Jahrzehnten geberdet hat, wie sie vor 50 Jahren den Staat drang, die alten orthodoxen Formen und Bekenntnisse auf die Seite zu schaffen, wie ihre ersten Vertreter sodann nach Union verlangten, wie jetzt die Theologen für und wider Union streiten und da oder dort die alten orthodoxen Formen wieder mit Gewalt haben wollen, wie die Laienwelt großentheils Nichts an der kirchlichen Restauration sieht, als neuauftauchendes hierarchisches Gelüste und sich an den Staat als Patron der Freiheit wendet, wahrlich, da ist's kein Wunder, wenn der Staat nach und nach des Kirchenregierens müde wird. Und wer kennt den Geist des Jahrhunderts und denkt, daß diese Verwickelungen und Schwierigkeiten so bald sich lösen werden? Auch bedarf es keiner Erinnerung, daß allerdings aus der Trennung von Kirche und Staat unermeßliche Consequenzen für Schule und Kirche, Theologie und Amt, ja, für alle Verhältnisse und Zustände sich ergeben, zugleich aber auch eine Anregung der Geister und Kräfte, die dem alten Europa am Ende nur heilsam seyn kann.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

—*summa est justitiae regula Dei voluntas, ut, quidquid vult, eo ipso quod vult, justum habendum sit.*—

Calv. Instit. III. 24, 2.

9) Calvin's Prädestinationslehre. Streit mit Volsec. Kritik der calvinischen Lehre. Genfer Consens.

Eine ganz andere Stellung nahm Calvin in der Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung ein. Suchte er in der Abendmahlslehre eine Vermittelung zwischen den Gegensätzen zu stiften, so trat er dagegen in der Prädestinationslehre in den äußersten Gegensatz. Erfahrungsgemäß von der Wahrheit der tief sinnigen Lehren Augustin's von Sünde und Gnade überzeugt, waren zwar alle bedeutendere Männer der Reformation Anhänger und Verteidiger einer strengern Prädestinationslehre; aber keiner hat dieselbe so klar entwickelt, so consequent durchgeführt, so kräftig vertheidigt und so allgemein in seinem Wirkungskreise zur Geltung gebracht, wie Calvin. Für ihn war diese Lehre eine

wahre Lebensfrage, sie war ihm nicht bloß aus Schrift und Erfahrung unumstößlich gewiß geworden, sondern er erblickte auch in derselben das einzige Heilmittel gegen den Krebschaden der Zeit, die römisch-katholische Werkgerechtigkeit. Er sah seine Zeitgenossen in dem faulen Sumpfe des pelagianischen Systems versunken, einem System, das Gott und Christo die Ehre raubt, und die Kräfte des gefallenen Menschen überschätzt. Um so größeres Gewicht mußte er deshalb auf die neutestamentliche Lehre von der Gnadenwahl legen, um wo möglich den stolzen Dünkel der päpstlichen Werkheiligkeit gänzlich zu zerstören; hatten ja doch Augustin und nach ihm alle tieferen Geister, namentlich auch die Vorläufer der Reformation, diese Lehre als eine theure Gotteslehre gepredigt und vertheidigt.

Calvin behandelt die Prädestination in den Abschnitten seiner Institutio, in welchen er von der göttlichen Vorsehung und der Befehung des Menschen spricht. Sich stützend auf Stellen, wie Röm. 8, 28–30. Ephes. 1, 3 u., besonders aber auf Röm. Cap. 9., lehrte er nach Augustin's Vorgange, daß Gott von Anbeginn nur eine bestimmte Anzahl von Menschen aus der verdorbenen Masse herausgehoben und zum ewigen Leben erwählt, während er die andern nach seinem gerechten Gerichte der selbstverschuldeten Verdammniß zu überlassen beschloßen habe. Daß Gott nur einige erwählt nach freier Machtvollkommenheit, ist keine Ungerechtigkeit; denn eigentlich haben alle durch die angeborene und wirkliche Sünde die Verdammniß verdient, und so ist es nur eine ganz besondere Güte, wenn Gott an den Einigen seine Gnade erweist, während er an den Andern seine Gerechtigkeit offenbart. Der Mensch kann zu seinem Heile nichts beitragen. Sein Wille ist der Sünde unterworfen, also gebunden, mithin nicht mehr frei; nicht mehr im Stande, das Gute frei zu wählen und zu thun. Nur die Gnade vermag den geknechteten Willen zu befreien. Daß solches an dem Einigen geschieht, an dem Andern nicht, beruht auf dem Vorsatze der Wahl Gottes, und nicht auf dem Verdienste des Menschen. Obwohl Seligkeit und Verdammniß in letzter Instanz nur von Gott abhängt, so erleiden doch die Gottlosen die ewige Verdammniß nicht unverschuldet. Denn mit ihrem Willen handeln sie böse, also findet kein Zwang statt. Wohl geschieht auch das Böse nach dem Willen Gottes, sonst würde und könnte es nicht geschehen. Aber der Böse ist immerhin strafbar, weil er sein Böses nicht mit der Absicht gethan, Gott zu gehorchen, sondern dabei wissentlich gegen das göttliche Gebot gehandelt hat. Alle Frevel aber sind in der großen Weltregierung berechnet, und auch die Gottlosen müssen gegen ihren Willen den Zwecken der göttlichen Weltordnung dienen.—Dem Einwurf, daß es ungerecht sey, einen Theil der gefallenen Menschheit zum Verderben, den andern zum ewigen Heile, ohne alle Rücksicht auf eigenes Verdienst zu bestimmen, setzt er einfach das Wohlgefallen Gottes entgegen. „Der Wille Gottes ist die Ursache aller Dinge und so sehr die große Regel aller Gerechtigkeit, daß man als gerecht ansehen muß Alles, was er will, und darum, weil er es will. Fragt man also, warum Gott so gehandelt hat, so muß man antworten, weil er es gewollt

hat. Wenn ihr weiter geht und fragt, warum hat er es so gewollt, dann sucht ihr ein Ding, was größer und herrlicher wäre als der Wille Gottes selbst, was also gar nicht da ist. Daß demnach die Verwegenheit der Menschen Grenzen anerkenne; daß sie nicht suche, was nicht da ist, damit sie nicht aus den Augen verliere, was da ist.“ Calvin fühlt das Schwierige seiner Lehre. Er bewegt sich deshalb am liebsten auf dem Boden des Infralapsarianismus, und nur die Consequenz seines Denkens trieb ihn zuweilen auf die schwindelnden Höhen des Supralapsarianismus. „Diese Lehre ist wie ein Ocean, auf dem wir Schiffbruch leiden können; doch werden wir ruhig darüber schiffen, wenn wir den Vorwitz meiden. In einen Abgrund von Elend stürzen sich die, welche ohne das Wort Gottes sich in diese Fragen wagen, hingegen viel Trost finden die, welche diese Lehre nach der Ordnung begreifen. Von der Berufung fangen wir an und dabei bleiben wir stehen; auf Christus schauen wir, in dem allein das Wohlgefallen des Vaters ruht, und in dem er allein uns lieben kann. Nicht in uns, nicht einmal in Gott, sondern in Christo allein finden wir die sichere Ueberzeugung von unserer Berufung, wenn wir seine Gemeinschaft fühlen.“ Institutio III. 23 und 24.

Diese Lehre Calvin's sagte anfänglich den Genfern wenig zu, und er hatte manchen harten Kampf darüber zu bestehen, bis dieselbe in Genf feststand; und auch nachher gab es nicht bloß vereinzelte Angriffe gegen sie, sondern der Streit um diese schwierige, aber großartige Lehre zog sich noch lange durch die ganze reformirte Schweiz hin, bis endlich Calvin's Ansehen und Einfluß derselben das entschiedene Uebergewicht verschaffte. Am meisten machte ihm in dieser Hinsicht der Handel mit Hieronymus Bolsec, gefeinesen Carmeliter-Mönch, zu schaffen. Dieser Mann, der in Genf als Refugie lebte und als Arzt fungirte, fing an, in den Genfer Kreisen über die schwierige Lehre von der Gnadenwahl leidenschaftlich zu disputiren, und fuhr auch dann noch in seiner Opposition gegen dieselbe fort, als er von Calvin darüber belehrt und vom Rath wegen seines Treibens gewarnt worden war. Aufgereizt durch Calvin's Feinde, wagte er sogar in einer der Congregations-Versammlungen, welche wöchentlich in der Kirche gehalten, zu Unterredungen mit den Gemeindegliedern bestimmt waren, öffentlich und in aufreizendem Tone gegen die Lehre von der Gnadenwahl aufzutreten. Was ihm den Muth dazu gab, war die Abwesenheit Calvin's. Bolsec war jedoch noch in seiner Rede begriffen, als der Reformator in die Kirche trat und mit Staunen diesen Angriff auf seine Lehre vernahm. Er hielt sich in der Masse der Zuhörer verborgen, bis Bolsec geredet hatte, trat dann hervor und zermalnte seinen Gegner mit einer Menge Stellen aus der heiligen Schrift und aus Augustin und mit so überlegenen dialectischen Beweisen, daß Bolsec vor der ganzen Versammlung zu Schanden gemacht dastand. Da er auch empörenderische Reden geführt, wurde er von dem anwesenden Polizei-Präfecten verhaftet und in's Gefängniß geführt. Seine Sache wurde vor den Rath gebracht, und da Bolsec sich auf mehrere Schweizer

Geistliche berief, so holte der Rath die Gutachten der Kirchen von Basel, Zürich und Bern ein. Diese entsprachen den Erwartungen Calvin's keineswegs, denn sie hielten eine Verständigung mit Volsce für möglich und wünschenswerth, und meinten, er gehöre zu den Schwachen, die man mit Geduld tragen und mit Sanftmuth zurecht weisen müsse. Da jedoch Volsce auf keine Weise nachgeben wollte, so wurde er dieser Gutachten ungeachtet aus Genf verbannt. Er zog sich nach Chanon, damals zu Bern gehörig; zurück, erregte auch da Unruhen, und wurde 1555 ausgewiesen. Er war nun einer der bittersten Feinde Calvin's, verläumdete denselben noch nach seinem Tode in einer boshaften Schrift und trat endlich wieder in die römische Kirche zurück. Calvin aber und seine Amtsgenossen rechtfertigten ihren Glauben in einer neuen Congregations-Versammlung, und ersterer arbeitete auf Grund seiner gehaltenen Predigt eine längere Schrift über diesen Gegenstand aus, die er dem Rath als Neujahrs-geschenk am 1. Januar 1552 zueignete. Es ist dies der berühmte *Genfer Consens*,* worin Calvin im Namen sämtlicher Prediger der kleinen Republik die Lehre von der ewigen Gnadenwahl Gottes gegen die Angriffe der Gegner auf's Neue feststellte. Im ganzen Werke wird Volsce nicht genannt, weil Calvin seiner Ruhmbegierde keine Nahrung geben wollte. Auch hielt er es nicht der Mühe werth, die Argumente Volsce's zu widerlegen. „Denn da der unwissende Schwächer nichts vorgebracht hat, was nicht aus diesen beiden Psügen (den Werken des Albert Pighius und Georg's von Sicilien) geschöpft gewesen wäre, und so das, was schlecht gesagt war, noch schlechter gemacht hat, so wäre der Streit mit ihm sehr trocken gewesen.“ Calvin zeigt an einem Beispiele die Wahrheit seiner Behauptung. Eph. 1, 3 erkläre Pighius durch folgende Phrase: Es sey das Menschengeschlecht in Christo erwählt, damit alle, die ihn im Glauben erfaßten, die Seligkeit erlangten. Volsce aber habe sich nicht geschämt, vor der ehrwürdigen Rathversammlung jene Stelle folgendermaassen zu verdröhen: Es werde dort nicht von dem gemeinschaftlichen Heile der Frommen, sondern davon, daß Paulus und seine übrigen Collegen zum Apostelamt erwählt wären, gehandelt. Wenn also Calvin, wie er in dem genannten Werke gethan, seine Hauptgegner, den schon früher genannten A. Pighius aus Kempen und den Mönch Georg Siculus, widerlegte, so konnte er füglich den Stümper Volsce sich selbst überlassen.

Wird man auf diese Gegner Calvin's, und sieht, wie sie sich alle Mühe geben, das pelagianische Dogma von der Freiheit und dem Vermögen des menschlichen Willens zu vertheidigen, um die römisch-katholische Werkgerechtigkeit zu retten, so wird man Calvin's Eifer für seine Lehre begreiflich und entschuldigbar finden. Auch sieht man ein, wie Calvin den Grundirrtum seiner

* Der vollständige Titel dieses Werkes, welches symbolisches Ansehen erhielt, ist: *De aeterna Dei praedestinatione, qua in salutem alios ex hominibus elegit, alios suo exitio reliquit: item de providentia, qua res humanas gubernat, Consensus pastorum Genevensis ecclesiae, a J. Calvino expositus.*

Zeit nur dadurch zu vernichten hoffen konnte, wenn er die Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo in ihrer vollen Consequenz und rücksichtslosen Schärfe vortrug. Und gewiß war es damals nicht an der Zeit, philosophisch vermitteln zu wollen. Uebrigens hat auch heute noch die strenge calvinische Prädestinationslehre ihrem Antipoden gegenüber, wo immer derselbe sich wieder hervorthun mag, ihr gutes Recht; und auf dem praktischen Gebiete wird ewig wahr bleiben, was Calvin im Genfer Consens ausgesprochen hat: „Diesenigen sind boshaft und ungerecht gegen Gott, denen die Kenntniß der ewigen Gnadenwahl unbequem und drückend ist: wenn man diese beseitigt, so muß nothwendig die Hälfte der Gnade Gottes zunichte werden. Mag dagegen streiten, wer da will: das Lob werden wir der Lehre von der freien Gnadenwahl, die wir lehren, immer geben dürfen, daß nur durch sie die Gläubigen hinlänglich fassen, wie groß die Güte Gottes gegen sie gewesen ist, indem sie wirksam zur Seligkeit berufen wurden.“ Im Uebrigen weist Calvin selbst a. a. D. darauf hin, daß der ganze Streitpunkt sich um die Frage drehe, ob es keine Gerechtigkeit Gottes geben könne außer der, die wir fassen können. Dies wird kein vernünftiger Christ läugnen wollen, und somit sind wir in dieser Frage vor allen Dingen auf die Offenbarungen Gottes in der heiligen Schrift angewiesen, und muß also der Streit um die Prädestination auf exegetischem Boden ausgefochten werden. Und gerade der exegetische Beweis ist es, den Calvin in seinen Commentaren, seiner *Institutio* und im Genfer Consens auf eine glänzende, wenn auch nicht immer überzeugende Weise geführt hat. Man lese diese Schriften nach, und man wird staunen müssen nicht allein über die Kühnheit, mit welcher Calvin vor keiner Consequenz zurückschrickt, die sich ihm aus dem Worte Gottes ergibt, sondern auch über die Schärfe, Genauigkeit und Vortrefflichkeit seiner exegetischen Argumentation. Calvin wollte auch in der ganzen Frage nichts anderes, als was Gottes Wort lehrt. Mit Entrüstung weist er den Vorwurf zurück, daß er sich durch seine Speculation über die Grenzen der heiligen Schrift hinausstreiben lassen. Er habe nie mit verwerflicher Neugierde das erforschen wollen, was Gott verborgen habe. „Ich umfasse das,“ sagt er, „was die Schrift lehrt, mit festem Glauben, und schaue dazu hinauf.“ Wie es ihm nicht um eitle Speculation, sondern um reine, praktische Wahrheit in diesem Streite zu thun war, das zeigt unter andern gar schön eine Stelle aus seinem frühern Werke gegen Pighius, die wir uns nicht enthalten können, hier mitzutheilen; zumal da dieselbe auf's deutlichste zeigt, was Calvin unter Freiheit und Unfreiheit des menschlichen Willens verstanden hat. Calvin schreibt: „Wird der Freiheit Zwang entgegengesetzt, so bekenne ich und werde immer bejahen, daß es einen freien, sich selbst bestimmenden Willen giebt (*liberum arbitrium*) und erkläre einen jeden, der anders denkt, für einen Ketzer. Wenn man in diesem Sinne den Willen frei nennt, weil er nicht gezwungen oder gewaltsam von außen her getrieben wird, sondern sich durch sich selbst bestimmt, so halte ich mich nicht weiter auf. Aber weil man gewöhnlich, wenn dieses Epitheton mit dem Willen verbunden wird, ganz etwas anderes darunter ver-

steht, mißfällt es mir. Wenn die Menschen es nämlich auf ihre Kräfte beziehen, so kann man nicht verhindern, daß sie sich gleich einbilden, daß der Mensch Gutes und Böses in seiner Macht habe, also daß er durch seine Kraft das Eine oder das Andere erwählen könne. Also streite ich nicht unnütz eines Wortes wegen, sondern gedenke eine gerechte Sache zu vertheidigen, wenn ich wünsche, daß dieses kleine Wort gestrichen werde, indem der größere Theil der Welt mit so großer Gefahr sich daran stößt, zumal da man nicht finden wird, daß es mit dem Gebrauch der Schrift übereinstimme; denn Freiheit und Unfreiheit, Zwang, *servitudo*—sind entgegengesetzte Begriffe, so daß wenn man das eine setzt, man das andere aufhebt. Wenn nun aber der Wille des Menschen gebunden ist, *serva voluntas*, so kann er rechtmäßiger Weise nicht frei genannt werden. Nun laßt uns hören, was der heilige Geist darüber sagt. Ein Ausspruch soll mir hinreichend seyn, weil nicht von der Sache selbst, sondern von dem Ausdruck allein die Rede ist. Wenn Paulus den Zustand der Heiligen beschreibt, sagt er, sie seyen gefangen in den Banden der Sünde, da wo sie noch nicht durch den heiligen Geist befreit worden (Römer 7, 14). Und wenn er von der Natur des Menschen spricht, sagt er, daß der Mensch der Sünde verkauft ist (7, 14). Wenn aber die Heiligen Sklaven sind, da wo sie sich selbst und ihrer Natur überlassen bleiben, was soll man von Menschen sagen, in welchen die Natur allein lebt und regiert? Wenn nach der Wiedergeburt die Freiheit nur halb da ist, was wird in der ersten fleischlichen Geburt seyn, als lauter Sklavendienst, *servitus*? So sagt Paulus auch (Römer 6, 17): „Ich danke dir, daß du die Römer von der Sünde befreit hast, deren Knechte sie vorhin gewesen sind.“ Nicht bloß das Fleischnliche im Menschen, sondern den ganzen Menschen macht er zum unfreien Knecht vor der Wiedergeburt. Wer also sagt, daß der Wille frei ist, gebraucht eine andere Sprache als die des heiligen Geistes. Ich würde es wohl dulden, daß die Gelehrten sich dieses Wortes bedienen, wenn sie den rechten Sinn feststellten. Auch vor dem Volke würde ich nicht verhindern so zu sprechen, wenn die Sache recht deutlich auseinandergesetzt würde. Aber wenn man dies nicht erlangen kann, so ermahne ich die Leser, die Sache mehr als das Wort zu berücksichtigen.“

Die Publication des Genfer Consens besiegelte den ersten großen Sieg der Prädestinationslehre Calvin's. Dessen ungeachtet stand Calvin mit seiner Lehre wie allein da. Von allen Seiten erhoben sich neue Gegner. In Basel schmähete der mit Calvin zerfallene Castellio auf eine Lehre, die seinem freisinnigen Geiste nicht behagen konnte. Melancthon, sonst mit Calvin einig und in den ersten Jahren seines Wirkens der strengsten Prädestinationslehre ergeben, sprach seine veränderte Meinung immer lauter aus. Musculus, Christoph Fabri, Bullinger und andere befreundete Männer riefen Calvin zur Milde und Vorsicht. Der Berner Rath gewährte anfänglich dem vertriebenen Volksc Schutz und Aufenthalt, und verbot den Geistlichen seines Gebietes, über die Prädestination zu predigen und zu disputiren. Welchen Verdruß das dem

Calvin bereitete; wird man leicht einsehen, wenn man bedenkt, daß die Feindschaft Bern's gegen Genf dem letzteren bei seiner isolirten Lage den größten Schaden bringen konnte, und Calvin's Feinde in Genf selbst durch ein solches Verfahren in ihrer Opposition gegen den Reformator bestärkt werden mußten. Es erfolgte nun auch wirklich wieder in der Stadt selbst ein heftiger Angriff gegen die Lehre Calvin's. Troillet, ein gewesener Eremit aus Burgund, der, zum evangelischen Glauben übergetreten, es in Genf dahin brachte, Rathsmitglied zu werden, brachte gegen Calvin die Anklage, daß er Gott zum Urheber der Sünde mache und seine Institutio eine falsche Lehre enthalte. Dies geschah in den Gasthäusern, dem Sammelplatze der Libertiner, die den Troillet als Werkzeug gebrauchten wollten, um Calvin aus der Stadt zu werfen. Es war gerade um die Zeit, da der Boden unter Calvin's Füßen zu schwanken schien und Farel und Biret in die Stadt gerufen werden mußten, um die Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Der Rath verbot dem Calvin, über die Prädestination zu predigen, bis dieser neue Streit entschieden seyn würde. Die Macht der Wahrheit siegte jedoch auch diesmal gegen alle Kabalen der Feinde Calvin's. In den öffentlichen Akten der Stadt heißt es (9. Nov. 1552): „Nachdem man die würdigen und gelehrten Lehrer des Wortes Gottes, Meister Wilhelm Farel und Meister Peter Biret, den würdigen Herrn Johannes Calvin, Prediger dieser Stadt Genf, und edlen Johann Troillet von Genf in ihren Reden und Antworten gehört, die schon oft erörterten Lehren der christlichen Institution des Herrn Calvin und das Ganze genau betrachtet, kommt der Rath zu dem Schluß, daß, nachdem alle Dinge wohl gehört und betrachtet worden, er die Bestätigung und Erklärung abgibt: dies Buch der Institution sey gut und heilig geschrieben und seine Lehre die heilige Lehre Gottes; daß man ihn für einen guten und wahren Prediger dieser Stadt halte und von jetzt an und in Zukunft Keiner es wage, gegen gedachtes Buch, noch gegen diese Lehre aufzutreten, mit dem Befehl für beide Parteien und Alle, daß sie sich darnach zu halten haben. Gezeichnet G. Roset, für die Herren Syndici und den Rath.“ Nach einigen Jahren geschah es, daß eben dieser Troillet, der sich zu einem Werkzeuge der Libertiner gegen Calvin hatte brauchen lassen, auf seinem Sterbebette keine Ruhe finden konnte, bis er mit Calvin ausgeöhnt war. Er ließ den Reformator zu sich rufen, bekannte sein Unrecht, das er gegen ihn begangen und bat um Verzeihung desselben. Calvin tröstete den Sterbenden mit Ernst und Milde und stand ihm als ächter Seelsorger stärfend zur Seite, bis er den Geist aufgegeben.

So besiegte Calvin auch in dieser Streitfrage durch seine Beharrlichkeit und Festigkeit allen Widerstand, mochte er kommen von welcher Seite er wollte. Es war einmal seine unwiderrüßliche Ueberzeugung, daß die Ehre Gottes und das Heil der Kirche von dieser Lehre abhängen; er durfte und konnte deshalb nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Das merkwürdige, für ihn so charakteristische Wort, das er schon im Jahre 1545 der Königin Margaretha von Navarra in Bezug auf seinen Kampf mit den geistigen Libertinern zugerufen

hatte: „Wollt doch ein Hund, wenn man seinen Herrn angreift, und ich sollte meinen Mund verschließen, wenn Gottes Wahrheit angetastet wird!“—gibt uns auch den Schlüssel zur Erklärung der Thatsache, daß Calvin Alles in Allem an die Vertheidigung seiner Prädestinationslehre gesetzt hat. Diese Ueberzeugung ließ ihn auch dem freisinnigen Castello die Worte zurufen: „Welle so viel du willst, du wirst doch durch deine Lästerungen Gottes Herrlichkeit nicht mehr in den Staub beugen, als du das Licht der Sonne verdunkelst, wenn du dagegen ausspeiest!“ Und wer fühlte sich nicht gedrungen, Calvin's Motiv zu ehren, das er in folgenden Worten an einen Freund ausspricht: „Wahrlich, tausendmal lieber will ich, daß die Erde mich verschlinge, als daß ich nicht horchen sollte auf das, was mir der Geist Gottes durch den Mund des Propheten zuruft und gebeut, damit nicht der Schimpf, durch welchen Gottes heilige Majestät besetzt wird, auf mein Haupt zurückfalle.“

Wendet man das Wort Christi: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,“ auf Calvin und seine Lehre an, so stellt sich die merkwürdige Thatsache heraus, daß trotz des schon von Castello erhobenen Vorwurfs, durch Calvin's Prädestinationslehre werde die ganze Moral untergraben, gerade Calvin und die Kirchen, welche seiner Lehre folgten, einen ganz besonderen Werth auf die Sittlichkeit legten und eine viel strengere Sittenzucht übten, als irgend eine andere Kirche; und daß auch heute noch in den Ländern und Kirchen, die dieser Lehre Calvin's treu geblieben sind, sich am meisten Sittlichkeit und werththätiges Christenthum vorfindet. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß je höher man die natürlichen Kräfte des Menschen anschlägt, desto schlechter es mit der Sittlichkeit steht; je tiefer aber diese Kräfte herabgesetzt werden, ein desto größerer Eifer für wahre Sittlichkeit hervorgerufen wird. Dies zeigt unwidersprechlich das Beispiel der römischen Kirche und des Nationalismus. Beide haben stets der Güte und Kraft des Menschen das Wort geredet, und nirgends steht es auch mit der allgemeinen Sittlichkeit schlechter als da, wo das eine oder das andere dieser Systeme ausschließlich zur Herrschaft gelangt ist.—Unwissenheit und Bosheit können freilich jede gute Sache verdrehen und mißbrauchen. Und so ist leider auch die Lehre von der Gnadenwahl schon oft verdreht und mißbraucht worden und hat die Betreffenden entweder in Sicherheit geführt, oder zur Verzweiflung getrieben. Daneben hat sich aber diese Lehre auch schon an vielen tausend wahren Christen wie der gewaltigste Antrieb zu einem heiligen Leben, so auch als die reichste Quelle göttlichen Trostes in äußerer und innerer Noth bewiesen.

Mag man übrigens von Calvin's Prädestinationslehre urtheilen wie man will, das steht fest, daß die Grundgedanken derselben durchaus biblisch sind. Daß dem Herrn alle Ehre gebühre, dem Menschen keine; daß die Seligkeit des Menschen weder eine zufällige, noch eine selbst erworbene und selbst verdiente, sondern eine von Ewigkeit von Gott gewollte und bestimmte, durch seine Gnade allein geschenkte und gewirkte sey, und daß auch die Sünde, in den ewigen Rathschluß Gottes mit aufgenommen, den göttlichen Absichten und

Zwecken dienen müsse—das sind unstreitig ächt biblische Gedanken. Auch lehrt jeden Christen seine eigene Herzenserfahrung, daß nur die mächtig wirkende Gnade Gottes den Widerstand des verdorbenen Herzens zu brechen im Stande ist. Auch haben nicht wir Gott zuerst geliebet, sondern er hat uns geliebet und seinen Sohn für uns alle dahin gegeben. Auch sucht nicht der Sünder Gott den Herrn, sondern der Herr sucht ihn etc. Und spricht nicht die Thatsache, daß so viele Millionen Heiden ohne das Evangelium in ihren Sünden dahin sterben, während uns Christen ganz ohne unser Verdienst das Heil in Christo geoffenbaret ist, laut dafür, daß das Heil nicht bei den Menschen, sondern bei Gott allein steht, daß es nicht liegt an Jemandes Willen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.

Auf der anderen Seite freilich muß zugegeben werden, daß Calvin sich unbewußt den praktischen, bescheidenen Standpunkt der heiligen Schrift nicht immer eingehalten hat, sondern von seinem kühnen, consequenten Verstande verleitet wurde, über denselben hinauszugehen und in einer Weise von dem hohen Geheimnisse der göttlichen Prädestination zu reden, daß dadurch nicht allein das religiöse Gefühl vieler aufrichtiger Christen verletzt, sondern auch mancher Stelle des heiligen Bibelbuches Gewalt angethan wurde. Indem Calvin die Lehre von der absoluten, schöpferischen Ursächlichkeit Gottes im Werke der Schöpfung und Vorsehung, der Erlösung und Heiligung auf die Spitze trieb, mußte nothwendig die andere Seite der in heiliger Schrift geoffenbarten Wahrheit, nämlich die Allgemeinheit der Gnade, die sittliche Natur des Menschen, seine relative Freiheit und Verantwortlichkeit, in den Hintergrund gedrängt werden. Der Pelagianismus der Zeit hatte die Souveränität des göttlichen Willens und die Unbedingtheit der göttlichen Gnade geleugnet oder verdreht und das meiste Gewicht auf die menschliche Freiheit gelegt; Calvin's System sollte nach Gottes Rath das nothwendige Gegengewicht gegen die genannte Richtung bilden. Die Versöhnung beider Gegensätze konnte nicht Calvin's Aufgabe seyn. Auch wird auf dieser Welt das Problem nie völlig gelöst werden können, weil unser Denken Gottes absolute Ursächlichkeit und des Menschen Freiheit nicht zusammen zu reimen vermag.

Wir schließen diesen Artikel mit folgenden Worten Paul Henry's, des großen Biographen Calvin's: „So fürchtbar dies System erscheint, so groß ist es in den Augen eines Jeden, der sich mit dem Gefühle der Größe Gottes und mit Glauben hinein versenkt; und im Grunde nichts anderes als die einfache Erklärung der Thatsache, daß Sünde, Frevel, Fluch und Verdammniß einmal da sind, wir wissen nicht warum, noch wie es möglich ist im Angesichte des Heiligen, Allmächtigen; eben so wenig verstehen wir, warum Gott irgend etwas Unvollkommenes geschaffen, oder warum überhaupt Etwas da ist, warum Gott da ist und der Mensch—ein unerklärliches Geheimniß; daher denn auch viele und die würdigsten Christen aller Zeiten, und namentlich die allertthätigsten auf den praktischen Gebieten, diese Lehre aus Ueberzeugung angenommen und als das wahre Christenthum gewürdigt haben.“ I. p. 316. ff.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. B.

Ueber Gellert und seine Lieder.

Vortrag von Dr. theol. A. J. Nisch.

(Schluß.)

Nach zehnjährigem Wächsthume des Ruhmes, welchen die Fabeln und Erzählungen Gellert erworben, erreichte er die Blüthe desselben durch Sammlung und Herausgabe seiner religiösen Lieder. Hiermit offenbarte sich der innerste Beweggrund, Ziel- und Haltpunkt seines Wirkens. Vorausgegangen waren der Christ, und die Trostgründe gegen ein sieches Leben. Gellert konnte den Verus fühlen, dem Christenthume, das nun schon mitten im Vaterlande offenere Feindschaft zu erfahren hatte, eine vollere Huldigung darzubringen. Um so mehr, da einige seiner weltlichen Werke auf linker und rechter Seite einen ihn in seiner Unschuld und Harmlosigkeit überraschenden, ihm jedoch desto schmerzlicheren Anstoß gegeben hatten. Die „Betschwester“ und anderes stieß bei den Pietisten an. Noch mehr, z. B. auch bei Sack in Berlin, die Geschichte der schwedischen Gräfin, und die Lessingen vorspielende Darstellung des Juden. In Wahrheit ermangelten auch diese Leistungen weder eines Kunstwerthes noch der sittlichen Bedeutung. Die heutige Kritik spricht Rabenern und Gellerten gleicherweise das Urtheil; sie haben nicht die Wirklichkeiten, nicht die historischen Charaktere angegriffen. Daß diese Bemerkung, sofern sie wahr ist, als Maaßstab satyrischer Kunst und satyrischer Moral unbedingt zu ihrer Verwerfung ausreicht, darf man in Abrede stellen; jene Zeit gab für's erste nur Anlaß, das unerkannte sittliche Elend des gemeinen Alltagslebens offen zu legen. Eine tiefere Erfassung und schöpferische Darstellung des Menschlichen tritt in den Gellert'schen Dramen nicht hervor. Der erwähnte Roman treibt zu viel Doctrin, übertreibt die Herrschaft des Zufalls in Ansehung der Verwickelung und Lösung über die Gebühr, und nimmt Theil an der damaligen einseitigen Bekämpfung des Hergebrachten. Aber verkennen, daß die Gellert'schen Zeichnungen auf feiner Beobachtung beruhen, Wahrheit und Bestimmtheit haben, daß, was jenen Roman anlangt (zu dem er sich nur im Kreise des Vertrauens, wo er ihm abgenöthigt worden, bekannte), der sibirische und engländische Theil große Schönheiten bietet; dagegen klagen, daß er lange Weile mache und einen pedantischen Verfasser verrathe, ist baare Ungerechtigkeit. Wie dem auch sey, die 1757 in die Oeffentlichkeit getretenen geistlichen Oden und Lieder geben erst den ganzen Gellert her und schließen ihn erst mit seinem Volke und seiner Kirche unauslöslich zusammen. Unter den Oden sind wohl die Festgefänge für Weihnacht u. s. w. vornehmlich zu verstehen nebst anderen Dank- und Lobgebeten, unter den Liedern dagegen nebst den anderen Liedern des Glaubens, der Furcht und Liebe die zahlreichen betenden Betrachtungen, Lehr- und Vermahnungslieder, die Gellert selbst und ausdrücklich nicht

dem kirchlichen, sondern dem Privatgebrauche zugewiesen hatte. Die erste Anzahl, 54, ist nach und nach um einige Nummern vermehrt worden; noch jüngst hat F. Naumann unter den Immortellen am Schluß des Gellertsbuches unter Nr. 2 ein schönes Sorgenfreiheitslied Gellert's: Vertrauen auf Gottes Vorsehung, aus dem Jahre 1734 mitgetheilt. Er dichtete absichtlich das mehrste in den beliebtesten kirchlichen Weisen, nicht alles. Schon das zweite Lied: Du bist's, dem Ruhm und Ehre gebührt, ist darum im Vermaasse verändert worden.

Diese Gellert'schen Lieder wurden, ganz unangesehen, daß sie den Verfasser seinen Freunden und Verehrern in einem neuen Lichte der Ehrwürdigkeit, wie viele Zuschriften bezeugen, erscheinen ließen, sofort in den dazu geeigneten Weisen in viele Gemeinden eingeführt. Jeden Stand sprachen sie an. Man las und sang sie in den Feldlagern des siebenjährigen Krieges. Sie waren eines von den Vätern, welche damals die Katholiken mit den Protestanten im Geschmack an religiöser Nahrung vereinigten. Diese Lieder halten wir auch hoch, ließ van Swieten antworten, als man fürchtete, sie würden in Wien der Sperre oder Wegnahme unterliegen. Heute hört man also urtheilen, Gellert's Lieder seyen nicht kirchlich und nicht biblisch. Aber kaum wird es eine evangelische deutsche Uebersetzung geben, die nicht an den Liedern: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht,“ „Jesus lebt, mit ihm auch ich,“ „Gott ist mein Lied,“ „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte,“ „An dir, an dir allein hab' ich gesündigt“ u. a. mit inniger Theilnahme festhielte.

Viele andere haben kirchliche Kultuslieder gar nicht seyn wollen oder sollen. Sie sind nicht für das Volk, noch aus dem Volk, fährt die säuerliche Kritik fort. In einem Volke wie das unsere giebt es folgezeitig und gleichzeitig eine wesentliche Mannigfaltigkeit von Sprach- und Geschmacksbildungen, welche nur alle in ihrer Gesamtheit das Volkthum des Geistes ausmachen. Man kann nicht Jedem zumuthen, für die verschiedene Sprache des religiösen Gefühls in verschiedenen Sprachperioden gleiche Empfänglichkeit zu haben, aber jedem Kritiker so viel Geschichtssinn, daß er nicht die etwa von Gellert's Epoche bis auf Lavater laufende, Cramer und Klopstock mit einschließende Periode für die Entwicklung unseres Volkes in Ausfall bringe. Oder sollte das deshalb erlaubt seyn, weil es in irgend einem Sinne eine schlechte Nachfolge Gellert's im religiösen Liede giebt? Aber das ist bei Paul Gerhard und jedem großen Dichter nicht weniger der Fall. Soll ich deshalb behaupten, Gerhard ist der Anfang des Verfalls? Oder ist, was auf Gellert folgt, also auch Cramer und Klopstock, überhaupt alles, was noch nicht Novalis, Albert Knapp u. s. w. ist, nur als tieferer und tieferer Verfall anzusehen. So kann es nun unmöglich gemeint seyn, sondern Gellert soll als ein Anfang der Verallgemeinerung und Verdünnung der christlichen Vorstellung, als ein Anfang der Herabstimmung des Liedes von der Höhe der ihm zu Theil gewordenen Ueberschätzung zu Gunsten der sogenannten Kern- und Sternlieder herabgezogen werden.

Ich versuche im Folgenden mich mit denen zu verständigen, die den modischen und gefühlsmäßigen Urtheilen gern auf den Grund gehen.

Gellert's Lieder behaupten, ungeachtet sie an Schwung und Festlichkeit, an naiver Kindlichkeit, an Kraftfülle oder mystischer Tiefe und Innigkeit den Werken jener gepriesenen Dichter, denen das evangelische Deutschland am liebsten nachsinget, eines P. Gerhard, um von Luther nicht erst zu reden, und der schon früheren Herberger, Heermann, Frank, eines Richter, Nambach, Zinzendorf, Knorr, Lerstegen, von Pfeil, Hiller, fast überall nachstehen, einen entschiedenen und bleibenden Kunstwerth. Dieser ist um so größer, da er mit dem Werthe der Gesinnung; mit der feinen, klaren christlichen Persönlichkeit des Künstlers genau zusammen hängt. Seine religiösen Lieder sind Stücke seines Lebens. Bald kann man das von ganzen Liedern, wie: An dir, an dir allein hab' ich gesündigt, Ich hab' in guten Stunden u. a. geschichtlich nachweisen, bald an einzelnen Stellen z. B. bei dem Lehrlied über die Bibel, wo die Gedanken mit bekannten Lebensgewohnheiten Gellert's gleichen Ursprung haben, wirklich erkennen. Gellert denkt nicht daran, mit jenen Dichtergroßen zu wetteifern. Gellert kannte schon die zunehmende Abneigung des Zeitalters gegen das kirchliche Lied; er tritt ihr entschieden entgegen; er erkennt, eine mit so manchen Sprachhärten behaftete Strophe aus Herzlich Lieb hab' ich dich, wiege dennoch Bücher neuester Poesieen auf. Ihm galt aber die Religion wie das A und O der Wahrheit und Schöne, ihr eine Sprache und Darstellung zuzuwenden, durch welche sie der Zeit näher gebracht werden könnte, war sein treibender Beruf. Die Brüdergemeinde und der sie umgebende fromme Kreis hegten hin und wieder schon einen überaus reinen Styl des Liedes; zwischen diesen aber und Gellert, seinen Bildungsgenossen und Lesern andererseits will sich für damals kein Anschließungspunkt erkennen lassen. Die Formvollendung, die Reinheit seiner Lieder von dem, was roh, rau, unrichtig und abgeschmackt wäre, ist die anerkannteste Eigenschaft seiner religiösen Erzeugnisse. Nimmt man den welschen Mißbrauch der Vereinigungspartikel für Frage- oder Ausruffsätze, nimmt man den Saxonismus des Gleichlautens von ü und ie, von ei und eu im Reime, etwa noch, daß etwas mir, dir, ihnen angethet hinweg, so weiß ich nicht, ob viel zu berichtigen übrig bliebe.

Ich komme auf das viel größere, Gellert's Lieder sind geöffnete Ganze. Man kann bei keinem, wenigstens bei keinem von denen, die wir am meisten im Gedächtniß haben, etwas wegnehmen oder hinzusetzen; und diese organische Einheit und Ganzheit, die zu den Erfordernissen der Fehlerlosigkeit und Vollkommenheit des Liedes ohne allen Streit zu rechnen ist, läßt sich bei so manchem Erzeugniß der berühmten Vorfahren vermissen. Das aus einem Gusse Geborene sey dankt das Lied nicht so sehr oder so ausschließlich dem Studium, wie der sich ergießenden einigen lebendigen Gesinnung des Verfassers. Ob Gellert Dichter sey und wiefern? Er hat es bekanntlich selbst bezweifelt, und doch ist er wohl, da er nicht aufgehört hat, in seiner Art und nach dem Maaße seiner Gabe zu dichten, nie ein sogenannter Versmacher gewesen oder geworden. Die Frage mag immer ähnlich wie in Ansehung Lessing's oder Horazens stehen. Will und Verstand schließen, wenn sie von der Phantasie nur mäßig gehoben,

aber sprechend wahre Empfindung haben, nicht vom Gebiete der Schönheit aus. Es ist aber mit dem religiösen Element in diesem Punkte etwas eigenes.

Manche Dichter protestantischer Jahrhunderte ließen einen Wald von Liedern in ihrem Gehege aufwachsen, aber sie sind nur mit irgend einem Bäumchen auf die Nachwelt gekommen, und warum mit diesem? Weil, als sie dieses pflanzten, mehr die Religion ihre Muse war als die Kunst, die Religion, die den Darstellungskräften auf der einen Seite ein Maaß auflegt der Einfalt wegen, auf der anderen mehr Innigkeit und Freiheit schafft. Beides trifft nun bei Gellert im ausnehmenden Grade zu. Vor jeder Manier, vor jedem Auswuchs, jedem gewagten Gewaltthun bewahrt ihn die Einfachheit, die Wahrheit dünkt ihm an sich selbst geschmückt genug und mächtig genug zu überzeugen und zu überführen, aber die Einfachheit gerade ist es, die je und je ihres Bundes wegen mit Innigkeit auch nach Außen hin von Stufe zu Stufe mehr Lebhaftigkeit zeigt und zur wohlbegründetsten Erhabenheit aufsteigt. Innigeres von Bußlied giebt es nicht, als

An dir, an dir allein hab' ich gesündigt
Und Uebel oft vor dir gethan;
Du siehst die Schuld, die mir den Fluch verkündigt,
Sieh Gott auch meinen Jammer an.

Das Weihnachtslied Dies ist der Tag, den Gott gemacht, geht von Anfang bis Ende in hoher Festlichkeit einher. Zu dem schwunghaften rechne ich getrost auch, Wenn Christus seine Kirche schützt, so mag die Hölle wüthen. Gott ist mein Lieb hat auf dem Grund der Einfachheit und schlichten Wahrheit bei reicher Ausführung durch treffenden Wortfall und lebhaftige Kürze eine Größe, wie sie der Gegenstand eben fordert und schafft. Man sagt, Gellert's Wagen geht breitspurig. In den eigentlichen Lehrgedichten, deren viele sind, trifft das auch zu; wir werden sehen, was es damit für Bewandniß habe. Aber das beachtet man vielleicht nicht genug, wie so häufig Gellert durch lebhaften Fortschritt mit Wenigem Viel sagt und Alles in reiche Kürze faßt.

Der Jüngling hofft des Greises Ziel;
Der Mann noch seiner Tage viel,
Der Greis zu vielen noch ein Jahr,
Und Keiner nimmt den Irrthum wahr.

Die Heiligung erfordert Müß,
Du wirkst sie nicht, Gott wirkt sie;
Du aber ringe stets nach ihr
Als wär' sie selbst ein Werk von dir.

Das letzte kann, muß aber nicht Bedenken erregen. Das Lebhaftige und Wirksame liegt auch in dem klar und schnell durch Gegensatz sich ergänzenden Sage:

Gott ist gerecht, ein Rächer alles Bösen,
Gott ist die Lieb' und läßt die Welt erlösen,
Dies kann mein Geist mit Schrecken und Entzücken
Am Kreuz erblicken.

Es schlägt den Stolz und mein Verdienst darnieder,
 Es stürzt mich tief und doch erhebt's mich wieder,
 Zeigt mir mein Glück, macht mich aus Gottes Feinde
 Zu Gottes Freunde.

Was ist des Lebens Herrlichkeit?
 Wie bald ist sie verschwunden;
 Was ist das Leiden dieser Zeit?
 Wie bald ist's überwunden!

Nicht im Mindesten stell' ich in Abrede, daß denn doch die Lebhaftigkeit und Verständlichkeit, das dahin gerichtete Streben und die daran sich knüpfenden Beschränkungen des poetischen Elements oder die damit der Zeit nach verbundenen Verallgemeinerungen im Ausdruck des christlichen der Gellert'schen Lieder Haupteigenschaft ausmachen. Gellert ist sich einer apologetischen Pflicht gegen sein Volk bewußt, eine moderne Bildung nimmt überhand um ihn her, aus Popular-Philosophie, welscher Leichtfertigkeit und klassischem Alterthum geschöpft, zwischen dieser und der Kirche, der Bibel und dem Glauben ergiebt sich eine immer tiefere Kluft. Die letzteren werden den Gebildeten selbst immer unverständlicher; die Frommen wieder zeigen sich auch gegen die gesunden Elemente der Aufklärung feindlich und widerstrebend. Gellert steht mit voller inniger Heilsersfahrung im Christenthum und in der Kunst der Sprache, in der Sprache der Bildung gilt er schon lange als Meister. Wie nahe liegt ihm, zur Waffe des Lehrgedichts zu greifen. Vom natürlichen Verderben, wider den Aufschub der Bekehrung, Ermunterung zum Bibellesen u. s. w., das sollten ja wahrlich nicht Lieder für den Gottesdienst seyn. Sie sind in die Form des Gedichts gefaßte Lehr-Ansprachen an das lesende Publicum und konnten eben ohne Gemeinfaßlichkeit für alle Stufen der Bildung unter den Unterrichteten das nicht wirken, was sie wirken sollten. Wohl, aber das ist es eben, daß denn doch Gellert in dieser gemeinmachenden, praktischen Richtung vielmehr ein Lehrer der Tugend und Glückseligkeit, als ein Zeuge der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, geworden ist; er redet vom guten Gewissen, von Vergnügen, von Pflicht, von Besserung, von Beredlung u. s. w., und sollte doch den Dingen, auf welche es ankommt, wenn er es tiefer und ernster mit ihnen nähme, ganz andere schriftmäßige Namen geben. Ohne Veranlassung ist diese Irrung an Gellert nicht; aber unbesonnen und ungerecht sind viele Urtheile ausgefallen, die aus dem angeführten Bedenken hervorgingen. Biblisch lehrt, denkt, spricht das Gellert'sche Lied—freilich ohne alle Affectation—durch und durch. Ist das erwähnte Lob- und das berühmte Buß-Lied etwas anderes als reproducirte Psalmen? Die biblische Vorstellung ist verarbeitet, verwoben, und hat für den bibelfundigen Leser noch unverlorenen Glanz. Er hatte eben bei der Morgenandacht Hiob 2, 10 gelesen, als das Lied: „Ich hab' in guten Stunden des Lebens Glück empfunden!“ ihm geboren wurde. Aber weiter—kennen wir die Geschichte nicht genug, um zu wissen, daß gerade der Religion wegen sich die Worte in ihrer

Bedeutung am meisten verändern, bald erweitern bald verengen, bald verdünnen bald erfüllen, wenn sie auch nach der Grund-Idee, aus welcher sie gemünzt wurden, Treue halten. Uebergangs- und erste Aneignungs-Zeiten müssen, nach überall gültiger Regel der Lehre, sich auf Erklärung des Unbekannten durch Bekannteres, des Bestimmteren durch Allgemeineres einlassen. Nicht nach Verabredung, nicht durch Verrath an der Wahrheit haben Cramer, Klopstock im Liede, Jerusalem, Saak, Lavater, alle an ihrem Orte nach praktischem Antriebe wie Gellert in dieser Beziehung geredet. Wenn nach und nach unter diesem Sprachgebrauche eine verwerfliche Neologie sich einschlich, so läßt sich von jenen Stammhaltern des Glaubens nicht etwa sagen, daß sie schlechthin die Schuld davon trügen, denn der Mann, von dem wir reden, hat im Uebrigen der festen, concret christlichen Glaubenslehre so entschieden wahrgenommen, daß wer ihn in diesem Bezuge anklagen will, vor dem Kenner seiner Schriften eine unhaltbare Stellung einnimmt. Vieles liegt ja ganz oben auf, die Ausführung über das sündige Verderben wider den Aufschub der Bekehrung, die Passions-, die Oester- und Himmelfahrtslieder. Dich Gott Messias! bet' ich an.

Bereint mit Gott ein Mensch gleich uns auf Erden,
 Und bis zum Tod am Kreuz gehorsam werden,
 An unsrer Statt gemartert und zerschlagen
 Die Sünde tragen.

Wie kann es doch zweifelhaft seyn, was er unter Tugend verstehe. Sie ist ihm die Frucht der Heiligung oder die Heiligung selbst, die Gott durch den Glauben wirkt. Oder was Besserung, die er so oft bald von Tugend, bald von Bekehrung unterscheidet, aber so oft wieder damit zusammenfaßt. Und sind denn jene allgemeineren Begriffe und Worte, guter Mensch, gutes Gewissen, Tugend, Unsterblichkeit, der heiligen Schrift so fremd? Will Petrus nicht im Glauben Tugend dargereicht haben? Ein katholischer Priester dankte Gellerten in einem besonderen Schreiben für die Erbauung, die ihm dessen Lieder gewährt und zeichnete den Ruhm des „thätigen Glaubens“ als einen ersten Schritt vom Protestantismus zur Wahrheit aus, nur dürfe Gellert auf halbem Wege zur römischen Kirche nicht stehen bleiben. Gellert antwortete sehr freundlich, gab ihm jedoch mit Luther's eigensten Worten aus der Vorrede zur Epistel an die Römer über den Glauben an Christi Gnade, die allein fromm mache, obgleich derselbe Glaube ein geschäftig, mächtig Ding und immer im Thun sey, tüchtigen Bescheid. Allein man bringt noch immer mindestens zwei Verse herbei, welche die Rechtgläubigkeit Gellert's in Schatten stellen sollen:

Besitz' ich nur ein ruhiges Gewissen,
 So ist für mich, wenn and're zagen müssen,
 Nichts schreckliches in der Natur.

Aber wie beschreibt er denn sogleich im folgenden Verse das ruhige Gewissen eines Christen?

Dies sey mein Theil, dies soll mir niemand rauben,
Ein reines Herz von ungefärbtem Gauben,
Der Friede Gottes nur ist Heil.

Und was ist denn der Endzweck (τέλος) des Gebotes nach 1. Tim. 1, 5?
Fast noch für anstößiger wird geachtet, was im Liede „wider den Aufschub
der Befehring“ vorkommt.

Ein Seufzer in der letzten Noth,
Ein Wunsch durch des Erlösers Tod,
Vor Gottes Thron gerecht zu seyn,
Der macht dich nicht von Sünden rein.

Bedeutet denn „Seufzer“ und „Wunsch“ hier etwas anderes als das
passive, durch Noth des Todes und Schrecken des Gerichts erpresste Fromm-
werden? Thut denn deshalb, weil nach dem Sprüchworte en peu d'heure,
Dieu labeure, oder weil wir den Schwächer noch am Kreuze die Zeichen der
Befehring und des Glaubens geben sehen, keine Warnung vor Verschub der
Befehring und dem darauf gefaßten Trost noth?

Gellert schämte sich des Evangeliums nicht. Wohl aber spricht er in
großer Anzahl, was wohl der Mühe werth wäre weiter nachzuweisen als es
hier möglich ist, Wahrnehmungen christlicher Lehre von praktischer Bedeutung
aus, wie sie vor ihm gar nicht vorkommen. Sein viel beschriebenes und neuer-
dings im Gellertbuch von Schubert gefeiertes Ende war seines Lebens würdig,
oder vielmehr übertraf zumal das letzte Jahrzehent seiner Lebensgeschichte
dadurch an Erbaulichkeit, daß die so lange unterdrückte Glaubensfreudigkeit
gerade dann wieder recht frei und klar hervorbrach, als die körperliche Marter
von Tag zu Tag stieg, die ihn dennoch nur langsam verzehren sollte. Nachdem
er einen guten Kampf gekämpft und Glauben gehalten, sind ihm dorthin und
hier seinem Namen viele gute Werke nachgefolgt. Die Einfach und Schönheit
seiner Lieder wird, so lange es evangelische Gemeinden deutscher Zunge giebt,
alle christliche Bildungsstufen anziehen und vereinigen. Indem er nicht nach
hohen Dingen trachtete, sondern sich herunter hielt zu den Niedrigen, hat er
Großes erreicht. Zeitliche Laune, kunststrichterlicher Verdruß, Vorurtheil gegen
jedes Gewächs des Aufklärungsjahrhunderts und gar einseitige Vorliebe für
Trözigeres und Ueberschwenglicheres, wenn auch Abgeschmackteres, werden ihm
davon nichts nehmen können, ächte Werthschätzung des kräftigen Aelteren ihm
davon nichts nehmen wollen.

Hymnologische Mittheilungen.

(Aus *Ed. E. Koch*, mit Abkürzungen und Zusätzen.)

(Fortsetzung.)

48) Eines wünsch' ich mir vor allem Andern.

Von A. Knapp Ende April's 1823, als er noch Vicarius in Gaisburg
bei Stuttgart war, einem frommen Schlossergesellen, Wilhelm Gruner aus
Saalfeld, damals in Stuttgart, für die Confirmation der gottliebenden Tochter
seines Meisters gedichtet. Gruner starb nachher als Schlossermeister in
Tübingen.

Er gesteht selbst, dieses Lied—das nun für eines seiner besten gehalten
und mit Fug und Recht den Kernliedern des evangelischen Kirchengesanges an
die Seite gestellt wird—fast ganz vergessen zu haben, während er auf andere,
jezt minder beachtete, viel mehr gehalten habe—ein Zeichen, daß Gott allein
die Ehre dafür gebühre.

Die vorgezeichnete Melodie: „Die wir uns allhier beisammen finden,“
auf den bekannten Brudervers des jungen Grafen Christian Renatus von
Zinzendorf (Nr. 1260 in A. Knapp's Liederschatz), ist ursprünglich auf das
Lied:

„Herr und Alt'ner deiner Kreuzgemeine!
Die du unaussprechlich liebst
Und so oft und gnadenvoll ihr deine
Freundlichkeit zu merken giebst.

Fühltest du ihr stilles Herzenssehnen?
Siehest du von Lieb- und Sündenthänen
Ihre Augen naß und roth?
Ja, du hochgeliebter Gott!“

gefertigt und eine der schönsten Herrenhuter Melodien, die sich im Ch. der
Brüdergemeinde finden.

A. Knapp, Herausgeber des „Evangelischen Liederschatzes“ (mit 3500 Lie-
dern, worunter 71 eigene sich finden), der „Christenlieder“ (Nachtrag zum
Liederschatz) und der „Geistlichen Lieder“ des Grafen Zinzendorf, ist unstrittig
einer der ersten Hymnologen Deutschland's und hat durch seine trefflichen
Leistungen mehr als irgend ein anderer gethan, um in einer verwässerten
rationalistischen Gesangbuchszeit den Sinn für die alte Liederherrlichkeit der
evangelischen Kirche zu wecken.

Wir beschließen diese Mittheilungen mit zwei gar schönen und glaubens-
kräftigen Sterbeliedern: „Christus, der ist mein Leben“ und „Wer weiß,

wie nahe mir mein Ende," deren wirkliche Verfasser bisher nicht ausgemittelt werden konnten, deren vollendete Geister aber ohne Zweifel schon lange als glänzende Sterne leuchten in ihres Vaters Reich. Wer so stirbt, der stirbt wohl! O Herr, laß mein Ende seyn wie dieser Erde; laß meinen Namen vor der Welt vergessen, aber im Himmel angeschrieben seyn; und lehre mich die heilige Sterbelust und Sterbekunst, die in diesen Liedern und in so manch' anderen sich offenbart!

49) Christus, der ist mein Leben.

Gewöhnlich hält man, wiewohl mit Unrecht, Simon Graf, Pfarrer zu Schandau oder Schönbau an der Elbe, für den Verfasser, in dessen Gebetbuch: „Geistlich edel Herzpulver“ vom Jahre 1632 dieses Lied steht. Nach B. Haug geben einige als Dichterin des Liedes an—Anna, Gemahlin des Grafen Heinrich von Stolberg, die um's J. 1600 dichtete. Das Lied findet sich bereits im Coburger Gesangbuche von 1621, und noch früher in Wulpus' Gesangbuche vom J. 1604, während Graf erst im J. 1603 in Siebenbürgen geboren ist. Er war längere Zeit Feldprediger im dreißigjährigen Kriege und darnach von 1634–1659 Pfarrer in Schandau.

Schamelius führt es mit dem Titel auf: „Ein schön, trostreiches Lied um ein seliges Simonsstündlein. Phil. 1, 21.“

Also hat es sich auch in alter und neuer Zeit schon vielfach erprobt, weshalb wohl auch im Zwickauischen Gesangbuche zu lesen steht, eine gräßliche Matrone habe es den „Todes-Truz“ genannt.

Henriette Louise, Markgräfin von Brandenburg, die im 27sten Lebensjahre zu Dnolzbad im J. 1650 das Zeitliche gesegneten mußte, ließ es sich, indem sie den Umstehenden das Weinen verbot, vor ihrem Sterben singen und sang dabei mit freudigem Herzen, lächelndem Munde und lieblicher Stimme mit bis zum Ende, worauf sie ohn' einig Ach und Weh sanft und still ihren Geist aufgab. (Otho's Krankentrost, S. 1449.) Eine andere fromme Fürstin, Louise Albertine zu Anhalt-Bernburg, die in ihrem 21sten Lebensjahre schon sterben mußte, betete es, nachdem sie ein kraftvolles Glaubensbekenntniß von Jesu Christo, als ihrem Herrn und Heilande, abgelegt und sich gänzlich damit zufrieden erklärt hatte, daß ihr himmlischer Vater sie in der schönsten Blüthe ihrer Tage hinwegnehme, worauf sie freudig und selig verschied im J. 1769. (Feddersen, Nachrichten I. 270.)

Sophia Elisabeth, die Ehefrau des Dr. jur. Nikol. Clemens zu Schmalkalden, fing auf ihrem Todtenbette in Gegenwart ihres Beichtvaters mit lauter Stimme dieses Lied zu singen an. Nachdem sie geendigt, fragte sie die Anwesenden, ob sie auch wohl die schöne Musik hörten, die jesho erschallte. Und da man ihr antwortete: „Wo sie denn solche vernehme?“ sagte sie: „Zur rechten Seite,“ worauf sie auch selig verschied. (Avenarit Sendschreiben an M. Ludovicus. 1705. S. 18.)

Das letzte Wort des gottseligen Johann Arndt, Generalsuperintendenten von Lüneburg, der „Das wahre Christenthum“ geschrieben, war: „Nun hab' ich überwunden“ (B. 3), worauf er sich selber sein zurechte gelegt, nichts mehr geredet und nach anderthalb Stunden selig eingeschlafen, 11. Mai 1621.

Der bekannte Andreas Thomson, der fromme und glaubenseifrige Prediger zu Jahrethof und Sörud im Herzogthume Schleswig vom J. 1763–1809, ließ sich dieses Lied vor seinem Ende noch zur Erquickung vorlesen, indem er dabei zwischenein manche Wahrheit desselben bekräftigte und trat dann so vorbereitet und gestärkt den Weg durch's dunkle Todesthal an am 22. Nov. 1809. (Basler Sammlungen, 1811.)

Als Möves, der glaubensmüthige, eifrige Prediger von Altenhausen, Dichter von No. 47 dieser Mittheilungen, acht Tage vor seinem sichtlich heran-nahenden Tode auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl mit den Seinigen feierte, ließ er den Lehrer mit seinen Schülern kommen, daß sie ihm dieses Lied anstimmten. Als nun endlich seine Todesstunde am 14. Oct. 1834 gekommen war, sangen ihm dasselbe seine Gattin und Kinder noch um die Zeit seines Verschidens—denn es war allezeit sein Lieblingslied. Daran labte sich denn auch noch seine Seele also, daß er bezeugte, er sterbe freudig und getrost, denn sein Herr und Heiland vertrete ihn im Gericht, und ließe es seine Schwachheit zu, so ginge er mit einem Triumphliede auf Gottes Barmherzigkeit hinüber.

Auch auf der ostindischen Küste erklang dieser erquickliche Sterbesang zum Laßal eines Sterbenden, des ehrwürdigen Arbeiters auf dem Erndtefelde der Heiden, Christian Friederich Schwarz, der 48 Jahre lang, von 1750–1798, als Missionair in Ostindien arbeitete. Als er auf seinem Sterbelager von einem tiefen Schummer erwacht war, sangen ihm die Umstehenden diesen Gesang sanft und tief gerührt vor, wobei er mitsang, gar demüthig und herrlich von seinem Erlöser sprach und aufgelöst und bei Christo zu seyn wünschte. „Hätte es dem Herrn gefallen,“ sagte er, „mich länger zu erhalten, so wäre es mir lieb gewesen; ich hätte dann den Armen und Kranken noch ein Wort sagen können, aber sein Wille geschehe! Er nehme mich nur in Gnaden an! In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, du treuer Gott!“

Auch in die letzten Stunden des geistlichen Vaters und Bildners so vieler Missionaire unserer Zeit, des seligen M. Christian Gottlieb Blumhardt, Inspectors der Basler Missionsanstalt von 1815–1838 (geb. in Stuttgart als eines Schuhmachers Sohn am 29. April 1779), greift dieses Lied mit seinen herzstärkenden, tröstlichen Klängen und Worten gar lieblich ein. Es war stets sein Lieblingslied und so wollte er sich daran auch noch in der Todesstunde erquicken. Nach mehrwöchentlicher Krankheit im Spätling 1838, in der sein Geist bei allen Stürmen auf die Leibesohle stets klar und seine Freude über die Erlösung durch Jesum Christum fest blieb, er auch noch mit seliger Heiterkeit allerlei Anordnungen traf, wie es nach seinem Sterben gehalten werden sollte, hatte er endlich am 19. Dec. Morgens die klare Sprache, nicht aber das klare Bewußtseyn verloren. Bibelsprüche und Liederverse waren immer in

seinem Munde. Nach seiner Anordnung wurden nun mehre Missionszöglinge herbeigerufen, die ihm in seinem letzten Stündlein zur Erquickung noch etliche Verse aus diesem Liede singen sollten. Die Brüder standen um das Bett her und sangen in sanftem Chor den 1sten Vers. Dann noch: „Jesus ist für mich gestorben.“ Hierauf bat er mit gebrochener Stimme noch um Abfindung des 7ten Verses aus „Christus, der ist“ u., den sie dann auch unter Vergießung vieler Thränen nach dem Original sangen:

„Ach! laß mich an dir kleben
Wie eine Klett' am Kleid,
Und ewig bei dir leben
In himmlischer Wonn' und Freud'.“

Während dieses Gesanges und des darauf folgenden Gebetes war seine Seele in stiller Anschauung der zukünftigen Herrlichkeit verloren. Dann stammelte er mit gebrochener Stimme: „Es bricht herein! Hallelujah!“—und nun schied seine Seele um halb elf Uhr unter dem Gebete der Umstehenden sanft und schmerzlos, fast unbemerkt von der Leibeshülle.

(Leichenrede über Joh. 11, 11 bei Blumhardt's Beerdigung von La Roche, Pfarrer, nebst einem Umrisse seiner Lebensgeschichte. Basel, 1838.)

Der Bibelgrund des Liedes ist folgender:

Vers 1: Phil. 1, 21, Luc. 2, 29;

Vers 2: Ebr. 2, 11, 1. Thess. 4, 17;

Vers 3: Röm. 8, 37 und 5, 10, Offenb. 12, 11;

Vers 4: Jes. 38, 14, Klagel. 3, 56;

Vers 7: Psalm 63, 9, Jes. 35, 10.

Die Melodie *es f g f g c b a s g* ist wahrscheinlich aus der weltlichen Volkweise: „Warum willst du wegziehen?“ entstanden, wenigstens verweist das Coburger Gesangbuch von 1621 bei dem Liede auf diese Volkweise. Melchior Vulpinus, Cantor zu Weimar, führt sie zuerst auf in seinem „Schön geistlich Gesangbuch“ vom J. 1604. Irrthümlich ist sie auch schon dem Herrmann Fink, der um's J. 1558 Muscus zu Wittenberg war, zugeschrieben worden.

(Schluß folgt.)

Kalender.

Es liegt eine ganze Schaar von Kalendern vor uns.* Es ist gar nicht uninteressant, diesem Zweige der Litteratur Aufmerksamkeit zu widmen. Kalendermacher sind zum Sprüchworte geworden als Leute, die sich so im Rechnen und Denken verlieren, daß sie für nichts Anderes Aug' und Ohr haben. Und Kalendermacher sollen es nur ernstlich mit ihrer Arbeit nehmen, denn nach ihnen muß die Weltgeschichte sich richten, sie reguliren uns den Jahrgang und Jahrmarkt, ja, Kirche, Staat, Haus und Einzelner verläßt sich auf sie, und nur das Wetter scheint sich um ihre Prophezeiungen wenig zu kümmern. Aber in weiter Christenheit gilt kaum etwas Anderes mehr als der Kalender. Wo ist ein Haus, das ohne ihn auskommen könnte? Bald hängt er hinter der Stubenthüre, bald liegt er in der Kommode, bald ist er gar an der Wand angenagelt; da seyn muß er, und wenn er fehlt, wehe dem Hausgenossen, auf den der Vorwurf fällt, ihn zuletzt gehabt, aber nicht an den rechten Ort zurüdgebracht zu haben!

Bei dieser Unentbehrlichkeit des Kalenders ist's kein Wunder, wenn die Kalenderlitteratur alle Jahre die Welt wieder mit einer schweren Welle von Kalendern bedeckt. Sie müssen uns überall vor die Augen. Man schickt sie uns in Zeitungen, auf Geschäftsempfehlungskarten. Wir bekommen sie umsonst; denn Jane, Ayer, Wright und andere Doctoren sind froh, wenn wir sie nur nehmen und die wunderherrlichen Bilder dazu, und die vortrefflichen Rätze und Anweisungen zu einem glücklichen Leben und obendrein die Recepte für wer weiß wie viele Schäden, und die glänzenden Zeugnisse von der unfehlbaren Heilkraft dieser Pillen und jener Salben. Und so geht's auch in anderen Ländern. Und wenn der Kalendermann, der nun einmal in einer Gegend eingebürgert ist, wie „Der hinkende Bote am Rhein,“ nicht mit dem neuen Jahre wiederkäme, wahrhaftig, die Leute dächten, Zeiten und Welten seyen aus ihren Fugen gegangen. Ist auch in tausend Familien kein Rathgeber, der so oft rathen muß und immer wieder, so oft er's auch nicht errathen hat, als der Kalender. Und was der Kalender zu sagen hat und sagen sollte, das greift in Himmel und Erde, Höhen und Tiefen. Darum giebt's Kalender für alle Jahre und hundertjährige, Kalender „für Zeit und Ewigkeit,“ Staats-, Hof-, Kirchen-, Volks- und Haus-Kalender und Kalender, die gar keine Kalender sind, Jahrbücher, Taschenbücher, Almanachs, die wiederum gar keine Almanachs sind, denn das Wort heißt die Rechnung; diese Almanachs und Albums enthalten aber meistens Verrechnungen, Liebesphantasien, Lebensbilder,

* Unter andern: Allgemeiner Hauskalender für alle Stände auf das Jahr 1858.—Der Bote für 1858. Glogau, bei C. Fleming.—Nieritz deutscher Volkskalender für 1858.—Der hinkende Bote am Rhein, 1858.—Weber's Volkskalender für das Jahr 1858.—Lutherischer Kalender für das Jahr 1858 u. f. herausgeg. von Past. S. R. Brobst.—Lutheran Almanac for the year of our Lord, &c., 1858, &c. Baltimore, published and sold by T. Newton Kurtz.—Methodist Almanac for 1858, New York, Carlton and Porter.—American Baptist Almanac, 1858. Philad'a., Americ. Bapt. Public. Society.—The Church Almanac for the year of our Lord 1858; the Protest. Episcopal Tract Society. Depository Nr. 55 East 13th St., N. Y.—The Presbyterian Family Almanac, 1858. Philad'a., Nr. 821 Chestnut St.—The Family Christian Almanac for 1858. American Tract Society.

mit denen man sich im Leben immer verrechnet. Indessen haben diese Zwitterkalender, die nicht helfen Zeit zu benützen, sondern zu verlieren, in den letzten fünfzig Jahren ihre besten Jahre gehabt und die Zeiten sind ernst und schwer. Da will's mit den Romanen und Novellen und dem ganzen lauwarmen, kraftlosen Abwässer von Liebestrüdelgeschichten nicht mehr recht gehen. Oder wenn auch noch so ein dünner Faden von Liebesgespenst sich durchzieht, so haben sich andere Dinge, nicht immer süße, oft sehr spitzige an ihn, wie die Krystalle am Kandelsücker, angehängt und ihnen zu Liebe kann man den Faden mit in den Kauf nehmen. Was haben die Kalender erleben müssen, seit jene Calendae in Rom in Ordnung kamen, seitdem der fromme König Numa die Römer sich etwas genauer nach Mond und Sonne richten ließ, und nachher der große Julius Cäsar sich selbst um solche Kleinigkeiten wie der Kalender bekümmerte; oder seit der erste christliche Kalendermacher, der „kleine Dionysius,“ anderer Vorläufer nicht zu gedenken, unsere Zeitrechnung in einen, wenn auch etwas falschen Gang brachte, oder seit der erste deutsche Reichskalender noch vor der Mitte des 15ten Jahrhunderts im Drucker schien, oder seit Gregor XIII. wenigstens die Kalenderreform begünstigte, aber die Herren Kalendermacher dadurch in keine kleine Verlegenheit brachte. Zwar war auch diese Reformation sehr nothwendig gewesen. Denn wäre es im „alten Style“ noch lange fortgegangen, so hätte gar bald der Vollmond eintreten müssen, wo der Kalender erst den Neumond hatte, und genannte Herren hätten ihre Reputation gar zu sehr preisgegeben. Aber der Verlust von zehn Tagen, der nachher eintreten mußte, war Vielen gar zu bedenklich und die Russen mögen noch keinen Tag an ihrer Reichsrechnung verlieren. Den protestantischen Kalendermännern war aber die Sache nicht recht, weil sie vom Papste kam, von dem sie ohnehin schon einen ganzen Himmel voll von allerlei Heiligen für ihren Kalender herein geerbt hatten und nur nicht wußten, welche sie zuerst hinauswerfen und welche neue Heilige sie hineinsetzen sollen. Und diese Frage scheint noch nicht erledigt zu seyn.

Lassen wir den Streit. Gewiß ist, daß bei den wunderbaren Metamorphosen, welche die Kalender alle Jahrzehnte erleben, doch die Stetigkeit und Unveränderlichkeit der menschlichen Natur an ihnen besonders helle an's Licht tritt. Noch fehlt in vielen und zwar den populärsten, von viel Anderem abgesehen, das alte Schreckensbild des „Aberlasmannes“ nicht. Noch cursiren die alten, stereotypen Wäse und Anekdoten in ihnen, und merkwürdiger Weise trafen wir auch in mehreren Kalenderausgaben dieses Jahres dieselben komischen Geschichten, so daß eine wunderbare conspiratio ingeniorum der Kalendermacher dabei an's Licht kommt. Noch finden sich in vielen die Wetterprophetieungen, die tausend Mal widerlegt und als falsch erwiesen, für Tausende den Hauptreiz am Kalender bilden und das alte Wort bestätigen: *Mundus vult decipi*. Noch kommt die lange Reihe der Namen der Heiligen, von denen freilich gar oft weder Schrift noch Geschichte weiß, sondern nur der römische Glaube, und von denen neulich ein amerikanischer Doctor der Theologie sagte: some of them were great rogues!

Aber der Geist der Umwälzung hat auch in's Gebiet der Kalendertradition mächtig einzugreifen begonnen. Ein Buch, das keinem Hause entbehrlich ist—und wär' es nur der Kalender—hat seine Bedeutung. Darum hat selbst der Staat, die Kirche, die Industrie, die Kunst, die Wissenschaft sich der Kalenderlitteratur bemächtigt und jedes dieser Gebiete beutet sie für seine Zwecke aus. Der Staat hat am Kalender ein Mittel, den Patriotismus im Volke zu

nähren. Er führt die Gedächtnistage bedeutender Ereignisse uns vor; er erinnert uns an die Vorzüge der Gegenwart vor der Vergangenheit; er läßt die bestehenden Geseze durch den Kalender unter den Leuten bekannt machen. In diesem Sinne lassen namentlich die Regierungen in Deutschland jetzt die Volkskalender bearbeiten. In unseren amerikanischen Kalendern der einzelnen Staaten finden sich die Tage der Gerichtsverhandlungen in den verschiedenen Districten, ebenso oft die Namen der Staatsbeamten und Aehnliches; außerdem viele Tage, bezeichnet als bedeutend durch wichtige Ereignisse für die Geschichte des Staates oder der Union. Die Industrie hat wohl den allerersten Antheil am Kalendermachen überhaupt, und ein Arbeiter ist ja auch seines Lohnes werth. Aber im speciellen Sinne wird der Kalender ein Bote der Industrie, denn er meldet uns Jahrmärkte und Messen; er giebt Mittel für alle mögliche Zwecke des Gewerbes und Hauses; er weiß, wann man Zwiebel stecken, Bäume beschneiden, säen und ernten soll. Und es ist kaum ein Zweig der Industrie, der nicht durch ein besonderes Jahrbuch vertreten wäre, darin wie vom Fortschritt der Zeit so der Entdeckungen die Rede ist. Die Kunst war von alten Zeiten her eine Bundesgenossin der Kalender. Schon die Kalandarien des Mittelalters sind geschmückt mit Emblemen des Zodiakus, mit einem correspondirenden Arbeits- und Jahreszeit-Bilde, wohl auch mit Heiligenfiguren. Die Geschichte der Kalender wird mit all' den Kalendervignetten und Bildern ein Commentar zur Geschichte des Kunstgeschmackes. Wahr ist, daß manche Kalender noch höchst Miserables in dieser Hinsicht leisten, und auch, daß das gerade nach dem Geschmacke Vieler ist. Aber auch hierin ist ein bedeutender Fortschritt zum Besseren im Ganzen nicht zu verkennen. Viele illustrierte Kalender bringen uns reizende Bilder in Stahlstich und Holzschnitt und nebenan eine nicht unbedeutende Summe von ästhetischer, historischer, statistischer und allgemeiner Belehrung. Das greift schon hinein in den Antheil der Wissenschaft an den Kalendern. Und der ist sehr ansehnlich. Denn jedes Gebiet des Wissens scheint seinen Kalender, oder doch sein Jahrbuch zu haben; wir haben nautische, militärische, astronomische Kalender, Kalender des Bergwesens, der Forstwissenschaft u. s. f. Namentlich aber dienen Kalender der Popularisirung der Wissenschaften und entsprechen ganz dem allgemeinen Zuge unserer Zeit, möglichst viele Kenntnisse aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Gewerbestechnik zu practischen Zwecken in den weitesten Kreisen zu verbreiten. So wirkt der Kalender als belehrende und unterhaltende Volksschrift selbst in der Hütte der Aermsten.

Wir müssen wünschen, daß eine Volksschrift einer so unermesslichen Verbreitung, wie die Hauskalender sie genießen, kein Böses im Hause anrichten. Darum ist es uns erfreulich, daß auch die Kirche ihr Recht an den Kalender nicht aufgibt, daß sie auf seinen Geist und Gehalt einzuwirken sucht und, wenn wir nicht sehr irren, so ist gerade betreffend die Volkskalender ein bedeutender Fortschritt zum Besseren in der alten wie neuen Welt zu beobachten. Die Kirche ist die Mutter des Kalenders. Das wissen alle mit seiner Geschichte Bekannten. Sie sollte ihn überwachen—die Rechnung der Ewigkeit nie uns über der Zeitrechnung vergessen lassen. Viel Unpassendes, Leichtfertiges, Unschickliches, Ungefalzenes wurde und wird wohl noch durch die Kalender verbreitet. Immerhin ist's besser hierin geworden. Wir haben eine ganze Reihe Kalender aus Deutschland uns angesehen. Es ist doch weniger Scherz und Spiel, weniger Wahrsagerie und Nichtsagerie drinnen als früher, und im Ganzen ein ernster religiöser Ton, obwohl wir da und dort neben Gutem auf

Anderes im nämlichen Kalender stießen, das nicht daneben paßte. Mag es doch wohl einen Erfolg gehabt haben, daß Staats- und Kirchenregierungen sich der Sache annahmen, und auch die Anregung, die der Kirchentag vom Jahre 1850 hierin gab, wird nicht ohne gute Wirkung gewesen seyn.

Hier in Amerika giebt sich an unseren meisten Kalendern der Unterschied des deutschen und des amerikanischen Protestantismus auch gleich daran zu erkennen, daß in diesen letzteren die Namen der alten Heiligen weggelassen sind, dagegen die Wochentagsnamen, also die alten Götzen Wodan, Thor, Saturn u. s. f. jahraus, jahrein paradiren und somit auch durch Weglassen der Heiligennamen ein altes conservatives, kirchliches Princip aufgegeben ist. Wir wüßten nicht, daß irgend Jemandem die Erinnerung an die Zeit der Märtyrer und Glaubenshelden Nachtheil brächte. Es ist heilsam, sich der Einheit des Glaubens durch alle Zeiten der Kirche hin bewußt zu bleiben. Wir sehen, daß der lutherische deutsche Kalender von Brobst in Allentown auch hierin lutherisch-conservativ ist. Wir halten seinen Kalender von diesem Jahre für einen der besten deutschen Hauskalender, die uns je vorgekommen. Es ist kräftige, heilsame Nahrung darin; auch eine Auswahl Bibel-Texte zum Hausgebrauch für alle Tage. Der englisch-lutherische Kalender von T. N. Kurz in Baltimore giebt keinen Namen der alten Heiligen, sondern die Wochentage; doch Luther's Geburtstag, die Hauptfeste und die alten Sonntagsevangelien, d. h. die Tertkapitel, aber nicht die betreffenden Verse. Manche Denominationen des Landes haben nun ihre eigenen Volkskalender und in ihnen spiegelt sich immer das Eigenthümliche einer kirchlichen Richtung mehr oder weniger ab. Betreffend die Ausstattung, ist der episcopale Church Almanac nahezu der einfachste, giebt aber Fest- und Fast-Tage, auch einige Apostel- und Heiligen-Tage und tägliche Morgen- und Abend-Lectioren der heiligen Schrift. Betreffend künstlerische Ausstattung thut's unter unseren Hauskalendern keiner dem der American Tract Society vor.

Philadelphia.

W. J. M.

Kirchenchronik.

Evangelische Allianz.—(Fortsetzung.)—Die dritte Sitzung am 11. September eröffnet Prälat Dr. von Kapff mit längerem Gebet und schließt eine Fürbitte für England um Erhaltung Indiens ein, mit Verlesung der Lösung und Lehrtexte der Brüdergemeinde 5. Mos. 30, 13, 14. Hebr. 10, 23. Verlesung von Joh. 15, 1—16 nebst einer erbaulichen Anrede, woran Rev. Jenkinson von der engl. Episcopalkirche sich anschließt. Er vergleicht die Verschiedenheiten in der Versammlung den Farben des Regenbogens, hofft Erneuerung der in der Reformationszeit bestehenden Verbindung der deutschen und engl. Kirche, versichert die Versammlung der Theilnahme und Fürbitte des Erzbischofs von Canterbury und der engl. Geistlichkeit und Laienwelt. Er glaubt, daß große Dinge, ja, eine Pfingstzeit sich vorbereiten.

Sofort Verhandlung über den eigentlich treibenden Gedanken der Versammlung: Einheit und Verschiedenheit der Kinder Gottes. Mannigfach war dieses Thema schon berührt und Wiederholungen waren nicht ganz zu vermeiden. Doch auch hier gab sich die Verschiedenheit in der Einheit kund. Zuerst rebete Prof. Dr. Moll aus Halle.

Er wolle auf die Hauptsache losstreuen, zu erweisen, daß es nicht verschiedene Beziehungen, sondern dieselben seyen, in welchen die Einheit und Verschiedenheit der Kinder Gottes anzuerkennen sey. Von solchem sey nur auf dem Boden der Offenbarung des lebendigen Gottes die Rede. Sünde und Gnade und Gnadenanstalt seyen Erfahrungsfachen aus dem praktischen Gebiete. Die Kinderschaft ist Werk Gottes; die Gnade wirke in der Art und Ordnung einer sittlichen Macht; Gott nimmt die Menschen, denen er eine Stellung in seinem Reiche giebt, besonders; das Wann, Wo, Wie der ergreifenden Gnade ist verschieden, ohne von der Heilsordnung abzuweichen.—Gott aber macht aus uns sein Bild; es geschieht eine Gestaltverwandlung in's Bild Christi, das Strahlenbild der göttlichen Herrlichkeit. Die also Umgestalteten sind eins, als Bild Gottes, und doch verschieden, als Individualgestalten desselben göttlichen Lebens, auf Grundlage natürlicher und geistiger Begabung. Was uns Noth thut, das sind Charaktere, Ausprägungen des Lebens Christi in den Kindern Gottes. Die Einheit in ihnen, nämlich derselbe Charakter trotz individueller Verschiedenheit müsse nun auch in der am meisten gelegneten Beziehung, in der Darstellung des einen, wahren Glaubens, im Bekenntniß, zur Sprache kommen. Er halte die Kirche des reinen Bekenntnisses für die der Zukunft. Nur sey Glaubenseinigkeit nicht Gleichheit in Form und Formel. Es sey ein Unterschied zwischen Glaubensbestimmtheit und Bekenntnißbestimmtheit. Die durch theologische Arbeit zu Stande gebrachte, vom Bildungsgang des jeweiligen Geschlechts abhängige, nach der Autorität des göttlichen Wortes corrigirbare Confession sey doch nicht in spirituellen Charakters. Deshalb könne man doch Zuversicht zur Reformation und evangelischen Kirche haben. Eben weil die Quelle der Offenbarung noch fließe, das Wort, könne man sich der Einheit bei allen kirchlichen Verschiedenheiten freuen. Man bleibe in den heimathlichen Gewohnheiten, in der Treue zu Bekenntniß und Kirche, ringe aber vor Allem, zu einer bleibenden individuellen Gestalt im Reiche Gottes hinzugehoben zu werden, wie solche Individualitäten im alten und neuen Testament vor uns treten.

Nun las der reformirte Pastor Lic. Krumacher aus Duisburg über denselben Gegenstand eine gründliche Abhandlung, aber leider so schnell, daß sie zum guten Theil ihres Einbrucks verfehlt; sie trug auch in vielen Fremdwörtern und Grundtertionen zu sehr den gelehrten Charakter an sich.—Er verwahrt sich gegen Latitudinarianismus sowohl als Engherzigkeit. Gebunden für sich im reformirten Bekenntniß habe er doch die providentielle Erscheinung des Bundes freudig begrüßt, als pathologisches und therapeutisches Zeitzeichen gegen Repristinationsversuche orthodoxischer Zänkerien, arrogantes Gleichstellenwollen der kirchlichen Confession mit dem Worte selbst, priesterlichen Dünkel und mit Rom liebäugelndes Pseudokirchentum. Diese Versammlung bezeuge, daß wir Glaubensgenossen seyen trotz aller Differenzen der Führungen und Anschauungen, die theils im Rathschluß Gottes, theils in menschlicher Sündhaftigkeit, theils im Stückwerk des diesseitigen Lebens ihre Erklärung finden. Zuerst wird der Begriff Kinder Gottes erläutert; sie sind von Oben geboren unter den Schmerzen göttlicher Traurigkeit unter allen Confessionen. Der Geist Gottes kehrt sich nicht an Kategorien, Schranken, Dogmatik oder fertigen Schematismus.—Die Einheit der Gotteskinder werde in heil. Schrift so kräftig gegenüber allen Verschiedenheiten eingeschärft, besonders von Paulus. Christus ist der Friede, der die Geschiedenen einigt. Der Glaube besiegelt diese Einheit subjective und der ist von Erkenntniß verschieden. Ueber alle religiöse Streitigkeit giebt die Neugeburt den Ausschlag. Nun führt der Redner noch die Verschiedenheit der Gotteskinder durch. Mannigfaltigkeit sey wie im Reiche der Natur, so in dem der Gnade; die Führungen; die Geistesgaben, die Aemter, die Entwicklungsstufen seyen verschieden. Nicht die feste confessionelle Ueberzeugung sey zu tabeln, sondern der Zweifel an der Redlichkeit der Andern bei ihrem Schriftforschen und das Versagen der Bruderhand; das wurde in dem Banne, als ob irgend eine Confession untrügliches Interpretationstribunal der heil. Schrift sey. Den Exclusionismus

gegen Romanismus und Rationalismus als gegen schriftwidrige Principe billigt der Redner und schließt mit einem Segenswunsch über die Allianz.

Pastor Wü n s c h e von der Brüdergemeinde zu Berlin faßt kurz und bündig den Hauptgehalt der Vorträge dieser Sitzung zusammen, besonders betreffend die Begriffe Einheit, Verschiedenheit, Gotteskindschaft.—Der Nachmittag dieses Tages wurde verherrlicht durch die Versammlung der Glieder der Allianz um den König, der sich dabei förmlich und freudig als einen Genossen der Allianzsache bekannte. Diesem Umstand kommt besonders um der Opposition willen, welche der Evangel. Bund in Berlin und sonst bei den neuen Kirchlichen gefunden hatte, Bedeutung zu.

Die vierte Sitzung, am 12. Sept., eröffnet Pastor Treviranus mit Gebet und Vorlesen von 1. Cor. 3. Thema des Tages ist das allgemeine Priestertum. Dr. N i s s c h leitet seinen Vortrag ein anknüpfend an das Thema des vorhergehenden Tages. Da müsse Einheit seyn in Gedanken und Bewußtseyn, wenn getheilte Kirchen und Parteien dem erbigenden und erkältenden Eifer Walet sagen, sich einen gegen den gemeinsamen Feind in recht erlaubtem Synkretismus. Er findet die Einheit im wahren Kirchenbegriff. Was aber die Kirche sey, lehre ihr Stifter thatsächlich am Besten, indem er uns verschiedene Momente des Begriffs der Kirche gesondert zur Anschauung bringe in den an ihrer Stelle berechtigten, aber einseitigen Erscheinungen der Kirchengeschichte, bis er dann alle auseinandergelegte Momente in ein Ganzes faßt, um endlich lebendig das Ganze zur Erscheinung zu bringen. Jeder solle sich als Werkzeug für diese Zusammenfassung ansehen lernen. Auf diese Einheit weise die Schrift so dringend. Besonders trete bei Petrus diese Einheit im P r i e s t e r t h u m der Gläubigen hervor. Damit sey der lebendigen Bausteine Selbstgefühl, Heiligungsgefühl, demüthiges göttliches Ehrgefühl ausgesprochen.—Zuerst nun führt der Vortrag aus biblisch-theologisch, was Priestertum sey. Priester ist, der vor Gott tritt, von ihm zu empfangen, in anbetendem Glauben und im lebendigen Gedächtniß der Liebe für ein zu vertretendes Ganzes. Israel werde noch vor Einsetzung des leuitischen Priestertums ein königl. Priestertum genannt mit Bezug auf seinen Beruf für's Reich Gottes. Das Gesetz war dem fleischlichen Israel Zuchtmeister, diente zu seiner Erziehung. Dpfer, Priester, Vermittelung nach dem Gesetz vernunftbildliche den Heiligungsproceß, bis der ersahnte und vorsehungsvoll geschichtlich vorbereitete Melchisedek (Ps. 110), das ungetheilte Propheten-, König- und Priestertum erschien, das große Einmal des Sohnes Gottes auf Erden, seines Dpfers, Auferstehens, Verklärwerdens; das Einmal eines veränderten Zustandes, da das Wesen statt des sinnbildlichen Gesetzes eintrat. Der einige Hohenpriester stehe aber nicht allein, sondern mache die Gläubigen sich in allen Stücken gleich, obwohl wir immer im Laienverhältniß uns zu ihm befinden. So sind wir auch Priester. Wie steht aber dazu die Wirklichkeit? Wo sind die Priester in unseren Gemeinden? Die Idee stehe fest, selbst wenn ihr die Wirklichkeit nicht entspreche. Der reformatorische Begriff von Kirche sey principaliter der, daß die Gemeinde der Heiligen die wahre Kirche sey. Wahrhaft gläubige Christen bauen auf Erden die Kirche. Selbst der geschickteste Advocat des geselichen Priestertums der römischen Kirche, Mähler, habe es zulezt zugegeben, daß nicht Paps, Cardinäle und Bischöfe die Träger der Kirche seyen, sondern wiedergeborene Herzen. Diese aber werden allerding durch die Kirche mit ihren äußeren Kennzeichen. Das ordentliche Amt nun in der Gemeinde werde erhalten durch aus der priesterlichen Gemeinde genommene Personen. Theokratisches Gesetz gebe es nicht im N. Testam., wenngleich A m t s o r d n u n g, K i r c h e n o r d n u n g. Die organischen Einrichtungen der Urgemeinde gehen nicht aus einem bestimmten Gesetze hervor, sondern die christliche Gemeinde ist da und nun erscheinen auf bestimmten Anlaß Kerkste, Diaconen u. s. f., eine nicht von Buchstaben befohlene, sondern durch's Leben geschaffene Ordnung, die aber auch etwas Göttliches ist, denn die Gaben dazu kommen vom Herrn und die Ordnung selbst werde durch göttliche Dinge, Liebe, Glaube, Geduld getragen; das nothwendig

fortströmende Amt, der Dienst am Wort, gehe von Gott aus. Es gebe in der Kirche der Wahrheit keine amtliche Autorität, die nicht müßte in die Freiheit der unmittelbaren Beziehung auf Gott entlassen; jeder Hörer müsse ein Beröser werden (Apostelg. 17, 11.) Die fehlerhafte Fassung des Amtsbegriffs komme von zwei entgegengesetzten, aus einseitiger Fassung des Gottesbegriffs hervorgegangenen Richtungen der Kirchengeschichte her, die man Spiritualismus und Jesuitismus heißen könne. Jener wolle den Geist, ohne den Herrn und sein Wort festzuhalten; dieser halte einseitig die Verehrung des menschgewordenen Sohnes fest, thue den Geist hinweg und da erscheine Christus als ein mit Pracht aufstretender neuer Gesezgeber, dessen Gesezgebung in den Personen der Kirche fortgetragen ist. Da wird die Amtsordnung zum Gesez verhärtet und wenn der Herr sage, bei zwei oder drei in seinem Namen Versammelten sey er, so setze man hinzu: Ja, aber es muß ein Bischof dabei seyn!—Der Redner stellt diesen Einseitigkeiten gegenüber noch die von der Reformation erkannte Wahrheit des allgemeinen Priestertums, das mit der Amtsordnung wohl bestehen können, und fügt schließend Worte der Ermahnung bei. Zu lernen sey selbst von jeder, vom Herrn gebudeten, im Werke der Mission sich lebendig erweisenden, christlichen Religionsgemeinde; die am laubekirchlichen, reichskirchlichen oder theol. Element sich etwa gestoßen haben; z. B. Independentismus, Baptismus u. s. f. Es sey damit ein lebendiges Correctis angedeutet. Der Redner sagt, er selbst sey vorwiegend dem lutherischen Typus zugethan, rechne sich aber aus Herzensgrund zur ganzen evangel. Kirche, weil er nicht glaube, daß die Differenzen beider Seiten volle Kirchengemeinschaften zu halten verbiete, weil in den Differenzpunkten der beiden Confessionen noch immer ein allgemeiner Mangel an Lehre zu empfinden sey und man sich, weil wir doch noch eine Zukunft haben, das schriftmäßige Fortstreben erleichtern müsse, indem man das theologische und das religiöse Element scheidet und die großen Sätze den bedingten unterordne. Der Vortrag schließt mit Beziehung auf 1. Tess. 5, 19—21.

Pastor M a l l e t aus Bremen, sich hinter N i s s c h hergehend, zu den Unmündigen, denen aber doch auch die Geheimnisse offenbar seyen, rechnend, geht auch aus von 2. Mos. 19, 6: du sollst mir ein priesterliches Königreich, ein heilig Volk seyn; er geht dem offbarungsgeschichtlichen Gang des Priestertums nach ausführlicher als der Redner vor ihm; er hebt hervor die Vollendung des Priestertums in Christus, weist den Protest nach, den der Heidenapostel Paulus und der Judenapostel Petrus fortwährend gegen die römische Priesterkirche einlege und zeigt, daß mit diesem Protest zusammen doch wohl bestehen könne das vom Herrn selbst aufgerichtete Amt, sein Dpfer zu verkündigen, welches Amt dem allgemeinen Priestertum so wenig Eintrag thue, daß dieses ohne jenes gar nicht zu denken sey. Paulus habe auch Ephet. 4, 11 nicht hinzugefügt: und etliche zu Priestern; er nenne sich einen Diener des Evangeliums; er fordere die Gemeinde auf zum priesterlichen Werke der Fürbitte. Aus jeder Bitte im Gebet des Herrn erhelle, daß es ein Gebet des allgemeinen Priestertums sey. Der Vortrag geht in die eindringliche Mahnung über, daß Alle sich fragen möchten, ob sie zu dem priesterlichen Geschlechte selbst gehören. Alles Leben in der Christenheit komme nicht von äußerer Ordnung her, bringe sie aber hervor; jedes Kirchenregiment sey ohne das himmlische, allgemeine Priestertum etwas Tobtes. Mit der Bitte um den Segen jenes wahren Lebens, der Gnade, des Friedens schließt der Vortrag.—Es folgt über denselben Gegenstand Past. Lic. K ö n i g aus Volkswig mit einer mühevoll ausgearbeiteten Abhandlung über die schriftmäßige des allgemeinen Priestertums, die Charakterisirung desselben und die historische Entwicklung desselben in den einzelnen Confessionen. Aber den lesteren, vielleicht eigenhümlichsten Theil des Vortrags ertrug die Ungebuld der Zuhörer nicht mehr. Für diese Unziemlichkeit verwies sie Dr. B a r t h aus Calm, erinnernd, daß es bei Allianzleuten manchmal gehe wie bei jener Rede eines Politikers in Amerika, der für das allgemeine Wahlrecht verortend die Phrase gebrauchte: Ist denn nicht ein Mensch wie der andere? worauf ein Irländer d'reinschrie: Ja, und noch viel besser!—Noch erinnert Dr. S a c k, daß gerade von wahrhaft priesterlichen Christen für die Autorität des gottgeordneten Amtes gar Nichts zu fürchten sey; wo diese wahre, innere Achtung fehle, erziele ein äußerlich aufgelegtes Amt den Zweck nicht.—Diesen Gedanken begründet Prälat Dr. K a p p f aus der Erfahrung, indem er auf die äußere Erscheinung dieses allgemeinen Priestertums in den Collegiis pietatis seines Vaterlandes Württem-

berg hinweist; er sehe dieselben als seine theologische Meberschule an, wo er für seine Predigten viel aus dem Munde der einfachsten Christen gelernt habe; sie seyen es, welche in Württemberg die confessionellen Zänkereien nicht aufkommen lassen, obwohl man aus Leipzig geschrieben: mit euch Württembergern ist's Nichts, bis ihr die Confessionsstreitigkeiten habt! Aber sie können „das Zeug“ nicht brauchen, sondern vom Geist Gottes neugeborene Menschen, wahrhaft Priester; wolle der Herr diese allen Gemeinden geben!— Der Dissidentenprediger C. de Pressencé aus Paris bringt Gruß von seiner Gemeinde und sagt, die große Kirche nicht des Klerus, sondern des allgemeinen Priestertums sey nicht bloß eine Vision, sondern eine Anschauung. Diese große Wahrheit der Reformation muß verwirklicht werden, oder wehe uns! Das thue Noth besonders in dieser Zeit des Abfalls. Er schließt mit einem Worte Neander's: Unsere Zeit ist eine kritische, entweder ein Abgrund oder ein Morgenroth. Sie wird seyn, was wir aus ihr machen. Daß sie ein Morgenroth werde, dazu gebe Gott Gnade!

In der fünften Sitzung, Nachmittags den 13. Septbr., wurden Berichte über Protestanten in katholischen Ländern angenommen. Grandpierre aus Paris weist nach, daß Frankreich protestantischer sey als man glaube und zwar durch seine Litteratur, seine Antipathie gegen Jesuitismus und Ultramontanismus und die wachsende Zahl der Protestanten. In anderer Weise beleuchtet Pastor Fisch aus Paris die Zustände Frankreich's. Es sey dort gegenwärtig kein Enthusiasmus, sondern nur eine gewisse verhaltene Unruhe. Die religiöse sey die bedeutendste; sie habe der die Ereignisse ausbeutende Katholizismus dazu gemacht. Das Dogma von der unbesleckten Empfängniß sey aber weniger ein Sieg, als eine Niederlage, es habe große Trennungen zur Klarheit gebracht und Gallicanismus und Ultramontanismus führen einen unversöhnlichen, obwohl verdeckten Kampf; heftiger Streit finde sich wieder unter der Partei der Ultramontanen, denn seine Organe scheinen durch ihr maaßloses Verhalten absichtlich an der Selbstzerstörung der Partei zu arbeiten. Der unsinnige Mariencultus, die Affectation einer längst vergangenen Zeit stoße alle Denkenden ab; die Absicht der Verdummung der Massen trete grell an's Licht. Die Geistlichkeit sey unwissend, die Studien liegen darnieder; dazu komme ein großes Mißbehagen unter den 88,000 vom Bischof absehbaren, von ihm völlig abhängigen Priestern. Dagegen äußere der Protestantismus seine weltherrschende Macht auch in Frankreich. Manche bedeutende litterarische Erscheinungen fangen an dem Protestantismus gerecht zu werden. Die schöne Litteratur zeuge von tiefer Entmuthigung und Erschöpfung. Der sittliche Zustand sey kläglich und Verbredchen nehmen schreckenerregend überhand. Der Protestantismus als Secte werde zwar besonders durch locale Einflüsse gebückt, aber das öffentliche Gewissen sey für das Recht der Protestanten. Die Aufgabe der protestantischen Kirche in Frankreich sey Vergrößerung der Missionsthätigkeit unter den Katholiken, ernstes wissenschaftliches Studium in Freiheit und in Zucht des Evangeliums zu tüchtiger Einwirkung auf die Bewegung der Geister, Entwicklung des christlichen Lebens zu innerer Einheit und Stärke.

Der armenische Priester Tychian hielt nun in armenischer Sprache eine von Prof. Schlotmann aus Zürich sogleich verdolmetschte Ansprache. Er redet von einer ernsten Bewegung, die seit etwa zehn Jahren in der Türkei, besonders unter den Armeniern vor sich gehe, gedenkt dankend der Hülfe in Verfolgung und der heilsamen Anregung, die vom Abendlande aus den Christen im Osten geworden sey und empfiehlt seine Gemeinde der Fürbitte der Versammlung.—Pastor Rind aus Mailand berichtet über die zerstreuten Protestanten Italien's. Da sey an eigentliche Gemeindebildung nur in Piemont zu denken, sonst sey der Gottesdienst eben nach Art eines Hausgottesdienstes zu halten. Die Gemeinden werden ohnehin rechtlich gar nicht anerkannt; die Protestanten zu sammeln sey unmöglich in großen Städten; sie seyen meistens Eingewanderte und schicken ihre Kinder zur Erziehung in die protestantische Heimath. Hier könnten die evangelischen Brüder aus der Ferne Manches thun; sie reisen, um Kunst und Natur zu genießen, auch Geistliche, aber oft besuchen sie nicht einmal die Amtsbrüder in der Diaspora, predigten nicht für ihre Gemeinden. So werde das Bewußtseyn der Zusammengehörigkeit unter den Protestanten nicht angeregt.—Der bekannte Don Angelo Ferreros de Mora redete mit dem Feuer spanischer Beredsamkeit in der Sprache seiner Heimath. Im September 1856 lag er noch im Kerker der Inquisition, nun stehe er hier und dürste er je zu einer ähnlichen Versammlung unter Spaniern reden—wie wunderbar müßten ihm die Wege Gottes erscheinen! Man forderte den Druck seines längeren abgebrochenen Vortrags.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

März 1858.

No. 3.

Die kirchliche Armen- und Krankenpflege.

„Es werden allezeit Arme seyn im Lande“ (5. Mose 15, 11); diese Verheißung, ursprünglich gerichtet an das alttestamentliche Israel, gilt auch der Kirche des neuen Bundes, die durch jenes Volk vorgebildet wurde. „Arme habt ihr allezeit bei euch,“ spricht der Herr Christus, Joh. 12, 8, zum Zeugniß, daß die Verheißung sich erfüllt hatte. Es werden allezeit Arme, Kranke, Hilfsbedürftige überhaup't seyn in der christlichen Kirche auf Erden, denn ihre Glieder, die Gläubigen, sind erst dem Geiste nach auferstanden und in das himmlische Wesen versetzt, dem Leibe und Leibesleben nach haben sie noch Theil an dem Uebel dieser Welt. Die irdische Armuth und Krankheit muß dem Herrn Christo zum Abbilde der geistlichen Bedürftigkeit dienen, welche für das Himmelreich empfänglich macht, Matth. 5, 3; 9, 12 u. 13; sie ist eine Züchtigung des himmlischen Vaters, unter welcher die Menschen geschickt werden zum Reiche Gottes; Lucä 6, 21; 16, 19 ff.; Matth. 19, 23; unter den Armen und Kranken vollführt der Herr Christus die Werke, mit welchen Er beweist, daß Er der Christ ist, Matth. 11, 4 u. 5, ja in ihnen kommt Er selbst vor unsere Thür und sucht unsere Hülfe, Matth. 18, 5; 25, 31 ff.

Sind allezeit Arme und Kranke in der Kirche, so ist diese auch berufen, ihnen leibliche Pflege zu schaffen. Das Gebot der Liebe fordert es, Joh. 13, 34; 1. Joh. 3, 17; die Liebe Gottes, in unser Herz ausgegossen durch den heil. Geist, treibt und giebt die Kraft dazu, 1. Joh. 4, 11 u. 12; die vorbildliche Thätigkeit unseres Herrn Christi selbst und dieser entsprechend diejenige Seiner Apostel und Seiner Kirche in ihren blühendsten Zeiten zeigt, daß solche Pflege zu üben sich für die Christenheit ganz von selbst versteht, Matth. 14, 15 ff.; 15, 32 ff.; Apostelgesch. 4, 34 u. 35; 6, 1 ff.; Röm. 15; 1. Cor. 16; 2. Cor. 8 u. 9; Apostelgesch. 20, 4 u. v. a. Freundlich soll die Kirche ihre helfende Hand ausstrecken zu ihren Gliedern in allen Leibesnöthen; zu den Hungernden also und Obdachlosen, zu den Wittwen und Waisen, zu den Reisenden, zu armen Gemeinden, denen die irdischen Mittel zum Unterhalt des Predigtamtes fehlen u. s. f.; ja wenn zwar ihrem Liebesdienste allermeist die Glaubensgenossen Kirchenfreund. Jahrg. XI. No. 3.

zugewiesen sind, so ist sie doch auch reich und liebevoll für den, welcher bittend draußen steht, Gal. 6, 10. Am irdischen Vermögen zu dieser Thätigkeit soll es ihr nicht fehlen, denn sie hat die Verheißung, daß wer da giebt, nicht verliert, sondern gewinnt, Lucä 6, 38, und das Wort Gottes setzt voraus, daß der Christ, welcher seines irdischen Berufes wartet, genug empfängt, um auch den Dürftigen zu geben, Ephes. 4, 28.

Es ist die christliche Kirche, welche den Jhrigen solche Hülfe bringt in allen Leibesnöthen. Sie hat ihr Leben, Mark und Kraft im Evangelium, daher wird jene ihre Liebesarbeit eine evangelische seyn. Der Geber bezeugt damit dem Empfänger die Liebe, welche aus dem Glauben des Evangeliums kommt, der Empfänger schmeckt und sieht darin, wie freundlich der Herr ist, welchen das Evangelium verkündet. Der Kirche Beruf ist, sich selbst und mit sich die, welche Gott ihr giebt, zu erbauen zu einer Behausung Gottes im Geiste: die leibliche Pflege daher, welche sie ihren bedürftigen Gliedern gewährt, muß ein Zweig seyn jener ihrer Berufsarbeit, ebenso wie die Werke Christi zur Abhülfe irdischer Noth in lebensvoller Verbindung standen mit Seiner evangelischen Verkündigung. Zum Wesen der kirchlichen Armenpflege also gehört es, daß dadurch Seelen gewonnen werden für das Reich Gottes, gewonnene Seelen wachsen im Glauben des Wortes Gottes und überhaupt die Erbauung der christlichen Gemeinde auf ihrem allerheiligsten Glauben Förderung erlange. Von der leiblichen Seite aus kommt hier die Kirche der geistlichen Wirkung des Wortes Gottes entgegen und hilft derselben Eingang und Raum finden in den Herzen. Mit der herzlichsten Freundlichkeit und Liebe, von welcher ihre Hilfsleistung ausgeht und begleitet wird, tröstet und erquickt sie den verzagten Geist des Unglücklichen, während sie seinen irdischen Mangel lindert, und wiederum mit dem heiligen Ernste derselben Liebe weist sie den Unwürdigen und Verstockten, der ihren irdischen Beistand sucht, hin auf Gottes heiliges Gesetz und sucht ihn durch rechtzeitiges Entziehen vor dem Mißbrauche ihrer Hülfe zu bewahren, ohne doch die rettende Hand von ihm zurückzuziehen. Beides, die Güte und die Zucht der Liebe, anwendend und dazu ausgerüstet mit dem starken Worte Gottes, wehrt sie nicht bloß dem Mangel und Elende für den Augenblick, sondern geht auch dem Uebel auf den Grund und schneidet ihm die Wurzel ab oder zerbricht seinen Stachel, indem sie dem Verzagten Muth schafft, dem Sorgenden Vertrauen zu Gott, dem Hochmüthigen Demuth, dem Murrenden Zufriedenheit, dem Unlustigen und Trägen Freudigkeit zur Arbeit; Allen Lust zum Dienste Gottes auch im irdischen Beruf, Freude an der Gemeinschaft mit dem Nächsten und Geduld in der Trübsal. Einen Haupttheil ihres heiligen Opferdienstes vollführt sie und baut sich selbst, indem sie die Nothleidenden auch von der Hülfe am Leibesleben aus in Güte und Zucht auf dem einigen Grunde, welchen Gott selbst gelegt hat, Jesu Christo, erbaut, Apostelgesch. 21, 20; 2. Cor. 9, 12.

Die kirchliche Armen- und Krankenpflege ist eine Thätigkeit der Selbsterbauung der Kirche, veranlaßt dadurch, daß annoch die Christen ihrem Leibesleben nach in das Uebel dieser Welt verflochten sind, gefordert vom Worte

Gottes und in Kraft des Evangeliums so auszuführen, daß mit der leiblichen Hülfe den Bedürftigen die Güte und die Zucht der Gnade Gottes in Christo gebracht und dadurch der Einzelne so wohl wie die ganze Kirche gebaut und gebessert werde auf dem Grunde des Evangeliums.

In dreifacher Gestalt tritt dieser priesterliche Dienst der Kirche in's Leben. Erstlich als Werk des einzelnen Christen oder als christl. Privatwohlthätigkeit. „So aber ein Gläubiger oder eine Gläubigin Wittwen hat, der versorge dieselbigen und lasse die Gemeinschaft nicht beschwert werden“, spricht der Apostel Paulus, 1. Timoth. 5, 16. Um wahrhaft Wohlthätigkeit zu seyn, muß dabei die freie Liebe, nicht irgend Eigennuß oder etwa das Verlangen nach rascher Erfüllung einer unangenehmen Pflicht vorwalten, muß brüderliche Freundlichkeit dem würdigen Armen das Bitten und Nehmen versüßen und brüderlicher Ernst dem Unwürdigen zeigen, daß ihm wohl irdische Hülfe bereit liegt, aber nicht um seine Verstocktheit zu mehren, muß überhaupt beides, die Noth und die Hülfe, so geleitet werden, daß sie ausrichten, wozu Gott sie sendet, die Herzen zu seinem Sohne Jesu Christo zu ziehen. Nur dies ist Wohlthätigkeit und wirklicher Beistand in der Noth, weil dadurch der Quell derselben verstopft oder doch unschädlich gemacht, und die Absicht, welche Gott dabei hat, erreicht wird.

Schon deshalb jedoch, weil es bei solcher Liebesarbeit auch der Zucht der Liebe bedarf, reicht die Kraft des einzelnen Christen nicht in allen Fällen dazu aus. Die Gemeinschaft, zunächst die einzelne christliche Gemeinde muß übernehmen, was von der Privatwohlthätigkeit nicht erreicht wird, und gestaltet für diesen Zweck die zweite Art der kirchlichen Armen- und Krankenpflege, als welche sie eine Thätigkeit des Gemeindeorganismus ist. So finden wir die Versorgung der Wittwen namentlich erwähnt als Gemeinschaftswerk der ersten christlichen Kirche zu Jerusalem, Apostelgesch. 6, 2. Dieselbe war Anfangs sammt der Verwaltung des Kirchengutes überhaupt in den Händen der Apostel, welche dort das Predigtamt führten, Apostelgesch. 4, 35; 6, 1 ff., aber die Nothwendigkeit, den letzteren die Hände frei zu halten für das Amt des Wortes, trieb bald zur Errichtung eines eigenen Gemeindeamtes, welches unter dem Namen des Diaconats die Gemeinde selbst bei der Versorgung der Bedürftigen vertrat und leitete; zu demselben wurden Männer, die ein gutes Gerücht hatten und voll heiligen Geistes und Weisheit waren, ausgewählt, Apostelgesch. 6, 3 u. 5; denn jener wichtige und keineswegs leichte Dienst, welcher vorhin als das Wesen christlicher Privatwohlthätigkeit dargestellt wurde, gehört auch zum Beruf solcher Pfleger und muß von ihnen obendrein in weiteren Kreisen geübt werden als von einzelnen Christen. Die Führung eines Staatsamtes darf ihnen dabei nicht zum Muster dienen, namentlich muß von vorneherein alle Nachahmung des bürokratischen Wesens, alle Verwaltung von der Schreibstube aus und nach Resultaten statistischer Berechnungen oder mittelst Rescripte u. dergl. völlig ausgeschlossen seyn; als Boten vielmehr Gottes und der Christen, Seiner Nachfolger (Ephes. 5, 1), und darum persönlich, wie Gott selbst in Christo persönlich zu uns gekommen ist, sollen sie den Bedürftigen nahe treten und

müssen daher solche seyn, von deren Leibe Ströme lebendigen Wassers fließen, Joh. 7, 38. Dazu kommt, daß sie gehalten sind, die Gnadengabe der einzelnen Gemeindeglieder zu rechter Bethheiligung bei ihrem Liebeswerke zu leiten und fruchtbar zu machen, z. B. Wittwen anzustellen zur Krankenpflege, 1. Timoth. 5, 9 ff. (Diaconissen, Phöbe Röm. 16, 1), Familien zur Erziehung von Waisenkindern u. s. f. Sie sollen allerdings der Privatwohlthätigkeit die rechten Wege zeigen und ihr als Führer vorangehen, andererseits aber auch amtliches Wesen und Gebahren sorgsam von ihr fern halten und sie zu recht-freiem Wirken heranbilden. Es ist ihnen eben ein Werk und Amt anvertraut, welches früher einen Zweig des Predigtamtes selber bildete und Theil hat an dessen Verantwortlichkeit, aber auch an dessen Segnungen und Früchten, 1. Timoth. 3, 13.

Zu einer dritten Gestaltung der kirchl. Armen- und Krankenpflege kommt es dadurch, daß die Kirche in ihrer Gesamtheit oder als Vereinigung von Gemeinden auf die Abhilfe solcher Nothstände irdischen Lebens ausgeht, welche über den Umfang der einzelnen Gemeinde hinausreichen. Paulus hob unter den wohlhabenden griechischen Kirchen Collecten für die armen „Heiligen“ zu Jerusalem, 1. Cor. 16; 2. Cor. 8 u. 9; Röm. 15; Apostelgesch. 20, 4, und erzählt mit hoher Freude von der wahrhaft christlichen Wohlthätigkeit der Geber, 2. Cor. 8, 1–5, von der dadurch erreichten leiblichen und geistlichen Erquickung der Empfänger, 2. Cor. 9, 12–15, und der so gewonnenen Erbauung Aller, 2. Cor. 9, 13 vergl. Apostelgesch. 21, 20: Die willige Handreichung der heidenchristlichen Gemeinden gewann ihnen das Zutrauen der Christen aus den Juden und förderte auf diese Weise die Eintracht und den Zusammenhang der ganzen Kirche. Stärkere Gemeinden oder Vereinigungen von Gemeinden sollen der schwächeren aushelfen theils überhaupt zur Erhaltung ihres Kirchenwesens, theils auch, damit sie ihre bedürftigen Glieder in ihrer eigenen Mitte versorgen; denn es ist allerdings wünschenswerth, daß Kranke, Waisen, Wittwen, Greise und andere Nothleidende in der Familie und damit innerhalb ihrer eigenen Gemeinde die nöthige Pflege erhalten. Bei der Größe menschlichen Elendes jedoch und weil zu solcher Pflege innerhalb der Familien besondere und nicht immer vorkommende Gaben erforderlich sind, kann die Kirche der Institute z. B. der Waisenhäuser, Hospitäler und Stifte nicht entzathen. Kaiser Julianus der Abtrünnige glaubte der christlichen Kirche einen Haupttheil ihrer Anziehungskraft zu entreißen, indem er ihre Wohlthätigkeitsanstalten dem Heidenthume aufzupropfen suchte, ihre Krankenhäuser z. B., sogar die Art, wie sie durch kirchliche Rundschreiben den Reisenden überall freundliches Unterkommen verschaffte. Ein besonderer Zweig des Armenpflegeramtes erwächst aus solchem Bedürfnisse. Einestheils ein freieres, durch die Führungen Gottes und die Begabung einzelner Christen hervorgetrieben. Paulus war ohne besondere Wahl der Gemeinden ein Armenpfleger der Gesamtkirche, Röm. 15, 25, Bassilius in Cäsarea, Vincentus von Paula, A. H. Franke, Wichern fanden ihren Beruf zum Dienste der Leidenden in der Noth der Zeit, in der eigenen Gnadengabe, im Gebote der Liebe und Exempel Christi. Anderentheils erscheint

dasselbe Amt in engster Gestalt als Verwaltung der einzelnen Anstalten selbst. Sie soll den Bedürftigen beides, Gemeinde und Familie, ersetzen, die ihr anvertrauten Institute und deren Pfleglinge in lebendigem Zusammenhange mit der Kirche erhalten, und überhaupt innerhalb ihres Kreises die wahre christliche Wohlthätigkeit üben, wie dieselbe vorhin dargestellt wurde. Damit ist ihr eine der schwersten Arbeiten des ganzen kirchlichen Liebesdienstes anvertraut. Ohne besondere Ordnungen und gewisse Geschäftsroutine kann sie ihre Institute nicht leiten, auch reichen für ihren Zweck die Ordnungen der Familie und Gemeinde nicht aus; sie bedarf deren mehrere und eigenthümliche und ist darum immer in Gefahr, über dem regelmäßigen Ablauf der täglichen Institutsarbeiten das eigentliche Wesen der christlichen Wohlthätigkeit und den Zusammenhang mit der Kirche aus dem Auge zu verlieren. Hier gilt wahrlich Geduld und Glaube der Heiligen auf Seiten der Beamteten selbst wie auf Seiten der christlichen Gemeinden, die freilich berufen sind, ihrentheils mit dem Eifer herzlichster Liebe und Erbarmens solche Institute in ihrem Herzen zu tragen und in lebendiger Beziehung zu ihnen selbst zu erhalten.

Die kirchliche Armen- und Krankenpflege vollführt ihr Werk durch die Privatwohlthätigkeit, durch das Amt eigens dazu bestellter Pfleger innerhalb der christlichen Gemeinden und durch die gegenseitige Handreichung der Gemeinden unter einander, sey es, daß so die einzelne Gemeinde zum Liebeswerke unterstützt oder mittelst Institute und deren Beamteten Nothstände der Gesamtkirche überwunden werden. „Sie vollführte einst,“ möchte man vielleicht geneigt seyn zu sagen. Und es ist ja wahr, die heutige Kirche im Großen und Ganzen scheint kaum zu wissen, daß ihr dies hohe priesterliche Werk anvertraut ist. Ihre alten Institute sind zu einem großen Theile von ihr abgelöst, der neueren ist verhältnißmäßig eine geringe Zahl, und diese wenigen sind meistens nicht Glieder ihrer Organisation, sondern ruhen auf christlichen Vereinen; vom Amte der Armenpfleger in der Gemeinde endlich wurde bis vor Kurzem kaum anderswo als in der Kirchengeschichte gesprochen. Daß jedoch Institute, die aus christlicher Liebe hervorgehen und mit christlicher Liebe geleitet werden, nicht nur für die jezige Zeit passen, sondern ein dringendes Bedürfnis derselben sind, zeigen die Rettungshäuser, Hospitäler und andere Unternehmungen christlicher Liebe, welche nach und nach sich über Deutschland ausgebreitet und auch hier zu Lande, in Pittsburg z. B., eine Stätte gefunden haben; daß selbst das Amt der Armenpfleger in der einzelnen Gemeinde noch immer dieselbe gute Ordnung ist, die es einst in der apostolischen Kirche war, haben die Versuche zu erneuter Einführung desselben reichlich bewiesen. Im Anschlusse an die von Chalmers in Edinburg gemachten Erfahrungen hat man unter Anderen die Stadt Elberfeld in kleine Distrikte getheilt und die Armenpflege in denselben einer so großen Zahl christlicher Männer anvertraut, daß jeder derselben den einzelnen Armen persönlich nahe treten konnte: das Ergebnis des ersten Jahres war nicht bloß eine allgemeine Versorgung der Bedürftigen, sondern auch eine bedeutende Abnahme der Armut, ein niegesehener Ueberschuß in der Armenkasse, und was die Haupt-

sache ist, Minderung der Trunkenheit und anderer Laster und erneute Theilnahme vieler Tausende an den Gnadengütern der Kirche. Nicht um die Frage handelt es sich, ob die Herstellung rechter kirchlicher Armenordnungen für unsere Zeit rathsam sey—man fühlt's und weiß, daß der Mangel derselben Mangel eines wesentlichen Gliedes an der Organisation der Kirche ist—das vielmehr sollte allen Ernstes erwogen werden:

Wie wir es in unseren Gemeinden zu einer wahrhaft kirchlichen Armen- und Krankenpflege bringen?

Es würde nicht gerade schwer seyn, in manchen unserer Gemeinden hiesigen Landes die äußeren Formen der apostolisch-kirchlichen Armenpflege herzustellen, allein der Hauptnachdruck ruht hier nicht auf einem immerhin weise ausgearbeiteten Gemeindegeseß, sondern darauf, daß die Liebesarbeit in der oben dargestellten christlichen Weise geschieht. Dazu aber fehlt es in der jetzigen Christenheit an jenem kirchlichen Gemeinfinn, der ebensowohl die Begabung einzelner Gemeindeglieder für solche Werke hervortreibt, wie zur Ausföhrung derselben den nöthigen christlichen Boden und Hintergrund bereitet. Das einseitige Vorherrschende subjectiven Christenthums, oder vielmehr das selbstgenügsame Christenthum hat sogar den Verstand vieler wohlmeinenden Leute so sehr verdunkelt, daß sie sich gewöhnen konnten, die Armenpflege des Staates für einen Ersatz der kirchlichen oder doch für genügend zu erachten. Unter solchen Umständen die äußeren Ordnungen der kirchlichen Armenpflege unseren Gemeinden aufdrängen, hieße einen neuen Lappen auf ein altes Kleid sicken. Es bedarf vor Allem unter uns der Erweckung kirchlichen Gemeinfinns und daher einer solchen Verwaltung des Predigtamtes, durch welche der einzelne Christ mit der Kirche bekennen, leben, lieben und leiden, kurz mit der Kirche glauben lernt. Auf dem Grunde des gemeinsamen Glaubens der Kirche gilt es, das Glaubensleben des einzelnen Christen erbauen, ihn zur Theilnahme an den gemeinsamen Werken der Kirche reizen und dabei nicht furchtsam unsere Forderung an ihn richten, ihn zum Besuch der Kranken und Nothleidenden treiben und ihn lehren, daß er das Beitragen für die kirchlichen Liebesdienste als einen Zweig der regelmässigen Verwaltung seiner Güter betrachte, nicht als eine Nebensache, der man unterweilen einmal und außerordentlicher Weise ein Uebriges zuwendet. Der Rath des Apostel Paulus 1. Cor. 16, 2, für die damals bevorstehende Collecte jeden ersten Tag der Woche ein Gewisses bei Seite zu legen, mag zu stetigem Gebrauch unseren Gemeinden ganz besonders empfohlen werden, um so mehr, da überall, wo man in unseren Tagen demselben nachgekommen ist, in überraschender Weise die Mittel zur Armenpflege zusammengekommen und die Geber zu fröhlichem Geben ange-regt worden sind. Schon hat Gott der kirchlichen Institute genug unter uns gepflanzt, um die christliche Liebe und Freigebigkeit unserer Gemeinden daran üben zu können, und wiederum können eben diese Institute erst dann zu recht fröhlichem und fruchtbarem Bestande kommen, wann in den Gemeinden sowohl die Privatwohlthätigkeit wie das Amt der Armenpflege im Schwange ist.

So wenig wir in den Gemeinden mit gesellschaftlichen Anordnungen den Anfang zum Armenpflegeramte machen dürfen, so sehr haben wir alle Kräfte und Gaben dazu, wo und wann sie hervortreten, in Uebung und Gebrauch zu bringen und die Gelegenheiten zu Anwendung derselben sorgfältig wahrzunehmen, so daß wenn der Prediger auch Anfangs vielleicht fast allein die Liebesarbeit an den Bedürftigen ausrichtet, doch sich nach und nach Gemeindeglieder, welche dazu taugen, um ihn sammeln, und so die kirchliche Organisation der Armenpflege organisch entsteht. Gestattet es alsdann der noch chaotische Zustand der Gemeinde nicht, von vorne herein Gemeindefache aus dem Liebeswerke zu machen, so mag man zur Sammlung und Bethätigung vorhandener Gaben und Kräfte vorstichtig Vereinsorganisation anwenden. Nicht gerade Bildung von Vereinen zu gegenseitiger Unterstützung—vergleichen, so nützlich es übrigens seyn mag, hat an sich nicht die Bedeutung von Wohlthätigkeit und daher nichts mit kirchlicher Armenpflege zu thun—vielmehr von Vereinen zur Ausföhrung der Liebeswerke, welche eigentlich der Gemeinde selbst zufommen. Vorsichtig handele man dabei, damit das edle Werk nicht, wie es bei solchen Organisationen leicht geschieht, der Willkür, Vorthebe oder Unlust der Einzelnen unterworfen und so der Theilnahme der Gemeinde als solcher eher entzogen als zugeföhrt werde. Der rechte Zeitpunkt zur Anordnung eines eigenen Amtes der Krankenpflege in der Gemeinde wird gekommen seyn, wann einestheils die rechten Personen zur Föhrung desselben herangebildet sind, anderentheils die Gemeindeglieder im Ganzen gelernt haben, die allseitige u. christliche Versorgung der Bedürftigen als einen wesentlichen Theil ihres Christenberufs anzusehen. Alsdann sollten so viel Ordnungen, als zur Sicherstellung der Arbeit gegen den Eigenwillen oder Eigennuß der Betheiligten nöthig sind, aber auch nicht mehr als diese gemacht und der weitere Ausbau den Föhrungen Gottes überlassen werden. Allerdings ist die kirchliche Armen- und Krankenpflege eine Frucht christlichen Gemeinfinns, regt aber auch eben diesen Gemeinfinn an zu fröhlichem Wachsthum.

Pa.

u.

Mundschau.

(Fortsetzung.)

Für die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika wird das verflossene Jahr denkwürdig bleiben auf lange. Leider, daß die Erinnerungen an dasselbe so schmerzlich sind. Sie sollten aber deshalb um so lehrreicher und wirksamer seyn. Aber kann man, so erschütternd auch die Katastrophe gewesen ist, sich der Hoffnung hingeben, daß sie nicht wiederkehren werde?

Betrachtet man die Sache vom national-ökonomischen Standpunkte aus, so läuft Alles in das kurze Resultat zusammen, daß unser großer Haushalt

um Hunderte von Millionen ärmer ist, als wir dachten. Ein kostspieliger Krieg, mit großen Verlusten verbunden, hätte uns kaum weiter herunterbringen können. Doch haben wir kein Blut verloren, sondern nur Geld und diese Wunden lassen sich leichter verschmerzen. Freilich sind die Offenbarungen dieser furchtbaren Geldkatastrophe nichts weniger als beruhigend. Was da an's Licht gekommen ist, deutet auf bedenkliche Krankheitszustände; eiternde Wunden sind aufgebroschen und sie verdanken wir nicht dem Kampfe um wahre Ehre und Würde, sondern um einen falschen und eiteln Glanz.

Und wie ging es dabei zu? Zuerst konnte Jedermann leicht die Entdeckung machen, daß seit Jahren das Leben ein immer theureres Vergnügen wurde. Die Preise aller Bedürfnisse stiegen zu einer vorher kaum gekannten Höhe. Daran waren nicht einige weniger günstige Erndten schuldig, die auf der einen Seite Lebensmittel vertheuern, Anderes auf der anderen Seite aber wohlfeiler machen können; sondern die allgemeine Meinung war, daß wir an der Goldeinfuhr aus Californien und an der Anlegung fremder Capitalien im Lande, an einer Verminderung des Goldwerthes überhaupt die Ursache jenes allgemeinen Steigens der Preise zu suchen haben. Gold und Silber schien wohlfeil zu seyn und Jedermann glaubte desselben mehr und leichter erhalten zu können als früher. Demnach schlug jeder den Werth seines Eigenthums höher an und Jeder wurde williger, höhere Forderung sich gefallen zu lassen, weil er hoffte, leichter sie befriedigen zu können. Da war dem speculativen Unternehmungsgeist viel zu viel Reiz geboten, als daß er einer finanziellen Schwärmerei sich hätte enthalten können. Das Gefühl allgemeiner Sicherheit verführte den Einzelnen. Dasselbe Gefühl war es, wodurch eine unermessliche Summe Capitals, die nur in Versprechen auf Papier stand und bestand, das unverdiente Vertrauen puren Goldes genoß und immerhin genießen mochte, wenn nur der Glaube blieb, daß solches Papier so gut sey wie Gold. Aber die erwachenden Zweifel an diesem Postulate mußten das ganze auf ihm ruhende Gebäude als auf sehr lockerem Grund errichtet erscheinen lassen. War das Vertrauen zuvor ein allgemeines, so wirkte das angeregte Mißtrauen noch viel ansteckender. Es bedurfte nur des Fallens eines einzigen tragenden Steins aus dem Gewölbe und der ganze künstliche Bau stürzte nach. Gewiß wir sind reich als eine Nation; nur im Verhältniß zum Areal des Landes weniger reich an Geld. Aber wir meinten, daß wir noch unendlich reicher seyen. Für diese Einbildung sind wir gestraft worden und mußten die einfache alte Wahrheit uns auf's Neue zu Gemüth führen, daß, so unentbehrlich uns auch Geld in der Form des bloßen Versprechens auf Papier ist, demselben doch nur ein lokaler und temporärer, also höchst bedingter Werth zukommt, daß aber das universale Aequivalent für Werthgüter, also das allein feste Maaß für die Schätzung des Besitzwerthes, nur edle Metalle seyn können. Das Schwanken ihres Werthes verschwindet trotz Californien's, Australien's und Sibirien's Minen verglichen mit den Extremen des Papiercourses. Reichthum ist die relative vermehrte Aneignung von Werthgütern an ein Ich, eine Persönlichkeit. Sein Werth

beruht in der Erweiterung des persönlichen Einflusses auf die Güter der Welt, was immer auch desselben höhere Zwecke seyn mögen. Das plötzliche Stürzen von unserer eingebildeten Höhe mußte eine Erlahmung unserer Kräfte, unserer Thätigkeit, unserer Wirksamkeit nach sich ziehen. Und darunter hat nun auch die alte Welt schwer zu leiden.

Fragen wir nach der tieferen Ursache der angenehmen Täuschung, in der wir uns für eine Weile befanden, der schmerzlichen Enttäuschung, die uns getroffen, so können wir nicht die Verhältnisse anklagen, sondern nur uns selbst und vor Allem eine ungezügelte Begierde nach Reichthum, welcher andere Motoren der menschlichen Seele untergeordnet wurden. Das ist der mächtige Hebel unserer Energie, die Lust des Gewinnes. Der wirkliche Besitz entspricht dem unersättlichen Wunsche nicht. Gelegenheit zu gewinnen, wie sie in Colonialländern sich immer in erhöhtem Maaße findet, reizt den Unternehmungsgeist. Muth und Berechnung müssen ersetzen, was an wirklichem Betriebscapital für bedeutende, zu erzielende Gewinne fehlt. Die Reckheit der Wagenden scheint für die Solidität der Zustände zu bürgen; wo so Viele wagen, wollen Andere sich nicht überfliegen lassen und so eilt Alles, ohne sich zu besinnen, auf das ersehnte Ziel eines großen Reichthums hin. Aber die Kräfte sinken und die Wenigsten sind am Ziele dieses Wettrennens angelangt. Das ist die Hipe des sich selbst überstürzenden „jungen Amerika's“. Unser Volk gilt für sehr klug, für sehr verständig, umsichtig, überlegend. Gesunder Menschenverstand ist auch gewiß, trotz aller Absonderlichkeiten an uns namentlich auf dem Gebiete der Religiosität, ein vorstechender Zug amerikanischer Nationalität. Und daneben steht ein zweiter, eben so bedeutender Factor, nämlich ein fester Wille, ein Muth, der so leicht nicht entmuthigt wird. Und der letztere Factor ist gerade jetzt nicht hoch genug anzuschlagen. Aber der Muth war zur Tollkühnheit geworden und wo ist unser gesunder, umsichtiger, überlegender Verstand geblieben? Sind nicht die Klugen und Weisen zu Schanden geworden? Es ist die Verblendung der Leidenschaft, mit der wir geschlagen waren, und alles Maaß ruhiger Berechnung überschritten. So wurde speculirt, so Credit gegeben, so in's Blaue hinein gewagt, geliehen und entlehnt, so gefordert und darangeseht, daß es schien, es habe sich eine Spielwuth unter der Firma des Handels des Volkes bemächtigt. Man hat Parallelen zu dieser Krankheitserscheinung aus früheren Zeiten unter andern Völkern bei einer unnatürlichen Steigerung der Handelsthätigkeit. Man wird erinnert an die South-Sea-Bubble im vorigen Jahrhundert und an die Tulpenwuth der Holländer. Eine verwandte Erscheinung bleibt aber die Leidenschaft der handwerksmäßigen Spieler zu allen Zeiten.

Es ist die krankhafte Sucht unseres Volkes, reich werden zu wollen, leicht zu erklären. Liebe zu irdischem Besitz ist überhaupt gar nicht da oder dort zu finden, sondern überall, wo es Etwas zu besitzen giebt. Aber unter uns Amerikanern sind unendlich mehr Triebfedern in Bewegung, welche uns stimuliren, reich werden zu wollen, als dies überall sonst der Fall ist. Reichthum muß in demselben Verhältnisse in demokratischen Verhältnissen an Bedeutung gewinnen,

in welchem es an andern Reizmitteln und socialen Gütern fehlt. Es ist keine neue Bemerkung, daß die herrschende Sünde aller Demokratien die Geldsucht sey. Andere Größen können da nicht aufkommen um der allgemeinen nivellirenden Tendenz willen. Politisch bedeutende Stellung ist immer nur von Wenigen zu erlangen und Ehrenkränze in Demokratien sind Dornenkronen. Da ist der Reichthum das Einzige, was den Meisten Befriedigung und Einfluß verschafft. Ja, er selbst wird der nivellirenden Tendenz republikanischer Verhältnisse bedenklich. Im alten Griechenland wurden reiche Bürger gestraft, selbst verbannt, weil sie reich waren und in Rom mußten die Reichen als Corporation im Staate für ihre Ansprüche vieljährige Kämpfe führen. Oder man denke nur an das Verhältniß des patrouus zu seinen Klienten. Der Reichthum war's, was Stellung und Einfluß gewährte. So ist auch bei uns, man sage dagegen, was man wolle, Alles so eingerichtet, daß der Reichthum der Menge und besonders den vielen Thatlustigen als das Ziel ihrer Wünsche vor Augen schweben muß. Alle hohen und niederen Stellen im Staate stehen im Wesentlichen auf der Volksgunst. Es ist nicht eben besondere Geschicklichkeit und Tüchtigkeit, die ein Anrecht auf staatliche Amtswürde giebt, sondern es ist Günst des Volkes. Man weiß, mit wie vielen Mitteln sie gewonnen werden kann oder muß. Nach etlichen Jahren muß jeder auf solche Weise Erhöhte wieder heruntersteigen. Die Hälfte der Nation hätte ihn ohnehin nie erhöht. Wie kann einer solchen Stellung irgend eine Bedeutung für das Leben zukommen? Wie sollte man sie als ein hohes, social-sittliches Gut achten lernen? Und darum sind es immer auch nur Wenige unter der Masse unserer Politiker, vor denen man wahre Hochachtung hat. Die allgemeine Ansicht, daß unsere Aemter suchenden Bürger eben meistens reich bei der Gelegenheit werden wollen, spricht deutlich genug für die niedere sittliche Stellung des Amtes selbst. In Staaten anderer Verfassung hat ein Mann keine gewisse Bildung zu gewinnen, er muß sich ernstlich für einen besondern Zweig der Staatsverwaltung erziehen lassen, er muß seine nicht leichten Examina genügend bestehen und er widmet von nun an sein Leben dem Staate. Der Staat aber erkennt das an, indem er dem Befähigten um seiner Bildung und Tüchtigkeit willen Amt, Ehre und Auskommen giebt und ihm für solches auf Lebenszeit sich verbürgt. Da ist die öffentliche Anerkennung und Stellung ein Gut, welches dem Besitzer mehr Werth hat als Reichthum. Damit aber ist auch der Bildung des Geistes ein Tribut bezahlt, der eben damit nicht bloß dem öffentlichen Beamten, sondern jedem Gebildeten zu gute kommt. Es ist nicht der bloße Besitz der irdischen, sondern es ist der Besitz höherer Güter, der hier unmittelbar in seinem Werthe steigen muß. Der Reiz nach bloßem irdischen Gewinn muß dadurch unendlich vermindert werden. Es sind noch viele andere Größen im Gebiet des Staatslebens, der Kunst, der Litteratur, der Wissenschaft, die dem Talente als wünschenswerthe Ziele vorschweben, allgemeine Achtung genießen und neben welchen die Glorie des Reichthums verschwindet. Hier liegt der nicht zu leugnende Unterschied der europäischen und der amerikanischen Gesellschaft. Unser repu-

likanisches Leben sollte der europäischen Ueberbildung aber republikanische Einfachheit, Einfachheit, Geradheit, Ehrlichkeit gegenüber stellen können und wir hätten bei der Vergleichung nicht zu verlieren. Während wir nun viel davon reden, daß wir Alle gleich seyen, während wir selbst den Unterschied der Erziehung und Geistesbildung so gering anschlagen, daß wir die ordinairsten Leute für befähigt halten, ihre Stimme in den schwierigsten Fragen der Politik abzugeben, so zollen wir auf der andern Seite den Unterschieden von reich und arm viel zu viel Respect und lassen uns verführen, den Schein von Bildung, den der Reichthum so leicht an sich nehmen kann, die Accommodation an das Conventionele, Aeußerliche der wahren Geistesbildung für die Sache selbst zu nehmen. Daher herrscht auch eine maaflose Oberflächlichkeit unter uns, welche durch die ganze Art und Weise unseres Erziehungssystems befördert wird. Und daher das allgemeine Bemühen, reich zu werden oder doch für reich zu gelten, um durch äußeren Glanz berechtigt zu werden im goldenen Buch unserer Noblesse, der Glücklichen, der Vornehmen, der Exklusiven Namen und Rang zu erhalten. Daher jener materielle Luxus, der den Nimbus höherer Bildung verbreiten soll und der Glücksmesser unter uns geworden ist. Und wie viel Leerheit, Gemeinheit, Ungerechtigkeit ist hinter dem schimmernden Glanze zu finden!

Es ist leicht zu erkennen, daß diese leidige Sucht nach materiellem Besitz und Glanz zu der Katastrophe des letzten Herbstes am meisten beigetragen hat. Es sind der Uebel aber viele, die damit zusammenhängen. Natürlich gelingt das Anhäufen großen Besitzes immer nur Wenigen im Verhältniß zur Masse des Volkes. Das Reichwerden der Einen zieht ein Abhängigkeitsverhältniß der Andern herbei. Daraus erwächst leicht jene Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen gegenüber den Capitalisten, die oft nur eines Funken bedarf, um in Aufruhrflammen auszubrechen. Für jetzt und wohl noch auf lange bietet die Größe des Landes und der verhältnißmäßige Mangel an Bewohnern Schutz gegen ähnliche Gefahren, aber die Arbeiter-Versammlungen in New York und Philadelphia, welche die Arbeitslosigkeit in Folge der Geldkrise veranlaßte, deuten auf traurige Möglichkeiten hin, es fehlt nicht an Missionairen socialistischer Reformpläne, neueste Gesetze haben die Tendenz, der Masse der Armen einen Scheinvortheil gegen die Reichen in die Hand zu geben und unsere Politiker werden nie müde, die Interessen des "poor working man" mit denen ihrer eigenen Popularität zu identificiren. Es spricht sich in dem Allem aus, daß es gilt, die republikanische Gleichheit mit allen Mitteln gegen die Einflüsse eines einseitig angehäuften, monopolartig wirkenden Reichthums zu sichern. Aus demselben Durst nach Besitz geht es hervor, daß man viel zu viel Gewicht legt auf die praktische Dressur für die Erreichung eben des Zieles „Geld zu machen“. Schon die Erziehung legt es viel zu viel darauf ab. Es ist verhältnißmäßig sehr selten, daß Söhne reicher oder auf Reichthum hinstrebender Familien in den Dienst der Kirche treten, wo sie vor vielen Tausenden in einer gewöhnlich armen, keineswegs beneidenswerthen Lage erscheinen würden. Das allgemeine Jagen nach Vermögen führt durch sich selbst auf Krisen hin, wie

wir sie erlebten. Der Einzelne hat auf die allgemeinen Zustände selbst kein Vertrauen; er will daher sich und das Seine möglichst schnell in Sicherheit bringen; oder er denkt, es werde sich leicht beim steten Wechsel des Glückes unter uns Verlorenes wieder gewinnen lassen und um so leichtsinniger wagt er, oder er weiß, daß seine eigene Sache so wenig Vertrauen verdient als die vieler Andern, aber er weiß auch, daß es vortheilhaft ist, den Schein solider Verhältnisse möglichst lange zu bewahren, da indessen ein Glücksfang möglicher Weise geschehen kann, und so wird großgethan und speculirt und gewagt, und wie oft ist das Alles—Lüge!

Hier ist jene Grenze von Recht und von Verbrechen, von erlaubter Klugheit in Benützung der Umstände und von gemeinem Betrug, für welche es kein klares Gesetz des Buchstabens giebt. Aber vor dem Gesetz des Geistes ist die Sache entschieden und die Grenze gezogen. Hier offenbart sich jener Mangel einer wahren, substantiellen Sittlichkeit, der gerade auch unter unseren sogenannten Gebildeten auf erschreckende Weise herrscht. Neben dem groben, rücksichtslosen rowdy, der mit Brutalität d'reinschlägt und zugreift, steht der glatte, feingepunkte, einnehmende Mann der Mode und der Damen. Aber was jener mit offener Rohheit erzwingt, gewinnt dieser gar oft mit verstellter Schlaueit und im Herzen ist der Eine so schlimm wie der Andere, es sey denn, daß dieser durch den Zusatz der Heuchelei jenem es zuvorthut. Der raffinirte Verbrecher legt es nur auf das ab, womöglich mit dem Buchstaben des Gesetzes sich abzufinden; um dessen Geist bekümmert er sich nicht. Aber das Recht des bloßen Buchstabens ist weder Gerechtigkeit noch Billigkeit. Und welch' ein trauriger Zustand der öffentlichen Moralität ist durch jene Katastrophe an's Licht gekommen! Tag auf Tag kamen Nachrichten von Beweisen der leichtsinnigsten Verwaltung fremden Geldes, der unverantwortlichsten Speculation mit, zu bestimmten Zwecken und auf bestimmten Wegen zu verwaltendem, Besthe Anderer; die Zeitung eines einzigen Tages brachte Kunde von drei betrügenden Bankkassirern. Und Aehnliches kam von allen Gegenden; Geschäftsführer, Schatzmeister, Bankpräsidenten, Directoren, ganze Corporationen, Leute, die das höchste Vertrauen genossen hatten, die keine wahre Noth reizen konnte zu Thaten der Verzweiflung, die nur die Leidenschaft des Mammons geblendet hatte, standen da, gebrandmarkt als Betrüger. Man hört von dergleichen so viel, daß man dagegen abgestumpft wird. Man ist daran gewöhnt und die öffentliche Meinung drückt sich keineswegs so stark gegen diesen Nothstand aus, als bei einem vorhandenen zärteren Gefühle der Fall wäre. Leider kommen diese traurigen Erscheinungen auch gar nicht vor nur jenseits der Schranke der Kirchengliedschaft, sondern auch in ihr, und Leute, die durch glänzende Liberalität für kirchliche Zwecke und kirchlichen Sinn zuvor sich auszeichneten und jetzt mit den Kindern der Welt auf derselben Stufe sittlicher Erniedrigung erscheinen, sind gar nicht geeignet, die Achtung der Welt gegen die Kirche und ihre Wirkung zu mehren. Aber die Sache ist die, daß in diesen traurigen Enthüllungen nicht der Zustand Einzelner, sondern ein ganz allgemeines Verbrechen

sich enthüllt. Man klagt nicht die Zeiten an, nicht den verführerischen Reiz möglichen leichten Gewinnes, nicht den Einfluß der Competition, nicht die gesteigerten Bedürfnisse unserer Civilisation, nicht die Lust, groß zu erscheinen, nicht die Freude der Damen, mit geistlosem Luxus zu prangen. Es kommt an dem Allem nur das tiefer liegende Uebel an den Tag, nämlich der Mangel an Werthschätzung wahrer, sittlicher Güter, des wirklich Guten gegenüber den Scheingütern einer vergänglichen Welt. Diese sind es, die die Welt verblenden mit dem Truge des Glückes und der Herrlichkeit. Das Ewige tritt in den Hintergrund und da müssen Katastrophen, wie die eben erlebte, es wieder predigen, daß „der Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Wesen“ nur von Thorheit zu Thorheit und von eiteln Höhen zu Schmach und Verderben führen und daß Geiz, Geldgier, Habsucht, Creaturdienst ist „eine Wurzel alles Uebels“.

Reden wir von einem unter uns nicht zu leugnenden Mangel an solider Sittlichkeit, so liegt es sehr nahe in dieser Gedankenverbindung, vom *Mormonismus* zu reden. Denn in ihm sind die unsittlichen Tendenzen, die in unserer Zeit liegen, auf einen gewissen Culminationspunct gekommen. Da tritt die rücksichtslose Verachtung alles Gesetzes und aller besseren Sitte sogar auf unter dem Titel der höheren Heiligkeit. Da muß die Religion selbst über die schamloseste Zuchtlosigkeit noch den Segen sprechen. Man fühlt sich erleichtert, zu wissen, daß das verfloßene Jahr auch diese großartige Speculation auf Leichtgläubigkeit und Gemeinheit der Menschenkinder unserer Zeit einer Krifis entgegengeführt hat. Inneren Halt hat Niemand, der an die sittliche Natur des Menschen glaubt, dem *Mormonismus* zugetraut. Zwei Dinge waren möglich; entweder mußten seine Anhänger an ihren eigenen Principien zu Grunde gehen, auf denen keine Gesellschaft in die Länge bestehen kann, oder die *Mormonen* mußten in einen Conflict mit der executiven Gewalt der Union kommen, deren Gesetze sie spotteten. Jenes, die innere Dissolution, das Uneinwerden des Reichs mit ihm selber, hat freilich längst seinen Anfang genommen, wie Jeder mit der Geschichte des *Mormonismus* genauer Bekannte weiß. Aber die Separation von der gesitteten Welt, diese neueste *secessio* in *Montem Sacrum*, die geographische Abgeschlossenheit begünstigte einen *Despotismus* in *Utah*, der wenigstens bis jetzt einen offenen Ausbruch der innern Entzweigung verhinderte. Man schlage es nicht zu hoch an, daß die *Mormonen* in *Missouri* und *Illinois* nicht länger waren geduldet worden. Es wird Niemand einen Dieb und Diebshehler zum Nachbar haben wollen, denke er auch sonst von Sünde noch so leichtsinnig. Dieselbe Rücksichtslosigkeit gegen Recht und Gesetz hat endlich den kritischen Conflict mit der Militairgewalt der Union herbeigeführt und das erste Beispiel förmlicher Rebellion eines ganzen Territoriums gegen die Constitution und executive Macht der Vereinigten Staaten der Welt gegeben. Indessen muß anerkannt werden, daß die sittliche Entartung des *Mormonenthums* von der öffentlichen Stimme des ganzen Landes gerichtet wird, daß Niemand mehr wagt, in unsern großen Städten vor großen Versammlungen die Sache der *Mormonen* zu verteidigen, wie das noch vor acht

Jahren geschah, daß selbst die Industrie und Energie dieser seltsamen „Heiligen“ ihre schweren Sünden nicht vor dem Gewissen unseres industriellen Volkes zu deckt und daß alle Welt wünscht, der Schandfleck wäre vom Boden der Union und von den Blättern ihrer Geschichte vertilgt.

Es wäre recht gut, wenn wir sagen könnten: sie sind von uns ausgegangen, aber sie sind nicht von uns gewesen. Nun ist es allerdings wahr, daß sehr viele Immigranten aus Großbritannien und vom europäischen Continente her sich zu den Mormonen verlocken ließen und die Zahl der Heiligen in Utah bedeutend vermehrten. Aber die Principien dieses großartigen Betruges sind nicht eingewandert, sondern unter uns entstanden, wie auch die Stifter und alle bedeutenden Leiter der ganzen Sache bis auf diese Stunde geborene Amerikaner waren. Man vergesse nur nicht, daß dieser massenhafte Abfall vom Christenthum in unserer Zeit nichts etwa nur Amerikanisches ist. Er findet sich unter Tausenden in allen christlichen Ländern. Im Mormonismus tritt er nur in amerikanischer Gestalt auf, er wagt es nicht, hier sich ehrlich zu erkennen zu geben, er muß so wenig Abfall seyn wollen—denn er kennt die öffentliche Meinung zu gut—, daß er vielmehr über die Versunkenheit der Kirche und des Christenthums klagt, Alles zur Ehre Gottes thut und eben unter dem Schein salbungsvollster Frömmigkeit seine Rolle am Besten spielt. Das ist charakteristisch für uns—viel frommer Schein und darunter viel zu wenig ächte Frömmigkeit. Ist nun der Mormonismus als sittlich-religiöse Erscheinung gewiß ein höchst trauriges Zeichen der Zeit, so giebt er doch auch Anlaß, glänzende Seiten des amerikanischen Volksgeistes an ihm zu erkennen, nämlich eine unbezwingliche Energie und ein ungemeines Talent für sociale Organisation.

Die äußere Geschichte des Mormonismus ist genügend bekannt. Auch sind seine sittenlosen Sitten sprüchwörtlich geworden. Weniger Klarheit herrscht über seine inneren Zustände. Wir haben die Mühe nicht gescheut, uns darüber eine genauere Einsicht zu verschaffen. Da tritt denn seine gesellschaftliche Organisation ganz in den Vordergrund. Sie ist weit mehr als der Lehrbegriff die starke Seite des Mormonismus. Wir können ihn auffassen als eine Imitation einer irdischen Theokratie, demokratischen Verhältnissen angepasst. Von Letzterem abgesehen lehnt er sich auch viel mehr an das alte Testament an als an das neue und macht die ceremonial-gesellschaftliche Bedeutung der alt-testamentlichen Aemter zur Hauptsache. Die Kirche verschlingt den Staat, sie ist die äußerliche, göttlich geordnete Institution für alle Zustände des socialen Lebens. Ihre Organisation nach angeblich primitiver apostolischer Einrichtung ist Glaubensartikel. Alles ruht auf der Basis göttlicher Eingebung. Auf ihr ruht der Gang der ganzen Maschinerie, so lange die geschickten Organe sich finden.

Der krönende Schlussstein des ganzen Baues ist der „Seher, Prophet, Offenbarer“, „ernannt durch Offenbarung, anerkannt durch die Stimme der Kirche“, ihr „Präsident“. Er bildet die Spitze der „Priesterschaft Melchisedek's“, wohin nur „Hohepriester und Älteste“ gehören, ein Stand mit geheimen

Symbolen und Weihen und mit besonderen Functionen. Er hat die Schlüssel aller geistlichen Segnungen, steht in unmittelbarer Verbindung mit Gott. Unter ihm steht ein „Aaronitisches Priestertum“ mit Bischöfen, Priestern, Lehrern, Diaconen und dem Levitendienstpersonal; dieses thut „Engelsdienst“, verwaltet äußerliche Gebräuche, lehrt, taufte gemäß der Offenbarung; an der Spitze steht ein Bischof. Die Spitze der anderen Priesterschaft bildet der Präsident mit zwei „Räthen“, die zwar im Rath opponiren dürfen, nie aber nach Promulgation einer Offenbarung durch den Präsidenten; mit ihm sind sie analog den Apostelfürsten der Urkirche, Petrus, Jacobus und Johannes. Nun folgt ein Quorum von „12 Aposteln“, die immer vollstimmig und einstimmig zu beschließen haben. Ihr Hauptamt ist die Mission. Ebenso müssen die „Siebenzig“, die nach ihnen folgen, einstimmig beschließen und unter ihrer Direction predigen. Das Zusammentreten aller dieser Quorums ist die allgemeine geistliche Behörde, die Generalversammlung. Noch findet sich ein „hoher Rath“ von 12 Hohepriestern für außerordentliche Fälle.—Alles zielt darauf hin, daß auch das Einzelne in der Gemeinde prophetisch geordnet und priesterlich geweiht erscheinen soll. Geistliches und Weltliches ist verschmolzen. Patriarchen sprechen den Segen über Dies und Jenes, Bischöfe ziehen die Steuern ein, Älteste ziehen mit einer Schaar aus, eine neue Colonie zu gründen, Hohepriester sind Richter. Die Menge der Aemter giebt Vielen Befriedigung des Ehrgeizes und ihrer Thätigkeit eine bestimmte Richtung. Auch mag der Einzelne Träume, Visionen u. s. f. melden, es sey nur im Geist des Systems. Man lernt da die Einzelnen kennen; störende Individuen werden auf Missionsreisen gesendet; ein Spioniersystem hilft den Oligarchen an der Spitze und erklärt uns manche überraschende „Offenbarung“ des präsidirenden „Sehers“. An Ceremonien, die dem Schwachen imponiren und auch die Starken in Zuchtordnung halten, fehlt es nicht, noch weniger an einer auf die Masse und ihrem Geschmack berechneten Beredsamkeit. Alles wird controlirt—die Familie, der Umgang, die Geschäfte, die Presse. Ein großartiges Steuersystem bindet den Einzelnen an's Ganze, denn es kostet ihn Etwas, und giebt den Regenten bedeutende Mittel in die Hand.—Ein besonders wichtiges Glied im Organismus bildete bis in die neuesten Entwicklungen das Missionswesen. Es wirkte in allen Weltgegenden. Conventen mit andern Emissairen sandte man in ihre ursprüngliche Heimath. Sie traten auf in allerlei Gestalt, bis herab zum Bettler; sie circuliren Tractate, geben periodische Blätter heraus (z. B. le Reflecteur in Lausanne, Skandinavians Sterne in Copenhagen, Morning Star in Liverpool), übersetzten das „Buch Mormon“, locken die Leute besonders der ungebildeten Klasse zur Auswanderung nach Utah und suchen sich möglichst bald durch Gaben der Angezogenen zu erhalten. Sie reden besonders vom Kommen Christi, tausendjährigen Reich, Verderben der Kirche, Mormonenwundern u. s. f.—

Diesem ganzen System scheint eine bedeutende Stabilität zuzukommen. Aber es ist auch das nur Schein. Denn es ist eines seiner Grundprincipien, „progressive“ zu seyn, d. h. seine ganze Gestaltung hängt von „jeweiliger

Offenbarung" ab. Der „Seher“ hat eine „Offenbarung“ und Vieles, Alles mag plötzlich sich ändern. Dies gilt nun auch ganz besonders für die dogmatische und ethische Seite des Systems. Natürlich finden sich bei dieser Gattung progressiver Entwicklung die unglaublichsten Widersprüche. Hier ist aber eben auch der Beweis, daß es an einem positiven, religiösen Elemente, an einer eigenthümlichen Lebenskraft fehlt. Wir haben keinen, einen neuem, kräftigen Princip entsprungenen Lehrorganismus vor uns, sondern nur ein atomistisches Gemengsel völlig willkürlicher, oft äußerst unklarer Behauptungen.

Dogmatischer Hauptbegriff ist der der „Offenbarung“. Ihr verdankt der Mormonismus seine Existenz, seine Gleichstellung mit dem alten und neuen Testament und seine ununterbrochene Fortleitung. Natürlich muß eben darunter selbst das Ansehen der heiligen Schriften, auch das des Buches Mormon leiden. Der Begriff ist so vage, daß der Terminus „das ewige Evangelium“ im Sinne der Mormonen oft so interpretirt wird, daß man darunter Nichts verstehen kann, als die Summe der allgemeinen Naturgesetze, die aus den Principien Intelligenz und Materie durch deren Zusammenwirken entstehende Ordnung des Kosmos. Oft lauten die Definitionen aber wieder anders. Den Text des A. und N. Testaments erklärte der Vater der Secte, J. Smith, schon für corumpirt. Die Anforderung einer innern Uebereinstimmung macht der Mormone gar nicht an Offenbarung. Bei dem wirklich Glaubigen, worunter wir besonders die Menge der mehr Passiven unter den Mormonen verstehen, herrscht der Augenblick und seine fanatische Aufregung. Was ihnen da geboten wird, das gilt. Ihr Begriff von Religion ist einseitig supranaturalistisch; das Göttliche erscheint ihnen als ein auf Welt und Menschen magisch wirkendes Princip; daher die Eingebungen, Wunder und der ganze Apparat von Unglaublichem und Widersinnigem, ohne den sich ein Zusammenhalt der ganzen Genossenschaft freilich gar nicht denken läßt. Wie furchtbar muß der Sinn für Wahrheit erloschen seyn, wenn der Mormon über die grellsten logischen und sittlichen Widersprüche der sogenannten Offenbarung unter sich und mit der heil. Schrift hinwegkommt und wenn er die leidenschaftlichen Ausbrüche, die schlauen, berechneten Einfälle, die Dictate des Sensualismus, die profanen Haranguen, seiner Propheten, Apostel u. s. f. für göttliche Eingebung halten konnte.

Es war ganz gleichgültig, was für ein Lehrgebäude auf einem solchen Offenbarungsprincip aufgeführt wurde. Der Stifter und seine Coadjutoren sahen auf den praktischen Zweck. Ihnen lag am Schein der Neuheit und—in Beziehung auf ihre eigene Sittenlosigkeit—der Rechtfertigung. So wurde denn das System des christlichen Glaubens auf's Willkürlichste geändert. Abenteuerliche Dinge werden gelehrt. Von Gott lehrt das Buch of Mormon vom Jahre 1830 noch im Ganzen im Anschluß an die christliche Lehrweise; in Doctrines and Covenants (1835) wird bereits die Persönlichkeit des heiligen Geistes unzweideutig geleugnet, obwohl sonst wieder behauptet wird, er habe im Leibe J. Smith's gewohnt. Später, in Reden von Orson Pratt u. A., ist von einer Vielheit göttlicher Wesen die Rede, von einer Zeugung des ewigen

Sohnes durch den Vater mit einem anderen Wesen, ja von einem göttlichen Wesen vor Vater und Sohn. Statt der Lehre von Schöpfung, Erhaltung, Negierung machte sich später ein gewisser roher Pantheismus bemerklich, der Geist und Weltstoff zusammenschmolz. Christus heißt dann der Weltbildner. Ein anderes Mal scheint es, diese materielle Welt sey nur eine Art Spiegelbild der höheren Welt, die feinerer Materie ist, wo sich Götter und Göttinnen, Rangordnungen, Zeugung, Thätigkeit u. s. f. finden. Es lohnt nicht, solche verworrene Phraseologie weiter zu verfolgen. Eben so verhält es sich mit vielen Bemerkungen über die Engel, die Menschen und deren Präexistenz, über den Zustand nach dem Tode u. s. f. Auffallend und nicht auffallend zugleich ist das Zurücktreten des Begriffs der Sünde in diesem Lehrsystem. Sünde gehört in den Plan Gottes, damit der Tod das Mittel werde, die „Kinder Gottes“ mit dem Auferstehungsleib zu bekleiden. Ausdrücklich wird gelehrt, daß Keiner um der Erbsünde willen strafwürdig sey. Die religiösen Vorträge in Utah zielen nicht darauf hin, ein Bewußtseyn der Sünde überhaupt zu wecken, sondern es wird auf die „schlechte, verdammte Welt, die Heiden,“ d. h. alle Nichtmormonen losgezogen; den Glaubigen wird Nachlässigkeit in Erfüllung ihrer Gesellschaftspflichten, Mangel an „Glauben“, an Eifer, an Bezahlen der Steuern vorgeworfen. Die unverzeihlichste Sünde ist der Abfall. Bei einer so oberflächlichen Erkenntniß der Sünde läßt sich eine entsprechende Behandlung der Lehre von der Erlösung erwarten. Doch fordert man „Glauben an den Herrn Jesus“, Buße, Taufe, Handauflegung. Besonders legt man Gewicht auf die Taufe, Untertauchung. Bekanntlich kann man sich Verstorbene zu gut (nach Interpretation von 1. Cor. 15, 29) wieder und wieder taufen lassen. Die Lehre von der nahen Wiederkunft Christi zur Gründung des tausendjährigen Reiches bildet einen Centralpunkt des ganzen Systems.

Die verrufenste Seite des Mormonismus ist aber neben der Profanität seiner Gottesdienste namentlich seine Ethik, seine sittlichen Grundsätze. Seine Stärke hat er nicht an innerer Wahrheit, der das Etlere im Menschen zustimmt, sondern an Fanatismus, an der Opposition und an seiner Organisation; ein in den Einzelnen kräftig wirkender, religiös-sittlicher Lebensimpuls fehlt ihm. Daher ist es bezeichnend für ihn, daß die erste und letzte Anforderung an seine Anhänger hinausläuft auf Glauben. Es meint dies die absolute Hingabe an die Sache der „Kirche“, zweifellose Gewißheit an ihrer Wahrheit, daraus entspringende Thätigkeit für sie. Es ist der durch die mormonische Erkenntniß getragene Wille, der selbst zu Wundern mächtig ist. Sogar Gott wird als oberste sittliche Eigenschaft „Glaube“ zugeschrieben; er ist durch Glauben Schöpfer. Die Liebe tritt ganz in den Hintergrund. Daher sagt ein kurzes mormonisches Symbol: „Wir glauben an Ehrenhaftigkeit, Wahrheit, Keuschheit, Mäßigkeit, Wohlthätigkeit, Tugendhaftigkeit, Geradheit, allgemeine Menschenliebe.“ Aber die glaubensvolle Diensttreue gegen die „Kirche“ steht über Allem. Ihr gegenüber gilt kein anderes Gebot und Recht, wie alt und heilig es sey. Das ist der Bann, der auf Willen und Gewissen liegt. Dies

zeigt sich an der Polygamie, die durch „Offenbarung“ eingeführt, den „Heiligen“ öffentlich zur Pflicht gemachte Sittenordnung wurde. Sie wurde selbst mit der Lehre von der Erlösung verkettet. An der Erlösung nehmen Weiber völligen Antheil nur durch „Versiegelung als spiritual wives an einen Heiligen.“ Welche Erniedrigung des Weibes, welche Perversion sittlicher Begriffe! Diese Polygamie hindert keineswegs, wie die Mormonen sagen, die Prostitution, sondern giebt ihr den heiligen Namen der Ehe.

Das ist, in wenigen charakteristischen Linien gezeichnet, das Bild des Mormonismus. Zu diesen Principien bildet seine Geschichte bis auf den heutigen Tag, bis zur offenen Rebellion gegen die Vereinigten Staaten und ihre Beamten die nothwendige Analogie und den genügenden Commentar. Wie aber konnte eine solche Secte mit dem Malzeichen der Bosheit an der Stirne unter uns entstehen und Fortgang gewinnen? Sofern sie das Nachwerk absichtlicher Betrügerei ist, ist die Antwort leicht zu geben. Denn Betrüger gab es immer und Religion war immer der willkommenste Deckmantel schlechter Absichten. Daß eine solche Menge von Anhängern sich finden ließ, erscheint auffallender. Wie sollten sie das ganze aus Bruchtheilen aller möglichen Theorien, Speculationen, praktischen Reformplanen zusammengesetzte, völlig incongruente System mit seiner principiellen Sittenlosigkeit und Profanität nicht als ein elendes Nachwerk alsobald erkannt haben? Aber hier zeigt sich eine allgemeine Krankheit unserer Zeit, die weit verbreitete Unsicherheit der Menschen in Beziehung auf die obersten Grundsätze ihrer ganzen Welt- und Lebensanschauung. Der feste Boden ist ihnen unter den Füßen gewichen. Das muß namentlich verderblich wirken auf die Menge der Schwächeren, die weder genügend moralisch stabilirt sind, noch die nöthige Geistesprüfungsgabe besitzen und darum „kräftigen Irrthümern“ verfallen. Ihnen imponirt alles mit dem Schein des Neuen, Außergewöhnlichen Auftretende. Hiezu kommt, daß in einer Zeit weitverbreiteter Unzufriedenheit mit einem niederen Lebensloose so Viele gern nach den Wolkengebilden glänzender Chimären greifen. Aus dem Pauperismus, namentlich England's, hat sich der Mormonismus am meisten rekrutirt. In seinem ersten Auftreten als Secte unter den Secten Amerika's war der Mormonismus keineswegs, was er unter dem Drucke von außen und durch die sich immer dreister enthüllenden Fleischesemanipulationsgelüste seiner Führer allmählig wurde. Daß die religiöse Erziehung unter der Masse unseres Volkes entsehrlich vernachlässigt wird, weiß man. Für den Mangel einer einfachen, aber solid in der Jugend zu legenden Basis des religiösen Erkennens und Lebens giebt es im späteren Alter keinen wahren Ersatz. Daher bleiben Viele unklar ihr Leben hindurch über ihr Verhältniß zu Kirche und Glauben, oder werden unstet herumgetrieben, bis sie vielleicht, wer weiß unter welchen in ihrem Gemüthe überwiegenden Einflüssen endlich hier oder da zugreifen und die fernere Richtung ihres Lebens damit entscheiden. Auch muß miterwogen werden der Amerika besonders charakterisirende Mangel an kirchlichem Conservativismus. Wir haben mehr religiösen Conservativismus, Europa mehr kirch-

lichen. Die religiösen Meinungen z. B. in Deutschland wechseln, die Kirche als Institut bleibt stehen. Unsere religiöse Freiheit begünstigt nothwendig den Trieb zur steten Bildung neuer kirchlicher Gemeinschaften. Die Kirche als solche genießt unter uns wenig Ansehen; wohl aber die Congregation und Denomination unter ihren Gliedern; und das Christenthum ganz allgemein, da ist unser heilsamer Conservativismus. Allein sofern es kirchlich existirt, erscheint es uns als unsere eigene Schöpfung, als ein Werk von heute. Wir sind uns unseres kirchlichen Zusammenhangs mit 18 Jahrhunderten viel weniger bewußt als unserer Opposition gegen die Kirche, wie sie war und größtentheils noch ist. Daher die Leichtigkeit, mit der neue kirchliche Gemeinschaften sich bilden, als ob die Sache Nichts auf sich hätte. Und dieses Princip steten kirchlichen Reformirens und Revolutionirens berührt sich unmittelbar in seiner praktischen Ausführung mit dem puritanischen Schibboleth: Bibel und Bibelchristenthum und Nichts sonst! Natürlich bleibt es rein dahingestellt, was Jeder nach seiner Willkür aus der Bibel machen will und auch der Mormone in seiner antichristlichen Sectirerei hat sich desselben Princips bedient. Und der Mangel an Achtung gegen ein vorhandenes Kirchenthum mußte ihm bei Vielen förderlich werden. Gerade jene Zeit aber, in der der Mormonismus entstand, war in Amerika charakterisirt durch ungewöhnliche religiöse Aufregung. Beinahe alle Secten waren davon angesteckt. Viele schwächeren Gemüther, aufgeregt durch die grelle Höllemalerei schwärmerischer Bussprediger, unbekannt mit der einfachen Majestät des Evangeliums, krankhafte Gefühlsüberreizung oft an die Stelle kindlicher Hingabe, der göttlichen Zusage vertrauenden Glaubens setzend, waren fähig zu allen Extravaganzen. Man hat dazu an der Geschichte der Milleriten eine Parallele. Und die Leiter des Mormonenthums wußten alle Mittel zu gebrauchen, die anderswo Wirkung hatten, um die Präntension höherer Weihe, neuer Gnadenoffenbarung zu besiegeln und die Leichtgläubigen zu loden. In freiwillige Verbannung gezogen haben die Mormonen dort das Maaß ihrer Frevel voll gemacht und es scheint, daß sie des bürgerlichen und göttlichen Gesetzes nicht länger ungestraft spotten sollen.

Gewiß diese ganze Erscheinung des Mormonismus ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Also war es möglich, daß Tausende und Zehntausende von Christen statt der Bibel die Lüge Mormon, statt des heiligen Gebotes Gottes diese sittenlose Lehre, statt der alterproben Gotteswahrheit diese unsinnigen Träumereien zum Leitstern ihres Lebens machen konnten? Stimmt ihr Gewissen der Reinheit des Evangeliums so wenig zu, daß sie bei der entwürdigenden Demoralisation Utah's höhere Befriedigung fanden? Sollten sie nicht den Fluch des Abfalls von Recht und Licht empfunden haben? Gewiß, die innere, geheime Geschichte der Abgefallenen würde uns ein jammervolles Bild der Schmach, der Schande, des nagenden Wurms, des Sündenfluches enthüllen. Und welch' ein furchtbarer Mißbrauch ist da gemacht worden von dem Grundsatz unserer religiösen Freiheit. Von der Menge bedenklicher sittlicher Gebrechen unter unserem Volke redend aus Anlaß der zuvor besprochenen Handelskrisis

hat eines unserer am meisten gelesenen Tagesblätter vor Kurzem gesagt: „The principles of our government are ahead of the intellectual and moral culture of our people.“ Man fühlt das besonders lebhaft, wenn man an die Mormonen denkt. Oder haben sie vielleicht noch mehr Bedeutung, so ferne sie etwa nur Vorläufer eines viel allgemeineren Abfalls vom Wort und Geseß Gottes, eines sich allmählig vorbereitenden Auflehns der „Freien“ wider den Herrn und seinen Gesalbten seyn sollen? Man wird unwillkürlich an die ernstesten prophetischen Worte Christi selbst erinnert von den Zeichen der letzten Zeit und man hat hier ein frappantes Beispiel, daß neben der höchsten äußerlichen Civilisation die roheste Sittenlosigkeit und Gemeinheit sich mit dem Abfall vom Christenthum offenbart.

(Schluß folgt.)

Hymnologische Mittheilungen.

(Aus Ed. C. Koch, mit Abkürzungen und Zusätzen.)

(Schluß.)

50) Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

Ueber die Urheberschaft dieses im ganzen evangelischen Deutschland verbreiteten Sterbeliedes sagt Casp. Wegel: „Sie bleibt ein Zweifelsnoten in der Liederhistorie, welcher schwer aufzulösen, weil an einer Seite der Respekt für eine gottselige und wahrheitsliebende hochgräfliche Person, welche sich zu ihrem Leben dazu bekennet hat, auf der andern Seite aber der Credit eines alten, ehrlichen und frommen Theologi, welcher sich solches in Demuth zugeschrieben, die Entscheidung sehr schwer, ja fast unmöglich zu machen scheint.“ (Annal. hymn. I. 1stes Stück S. 12.) An einer andern Stelle (Hymnop. I. S. 4–26) sagt er: „So lange die Welt steht und so lange dies Lied wird gesungen werden, wird es wegen des Verfassers strittig seyn und bleiben—ein mirum exemplum synemptoscos.“

Im vorigen Jahrhundert wurde eine ganze Masse von Streitschriften hierüber geschrieben; der Gang des langen Streites kann bei Wegel nachgelesen werden. Hymnop. I. 24–26. II. 294–307. III. 156–191. Annal. hymn. II. 115 sq.

Es stritten sich nämlich um die Urheberschaft dieses Liedes M. G. Mich. Pfefferkorn, der um's J. 1646 als Dichter gekrönt wurde und am 13. März 1732 im 86sten Jahre seines Alters als Superintendent und Consistorial-Assessor zu Tama starb (Dichter des bekannten Liedes: „Was frag' ich nach

der Welt und allen ihren Schätzen“), und Emilie Juliane, Gräfin v. Schwarzburg-Rudolstadt.

Der Erstere schreibt im J. 1714 an den Hymnologen Avenarius, er habe dieses Lied gedichtet auf Begehren des Veit Ludwig v. Seckendorf, von der Linie Gut-Ende v. Seckendorf, der am 18. Decbr. 1692 als Brandenburg'scher Geheimerrath und Kanzler der neu errichteten Universität Halle starb und bei seiner täglichen Morgen- und Abendandacht zu seufzen pflegte:

„Ich bitt' Dich, Gott, durch Christi Blut,
Mach's nur mit meinem Ende gut,“

womit er ohne Zweifel auf seinen Beinamen Gut-Ende gesehen und also ein rechter Gut-Endender seyn und heißen wollte. Am 19. Septbr. 1686 nun sey Herzog Johann Georg zu Eisenach auf der Jagd plötzlich an einem Schläge gestorben. Im October 1686 habe sodann Seckendorf im Löwen zu Tama ein Gespräch mit ihm geführt und ihm dabei aufgegeben, aus Veranlassung dieses schnellen Todesfalles und zum Andenken daran eine Arie zu verfassen über die Worte: „Ich bitt' Dich, Gott, durch Christi Blut.“ Daraus habe er dann dieses Lied fertiggestellt, von dem er sich nicht träumen lassen, daß es so bekannt werden würde. Auch noch in anderen Schreiben nimmt Pfefferkorn unter feierlichen Versicherungen die Autorschaft dieses Liedes in Anspruch.

Die letztere dagegen, die Gräfin, die in ihrem 69sten Jahre am 2. Decbr. 1706 starb, eine fruchtbare und gute Dichterin, von der wir 355 geistliche Lieder besitzen, versicherte schriftlich gegen die Gräfin Magdalena Sophia zu Schomburg-Hartenstein, daß sie die wahre Verfasserin dieses Liedes sey, und bezeichnete auch im Rudolstädter Gesangbuch vom J. 1704 dieses Lied nebst allen, die sie selbst fertiggestellt, mit den Buchstaben A. J. als ihre eigene Arbeit. Auf der Bibliothek zu Gera wird noch dieses Lied in Handschrift gezeigt, wie es die Gräfin selbst geschrieben mit der Ueberschrift: „Neuhaus, den 17. (27.) Septbr. 1686“, womit also Ort und Zeit der Dichtung bezeichnet wäre. Auch ihr Gemahl, Graf Albrecht Anton von Schwarzburg-Rudolstadt, und viele Andere, besonders auch die Mutter des Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigeroda, Christiana, in einem Schreiben an ihren Sohn vom 16. März 1745, bezeugen, daß Niemand dieses Lied gedichtet, als Nemilie Juliane, und M. Joh. Gottfried Gregorii, genannt Melisander, Rudolstädter Pfarrer, gab eine besondere Schrift im J. 1719 heraus mit dem Titel „Gottgefälliger Glanz der Wahrheit, daß die Gräfin allein die wahre Verfasserin des Sterbeliedes „Wer weiß ic.“ sey und bleibe.“

Soviel ist jedenfalls mit Sicherheit anzunehmen, daß das Lied im 1686 gedichtet worden ist, und daß der schnelle Tod des Herzogs Johann Georg zu Eisenach die Veranlassung dazu gegeben hat.

Schamellus giebt ihm die Ueberschrift: „Um ein seliges Ende.“ Die Hauptstellen der heiligen Schrift, auf die es gegründet ist, sind: Pred. 9, 12. Str. 18, 22, 26, Psalm 90, 18, 39, 5. Jes. 38, 1. Joh. 11, 25, 26. Die

zweite Zeile des ersten Verses findet sich schon in einem alten, um's J. 1510 gedichteten Liede von den zehn Geboten:

„Din geet die Zeit, her kompt der Tod,
thuo allzeit recht, das ist dir not.“

Es giebt nicht weniger als sechs lateinische Uebersetzungen dieses Liedes. Der erste Vers der von Wolfgang Dav. Fehmelius gefertigten lautet so:

„Quis ultimam vitae seit horam?
Tempus fluit, mors advenit,
Ah quam cito mors atra coram
Ex orbe me vocaverit,
Te mi Deus, per Filium,
Faustum, rogo, des exitum.“

Das Lied stand überhaupt seit alten Zeiten in großem Ansehen. Dr. Blumberg sagt, es sey „ein Kern aller Gebete“ und Menander oder Dr. David Christian Walthar, der darüber erbauliche Betrachtungen herausgab, nennt es sein „über alles Irdische geliebtes Leiblied“.

Ein Greis, der 70 Jahre im Glauben und in thätiger Liebe verlebte hatte, hielt eines Abends am ersten Sonntag nach Trinitat des Jahres 1793 mit seinem Gesinde die gewohnten Abendbetstunden. Dabei ließ er dieses Lied singen, und als sie nun im Singen an den Vers kamen:

„Ich weiß, in Jesu Blut und Wunden,
Da find' ich Trost in Todesstunden,
Hab' ich mich recht und wohl gebett't,
Und Alles, was ich gerne hätt',“

sank er von seinem Stuhl und ging, ohne ein Oelied zu regen, in die frohe Ewigkeit. Zwei Tage zuvor hatte er einem Freunde, der ihn besuchte, beim Weggehen die Hand gedrückt mit den Worten: „Heilig, selig ist die Freundschaft und Gemeinschaft, die wir haben und darinnen uns erlaben.“ (Basl. Sammlung 1794.)

So starb auch Christian Leske, Pastor in Alt-Dresden, der dieses Lied alle Nacht zu seiner Schlafandacht anstimmte, an einem Schlage, als er kaum den zweiten Vers gebetet hatte (M. Hilscher's Todtengesellschaft S. 47, 52); und ein junger Mensch ward durch einen jämmerlichen Zufall plötzlich hinweggerafft, nachdem er gerade zuvor dieses Lied hinausgebetet hatte. (Schamelius.) Auch Schubert weiß, hundert Jahre später, ein solches denkwürdiges Zusammentreffen zu erzählen, das er in seiner Jugend während eines Aufenthaltes bei seiner Schwester in Waldenburg erlebt hat. „Ein Jüngling,“ so berichtet er, „der dem Hause meiner Schwester wohl bekannt war, der Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden Bürgers, war bei seiner Arbeit von der einstürzenden Wand einer tiefen Sandgrube erschlagen worden. Schon seit etlichen Tagen hatte man an dem Jüngling bemerkt, daß er sehr ernst und in sich gefehrt war. Er hatte immer von Tod und Ewigkeit gesprochen und mit rechter Sehnsucht die Seligkeit des Himmels gerühmt, da man Gott preisen wird ohne Aufhören. Am Morgen seines Todestages war er früh auf gewesen,

hatte sehr andächtig und mit Thränen sein Morgengebet verrichtet und dann das Lied: „Wer weiß zc.“ gesungen. Die Mutter hatte ihn wollen zu Haus behalten von der Arbeit, er hatte sich aber nicht abhalten lassen, mit seinem Vater zu gehen und diesem zu helfen. Wie war da doch der Vers an ihm eingetroffen: „Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Morgen war.“ (B. 2.) Aber der kluge Jüngling hatte sein Haus zu rechter Zeit und auf die rechte Weise bestellt.“ (Altes und Neues, Bd. iv. 2te Abth. S. 30.)

Dr. Johann Ulrich Fromman zu Tübingen ließ nicht lange vor seinem schnellen Tode im Novbr. 1715 aus Gelegenheit der damaligen großen Regensburger Seuche, welche viele Menschen weggraffte, dieses Lied gar oft in der Kirche singen, und stimmte es auch noch mit einigen Anverwandten, die auf Besuch bei ihm waren, vor deren Abreise an, wozu er die Currentschüler (Pauperes), die gerade vor seinem Hause sangen, heraufkommen ließ. Dabei sagte er dann zu seinen Verwandten: „Wir sind jetzt gottlob gesund beisammen, wer weiß aber, ob nicht Eines oder das Andere unter uns über kurz oder lang sterben wird,“ worauf er den Knaben befahl, diesen Gesang anzustimmen, dabei sie denn Alle mitsingen. Darauf reisten die guten Freunde fort und der redliche Nathanael starb bald darauf selig in dem Herrn, als er nämlich unter der Abendpredigt, die er hielt, von dem Schlage gerührt worden war. (Pregizer's gottgeh. Poesien 1723. S. 122.)

In dem zweiten Jahrzehnd des laufenden Jahrhunderts zogen zwei Studenten zu Tübingen mit einander zum Duell aus, begleitet von einigen ihrer Freunde. Da führte sie ihr Weg an den Pauperes (Currentschülern) vorüber, die gerade dieses Lied vor einem Hause sangen. Der Eine derselben, ergriffen von dem Sterbelleide und in Ahnung dessen, was da kommen könnte, bat darauf seinen Feind und Gegner, von seinem Vorhaben abzustehen, und trug ihm bewegten Herzens Versöhnung an. Der aber schlug es aus und das Duell ging vor sich, in welchem sodann der, so die Versöhnung verweigerte, fiel und mit dem Leben bezahlte.

Von Joh. Martin Bäumlcr, Kaufmann in Nürnberg, meldet Wegel in der Hymnop. III. S. 445, daß er dieses Lied alle Tage zweimal nach dem Morgen- und Abendsegen überlaut, es mochte auch zugegen gewesen seyn, wer da gewollt, vor'm Tische gebetet habe.

Der Refrain des Liedes: „Mein Gott, ich bitt'“ mit welchem jeder Vers so gar beweglich schließt, war der tägliche Seufzer des höchstseligen Königs Friedrich V. von Dänemark, dem überhaupt nichts tröstlicher war, als wenn man ihm etwas von Jesu Tod und Versöhnung sagte. Sein letztes Wort, womit er verschied, war auch: „Mein Gott, ich weiß, du machst's durch deine Gnad' und durch Christi Blut auch nun und jetzt mit meinem Ende gut.“ (Basl. Sammlung 1789.)

Der 9te und 10te Vers (Drig. B. 10. und 11.) wurde zum Schlusse der ergreifenden Communionhandlung gesungen, die der sterbende Prälat

A. Bengel im J. 1752 noch mit seiner Frau und Kindern und Kindeskindern vor seinem Ende vollzog.

Die schwedische Armee soll vor dem Treffen bei Gadebusch, 20. Decbr. 1712, unter anderen auch dieses Lied angestimmt und beim Angriff der Feinde gerade noch den letzten Vers gesungen haben. (Avenarius, Liederkatechismus S. 233.)

Ueber den 5ten Vers dieses Liedes hielt einst der sel. Georg Conr. Meier in Stuttgart beim Evangelium vom reichen Manne und dem Lazarus eine treffliche Predigt, deren Thema folgendes war:

- I. Mach' mir stets zuckersüß den Himmel,
- II. Und gallenbitter diese Welt;
- III. Und gieb, daß mir im Weltgetümmel
Die Ewigkeit sey vorgestellt.
- IV. Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut:
Mach's nur mit meinem Ende gut.

Die Melodie, c g a a g a g f d e, ist die dem Metrum dieses Sterbeliedes angepaßte und überarbeitete Melodie: „Dir, dir, Jehovah, will ich sin- gen.“ Sie erscheint in dieser Fassung in St., erstmals im Ch. von 1744.

Schlußbemerkungen.

Wer fühlte nicht, daß das Kirchenlied und der Kirchengesang zu dem schönsten Schmuck und den köstlichsten Früchten des christlichen Geistes gehört, und daß eben deshalb in der Geschichte derselben sich die Geschichte und das Leben der Kirche selbst abspiegelt. Die Lieder und Singweisen einer jeden Periode sind in der That der richtigste Ausdruck der in der Kirche jedesmal herrschenden Gefühls- und Empfindungsweise, d. i. der christlichen Heilserfahrung und Heilsansicht. Das unmittelbare, urkräftige Geistesleben der ersten Christen; die objectiv-orthodoxe, gläubig-fromme Kirchlichkeit der ambrosianischen und augustinischen Zeit; das spätere Mittelalter mit seiner Marien- und Heiligenvergötterung; das glaubenskräftige Wehen des evangelischen Geistes im Reformationszeitalter; die darauf erfolgende Versteinerung der protestantischen Kirche in einer streitsüchtigen, leblosen Orthodoxie; die Reaction dagegen durch den erwachenden Pietismus und Rationalismus, die Neuzeit mit ihren mannigfaltigen, entgegengesetzten Bestrebungen—alle diese angeedeuteten Perioden christlichen Wesens und Lebens bilden ebenso viele eigenthümliche Perioden der Geschichte des christlichen Kirchenliedes und Kirchengesanges. In Betreff des Letztern innerhalb der evangelischen Kirche sagt Hauber: „Reform des Choralwesens“ sehr wahr und treffend: „In Lieb' und Leid bleibt der evangelische Choral seiner Kirche getreu. Er jubelt und klagt mit ihr, ist mit ihr dogmatisch und moralisch, er theilt mit ihr ihren Reichthum und Armuth, ihr Polychrom und Spserweiß; man hört in ihm den großartigen Heerdengefang einer starken, objectiv-festen Kirche und die süßen Klagelaute der zersprengten Schaaf; so oft eine neue Epoche, sey's zum Guten oder Schlimmen, in der Kirche eintritt,

hallen die innern Vorgänge wieder im Gesang, wenn auch nicht so gleich. So ist er treulich der Kirche gefolgt bis dahin, wo sie selbst, verzagend an ihrem Begriff und ihrer Würde, sich zur bloßen Großkinderschule heruntergegeben hat, und also auch der Choral ihr nach auf der untersten Stufe seiner Existenz angekommen ist—als pädagogischer Choral.“ Auf diese Stufe gelangte er in der Aufklärungsperiode, in welcher bekanntlich auch das Kirchenlied ebenso tief gesunken war. Daher die gerechte und ergreifende Klage des edlen Freiherrn v. Tucher, in dem Vorworte zu seinem „Schatz des evangelischen Kirchengesangs“., Stuttgart bei Neßler, 1840. „Der Geist der ganzen Zeit ist es, dem der Verfall des Kirchengesangs zur Schuld anzurechnen ist, der Geist, der nunmehr im Glauben an den gemeinsamen Mittelpunkt, an Christum, nicht mehr sein Heil erkennt, der es nicht versteht, daß die Gemeinde der Leib Christi ist, der darum in der Gemeinde nicht mehr seine Einheit sucht und findet, damit aber auch alles Volksgemäße mißachtet, wohl auch gar verachtet“.—„Unsere Dichter und Componisten singen nicht mehr, wie früher, im Namen des Volkes und aus diesem heraus, sondern nur in eigenem Namen und für das Volk, das sie wohl auch auf tieferer Stufe, als sich selbst glauben. Lied und Choral, Predigt und Gebet zeigen nun das gleiche Schicksal, den gleichen Fortgang zum Verfall von der schlichten, unbefangenen Unmittelbarkeit, demüthigen Glaubensinnigkeit, Glaubensstärke und Begeisterung, Geistesstärke und Popularität zur Leerheit, abstract reflectirender Subjectivität, zum Hochmuth eigenen Wissens, Meinens und Empfindens, zur Flachheit gemüthlosen Raisonnements und Moralisirens und damit zur Entfremdung vom wahren geistlichen Leben und christlichen Volkethum.“

Fürwahr, wir deutschen Prediger im Westen Nordamerika's stehen mit unseren Gemeinden noch mitten in diesem traurigen Verfall, und kaum fängt es hie und da zu tagen an. Selbst mit der Sangfertigkeit stellt es, namentlich in Landgemeinden, wo nicht gerade zufällig ein tüchtiger Sänger steht, so schlimm, daß in vielen derselben kaum drei Melodien einigermaßen erträglich gesungen werden können. Und wo es auch viel besser aussieht, ist eben doch die Herrlichkeit des alten Gemeindegesanges dahin oder vielmehr nie dagewesen. Woher soll die Hülfe kommen? Unsere deutsche Jugend lernt lieber die schwächlichen, süßlichen Weisen der uns umgebenden englischen Kirchen, oder so gar die Gassenhauer der so stark besuchten protracted und Campmeetings. Für den urkräftigen, glaubensstarken und glaubensfreudigen Choral fehlt ihr der Zeit noch aller Sinn; und doch muß gerade bei der Jugend angefangen werden, wenn es besser werden soll. Mit wenig Ausnahmen kann und wird es nur der Prediger seyn, der hier daran muß, wenn etwas geleistet werden soll. Durch sein Beispiel und seine ganze Thätigkeit muß eine kräftigere evangelische Denkweise, ein regeres christliches Leben hervorgerufen, und auch der Sinn für die Herrlichkeit des Lieder- und Choralschatzes der guten alten Zeit geweckt werden. Das Kirchenlied in seiner urkräftigen, unverwässerten Gestalt soll er studiren, sein eigen Herz daran laben, um im Stande zu seyn, auch seinen

Gemeinden diesen Schatz zu erschließen. Hat er Gabe und Fertigkeit zum Singen, so soll er sich weder schämen, noch sich die Mühe verdrießen lassen, den Gesanglehrer der Jugend zu machen. Schon bei Ausbildung unserer jungen Leute zum heiligen Predigtamte in unseren Seminarien sollte hierauf Rücksicht genommen, und mehr Zeit und Kraft auf Hymnologie und Gesangslehre verwendet werden, als gewöhnlich geschieht. Wie können wir ernstlich an Einführung einer guten Liturgie denken, ohne daß in dieser Hinsicht ein großer Fortschritt zum Bessern gemacht ist? Wenn in unserer Zeit die Kirchen reformatorischen Ursprungs in Lehre und Leben, in Predigt und Gebet, in Lied und Choral von den seichten Gewässern der modernen Aufklärung sich wieder mehr zurückwenden nach den frischen Wassern des Lebens, die von dem Throne der Gnade Gottes in Christo fließen, so muß gewiß der Prediger, der nicht mit ergriffen ist, außer allem lebendigen Verkehr mit seiner Kirche stehen und dem Zeitgeiste in dieser oder jener Form rettungslos verfallen seyn.

J. G. B.

Die Katechese.

Ein guter Theil der englischen protestantischen Kirche dieses Landes wird gegenwärtig in Bewegung erhalten durch mehrere Fragen, denen ein bedeutendes praktisches Interesse zukommt. Namentlich kommt zur Sprache die englische Bibelübersetzung und die Vorschläge zu ihrer Verbesserung, die Sklaverei gegenüber dem Urtheil der heiligen Schrift und dem Geiste des Christenthums; in neuester Zeit hat sich auch wieder eine bedeutende Stimme unter den Presbyterianern zu Gunsten der Katechese erhoben.

Es wäre zu wünschen, daß der letztere Gegenstand ernstlich in's Auge gefaßt und ihm eine eingehende, auf praktische Resultate zielende Behandlung zu Theil würde.

Daß katechetischer Unterricht nichts Neues ist in der Kirche, bedarf keiner Bemerkung. Niemand bestreitet, daß in der Kirche von ältesten Zeiten an die Anfänger im Glauben, seyen sie jung oder alt, durch gründliche Belehrung mit der Hauptsumme der Lehren des christlichen Glaubens und Lebens vertraut gemacht wurden. Mag der Synagogal-Unterricht darin den Vorgang gemacht haben (Luc. 2, 46), so erwuchs das Bedürfniß katechetischen Lehrens aus dem Missionsleben, dem kräftigen Zeugungs- und Fortpflanzungstrieb der Kirche selbst. Von selbst auch mußte sich der Unterschied der Predigt und der Katechese gestalten. Diese ist grundlegend, jene auf dem gelegten Grunde mehr erbauend. Die Katechese ist hauptsächlich Mittheilung der Urbestandtheile, der Elemente. Die Predigt faßt mehr in's Auge das durch die Bewegung jener Elemente im

Leben werdende, ihr praktisches Resultat. Die Katechese wird von der Predigt vorausgesetzt. Der Natur der Sache nach muß die Missionsarbeit im noch unchristlichen Gebiete, auch wenn sie Predigt ist, katechetische Predigt vorherrschend werden. Sie muß die Elemente des Glaubens, Geschichte und Lehre als ein noch Neues, Unbekanntes mittheilen. Wo christliche Kirche, christliches Erkennen und Leben, ob auch schwaches, schon ist, da wird Katechese und Predigt sich naturgemäß scheiden. Aber es ist damit gar nicht gemeint, als ob das Lehrhafte, selbst die Elementenlehre deshalb von der Predigt ausgeschlossen seyn sollte. Es mögen Verhältnisse eintreten, die ihm in der Predigt eine sehr prominente Stellung geben, z. B. zur Bekämpfung einreisender Irrlehren. In dessen wird man sagen können, daß in der eigentlichen Katechese die Belehrung, in der Predigt aber die Erbauung vorherrschend gesucht werde.

Es ist eine der Eigenthümlichkeiten des kirchlichen Lebens protestantischer Seite dieses Landes, daß die Katechese gegenüber der Predigt allzusehr in den Hintergrund gedrängt wird. Die Katechetik als ein Zweig der praktischen Theologie ist auf den meisten unserer theologischen Seminare eine unbekannte Größe. Homiletik wird mehr in's Auge gefaßt. Namentlich fehlt es ja gar nicht an tausenderlei Redeübungen; und religiöse Wahrheiten, wichtige Gedanken für das christliche Leben klar und lebendig vortragen zu können, das macht ja nach den gewöhnlichen Vorstellungen den Prediger, den Kanzelredner aus. Hier kommt es dann nicht sowohl auf eine gründliche Texterklärung, auf eine Gedankenentwicklung aus dem Text, auf Ableitung der Predigt aus ihm an, als darauf, daß irgend eine Wahrheit, die durch irgend einen dünnen Faden oder auch nur durch einen gewagten Sprung mit dem verlesenen Texte verbunden ist, nach verschiedenen Seiten und in ihrer praktischen Bedeutung beleuchtet wird. Die sogenannte Lectures gehen in Behandlung von Bibelstellen oft mehr in das unmittelbar im Texte Liegende ein, sie sind mehr belehrend über die Schrift oder könnten es wenigstens ihrer Bestimmung nach seyn. Die Predigt greift in's Leben, in die Wirklichkeit und gewiß oft mit großer Meisterschaft, mit klarem Blick in die Welt und sie macht die biblische, christliche Wahrheit für das Leben bedeutend; sie ist aber vorherrschend erbauend. Der Prediger hat seine Gemeinde, ein Volk von Christen vor sich. Er redet aus der vorausgesetzten christlichen Erkenntniß heraus. Will er auf die noch außerhalb des kirchlichen Lebens Stehenden besonders wirken, so muß eben die Predigt es wieder thun und die wird dann leicht übertrieben erbauend, da wird dann auf's Gefühl so recht absichtlich gewirkt und dadurch eine Erschütterung, ein Entschluß, eine Erklärung erzielt. Das trifft denn gar oft zu bei Leuten, die wirklich noch nahezu Nichts von der christlichen Lehre wissen und der Katechese in vorzüglichem Maasse hinter der Erweckungspredigt her bedürfen. Daher die Menge derer, die zwar erweckt werden, aber bald wieder einschlafen; die Sache hat nicht tief genug Halt an ihnen genommen, der Grund ist nicht gehörig gelegt, die Zucht des Wortes, die Erziehung in der Fülle der heilsamen Lehre fehlt. Auf der andern Seite kann Katechese als einseitiges Lehren, dem

das anregende Lebenselement des Erbaulichen in Wort und Beispiel nicht zur Seite geht, ebenso wenig Frucht schaffen, christliches Leben erzeugen. Wir sehen davon Beispiel genug an Deutschland. Wo wurde mehr katechisirt, unterrichtet in Sachen der Religion als dort—und wo verhältnißmäßig weniger ausgerichtet? Natürlich war von rationalistischen und halbglaubigen Lehrern wenig Erbauliches, Anregendes, Belebendes zu erwarten. Und wo auch erbaulich gelehrt wurde, da war nicht nur gar oft jenes Geschmäckchen einer erkünstelten Salbung daran, wodurch doch Nichts in's Größere sich ausrichten ließ und wieder war das Wort oft nicht frei—die politischen Wappenadler wehren der kirchlichen Taube den freieren Flug.

Wir sagen nun, das Eine thun und das Andere nicht lassen. Beides hat sein Recht, Lehre und Erbauung. Wir legen auch keine Grenze mit der scharfen Nichtschnur zwischen beide. Aber wir wollen sie darum auch nicht gerade vermischen. Aber wir wollen auch keines von Beiden vernachlässigen. Und eben darum denken wir, daß es sehr wünschenswerth ist, daß die Sache der Katechese ernster in's Auge gefaßt und ihrer Vernachlässigung Einhalt gethan wird. Daß sie vernachlässigt wird, liegt am Tage. Unsere öffentlichen Schulen schließen den Religionsunterricht positiv aus. Der sonst vom Schullehrer ertheilte biblische Unterricht, welcher namentlich mit der biblischen Geschichte und mit den Kernsprüchen der Schrift vertraut machen sollte und dadurch der kirchlichen Katechese vorarbeitet, fällt hier weg und gewöhnlich tritt an seine Stelle der Unterricht in der Sonntagsschule und in Bibelclassen. So viel man darauf als auf ein Substitut Gewicht legen muß und so wenig der Segen der Sonntagsschulen verkannt werden darf, so darf man seine Bedeutung ja nicht zu hoch anschlagen. Man kann ja von den dabei gewöhnlich vorhandenen Lehrkräften nicht viel erwarten. Sie haben gewöhnlich keine besondere Vorbildung für diesen Zweck erfahren. Schon in uralten Zeiten war das Katechisiren ein besonderes Amt der Kirche, wozu besondere Befähigung erfordert wurde. Viel wäre gewonnen, wenn nur neben dem Unterricht in der Sonntagsschule ein ordentliches Elementarlehren nach der heil. Schrift in dem Kreise der Familie herginge. Allein obwohl dies sich an einzelnen Orten, in manchen Fällen findet, so ist es doch nichts Allgemeines.

Dies Alles deutet darauf hin, daß katechetischer Unterricht durch das eigentliche Predigtamt um so nöthiger wäre. Und zwar meinen wir eben das Unterrichten in Frage und Antwort, obwohl wir wissen, daß auch die sogenannte sokratische Methode in gefährlicher Weise ausarten kann und daß an sich das Katechisiren an jene Form gar nicht gebunden ist. Sie ist aber ein vortreffliches Mittel, um besonders die Kinder in das Interesse der Sache zu ziehen, um Begriffe der Glaubens- und Sittenlehre gehörig zu entwickeln und um sich stets zu überzeugen, daß man nicht über die Köpfe der Kinder hinzieht, sondern daß man ihnen verständlich gewesen ist oder das Gegentheil. Und daran ist viel gelegen.

Hier liegt die Bedeutung der Katechese für den Pastor selbst. Es ist viel leichter, eine ordentliche Predigt, als eine ordentliche Katechese zu halten. Dort kann man mit einer Reihe von Allgemeinheiten, die man in etwas neuem Gewande und mit Lebendigkeit vorträgt, durchkommen und wenigstens etwas zur Erbauung der Leute thun. Hier aber, bei der Katechese, wird eine viel gründlichere Bemeisterung eines Gegenstandes erfordert; ein religiöser Begriff soll nach Inhalt und Umfang zerlegt werden, er will aus der Bibel erläutert seyn, er muß definit werden (qui bene definit, bene docet), er muß mit verwandten Begriffen verglichen, scharf von ihnen geschieden werden und seine Bedeutung für unser christliches Glauben und Leben muß eindringlich hervorgehoben werden, so wie es auch gilt, den Zusammenhang desselben mit dem ganzen Organismus der Heilslehre nachzuweisen, ihn auf die Principien zurückzuführen. Hier wird also von Seiten des Lehrers eine völlige Bemeisterung seines Gegenstandes erwartet; er muß sich selbst völlig klar seyn, oder wie könnte er namentlich Kinder klar machen? Er darf auch durch allerlei Antworten, die auf sein Fragen folgen mögen und zwar oft ungeschickt genug, sich nicht verwirren lassen, er hat da zu berichtigen, dort abzuschneiden, da ein Wahres an einer unklaren Antwort herauszunehmen und dem Denken des Kindes nachzuhelfen, er muß von jeder Abweichung, die sich da so leicht ergiebt, wieder einlenken auf den Hauptgegenstand; er soll nicht die Antwort dem Kinde durch die Frage in den Mund schieben und auch nicht die Sache so tractiren, daß es den Schein gewinnt, als erzeuge das Kind den religiösen Lehrstoff selbst, und wieder soll das Fragen nicht ein bloßes flaches, gedankenloses Ja und Nein veranlassen. Und wie viel Anderes hat der Katechet zu merken! Da ist eine Aufgabe. Da ist mit bloßen Gemeinplätzen oder rhetorischen Floskeln, die oft auf der Kanzel herhalten müssen und sehr oft die Lappen sind, darunter der Mangel soliden Wissens, einsichtsvoller Klarheit sich birgt, Nichts auszurichten. Nichts wäre geeigneter, den Dünkel mancher Kanzelhelden gehörig zu züchtigen, als wenn sie über irgend einen dogmatischen oder ethischen Begriff katechisiren sollten. Da würden sie oft auf die einfachste Weise sich überzeugen, wie wenig sie eigentlich Genaueres, Gründliches von Gegenständen wissen, über welche sie oft mit hohen Worten herfahren.

Von der Bedeutung der Katechese für die religiöse Bildung der Jugend zu reden, ist nicht nöthig. Religion besteht nicht im Wissen und Erkennen, aber auch nicht ohne daselbe. Klarheit und Sicherheit ist überall nöthig, wenn der Gang nicht unster werden soll. Katechetischer Unterricht ist am Besten geeignet, dem Schüler zu zeigen, was er etwa weiß und vielmehr, was er noch zu lernen hat. Er wird denkend und suchend zu einer Selbstthätigkeit angeregt, die über das bloße gedächtnißmäßige, passive Aufnehmen hinausführt. Er gewinnt Klarheit über das angelernte Wort und Einsicht in den Zusammenhang der Lehre und die Bedeutung der einzelnen Lehrpunkte für das Leben. Dadurch lernt er, die Schrift zu rechter Förderung zu lesen und nachdenkend der Predigt zu folgen, über welche die Meisten so wenig klares Urtheil haben, weil ihnen

die nöthigen Anhaltspunkte fehlen, und aus welcher im eigentlichen Sinne lange nicht so viel gelernt wird, wie aus rechter Katechese.

Wir müßten es nach diesem Allem als ein gutes Zeichen betrachten, wenn der Katechese in den Gemeinden, der Katechetik auf den Seminarien unter uns mehr Aufmerksamkeit gewidmet würde, als dies seit lange an den meisten Orten der Fall war.

Philadelphta.

W. J. M.

Kirchenchronik.

Evangelische Allianz.—(Fortsetzung.)—Abends fand in der heil. Geistkirche unter Vorsitz von Prälat v. Kapff eine ihrem Zweck nach zuvor verschwiegene Versammlung statt, betreffend die Errichtung von Aylen für übertretende römische Priester (deren sich eine bedeutende Zahl besonders aus Oestreich in Folge des Concordats meldet). Bereits wurde der Beschluß einer Zahl von Engländern, Franzosen, Amerikanern mütgetheilt, daß sie jedes dieser Ayle jährlich mit 500 Pf. St. unterstützen wollen. Auch für das gedrückte Schleswig wurde, doch nicht ohne Widerspruch von Seiten eines Dänen, Sympathie ausgesprochen.—Am 5ten Versammlungstag, Sonntag, fand Abends eine Besprechung über Ephef. 2 und 4 statt, eingeleitet durch Pastor Freßel aus Nürnberg; er hob hervor nach jenen Capiteln die Grundlage der Einigkeit im Geist, die Pflicht, die uns als Christen obliegt einig zu seyn und die Bedingungen dazu auf unserer Seite. Bei dieser Gelegenheit ergiff Krummacher aus Duisburg das Wort über die sehr herzliche Begrüßung, die am Freitag in Potsdam zwischen Merle d'Aubigné und Bunsen, dem irrenden Ritter, stattfand; es hatten Viele sich daran gestoßen und Merle ließ nun erklären, daß er mit Bunsen's Heterodoxien keinesweg harmonire, an ihm aber einen alten Freund habe und hoffe, daß Bunsen zu richtigerer Einsicht wieder kommen werde. Krummacher brachte vor die Oeffentlichkeit, was vor sie nicht gehörte, und in die Versammlung einen Misthon. Prof. Schlotmann aus Zürich sprach nach einer Pause lautloser Stille ein versöhnliches Wort zu Gunsten Bunsen's und glaubte, wie der Quäkerin Elisabeth Fry Niemand das Christenthum trotz ihrer häretischen Ansichten abspreche, so auch Bunsen trotz seiner Irrthümer nicht. Er wendet sich sodann dem Thema zu und bespricht den organischen Zusammenhang des Epheferbriefes. Consist.-R. Breßler aus Danzig erinnert, daß die Grundlage brüderlicher Liebe nicht nur sey das Wohlgefallen des Einen am Andern, sondern auch das Erbarmen; es sey auch sehr zu beklagen, daß unter den Amtsbrüdern selbst so oft nicht die rechte Einigkeit im Geiste herrsche. Past. Simon aus Wüßlich bei Halle sagt, daß er ringe, den neun Artikeln des Evangel. Bundes gerecht zu werden; er liest eine Stelle aus einem noch ungedruckten Briefe Schleiermacher's vor, worin dieser sagt, daß er bei den vielen Mißverständnissen der Exaltirten auf beiden Seiten doch Ermunterung darin finde, wenn er merke, daß auch die Andern auf dasselbe Ziel hinstreben; so sey er in der Stille Eins mit Vielen, die sich von ihm weit entfernt glauben.—Past. Mallan theilte ausführlicher seine Erfahrungen über die Waldenser Kirche in Toscana und Piemont mit. Man schloß mit Gesang des Zinzendorf'schen Liedes: Die wir uns Allhier zusammenfinden u. s. f.—

Sechste Sitzung, Montag Vormittags, den 14. September.—Es kamen jetzt mehr in's Praktische eingreifende Gegenstände zur Sprache. Zunächst referirte Prof. Kapff aus Bonn über die Frage: Wozu fordert die Wahrnehmung auf, daß sich trotz der Rückkehr der Theologie zum kirchlichen Bekenntniß so wenig geistliches Leben in den Gemeinden zeigt. Er wies zuerst die in der Frage ausgesprochenen Thatsachen nach; er deutet auf den doctrinairnen, dem Leben viel zu fremd stehenden, schulmäßigen Charakter der Theologie; es habe auch den jungen Theologen daran gefehlt, daß ihr Wissen nicht Leben genug war; die Theologie sey wieder zu starrem Orthodoriemus geworden; man zanke und verlästere selbst wieder einen Spener; man brüste sich mit dem Selbstruhme der Bekenntnistreue, eigne sich leichtfertig die dogmatische Formel an und unterlasse ernstes Studiren, betone einseitig das geistliche Amt, versuche gar kirchlichen Zwang und vergesse, daß die Kirche nicht Rechts-, sondern Gnadenanstalt ist. Das Alles fordere auf einmal die positive Theologie, daß sie ihren Charakter als Wissenschaft nicht verleugne, von der zwei Principien der Reformation ausgehe und ihre Aufgabe für das christliche Volksleben in's Auge fasse; sodann die Diener am Wort, daß der Glaube in ihnen lebe und sie im Amte Hirntreue beweisen; da gelte es Sorgfalt bei der Predigt, tüchtige Katechese, ein Handhaben der Confirmation so, daß sie nicht vorgenommen werde, ehe sich Spuren geistlichen Lebens zeigen, Zunahme specieller Seelsorge und der seelsorgerischen Kräfte.—Auf dieselbe Frage geht Hofprediger Beyschlag aus Karlsruhe ein. Daß die erneuerte gläubige Theologie nicht mehr ausrichte, komme von den Schwächen unseres Glaubens, Lehrens und Thuns. Nur Leben zeuge Leben. Das habe die Orthodorie zu bedenken; aus ihr und nicht, wie man oft sage, aus dem Pietismus sey der Nationalismus hervorgegangen; derselbe Verstand, der die Bekenntnisse so scharfsinnig ausprägte, brach, vom Hergensinteresse abgelöst, auch ebenso den Bau wieder ab, zumal man die Entdeckung machte, daß man die Sittlichkeit auch ohne sich mit übernatürlichen Glaubenssätzen zu plagen und billiger haben könne. Gott habe eine Erneuerung geschenkt aus dem Herzens- und Volksleben. Aber die Theologie habe das Gepräge der Studirstube angenommen; die neue Kirchensehnsucht sey Zeitkrankheit; Glaubenshebeln kommen jetzt ausgewachsen zur Welt; die Union zerreiße man dem Hohenpriesterlichen Gebet zum Trost; es sey als ob man zwei Ehegatten den Rath gebe, sich scheiden zu lassen, damit sie nachher in desto ungestörterer Freundschaft leben können; man solle doch nicht mehr kirchlich scheinen wollen, als man wirklich geistlich sey. Sodann bedürfe es bessern Lehrens, verständiglichen Redens. Unsere Zeit, besonders die Gebildeten bedürfen einer überführenden Predigt; die äußere Autorität sey fort und muß durch die innere ersetzt werden; die Bildungsansprüche an den Geistlichen seyen andere als einst u. s. f. Dem rechten Lehren müsse endlich noch folgen das Thun der von Weisheit geleiteten Liebe. Man bedürfe einer entwickelteren Organisation der Kirche, damit sie nicht ein bureaukratisches Institut, sondern eine sittliche Macht im Volksleben werde, Presbyterium, Synode, freie Vereine. Die Antwort auf jene Frage sey eine mannigfaltige, am Ende komme das Meiste auf die Beschaffenheit der Leute an, die sie zu lösen haben.—Der Gemeindeälteste Aug. v. d. Heydt aus Elberfeld erinnert, daß auf die rechte Organisation der einzelnen Gemeinden sehr viel ankomme; er berichtet über die schöne Einrichtung in seiner Gemeinde und bittet, der freieren kirchlichen Negung in den einzelnen Gemeinden nicht entgegenzutreten, sie werden belebend auf die Kirche im Großen zurückwirken.—Auch Merle d'Aubigné bestimmt den Unterschied zwischen Gottes- und Weltkindern hervorheben; das allgemeine Priestertum müsse mehr im Leben geübt werden und das Wort Gottes müsse wieder mehr auf den Thron der Infallibilität gesetzt werden.—Consist.-R. Breßler aus Danzig hebt hervor, daß der evangel. Kirche gewiß vom Sinken des wissenschaftlichen Sinnes der Prediger Gefahr drohe. Die heilige Stille der Meditation fehle und die Predigten werden

langweilig. Suchen und Forschen thun dem Geistlichen allezeit Noth.—Auf das praktische Leben geht noch Past. Legrand aus Basel in treffenden Worten aus reicher Erfahrung und schließt mit einem Segenswunsch für Preußen als die Vormauer der evangel. Kirche.—Noch bringt der Mennonitenprediger Molenaar aus Mönshheim bei Worms einen Gruß seiner Gemeinde, freut sich theils der evangel. Allianz und meint, daß seine Mennoniten deren Grundsätze üben.—

Siebente Sitzung. 14. September.—Mangel an Raum zwingt uns, den Inhalt sämtlicher ferneren Verhandlungen in gedrängtester Kürze zu geben. Zuerst wurde der von Prof. Dr. theol. Ph. Schaff eingesandte Bericht über die kirchlichen und religiösen Zustände Nordamerika's verlesen, soweit er eingegangen war; die zweite Hälfte war durch reine Nachlässigkeit eines Postmeisters nicht an ihre Adresse gekommen. Zuerst kurzer Ueberblick der beispiellosen Entwicklung der Verein. Staaten von Nordamerika, sodann Uebergang zu der Frage, in wie weit dem politischen und materiellen Fortschritt der sittliche und religiöse entspreche. Statistische Notizen, ein Detail der bezüglichen Nachrichten finde sich anderswo. Die wesentlichen Züge des amerikanischen Kirchenthums im Unterschied vom europäischen werden klar gezeichnet; die Geschichte des Mutterlandes, England, bietet den Schlüssel zum Verständniß auch der kirchlichen Zustände Amerika's Namentlich wird aber die Trennung von Kirche und Staat beleuchtet als das eigenthümliche Princip, aus dem unsere religiöse Freiheit sich datirt und eine neue Wendung der Geschichte der Kirche eintreten mußte. Unverkennbar sey die Rückwirkung desselben auf den Continent und besonders auch auf England. Der amerikanische constitutionelle Grundsatz habe sich bewährt nicht als ob sein Sinn wäre „Freiheit von der Religion“, sondern vielmehr Freiheit zu ihr, die als heiligste Herzensangelegenheit von der staatlichen Gesetzgebung unabhängig seyn müsse. Die religiöse Freiheit sey in Amerika Allen, auch den Römischen erwünscht als Garantie ihres Bestehens; hierher gehöre die schwierige Frage über ihre Anwendbarkeit in Europa nicht. In Amerika sey ihre Folge schärfere Trennung von Gläubigen und Ungläubigen, markirter Unterschied von Kirche und Gemeinde, communicirenden Gliedern und bloßen Zuhörern. Es sey guter Ton, zu einer Kirche zu gehören, unermesslich sey hierin zu Gunsten der Kirche der Einfluß der Frauen, doch gebe es nur etwa unter der ganzen Bevölkerung fünf Millionen communicirender Kirchenglieder. Dem müsse man aber gegenüber halten, daß nirgends in der Welt das Verhältniß wahrer zur Masse bloßer Maulchristen anders sich stellen werde. Die Sache sey, daß in Amerika die Indifferenten und Ungläubigen förmlich außerhalb der Kirche seyen, nicht so in Europa. Noch wird das Schöne des kirchlichen Freiwilligkeitssystems hervorgehoben. Mehr des Berichtes war nicht vor die Versammlung gekommen.

Sofort redet Dr. Mast über den Methodismus apologetisch, namentlich auch betreffend die Arbeit der Methodisten unter den Deutschen in Nordamerika; da fordere der geistliche Krankheitszustand oft auch die methodistischen heroischen Mittel; der Methodismus sey die Pioneer-, die Innermissions-Kirche; er suche die Unbekehrten auf, die gemeinsames Feld der Arbeit für alle Kirchen in Amerika seyen; es sey da keine Sectirerei und Unreines finde sich überall auch sonst. In das ziemlich ausführlich gegebene Statistische des Berichtes, also die Angaben über Zahl der Glieder, der Gemeinden, der Beiträge u. s. f. einzugehen, gehört nicht hierher.—Noch redet Dr. Baird über die deutsche Auswanderung, Past. Mallan über die Waldenser in Piemont, Past. Panchaud vom Wachsen der evangel. Kirche in Belgien.

(Schluß folgt.)

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

April 1858.

No. 4.

Lebensbilder aus der Kirche des Alterthums.

Clemens von Rom.

Clemens Romanus war nach der kirchlichen Tradition ein Schüler des Apostels Petrus und Paulus, derselbe, welcher Phil. 4, 3 ehrenvoll unter den eifrigen Mitarbeitern am Evangelium erwähnt wird.* Er bestieg nach der Angabe des Eusebius im zwölften Regierungsjahre Domitian's, also a. 92, als der dritte Nachfolger des Petrus, † den bischöflichen Stuhl von Rom und starb im dritten Jahre Trajan's, a. 101. Von seiner Amtsführung ist nichts bekannt, als daß während derselben ein gefährlicher Streit in der korinthischen

* Hefele, Patrum Apostolicorum opera. Ed. tertia. Prolegg. p. XIX, sucht es wahrscheinlich zu machen, daß er von Philippi gebürtig gewesen sey.

† Es findet hinsichtlich der Reihenfolge der ersten römischen Bischöfe ein merkwürdiger Widerspruch in der Tradition statt. Nach Tertullian de praescr. haer. c. 32 (Romanorum Clementem a Petro ordinatum), dem die meisten späteren lateinischen Schriftsteller folgen, war Clemens der unmittelbare Nachfolger des Petrus, während der älteste Zeuge, Irenäus adv. haer. III, 3, Eusebius H. E. III, 2, cf. v, 6 und andere griechische Väter mit mehr Wahrscheinlichkeit den Linus und Anacletus zwischen beide einschoben. Dieser Tradition folgt auch Hieronymus im Catal. script. eccl. c. 15: Clemens... quartus post Petrum Romanus episcopus, siquidem secundus Linus fuit, tertius Anacletus, tametsi plerique Latinorum secundum post Petrum apostolum putent fuisse Clementem. Noch andere Nachrichten schieben ihn zwischen Linus und Anacletus ein, wie die Const. Apost. VII, 46 und Augustinus, der Ep. 53 ad Generos. sagt: Petro successit Linus, Lino Clemens, Clementi Anacletus. Man hat diese Differenz auf verschiedene Weise auszugleichen gesucht: 1) durch die Annahme, daß Linus und Anacletus noch vor dem Tode des Petrus während seiner Abwesenheit seine Stelle vertreten haben und vor oder zu gleicher Zeit mit ihm in der neronischen Verfolgung gestorben seyen; 2) daß Clemens von den Aposteln zuerst zum Bischof für eine andere Gegend ordinirt worden und erst später den römischen Stuhl bestiegen habe; 3) daß er wegen Successionsstreitigkeiten, die nach dem Tode des Petrus ausgebrochen seyen, freiwillig sein Recht abgetreten habe. Vergl. Dr. Möhler, Patrologie (1840) I, p. 53, und Dr. Hefele l. c. p. XXI ff.

Gemeinde ausbrach und ihn zur Abfassung seines Sendschreibens an dieselbe veranlaßte.

Die spätere Sage hat sein Leben und seinen Tod romanhaft ausgeschmückt. Hiernach war er der Sohn eines römischen Senators, gebildet in aller Kunst und Wissenschaft der Griechen und Römer, verfaßte viele Schriften im Auftrage der Apostel, wurde zuletzt unter Trajan in den taurischen Chersones verbannt und starb nach auffallenden Wunderthaten den glorreichen Tod eines Märtyrers in den Fluthen des Meeres.

Von den Schriften, die seinen Namen tragen, ist blos sein erster Brief an die Korinther über gegründete Zweifel erhaben. Derselbe verschaffte sich bald so viel Anerkennung, daß er in der korinthischen und anderen christl. Gemeinden öffentlich vorgelesen* und sogar einigen der ältesten Handschriften der Bibel beigelegt wurde. † Die Veranlassung dazu waren bedenkliche Streitigkeiten in der korinthischen Gemeinde, die schon zur Zeit des Apostels Paulus in Parteien zerrissen war. Einige Ruhestörer hatten nämlich die unrechtmäßige Absetzung der von den Aposteln oder Apostelschülern eingesetzten Hirten bewirkt, sich selbst das Lehramt angemahnt und die Gemeinde in Anarchie gestürzt, welche dann Viele im christlichen Glauben wankend machte. Der bessere Theil der Gemeinde wandte sich an den Bischof von Rom um Rath, und darauf schrieb Clemens im Namen der römischen Gemeinde an die Korinther, sie zur Eintracht, Demuth und Liebe ermahnend, die Schuldigen zur Buße und zur freiwilligen Entfernung aus der Gemeinde, die Unschuldigen zur großmüthigen Verzeihung und zur Fürbitte auffordernd, damit die Aufruhrstifter, durch die heilsame Züchtigung des Herrn gedemüthigt, sich selbst der göttlichen Ordnung unterwerfen.

Dieses Pastoral Schreiben, das aus 59 Capiteln besteht, also von größerem Umfang ist, als beide Briefe Pauli an die Korinther, zeichnet sich durch große Umsicht und Weisheit, zarte Liebe und ergreifenden Ernst, kurz durch einen eines Apostelschülers durchaus würdigen Ton und Geist, sowie auch durch recht guten griechischen Styl aus. Es gehört in dogmatischer Hinsicht offenbar der Schule des Paulus an und führt auch am häufigsten Stellen aus seinen

* Dionysius von Korinth bezeugt bei Eusebius H. E. iv, 23, daß dieser Brief daselbst noch zu seiner Zeit, also etwa 80 Jahre nach dem Tode des Clemens feierlich in der kirchlichen Versammlung vorgelesen wurde. Dies ist natürlich zugleich ein sehr starkes Zeugniß für seine Aechtheit.

† Er findet sich am Schlusse des berühmten codex Alexandrinus, welchen der constantinopolitanische Patriarch Cyrillus Lucaris a. 1628 dem englischen König Carl I. schenkte. Aus diesem Bibel-Codex wurde der Brief, den man längst verloren glaubte, zum ersten Male a. 1633 von Patricius Junius zu Oxford herausgegeben. Spätere verbesserte Ausgaben hat man von Wotton und Jacobson. Die Identität dieses Briefes ergibt sich aus seiner Uebereinstimmung mit den von Clemens Alexandrinus, Origenes und anderen Vätern daraus angeführten Stellen. Die Aechtheit, welche nur selten angegriffen wurde, ist von Heßele l. c. p. xxvi ff. gut vertheidigt worden.

Briefen an. Ganz übereinstimmend mit ihm lehrt Clemens über die Rechtfertigung: * „Wir, die wir durch den Willen Gottes in Christo Jesu berufen worden sind, wir werden nicht durch uns selbst gerechtfertigt, weder durch unsere Weisheit, noch durch unsere Einsicht, noch durch unsere Frömmigkeit, noch durch unsere Werke, die wir in der Heiligkeit des Herzens vollbracht haben, sondern durch den Glauben, durch welchen der allmächtige Gott von Anfang an alle gerechtfertigt hat, welchem sey Ehre in Ewigkeit.“ Dann fährt er im folgenden Capitel ganz ähnlich wie Paulus im sechsten Capitel des Römerbriefes fort, aus dem Glauben die Werke, aus der Rechtfertigung das Jagen nach der Heiligung abzuleiten. „Was sollen wir also thun, Brüder? Sollen wir träge seyn in guten Werken und die Liebe verlassen? Keineswegs möge das der Herr in euch geschehen lassen, sondern mit Eifer und Muth wollen wir uns beilen, jedes gute Werk zu vollbringen. Denn der Schöpfer und Herr aller Dinge frohlocket selbst in seinen Werken. Denn in seiner höchsten Macht hat er die Himmel gegründet und sie mit seiner unbegreiflichen Weisheit geschmückt. . . . Als er dieses alles vollendet hatte, lobte und segnete er es und sagte: „„Wachset und mehret euch.““ Lasset uns sehen, daß alle Gerechten mit guten Werken geschmückt waren, und auch der Herr selbst freute sich, indem er sich mit Werken schmückte. Da wir nun ein solches Vorbild haben, so wollen wir unverdrossen zu seinem Willen uns nahen und mit all' unserer Kraft das Werk der Gerechtigkeit vollbringen.“ Er betrachtet also die guten Werke als die nothwendigen Wirkungen des Glaubens und der Gotteskraft, welche das Universum in alles, was darinnen ist, hervorgebracht und zur unermüdblichen Thätigkeit bestimmt hat. Unter diesen Werken hebt er besonders die Liebe hervor und schildert sie in einer Weise, die an 1. Kor. 15 erinnert: „Wer die Liebe in Christo hat, beobachtet Christi Gebote. Wer vermag es, das Band der Liebe Gottes zu erklären? Die Größe ihrer Schönheit, wer ist im Stande, sie, wie sich's geziemt, zu verkündigen? Die Höhe, zu welcher die Liebe führt, ist unbeschreiblich. Die Liebe verbindet uns mit Gott, die Liebe decket der Sünden Menge, die Liebe trägt alles, duldet alles. Es ist nichts Gemeines in der Liebe, nichts Hochmüthiges. Die Liebe kennt keine Spaltung, die Liebe lehnt sich nicht auf, die Liebe thut alles in Eintracht. In der Liebe wurden alle Auserwählten Gottes vollendet. Ohne Liebe ist Gott nichts wohlgefällig. In der Liebe hat der Herr uns aufgenommen, um der Liebe willen, die er zu uns hegte, gab Jesus Christus, unser Herr, sein Blut für uns nach dem Willen Gottes, und sein Fleisch für unser Fleisch und seine Seele für unsere Seele.“ † Daher auch sein Eifer für die Einheit der Kirche. „Warum ist unter euch Hader, Zorn, Zwietracht, Spaltung und Krieg? Oder haben wir nicht Einen Gott und Einen Christus und Einen Geist, der über uns ausgegossen ist, und Einen Beruf in Christo? Warum zerreißen und zerspalten wir die Glieder Christi und bringen

* cap. 32.

† cap. 49.

den Leib gegen sich selbst in Aufruhr, und gehen so weit im Wahnsinn, daß wir vergessen, daß wir wechselseitig Glieder von einander sind?“*

Hinsichtlich der Abfassungszeit dieses schönen Briefes ist so viel gewiß, daß er nach der neronischen Christenverfolgung und dem Märtyrertode des Petrus und Paulus, welcher darin angeführt wird, und vor dem Jahre 101, wo Clemens starb, geschrieben seyn muß.

Eine nähere chronologische Bestimmung wird durch die Differenz der Tradition über die Zeit des Regierungsantrittes des Verfassers erschwert; doch halten wir es für höchst wahrscheinlich, daß er erst gegen Ende des ersten, oder im Anfang des zweiten Jahrhunderts, nach dem Tode des Apostels Johannes geschrieben wurde. Denn hätte dieser noch gelebt, so würden sich die korinthischen Christen wohl an ihn und die Gemeinde von Ephesus um Rath gewandt haben. Im Briefe selbst ist nichts, was dieser späten Abfassung widerspricht. †

Der zweite Brief an die Korinther, welcher dem Clemens beigelegt wird, wovon uns aber blos noch ein Fragment erhalten ist, § steht weit unter dem ersten an Gedanken und Styl und giebt sich entschieden als das Werk eines anderen Verfassers zu erkennen. Er wird auch erst von Eusebius erwähnt und zwar mit der Bemerkung, daß die Alten keinen Gebrauch davon gemacht haben. † Hieronymus bemerkt geradezu, er sey von den Alten ver-

* c. 46. vgl. Eph. 4, 3 ff. Sehr schön leitet Clemens 1. 20 auch aus der Harmonie des Universums ein Motiv zur Eintracht und zum Frieden ab und spricht dabei gelegentlich merkwürdigerweise die Vermuthung aus, daß es jenseits des Oceans noch andere Welten gebe, die Gott regiere: *Ὁκεανὸς ἀνθρώποις ἀπέραντος, καὶ οἱ μετ' αὐτὸν κόσμοι ταῖς αὐταῖς ταῦταις τοῦ δεσπότητος διευθύνονται.*

† Hefele, welcher den Clemens für den ersten Nachfolger Petri hält, sucht a. a. D. p. xxxv sq. nach dem Vorgang von Grabe, Fleury, Gallandi u. A. zu beweisen, daß er vor der Zerstörung Jerusalem's, etwa a. 68 abgefaßt worden sey. Dieselbe Ansicht hat Schenkel (Studien und Kritiken 1841 S. 65) vertheidigt. Die Gründe dafür sind hauptsächlich: 1) daß die kurz zuvor stattgefundene Christenverfolgung, welche c. 1 erwähnt wird, die neronische sey. Allein das kann ebensowohl die domitianische Christenverfolgung a. 95 gewesen seyn; 2) daß c. 41 das Bestehen des jüdischen Tempelcultus vorausgesetzt werde. Allein das Präsens wird ja im historischen Style sehr häufig der größeren Lebendigkeit halber für das Präteritum gebraucht. Dagegen spricht für die spätere Abfassung nach dem Jahre 96, wofür sich Cotelier, Tillemont, Wöhler (Patrologie 1, 57 ff.), Schliemann (Clementinen S. 409 f.), Zieseler u. A. entscheiden: 1) die beglaubigtere Tradition der griechischen Väter und des Hieronymus, daß Clemens der dritte Nachfolger des Petrus war und nach Eusebius erst a. 92 den römischen Bischofsstuhl bestieg; 2) daß nach Hegesippus (bei Eusebius III, 16) jene Spaltung erst um diese spätere Zeit in Korinth ausbrach; 3) daß Clemens selbst c. 47 das Alter der korinthischen Gemeinde rühmt (*τὴν βεβαιωτάτην καὶ ἀρχαίαν Κορινθίων ἐκκλησίαν*) und bemerkt (c. 44), daß die abgesepften Presbyter schon lange Zeit ihr rechtmäßiges von den Aposteln oder Apostelschülern erhaltenes Amt verwaltet haben.

§ In demselben codex Alexandrinus auf dem britischen Museum, welcher den ersten Brief enthält.

† II. E. III, 38.

worfen worden.* Er ist wahrscheinlich das Bruchstück einer Homilie und bewegt sich in ganz allgemeinen und ordinären Ermahnungen zu einem christlichen Lebenswandel.

Polykarp von Smyrna.

Polykarpus, ein Schüler des Apostels Johannes, Freund des Ignatius von Antiochien, und Lehrer des Irenäus von Lyon, stand in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts als Bischof der Gemeinde von Smyrna in Kleinasien vor. Er soll von dem greisen Lieblingsjünger des Herrn, nach seiner Rückkehr von Patmos, zum Hirten dieser Gemeinde eingesetzt worden seyn. Um 160 machte er eine Reise zum Bischof Anicet in Rom zur Beilegung der Osterfreitigkeiten. Der Streit wurde nicht geschlichtet, aber die beiden Bischöfe erkannten sich dennoch als Brüder an und feierten mit einander das heilige Abendmahl. Er starb als hochbetagter Greis in der grausamen Christenverfolgung unter Marc. Aurel a. 167 den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen. Als der heidnische Präfect ihn zur Verläugnung Christi aufforderte, wies er die Zumuthung mit den denkwürdigen Worten ab: „86 Jahre habe ich meinem Herrn gedient, und er hat mir nie etwas zu leide, sondern nur Gutes gethan. Wie sollte ich ihn in meinem Greisenalter verlassen?“ Der Bericht über seinen Märtyrertod, der wahrscheinlich kurz hernach abgefaßt wurde, erzählt, daß der Leib des ehrwürdigen Bischofs längere Zeit mitten in den Flammen in herrlicher Farbenpracht wie Gold und Silber im Schmelztigel strahlte und einen lieblichen Geruch wie kostbare Specereien ausströmte. Sein letztes Gebet war eine Fürbitte für seine Mörder und eine Dankagung für die ihm zu Theil gewordene Würde, seinem Heiland im Tode ähnlich zu werden.

Polykarp war nicht so selbstständig und gedankenreich, wie Clemens oder Ignatius, und griff nicht so tief in die Entwicklung der Lehre und Verfassung der alten Kirche ein. Aber er war ein Mann von wahrhaft ehrwürdigem Charakter und einfältiger apostolischer Frömmigkeit. Sein Schüler, der berühmte Irenäus von Lyon, hat uns in einem Briefe an seinen zum Gnosticismus abgefallenen Jugendfreund Florinus werthvolle Reminiscenzen von diesem „seligen und apostolischen Presbyter“ aufbewahrt, welche uns zeigen, wie treu derselbe an der apostolischen Ueberlieferung festhielt und alle Abweichung davon verabscheute. Er erinnerte sich noch lebhaft seiner Lebensweise und Körpergestalt, seiner Vorträge an das Volk und seiner Mittheilungen über die Lehre und Wunder Jesu, wie er sie aus dem Munde des Johannes und anderer Augenzeugen in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift vernommen hatte. An

* Catil. c. 15: Fertur et secunda ejus nomine epistola, quae a veteribus reprobatur. Ebenso Photius Cod. 113. Die meisten Kritiker, auch die römischen Theologen Wöhler und Hefele verwerfen ihn als unächt. Schwegler im Nachapostolischen Zeitalter 1, S. 448 f. schreibt ihn einem Ebioniten aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts zu, der den Ebionitismus mit der katholischen Kirchenlehre auszuföhnen suchte.

einem anderen Orte * sagt Irenäus von Polykarp, daß er allezeit lehrte, was er von den Aposteln gelernt hatte, und was die Kirche überliefert. Auch erzählt er, daß Polykarp einst mit dem Gnostiker Marcion in Rom zusammengetroffen sey und ihn „den Erstgeborenen des Satans“ genannt habe. Dieser Zug ist keineswegs unglaublich von einem Schüler des Johannes, der bei aller Milde die Lügner der wahren Menschheit Christi zu grüßen verbietet (2. Joh. 10), und wird bestätigt durch eine Stelle in seinem Briefe an die Philipper (c. 7), wo er in offener Anspielung auf 1. Joh. 4, 3 sagt: „Jeder, welcher nicht bekennt, daß Jesus Christus in's Fleisch gekommen, ist Antichrist; und wer nicht bekennt das Geheimniß des Kreuzes, der ist vom Teufel; und wer die Worte des Herrn verdreht nach seinem Gutdünken und sagt, es gebe keine Auferstehung und Gericht, der ist der Erstgeborene des Satans. Darum wollen wir das leere Geschwäg dieses Hauses und die falschen Lehren verlassen und uns zu dem Worte wenden, das uns von Anfang an übergeben worden, wachsen im Gebet (vergl. 1. Petr. 4, 7), anhaltend im Fasten und Gott demüthigst bittend, daß er uns nicht in Versuchung führe (vergl. Matth. 6, 13), gleichwie der Herr gesagt hat: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach (Matth. 26, 41).“

Dieser Brief an die Philipper, der aus 14 kurzen Capiteln besteht und seit 1633 vollständig gedruckt vorliegt, ist das einzige schriftliche Denkmal, das uns von diesem letzten Zeugen aus dem johannischen Zeitalter übrig geblieben ist. Er wird schon von Irenäus erwähnt und wurde noch zur Zeit des Hieronymus im vierten Jahrhundert in den kleinasiatischen Kirchen vorgelesen. Sein Inhalt entspricht dem Lebensbilde des Polykarpus, seiner Stellung und Zeit so wohl, daß kein guter Grund zur Bezweiflung seiner Richtigkeit vorhanden ist. Er wurde nach dem Tode des Ignatius, also nach 107, im Namen des Polykarp und seines Presbyter-Collegiums erlassen. Er lobt die Philipper für die dem gefangenen Ignatius und seinen Gefährten erwiesene Liebe und ihr Festhalten am alten Glauben und enthält einfache, ernste Ermahnungen zur Liebe, Eintracht, Genügsamkeit, Geduld und Ausdauer, zum Gebet auch für Feinde und Verfolger, sowie specielle Anweisungen für Diakonen, Presbyter, Jünglinge, Weiber, Wittwen und Jungfrauen. Es sind viele Reminiscenzen aus den Evangelien und den Briefen Pauli eingestreut, weshalb er für die Geschichte des Kanons wichtig ist. Gelegentlich bekämpft er auch, wie Ignatius und schon Johannes, die gnostisch-doketische Irrlehre. Von Christo spricht Polykarp in hohen Ausdrücken und nennt ihn den Herrn, der zur Rechten Gottes sitzt, dem alles im Himmel und auf Erden unterthan ist, dem jedes lebendige Wesen dient, der da kommen wird als Richter der Lebendigen und der Todten, dessen Blut Gott fordern wird von allen, die nicht an ihn glauben (c. 2). Er verwahrt sich ausdrücklich gegen eine Gleichstellung mit den Aposteln. „Ich schreibe euch solches, Brüder,“ sagt er (c. 3) „nicht aus Anmaßung, sondern weil ihr

* Adv. hæer. III, 3. 4.

mich dazu aufgefordert habt. Denn weder ich, noch ein anderer meines Gleichen kann die Weisheit des seligen und herrlichen Paulus erreichen, der unter euch war und im Angesicht der damals Lebenden genau und fest das Wort der Wahrheit gelehrt, der auch abwesend euch einen Brief* geschrieben, woraus ihr euch erbauen könnet auf dem euch gegebenen Glauben (πιστην), welcher unser aller Mutter ist (vergl. Heb. 4, 26), indem die Hoffnung nachfolgt und die Liebe zu Gott, zu Christo und zum Nächsten weiterführt (προαγωγής). Denn wenn jemand voll von diesen Tugenden ist, so hat er das Gebot der Gerechtigkeit erfüllt; denn wer Liebe hat, ist fern von aller Sünde.“ Der Glaube und die ganze Seligkeit wird übrigens gleich im ersten Capitel als Gnadengeschenk dargestellt mit Anspielung auf Eph. 2, 8. 9.

Ueberhaupt stehen Polykarp und Clemens von allen sogenannten apostolischen Vätern dem evangelischen Standpunkte am nächsten und sind am meisten frei von jenen katholischen Elementen, welche schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts in die Kirche einzudringen anfangen. Daher können sie als die treuesten Repräsentanten des nachapostolischen Christenthums gelten.

Mercersburg, Pa.

(Fortsetzung folgt.)

P. S.

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

Non aliter in ecclesiis quantumvis remotas affectus, quam si omnes illas humeris impositas gestaret.

Beza.

10) Calvin's Wirksamkeit nach Außen. Sein Einfluß auf die englische, schottische, polnische und französische Reformation.

Calvin war von Gott bestimmt, nicht bloß auf die Stadt Genf und die andern reformirten Schweizercantone, sondern auch auf die wichtigsten benachbarten Völker Europa's eine nachhaltige Wirkung auszuüben. Wie er mit thätiger Hand in die deutschen Angelegenheiten mittelbar eingegriffen, ist bereits gemeldet worden. Für Italien konnte er, nachdem er vor der Inquisition hatte fliehen müssen, nicht viel mehr thun, als die angefochtene Herzogin von Ferrara durch Briefe aufrecht halten, und sich der nach Genf strömenden italienischen Flüchtlinge väterlich annehmen. Dagegen boten England, Schottland, Polen und ganz besonders Frankreich dem Calvin vielfältige Gelegenhei-

* Im Original ἐπιστολάς, das aber hier wohl wie das lateinische literae von Einem Briefe verstanden werden muß.

ten und ein reiches Feld für ein gesegnetes Wirken dar. In England war unter Heinrich VIII. die Herrschaft des Papstes vernichtet und eine königliche Willkür-Reformation eingeführt worden, die niemand befriedigen konnte und mit dem Könige stehen und fallen mußte. Der während der Minderjährigkeit Eduard's VI. regierende Herzog von Somerset fand die ganze Nation in viele Parteien getrennt, und alle kirchliche Ordnung in einem Zustande der Auflösung begriffen. Um Ordnung in dieses Chaos zu bringen und eine ächt evangelische Reformation zu begründen, berief er auf Cranmer's Verlangen reformatorische Männer, einen Bucer, Martyr, Johannes a Laëco, Schimus und Fagius in das Land, lauter Männer, die mehr oder weniger unter dem Einflusse Calvin's standen. An den Protector, den Herzog von Somerset, selbst schrieb Calvin, und ermahnte ihn in der Ausführung seines Vorhabens, alle Schwierigkeiten zu überwinden. „Ich höre,“ sagt er in diesem Briefe, „daß zwei Classen von Empörern in Deinem Reiche sind, die Einen sind Fanatiker, welche unter dem Vorwande des Evangeliums alle bürgerliche Ordnung umstoßen, die Andern wollen dem Aberglauben des römischen Antichrists hartnäckig zugethan bleiben. Beide verdienen durch das Schwerdt, welches Gott Dir gegeben, gestraft zu werden, da sie sich gegen den König und gegen Gott empören. Das beste Mittel aber, um dem Uebel zu steuern, ist die Belehrung, daß wir nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind, und das Christenthum gegen alle Unordnung sey, daher das, was ich Dir zu sagen habe, sich auf drei Punkte bezieht. Erstens: Die Art, wie man das Volk recht belehren könne; zweitens: die Mittel, um den Mißbräuchen der Kirche zu steuern; und drittens: die Mittel, Aergernisse z. B. Laster und Luxus, zu entfernen.“ (S. die weitere Ausführung im Original bei P. Henry II, Beilage 4.) An Bucer schrieb er: „Den Protector habe ich nach Deinem Wunsche aufgemuntert, wie der jetzige Zustand der Dinge es verlangte. Deine Pflicht ist es nun, auf alle mögliche Weise darauf zu dringen, wenn Du nur Gehör finden kannst, vorzüglich, daß die Ceremonien, die noch einigen Aberglauben mit sich führen, ganz abgeschafft werden.“* Auch den jungen König Eduard, der die Reformation begünstigte, suchte Calvin immermehr für die Sache des reinen Evangeliums zu gewinnen. Zu diesem Zwecke widmete er ihm

* Dem Cranmer legte Calvin einen Plan zur Vereinigung der verschiedenen Kirchen vor. Er sagt darin: „In dem jetzigen gestörten Zustande der Kirche glaubst Du, daß kein besseres Mittel angewendet werden könne, als daß fromme, verständige und in der Schule Gottes aufgezogene Männer sich vereinigen, um ein übereinstimmendes Glaubensbekenntniß der christlichen Lehre zu geben.“ Calvin will, daß Cranmer in England einen Ort wähle, wo die Häupter aller verschiedenen protestantischen Kirchen zusammen kämen, um die gewünschte Einheit zu stiften, und erklärt, daß er „gern zehn Meere durchschiffen“ wolle, um diese Sache zu Stande zu bringen. Cranmer ging auf diesen Vorschlag Calvin's ein, schrieb auch deshalb an Bullinger und Melancthon. Der Tod Eduard's VI. aber vereitelte den schönen Plan, der aber nun neuerdings im „Evangelischen Bund“ aufgelebt und theilweise realisiert worden ist.

mehrere seiner Commentare, waffnete ihn gegen die Schlüsse des Tridentinischen Concils und schrieb ihm unter anderem, es sey eine große Sache, König eines solchen Landes zu seyn; dennoch zweifle er nicht daran, daß der König selber dafür halte, es sey ohne allen Vergleich besser, ein Christ zu seyn. Als Eduard gestorben war, und Maria sein Werk blutig zerstört hatte, konnte Calvin über solche Verwüstung einer hoffnungreichen Saat nur seufzen und Gott bitten, daß er seinen Zorn wenden möge.

Nachhaltiger als auf England haben calvinischer Geist und calvinische Einrichtungen auf Schottland gewirkt. Dies geschah mittelbar durch Johann Knox, den berühmten Schüler Calvin's. Dieser Mann, an Eifer ein wahrer Elias, gab der Reformation in Schottland eine ganz calvinische Richtung, nur mit dem Unterschied, daß er im Abthun der päpstlichen Gebräuche noch radicaler als Calvin verfuhr, und das demokratische Princip der Presbyterialverfassung viel consequenter durchführte. Die schottische Kirche hat auch bis auf den heutigen Tag den calvinischen Typus treu bewahrt, und durch ihre Tochter in Amerika calvinische Lehre und Zucht in der neuen Welt verbreitet, so daß Calvin's Geist auch hier fortwirkt und einen der Hauptfactoren der Kirchengeschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika bildet.

Die nordischen Reiche, Dänemark und Schweden, blieben Calvin verschlossen, obgleich er auch an ihren Pforten angeklopft hatte. Dagegen fand er in Polen bei Vielen ein geneigtes Ohr, und sein Einfluß auf die reformatorische Bewegung dieses Landes machte sich auf solche Weise geltend, daß nicht bloß seine Lehre daselbst angenommen, sondern auch seine Disciplinarordnung eingeführt wurde. Er correspondirte mit dem König Sigismund, dem Fürsten Radziwill, dem Grafen v. Tarnaw und anderen Großen des Reiches, und als die Antitrinitarier in Polen ihr Haupt erhoben und durch ihre Bekämpfung der Dreieinigkeitslehre die Sache der Reformation stinkend machten, schrieb Calvin seine „Brevis admonitio ad fratres Polonos, &c.“ worin er auf's stärkste vor diesen Irrthümern warnt, und die wahre Dreieinigkeitslehre auf's neue festsetzt. Uebrigens war es Calvin wie vor, daß die Reformation in Polen keinen Bestand haben werde. Er klagt, daß nur wenige Polen es treu meinen. Ein unentschiedenes, schwankendes Wesen charakterisirte die Edelfen der Nation, der günstigste Zeitpunkt zur nationalen Begründung der reformirten Kirche ging unbenützt verloren und so konnte es den Jesuiten ohne große Mühe gelingen, ganz Polen, mit Ausnahme weniger Gemeinden, wieder in die Fesseln des Papstthums zu schlagen.

Am bedeutendsten war jedoch der Einfluß, den Calvin auf Frankreich ausübte. In keinem andern Lande wurden die Zeugen und Bekenner der Reformation grimmiger gehaßt und blutiger verfolgt, aber nirgends bewährte sich auch der Leidens- und Todesmuth der Bekenner des Evangeliums herrlicher, als gerade in diesem Lande. Genf war in dieser Zeit der Anhalts- und Ausgangspunkt für die reformirte Kirche Frankreich's. „In großer Menge wallfahrten die französischen Flüchtlinge zu der heilig verehrten Stadt, sie mit

Lobgesängen begrüßend und auf die Knie zum Gebete niederfallend, sobald sie dieselbe ansichtig wurden. Die täglich wachsende Zahl der Glaubensbrüder in Frankreich wurde durch Calvin's unermüdlischen Diensteser ermuntert, belehrt, vor der Versuchung gewarnt, das Gewissen durch äußere Theilnahme am römischen Gottesdienste zu beschweren, welchem Gegenstande er eine eigene Schrift widmete. Sie wurden durch ihn getröstet, zum Kampfe ermutigt, oder zum Verlassen des Vaterlandes aufgefordert. Zugleich versah er die neu entstehenden Kirchen mit Predigern in Genf gebildet; in welcher Beziehung er zu sagen pflegte: „„schicket uns Holz, so wollen wir Pfeile daraus schnitzen und euch zusenden.““ Die Zahl der in Genf gebildeten Prediger entsprach nämlich nicht den in's Ungeheure wachsenden Bedürfnissen. Es hieß, wenn 4–6000 Prediger geschickt würden, so würden sie bald Arbeit genug bekommen.* Die Verfassung, die sich die französisch Reformirten gaben, die Kirchenzucht, die sie einführten, das Glaubensbekenntniß, welches sie aufsetzten, bezeugen deutlich, wie enge sie sich an Calvin angeschlossen; daher Karl IX. Genf als die Pflanzschule ketzerischer Schuler für sein Reich anklagen konnte. † So wie Calvin dem Eindringen politischer Antriebe in die französische Reformation sich widersetzte und die Verschwörung von Amboise mißbilligte, so sah er auch gerne, daß Theodor von Beza einige Zeit hindurch seine Kraft dem Vaterlande widmete und übernahm willig, fast erliegend unter der Last eigener Pflichten, die Amtsgeschäfte des abwesenden Collegen. Das war die Zeit seines größten Einflusses

* Der Prediger de Beaulieu schrieb an Farel von Genf aus, Octbr. 3. 1561: „Ich kann Euch nicht sagen, wie viel Gnade Gott täglich unserer Kirche schenkt; aus mehreren Orten, als aus Lyon, Nismes, Gax, aus der Gegend von Orleans und Poitiers, sind Männer hier, welche Arbeiter verlangen für diese neue Erndte. Namentlich aus Tournon sind sie dringend selbst im Auftrage ihres Bischofs. In jenen Gegenden sind an 300 Pfarochien, welche die Messe bei Seite gelassen und noch keine Prediger haben. Das arme Volk schreit allenthalben vor Hunger, und es findet sich keiner, welcher ihm das Brod des Lebens schneidet. Es ist außerordentlich, wie viele Zuhörer Calvin's Vorlesungen hören, ich meine mehr denn Tausend täglich. Viret wirkt auf der Seite von Nismes. Ich habe Männer gehört, die sagten, daß wenn heut' 4–6000 Prediger gesendet werden könnten, so würden sie ihre Stellen finden.“ P. S. III, 483.

† In einem Schreiben des Königs an den Genfer Rath heißt es: „Sein Rath und die Stände hätten erklärt, die Quelle aller Unruhen in Frankreich seyen die Prädicanten, welche Genf in's Königreich geschickt, daher bäte er, daß man, um Frieden zu stiften, die Prediger zurückrufen möge, und nie wieder solche dorthin sende, daß Gott und die Welt Zeuge wären, der König habe ein Recht, Rache an einer Stadt auszuüben, welche seinen Staat unterminire.“ Man schätzte die Zahl der Reformirten in Frankreich um die Zeit des Convents von Poissy an fünf Millionen, die Zahl der Gemeinden, die ohne Gotteshäuser waren, auf 2150. Der päpstliche Nuntius Prosper de St. Croix schreibt aus Poissy vom 7. Jan. 1562 an den Cardinal Borromäus, daß er Frankreich für den Papst verloren ansehe. Es muß demnach damals auf dem Punkt gewesen seyn, in Masse reformirt zu werden. Daß dies dennoch nicht erfolgte und nicht erfolgen konnte, lag hauptsächlich in dem Leichtsinne des französischen National-Charakters und in der großen Sittenreinheit und Sittenstrenge der Reformirten; Elemente, die sich gegenseitig nur abstoßen konnten.

auf sein Vaterland. Er stand in Verbindung mit allen Großen.* Coligny selbst sah ihn als das Haupt der Reformation an und theilte ihm seine Anschläge mit. Calvin benutzte seinen Einfluß, um den Großen gute Lehren und Ermahnungen † zu geben, welche nicht immer auf harten Boden fielen. Alle Großen der reformirten Partei wollten von ihm Schreiben haben und sahen sie als eine große Auszeichnung an. Die Pariser Gemeinde wünschte, um ihren Glanz zu erhöhen, ihn als Pastor zu berufen u.“ Real-Encycl. II, 529 ff.

Calvin's Verhältniß zu den evangelischen Märtyrern Frankreich's zeigt uns indeß am schönsten, welchen tiefgehenden Einfluß er auf seine Landsleute ausgeübt hat. Die calvinische Reformation war nicht eine bloße kraftlose Protestation des aufgeklärten Verstandes gegen die Mißbräuche der päpstlichen Kirche, wie in neuester Zeit der Deutschkatholizismus sich als eine solche erwiesen hat; sie war vielmehr ein Werk aus Gott, reich an Erweisungen urchristlichen Glaubens, Lebens und Hoffens. Sie brachte ein Heer heiliger Märtyrer hervor, die man getrost den Märtyrern der Urkirche an die Seite stellen darf. „Wir finden davon die erhabensten Beispiele in Crespin's Geschichte der Märtyrer, der uns nicht nur ihren standhaften, freudigen Muth im Tode, sondern auch ihre unerschrockenen Antworten vor den Tribunalen und ihre erbaulichen Briefe mit großer Treue mittheilt. In allen erkennt man

* Es ist Calvin schon oft der Vorwurf gemacht worden, daß er durch sein Einwirken auf Frankreich die Ursache aller nachherigen Bürger- und Religionskriege dieses Landes gewesen sey. Bossuet und andere Katholiken klagen ihn an, daß er in die Verschwörung von Amboise mit verwickelt gewesen, und durch seine volksthümlige Presbyterialverfassung den Grundstein zur Republik gelegt habe. Was die Verschwörung vom Amboise betrifft, so hat schon Basnage unwiderleglich bewiesen, daß dieselbe ein politischer Staatsstreich gewesen, an dem auch Katholiken Antheil genommen, und ganz gegen den Willen Calvin's ausgeführt wurde. Im Uebrigen hat Calvin nicht minder bestimmt und deutlich als Luther sich für den Grundsatz ausgesprochen, daß man in Sachen der Religion nicht mit dem Schwerdte streiten dürfe. Das apostolische Wort: „die Waffen unserer Ritterschaft sind geistlich und nicht fleischlich,“ war und blieb sein Wahlspruch bis an sein Ende. Den Nachweis hiefür lese man bei P. S. III, Beilage 14. „Haben nun einige den Geist Calvin's mißverstanden, und aus der Synodalform in Frankreich, im Kampfe gegen Kom etwas Republikanisches geschaffen, hat Heinrich IV. einen reformirten Staat im Staate gegründet, was ein politischer Mißgriff war, so ist Calvin nicht verantwortlich für den Mißbrauch, den man mit seiner Lehre getrieben hat. Dem Sadolet und dem Grafen von Tarnowsky ruft er zu: daß wenn die christliche Religion zu Erschütterungen Anlaß giebt, dies auf die zurückfalle, welche die Wahrheit nicht wollen.“ P. S. III, 544.

† Wie wenig Calvin sich scheute, auch den Großen derbe Wahrheiten zu sagen, zeigen sehr schlagend seine Briefe an den König Anton von Navarra, der anfänglich der Reformation zugethan war, bald aber laß wurde und zuletzt ganz abfiel. Calvin ruft ihm u. A. zu: „Ihr dürft Euch nicht schämen, die Schande Christi zu tragen, die ehrenvoller ist, als aller Ruhm der Welt.“ Calvin schrieb an Bullinger: „Von dem König Anton ist nichts zu hoffen, weil er sich der Wollust hingeeben.“ Und an den König selbst: „Man erzählt, daß tolle Liebshäften Euch hindern, Eure Pflicht zu thun, und daß der Teufel Gehülfsen hat, die weder Euer Bestes noch Eure Ehre suchen.“ P. S. III, 489 ff.

den Geist und die Lehre Calvin's, für welchen sämmtliche Märtyrer eine solche Liebe und Verehrung an den Tag legen, daß sie häufig vor ihrem Tode, wenn sie Wittwen und Kinder zurückließen, diese ermahnten, nichts ohne den Rath de Mr. Calvin zu unternehmen, da sie wüßten, daß der Geist Gottes ihn erleuchte. Hier ein Beispiel im Auszuge:—Fünf junge Männer, aus verschiedenen Provinzen Frankreich's, die zu Lausanne studirt hatten und zur reinen Lehre bekehrt worden waren, faßten den Vorsatz, nach beendigten Studien zu den Ihrigen zurückzukehren, um mit Gottes Hülfe diese und alle, die Verlangen nach der Wahrheit trügen, zu gleicher beseligender Erkenntniß zu führen. Mit Empfehlungsschreiben von Calvin und Biret an die reformirten Glaubensgenossen traten sie gemeinschaftlich ihre Reise an, um sich, ein jeder nach seinem Geburtsorte zu begeben. In Lyon aber wurden sie beim Mittagessen plötzlich überfallen, festgenommen und gebunden in den Kerker geschleppt. Von hier aus schrieben sie die begeistertsten Briefe an die Ihrigen, welche sie nun auf diese Weise zu bekehren suchten; auch gelang es ihnen, ihre Mitgefangenen zur Erkenntniß der Wahrheit des Evangelii zu erwecken. Aus ihrem Briefwechsel, in welchem sich einige Briefe von und an Calvin vorfinden, nur Folgendes:—

„Im Namen der Fünf, schreibt einer von ihnen, Pierre Escrivain, an ihre Glaubensgenossen:—„Wir sind, theurer Bruder, bisher großen Angriffen ausgesetzt gewesen, aber sie sind nichts gegen das, was Satanas uns jetzt bereitet. Wir haben zwar für die Ehre Gottes gekämpft, aber noch nicht bis auf's Blut. Jesum Christum haben wir vor unsern grausamen, unmenschlichen Feinden bekant; es bleibt nur noch übrig, wenn es Gottes Wohlgefallen ist, dies auch mit unserm Blute zu versiegeln. Da wir sehen, welch' ein Kampf uns bevorsteht, wie der Feind sich verstärkt und rüstet mit großer Macht, uns zu verderben, so laßt uns tapfern Muth fassen zum Streit, uns waffnen mit der geistlichen Waffenrüstung und kühn auf den Kampfplatz treten, indem wir unserm Feldherrn, unserm König Jesus Christus, folgen, der, um die Krone der Unsterblichkeit zu erkämpfen, das Kreuz erduldet, und die Schmach der Welt verachtete, um den Willen seines himmlischen Vaters zu thun, und auf diesem Wege den Ausgewählten, die von Ewigkeit her von Gott dem Vater vorher bestimmt sind, dem Bilde seines Sohnes gleich zu werden, zum ewigen Leben zu führen. Jesus Christus, indem er gestorben ist, hat gemacht, daß der Tod nicht mehr Tod ist, sondern der Weg zum Leben und zu ewiger Herrlichkeit. Wenn die Wogen des Meeres und dieser Welt sich erheben, um uns zu verschlingen, wenn unsere Feinde zu Haufen sich versammeln, laßt uns mit dem Apostel rufen: „Herr hilf uns!“ und er wird uns aus aller Gefahr erretten, wie er seinem Propheten David verheißt hat: rufe mich an in der Noth und ich will dich erretten.—O, des köstlichen Trostes, den uns diese Verheißung unseres Gottes gewähren muß! wovon wir auch in unserer Gefangenschaft schon mehrmals die Erfahrung gemacht haben; denn zum Tode verurtheilt und ausgestoßen, wir wir sind, aus der menschlichen Gesellschaft als der Rehricht der Welt, hat es der großen Barmherzigkeit und Milde unseres himmlischen

Vaters gefallen, unsere Herzen mit einer so unaussprechlichen Wonne zu erfüllen, daß dieselbe nicht blos unsere Traurigkeit besiegt hat, sondern uns frohlocken läßt, mitten unter unsern Trübsalen, ja mitten im Tode selbst, so daß durch Gottes Gnade unsere Widersacher uns tausendmal gebundener und geplagter erscheinen, als wir uns selbst; denn unser Körper ist zwar in Banden, aber der Geist ist frei und giebt uns Zeugniß, daß wir Gottes Kinder sind und Brüder Jesu Christi, der uns unseres Heils und eines glücklichen Ausganges versichert, welches durch die Trennung des Leibes von der Seele und endlich in der siegreichen Auferstehung vollendet werden wird.——— Jetzt ist es Zeit, da wir unser Haupt erheben müssen, denn unsere Erlösung naht. Es ist die Zeit der Freude und des Jauchzens, da der Bräutigam die Braut heimführt.—Laßt uns nicht an die Güter, Freuden und Ehren dieser Welt, und auch nicht so viel an unsere Väter, Mütter, Frauen und Kinder oder unser eigenes Leben denken, als könnten sie uns theurer seyn als die Herrlichkeit Gottes—sondern laßt uns, gegen alles Irdische die Augen schließend, unser Haupt zum Himmel heben und den Schild des Glaubens und das Schwerdt des Wortes ergreifen; laßt uns schweigend und geduldig warten, so werden wir erfahren, daß der Herr während unserer Verfolgung nicht geschlafen, sondern uns mit seinen Flügeln bedeckt und wie seinen Augapfel behütet hat. Haben wir diese Zuversicht, so können weder Schmeicheleien noch qualvoller Tod, Dolch, Macht oder Tyrannei, noch die Pforten der Hölle, wenn sie sich öffneten, mit allen Teufeln uns abwenden von der Verherrlichung, die wir Gott durch Jesum Christum, unsern Herrn, schuldig sind.“

Dieses heldenmüthigen Bekennern der Wahrheit schrieb Calvin folgenden Brief: „Meine theuren Brüder, jetzt ermahnt euch die Nothwendigkeit mehr als jemals, euren Geist gen Himmel zu richten. Wir wissen zwar den Ausgang noch nicht, aber da es scheint, daß Gott sich eures Blutes bedienen wolle, um seine Wahrheit zu bestetigen, so könnt ihr nichts Besseres thun, als euch zu diesem Ende vorzubereiten.—Es kann nicht anders seyn, als daß ihr harte Kämpfe zu bestehen habt, denn es soll an euch erfüllt werden, was dem Petrus gesagt ward: man wird euch hinführen, wohin ihr nicht wollt. Aber ihr wißt, auf welche Kraft gestützt, ihr bisher gekämpft habt, und wer sich auf diese verläßt, wird nie verlegen noch zu Schanden werden. Seyd also versichert, meine Brüder, daß der Geist des Herrn Jesu euch zur Zeit der Noth so kräftigen werde, daß ihr der Hitze der Anfechtung nicht erliegen könnt.—Er wird euch die Hand zum Streite stärken und nicht dulden, daß ein Tropfen eures Blutes vergebens vergossen werde.—Und da er euch den Vorzug gewährt hat, daß eure Gefangenschaft berühmt geworden und der Ruf davon weit verbreitet ist, so wird, dem Teufel zum Troste, der Ruf eures Todes noch kräftiger erschallen, zur Verherrlichung unseres guten Gottes. Ich zweifle nicht, daß, wenn es dem Vater gefällt, euch zu sich zu nehmen, er euch darum so lange erhalten hat, damit eure langwierige Gefangenschaft ein Vorbereitungs mittel werde, diejenigen zu erwecken, die er durch euren Tod

erbauen will. Ich ermahne oder tröste euch nicht ausführlicher, da ich weiß, daß euer himmlischer Vater euch zu erkennen gegeben hat, wie herrlich seine Tröstungen sind, und da ihr treu seyd in der Betrachtung dessen, was er euch in seinem Worte darbietet. Er hat schon genug gezeigt, daß seine Kraft in euch wohnt, um uns zu überzeugen, daß er mit euch seyn wird, bis an's Ende. Ihr wißt, wenn wir diese Welt verlassen, so gehen wir nicht auf's Ungewisse; und ihr habt nicht nur die Ueberzeugung, daß es ein ewiges Leben giebt, sondern seyd versichert, daß ihr, durch Gottes freie Gnade angenommen, in euer Erbtheil eingeht; und da euch Gott zu Märtyrern seines Sohnes berufen hat, so habt ihr daran noch eine überschwengliche Bürgschaft mehr. Es bleibt nur noch der Kampf, in welchen zu gehen oder vielmehr zu eilen euch der Geist Gottes auffordert. Es ist eine herbe Versuchung, den Stolz der Feinde der Wahrheit so groß zu sehen, ohne daß er von oben gebeugt wird; zu sehen, wie ihre Wuth, ohne daß Gott den Seinigen zu Hülfe kommt; aber wenn wir bedenken, was geschrieben steht: „„unser Leben ist verborgen in Gott““ und „„wir sollen seyn wie die schon Gestorbenen,““ so werden wir uns nicht wundern, daß die Leiden so lange anhalten. Es gebührt uns stille zu halten, wenn Gott unseren Feinden die Zügel schießen läßt, wie sehr auch die Zeit unserer Erlösung verzichen mag. Wenn nur durch unsere Schmach der Name des Sohnes Gottes verherrlicht wird, so müsse uns das Zeugniß genügen, dessen wir gewiß sind, daß wir nur verfolgt und geschmäht werden, weil wir unsere Hoffnung auf den lebendigen Gott setzen. Hierdurch können wir die Welt und ihren Stolz verachten, bis wir aufgenommen werden in's Himmelreich, wo wir überschwenglich die Güter genießen werden, die wir jetzt nur in der Hoffnung besitzen.—Meine Brüder, ich empfehle mich von Herzen eurem Gebet und bitte unsern Gott, euch in seinen heiligen Schutz zu nehmen, euch in seiner Kraft zu stärken, euch empfinden zu lassen, welche Sorge er für euer Heil trägt, und die Gaben seines Geistes in euch zu mehren, auf daß sie zu seiner Ehre dienen mögen bis an's Ende. Ich hatte bis jetzt gezögert euch zu schreiben über die Ungewißheit eures Geschicks, um euch nicht unnütz zu bekümmern. Von neuem werde ich Gott bitten, seine Hand über euch auszubreiten, um euch zu erhalten.

Euer demüthiger Bruder Johann Calvin.“

Kurz vor ihrer Hinrichtung schrieben diese Jünglinge aus ihrem Kerker: „Tag und Nacht erwarten wir den Todesstoß, wie arme Lämmer, die schon lange zum Schlachten zugerichtet sind; wir hoffen jedoch den Tod freudig zu erleiden, indem wir auf den bauen, unter dessen Fahne wir kämpfen. Wir freuen uns auch unserer Trübsale, wir ermahnen uns unter einander und singen mit Heiterkeit Psalmen und Lobgesänge, nicht nur am Tage, sondern auch des Nachts auf unserm Strohlager.“ Ihre Hoffnung wurde ihnen erfüllt. Der Herr gab ihnen Gnade, daß sie im Stande waren, den Feuertod muthig und freudig zu leiden. Das Nähere bei P. S. II, Beil. 11.

Zwei Jahre nach diesem wurden fünf andere Bekenner zu Chamberg verbrannt. Drei derselben waren Prediger des Wortes Gottes. Wie die fünf Studenten waren sie von Genf ausgezogen, um in Frankreich das Evangelium zu verbreiten. Einer dieser Märtyrer, Anton Laborie, schrieb aus dem Kerker

an seine Frau: „Anna, meine gute Schwester! Du weißt, daß Du noch in der Jugend bist, und nun von meiner Gesellschaft getrennt; wenn Gott es zu unserem Besten also will, tröste Dich in ihm und durch den Gedanken, daß Jesus Christus Dein Vater und Dein Bräutigam ist. Ich bin überzeugt, er wird Dich nicht verlassen. Bete ohne Unterlaß zu ihm für sein heiliges Wort, flieh' die bösen Gesellschaften, suche die Gottesfürchtigen. Folge nicht Deinem eigenen Kopf, sondern dem Rathe unserer uns wohlwollenden Freunde, besonders aber dem Rathe des Herrn Calvin, der es nicht zulassen wird, daß Deine Angelegenheiten übel gehen, wenn Du Dich nach seinem Willen fügst, denn Du weißt, daß er durch den heiligen Geist geleitet wird. Wenn Du Dich wieder verheirathest, was ich Dir rathe, so bitte ich Dich, höre seine Meinung und thue nichts ohne ihn.“

Es möge hier noch ein Brief folgen, den Calvin an diese fünf Märtyrer in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft, als sie noch Lebenshoffnung hatten, geschrieben hat. Er lautet im Auszuge wie folgt: „Meine Brüder! Sobald wir von eurer Gefangenschaft benachrichtiget wurden, sandte ich einen Boten zu euch. Es ist nicht nöthig, euch zu sagen, welche Sorge wir um euch haben, und in welcher Angst eure Bande uns halten. Auch zweifle ich nicht, daß da so viele Gläubige für euch beten, unser guter Gott ihre Wünsche und Seufzer erhö- ren werde, und ich sehe aus euren Briefen, wie er angefangen hat in euch zu wirken. Wenn die Schwachheit des Fleisches sich zugleich mit darin zeigt, so daß ihr harte Kämpfe durchzumachen habt, wundert es mich nicht, aber ich erhebe meinen Gott, daß er euch über dieselbe den Sieg verleiht. Führt nun aus, was ihr gelernt habt, und da es dem Meister gefallen hat, euch zu seinen Diensten zu gebrauchen, so fahret darin fort, wie ihr angefangen. Dggleich euch die Thüre geschlossen ist, durch die Lehre diejenigen zu erbauen, denen ihr eure Arbeit zudachtet, so wird doch das Zeugniß, welches ihr ablegen werdet, sie auch aus der Ferne festmachen. Denn Gott wird diesem Zeugniß eine Kraft geben, viel weiter zu erschallen, als die menschliche Stimme reichen kann.—Wenn es ihm gefällt, sich eures Lebens zu bedienen, die Wahrheit zu besiegeln (ihr wißt, dies ist ihm ein Opfer von dem höchsten Werthe), so sey euch dies ein Trost, daß ihr, seinen Händen alles überlassend, nichts verlieret, denn so er uns unter seiner Obhut haben will während dieses gebrechlichen Lebens, wie viel mehr wird er der treue Wächter unserer Seelen seyn, wenn er uns von hier zurückgenommen haben wird.—Ich werde euch nicht längere Briefe schreiben, denn unser guter Bruder, Meister Wilhelm (Farel), ist gerade hier, und hat Zeit, euch zu schreiben. Hier also schließend, liebe Brüder! bitte ich unsern guten Gott, euch durch seinen heiligen Schutz zu bewahren, euch durch seinen Geist zu regieren und mit Kraft und Beharrlichkeit zu bewaffnen, um zu kämpfen, so daß er in euch siege, es sey im Leben oder im Tode, und euch fühlen lasse, was es heißt, seine ganze Freundigkeit in ihn allein gesetzt zu haben.

Euer demüthiger Bruder, den ihr kennt.“*

Auf Calvin's ausgedehnte Correspondenz kommen wir im nächsten Artikel zurück.

* Den Märtyrern, seiner Gönnerin, der Herzogin von Ferrara wie der Königin von Navarra schrieb Calvin meist unter den Pseudo-Namen Charles Despreville oder d'Espereville, um dieselben nicht unnützig zu compromittiren. So lange er selbst ein armer Flüchtling gewesen, nannte er sich in seinen Briefen seiner eigenen Sicherheit wegen bald Meunin und Lucaninus, bald Depersan oder Deparçan. Siehe über die Pseudonymie Calvin's P. S. I, Beil. 3.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. J.

Mundschau.

(Schluß.)

Werfen wir noch einen Blick auf das kirchliche Gebiet und die Erscheinungen auf demselben während des letzten Jahres, so machte nichts Anderes mehr von sich reden, als die Versammlung der Glieder und Freunde der Evangelischen Allianz zu Berlin.

Für uns hat dieselbe Bedeutung um der großen, allgemeinen Fragen willen, mit denen sie in Beziehung steht, und um der bei diesem Anlaß scharf von den verschiedensten Seiten her ausgesprochenen Principien willen. Sie hilft, daß man klareren Einblick in die herrschenden Tendenzen und ihren Conflict bekommt. Männer, die als die Exponenten kirchlicher und theologischer Parteien angesehen werden, haben da Gelegenheit genommen, das Visir zu öffnen. Sie haben ihre Allianz-freundliche oder -feindliche Stellung begründet und der Kampf um Principien hat eben das auf's Auffallendste an's Licht gebracht, daß es an Nichts mehr fehlt in der Gegenwart, als an klaren Principien für das Handeln und Arbeiten auf kirchlichem Boden. Die Allianz ist daran freilich völlig unschuldig. Sie hat dieses Schwanken und Suchen und gesuchte Sichfeststellenwollen nur recht in's Licht gestellt. Die Krankheit ist ein alter Leibscha-den an der Kirche.

Die Allianz an sich ist etwas so Unschuldiges, daß wir beinahe fürchten, das wird gerade ihre schwerste Schuld seyn, daß ihr nichts Rechtes auf die Rechnung zu schreiben ist. Beleuchtungen kirchlicher Zustände und interessanter theologischer oder religiöser, theoretischer oder praktischer Fragen, wie sie in den auf die Tagesordnung kommenden Abhandlungen gegeben wurden, wollen wir darum keineswegs gering anschlagen. Da ist immer Etwas zu lernen, wo Männer wie ein Nis sch und verwandte Geister Resultate ihres Denkens und Forschens niederlegen und uns auf Punkte führen, die uns wirklich manche neue, eigenthümliche Aussicht eröffnen. Und man sey nur nicht so spröde und rümpfe die Nase nicht voraus in eitler Selbstzufriedenheit. Ja, daß solche Männer sich zu dieser Sache bekennen, ist wahrlich nicht ihre schlimmste Empfehlung. Aber ob sie im Stande sind, auch etwas Tüchtiges, Bedeutendes, Eingreifendes aus ihr zu machen, das bezweifeln wir, wir trauen's nicht einmal solchen Kräften zu. Nun ist aber das die Aufgabe, der eigentliche Zweck. Will der evangelische deutsche Kirchentag das religiöse Leben in Deutschland beleben, will der Gustav-Adolph-Verein evangelische Gemeinden, die der Unterstützung bedürfen, für die evangelische Kirche erhalten oder die Gründung neuer ermög-lichen, wie der Schweizerische Verein ein Aehnliches für die reformirte Kirche thut, so will die evangelische Allianz ein internationales Band für die Evangelischen werden und ihre getrennten Glieder in engeren Contact bringen, ein

Gemeingefühl in ihnen wecken und sie durch Einheit stark gegen die Aggressionen Rom's machen. Das ist nun ein recht schöner Gedanke. Man möchte denken, man habe ihn wirklich von den Gegnern selbst gelernt. Einheit macht stark, das ist die Signatur des Papstthums, wo Alles und Allerlei unter Einer Tiara sich birgt. Und allerdings—damit steht und fällt die römische Kirche. Als ein geschlossenes Ganzes, als eine compacte Macht steht sie ihren Gegnern gegenüber und bietet die Schlacht an, und sie erlaubt keinem ihrer Söhne nach eigener Willkühr Waffen für sie zu führen, und droht den Bann solchem Hel-denmuth nicht minder, als einst der römische Feldherr des eigenen Sohnes Leben nicht schonte, der wider den Befehl auf eigene Faust siegreich den Feind bekämpfte. Sollte es wohl auch so gehen auf protestantischer Seite? Wäre es nicht auch viel besser, unsere Gliedmaßen würden sich regen und nicht regen nach Befehl vom Prætorium aus, sey es in Berlin oder London, in Genf oder Wittenberg? Das sey ferne von uns, so lange wir noch einen Funken protestantischen Feuers in uns haben und unsere protestantische Freiheit uns noch lieb ist.

Man wird sagen, daß die Allianz auch gar nicht die Absicht habe, jene Concentration der protestantischen Kräfte zu bewirken, aber daß sie doch dazu dienen soll, die wesentliche, geistige Einheit der verschiedenartigen Glieder des Protestantismus zu bekräftigen, und dadurch jedes einzelne in seiner Stellung gegen den gemeinsamen Feind zu stärken. Wir unseres Theils hätten gar Nichts dagegen, wenn die protestantischen Mächte und Fürsten unter sich ein Schutz- und Trugbündniß schließen würden, um protestantische Freiheit mit concentrirten Kräften zu wahren und dadurch auch noch in unserem Jahrhundert zu zeigen, daß unter den Evangelischen ein thatkräftiges Gemeingefühl da ist und daß protestantische Brüder unter fremdem Scepter, wenn sie sonst als gute Bürger sich erweisen, nicht der Willkühr einer von römischen Priestern gedungenen Fürstengewalt preisgegeben seyn sollen. Wir denken, das würde wenigstens die gute Folge haben, daß das Princip der Toleranz mehr und mehr das leidige Zwangssystem einer Staatsreligion aus den Verfassungen der Völker verdrängen würde. Aber die Herren Diplomaten sind lange nicht warmblütig genug, um über die Intoleranz in europäischen Staaten intolerant zu werden. Nur der Sultan muß sich seltsamer Weise über das Schöne religiöser Duldung von ihnen instruiren lassen. Wenn Protestanten in Italien, in Frankreich, in Rußland gedrückt werden, wenn in Oestreich Priester, die von der Falschheit römischer Satzungen sich zum Licht des lautereren Evangeliums wenden, wie Wahnsinnige behandelt oder wie Verbrecher in Kerkerlöcher geworfen werden, so darf kaum die allerunterthänigste Bitte protestantischer Brüder aus fernen Nationen vor die Stufen des Throns gebracht werden, um als Gnade zu erbitten, was schon die bloße Humanität als einfaches Recht üben würde. Der König von Preußen sollte sich's etwa beikommen lassen, katholische Unterthanen so schonöde zu behandeln, wie in katholischen Ländern eine oft nicht so unbedeutende Minderheit von Protestanten behandelt wird und er würde Noth genug dafür bekommen. Die katholischen Cleriker reserviren den ersten Gehorsam

ihrem Glauben, welcher ist das Papstthum, und man weiß noch aus den Geschichten der Erzbischöfe von Köln und Freiburg, wie sehr das mit ihrer Bürgerpflicht und Unterthanentreue collidiren mag. Aber sie stehen fest, denn sie wissen, daß ihnen die Politik selbst zu Hülfe kommt. Wir sind weit entfernt zu wünschen, daß ein Religionskrieg aus einer neuen protestantischen Liga hervorgehe. Aber wenn die protestantischen Mächte mit etwas mehr Nachdruck auftreten würden, um dem Grundsatz der religiösen Toleranz mehr und mehr Eingang in allen Staatsverfassungen zu verschaffen, darüber würden wir uns freuen. Allein wer selbst noch Religionszwang übt und Kirche und Staat zusammenbindet, kann natürlich Toleranz nicht als ein bürgerliches Gesetz bei Andern fordern.

Die evangelische Allianz ist nun als eine durchaus freie Vereinigung in keiner Weise befähigt, dem Toleranzprincip Nachdruck gegenüber den Staatsgewalten zu geben. Gleichwohl will sie wenigstens den Gedanken ausdrücken, daß die einzelnen Glieder der protestantischen Familie sich gegenseitig achten und lieben, also unter sich, gegeneinander im vollen Sinne des Wortes tolerant seyen. Das ist die Basis, auf der die Allianz ruht. Das war es, was den für jeden schönen Gedanken leicht begeisterten König von Preußen anzog. Und daran fanden viele hundert Andere etwas rein Unverfängliches. Und unverfänglich ist die Sache auch, so lange es sich nur nicht um die praktischen Consequenzen handelt. Aber bei all' jener gegenseitigen Achtung ist's dem König von Preußen doch nicht lieb, wenn die Baptisten sich in der evangelische Kirche Preußen's anstellen und einnisten und wäre ihm ebenso wenig lieb, wenn die Methodisten oder die Congregationalisten und wer weiß welche Andere noch sich in Preußen eindrängen wollten. Und gerade so denken die meisten oder alle der an der Allianz beteiligten preussischen Staatspastoren, und wie die preussischen, so ihres Theils die württembergischen und badischen und so fort. Also an die Realität der wirklichen Zustände dürfen die Gedanken der Allianz nicht heran. Die Premissen giebt man zu, aber nicht die Consequenzen. Die Sache läuft also nicht auf ein kräftiges, praktisches Resultat hinaus. Es ist noch eine Blüthe ohne Frucht, doch vielleicht eine Weissagung auf spätere Zeit hinaus. Für jetzt aber ist's gewiß, daß sich eben auch an jener Inconsequenz herausstellt, daß namentlich die europäischen Continentalstaaten nicht reif sind für die reine Durchführung des protestantischen Freiheitsbegriffs, nicht reif für den Grundsatz der Toleranz, so wenig als die Kirche für die Union. Es ist kläglich anzusehen, wie manche denkende Leute sich in diesem Dilemma herum-drehen, und lieber zu den elendesten Sophistereien ihre Zuflucht nehmen, als es wagen, von traditioneller Ansicht sich frei zu machen und dem protestantischen, ja, evangelischen Princip die Ehre zu geben. So redet Prof. Stahl schön von Toleranz. Er giebt sie vom religiösen Standpunkt aus; aber was er hier gewährt, nimmt er von seinem staatlichen und staatskirchlichen Standpunkt aus wieder zurück. Es kann ihm bei seiner Ansicht von Toleranz nicht schwer werden, die Christenverfolgungen der römischen Kaiser und die Kreuz-

züge gegen die Albigenfer und Waldenser zu vertheidigen. Und was will es besagen, wenn er sich etwas zu gute thut auf das Paradoxon, das Christenthum sey seinem innersten Wesen nach intolerant? Es ist eben so wahr, daß wahre Toleranz nur aus dem Christenthum kommt. Nathan der Weise und ein toleranter Soliman können tolerant seyn, wenn der Eine kein rechter Jude und der Andere kein consequenter Muhamedaner mehr ist, sondern wenn und weil ein Geist des Indifferentismus aus ihnen weht, den man nicht in der Schule Christi kennen lernt, der aber ein Product unserer modernen, vom Christenthum freilich nirgends ganz zu trennenden Bildung ist. Der Geist ist ihnen untergeschoben; sie sind dabei tolerant nicht aus Religion, sondern aus Irreligiosität; der jüdische und muhamedanische Glaube ist einer nur noch moralisirenden, von positiver Religiosität losgerissenen Humanität gewichen. Indessen hat die Phrase, daß das Christenthum intolerant sey, so wenig Sinn als die, daß es tolerant sey. Das Christenthum ist Lehre und als solche ganz einfach Assertion, Behauptung. Als solches schließt es schlechtthin jede ihm widersprechende Behauptung aus. Lehrsätze können nie tolerant oder intolerant seyn, selbst wenn sie Toleranz oder Intoleranz lehren. Auf dem Gebiet der Logik ist von solchen Dingen nicht die Rede. Sofern ich mich nun mit der christlichen Lehre identificire, leugne ich eben damit unbedingt jede ihr zuwiderlaufende Ansicht oder Behauptung. Die Wahrheit kann nur Eine seyn. Bei diesem Entweder—Oder kann man von Toleranz gar nicht reden. Ueberhaupt giebt es eigentlich gegenüber von Meinungen, Ansichten, Principien gar keine Toleranz. Ich kann mich dagegen indifferent verhalten, mich um sie und ihre Wahrheit oder Unwahrheit nicht bekümmern; oder ich kann mich dazu neutral verhalten, mich zu einem Urtheil unfähig erklären; oder ich kann sie affirmiren oder negiren. Dagegen tolerant kann ich nur gegen Personen seyn und zwar eben, weil ich die von ihnen vertretenen Grundsätze für unwahr halte. Wozu denn sonst Toleranz? Ich unterscheide die Lehre und ihren Träger. Die Grundsätze, die ich als falsch erkenne, negire ich eben damit; ich kann ihnen durchaus kein Recht, keine Anerkennung gestatten. Ich habe selbst die Pflicht, das Falsche zu bekämpfen und für die Wahrheit zu zeugen, die Pflicht der Wahrhaftigkeit gerade auch gegen den Nächsten. Die Handlungsweise der Personen, die sich zu jenen falschen Grundsätzen bekennen, wird vielfach der meinigen zuwiderlaufen, aber ich lasse die Personen ihren Weg gehen, so lange ihr Benehmen nicht gegen die für das Bestehen der Societät, des Staates, der Kirche als unerläßlich, als allgemein gültig erkann-ten Gesetze verstößt. Im andern Falle verfallen sie dem bestehenden Gesetze. Mit ihren von mir negirten Grundsätzen kann ich mich nicht vertragen, aber ich tolerire, ertrage die Leute selbst und ihre Handlungsweise innerhalb jener unverletzlichen Grenzen. Ich übe gegen sie die Pflicht der Verträglichkeit. Toleranz ist Verträglichkeit besonders zwischen Religionsparteien und in Beziehung auf sie, obwohl sie auf vielen Gebieten Anwendung findet. Sie ist Duldung Andersdenkender, bei denen ich bei redlichem Willen einen Mangel besserer

Einblick und eine analoge Handlungsweise finde. Gegen den eigentlichen Lügner, Heuchler, Betrüger Toleranz üben, heißt ihm helfen. Eine andere Frage ist die nach der Art und Weise der Behandlung der Letztern, wo Verträglichkeit Sünde wäre.

Toleranz ist eine moderne Erscheinung. Wir suchen sie nicht auf dem Gebiete des Judenthums, auch nicht auf dem des Heidenthums. Wenn die alten Römer im Reiche alle möglichen Religionen duldeten, so geschah das aus politischem Egoismus. Ihre Toleranz war nicht ein Tragen der Widerwärtigen aus Liebe, sondern aus Nuzsucht. Zugleich lief bereits viel Indifferentismus mit unter. Die römische Kirche des Mittelalters hätte Toleranz für ein Laster erklärt, wenn sie den Begriff gekannt hätte. In ihrem Exclussivismus hielt sie nicht nur dafür, daß außer ihr kein Heil sey, sondern auch, daß Alles außer ihr Unheil sey, dem mit aller Gewalt begegnet werden müsse. Principiell ist sie noch dieselbe. Ebenso muß jedes Staatskirchentum intolerant der Natur der Sache nach seyn. Es knüpft bürgerliche Rechte an die Erfüllung kirchlicher Pflichten. Also verargt es Jedem das Abweichen von den staatskirchlichen Satzungen und Formen; es macht dieses Abweichen zu einem bürgerlichen Vergehen, während kein Zweifel seyn mag, daß die also Abweichenden Nichts thun, was das bürgerliche Leben als solches stören müßte und während sie vielleicht viel bessere, sittlichere Bürger sind, als Viele, die äußerlich dem Staatskirchentum sich accommodiren.

Aber hier ist der Punkt, wo die Staatskirchen-Regierungen gerade unserer Zeit von der Zeit und ihrem Geist vorwärts geschoben werden trotz alles Widerstrebens. Und so lange der Geist des Protestantismus wirkt in der Weltgeschichte, wird er auf Toleranz als ein allgemein-christliches Princip hindrängen trotz aller Verlegenheiten, die für Verfassungsformen im alten Styl sich daraus ergeben mögen. Es wäre interessant, dem Begriffe der Toleranz auch in heiliger Schrift nachzuspüren, würde uns aber hier zu weit führen. Im Wesentlichen geht er aus der Pflicht der Nächstenliebe überhaupt hervor. Näher wird er schon bestimmt durch die Forderung, daß wir Andern thun sollen, was wir wünschen, daß sie uns thun (Luc. 6, 31). Auch aus dem Worte Petri Apost.-Gesch. 10, 35 scheint er sich zu ergeben. Tolerant war auch der Synodalbeschuß Apost.-Gesch. 15, 28. 29. Und manche andere Stellen ließen sich beifügen. Aus dem protestantischen Princip des freien Gewissens, freier Ueberzeugung muß sich consequent die Toleranz ergeben. Der Staat wird von mir stets ein seinen Gesetzen entsprechendes Verhalten zu fordern haben. Aber wenn der Staat heutzutage noch sagt, du kannst ein guter Bürger seyn, nur wenn du die oder die bestimmte religiöse Ueberzeugung hast, so stellt er ein Princip auf, dessen Unwahrheit längst geschichtlich erwiesen ist. Wenn in Preußen Reformirte, Lutheraner, Katholiken und Juden gute Unterthanen sind, so steht man nicht ein, warum nicht Altkutheraner, Unirte, Baptisten, Swedenborgianer, Irvingiten, Herrnhuter es auch seyn sollten. Mit den Mormonen wäre es aus leichtverständlichen Ursachen schon ein Anderes. Sie machen sich schon durch

ihre Unsitte der Vielweiberei bürgerlich unmöglich. Jene Andern aber können den vollen Anspruch auf Toleranz machen, was in Hinsicht ihrer staatlichen Stellung nichts Anderes seyn kann, als völlige bürgerliche Berechtigung. Eben darum muß consequenter Weise auch einer religiösen Partei so viel Recht und Freiheit zukommen wie allen Andern, sobald sie dem Staat bürgerlich und sittlich unverfänglich erscheint. Die Schwierigkeit, diesen Grundsatz in's Leben einzuführen in europäischen Staaten, selbst wie Preußen, ist einleuchtend. So erscheint die Toleranz von Seiten einer staatskirchlichen Regierung etwa gegen eine kirchliche, kleine Secte noch als ein Gnadenact, während der Geist der Zeit, der bestehenden Verfassungsform vorausseilend, sie als ein einfaches protestantisches Recht fordert. Von diesem Gesichtspunkt aus ist in Amerika das Verhältniß des Staates zur Religion gefaßt. Unsere Verfassung duldet die bürgerlich unansößigen Religionsparteien nicht, sondern sie ist der mächtige Schutz ihrer Rechte, der Freiheit der Gewissen.

Es ist aber ein weiter Spielraum für Toleranz zwischen den Religionsparteien selbst. Der Staat mag sie für gleichberechtigt erklären. Unter sich stehen sie einander nach Lehre und Verfassung und Cultus vielfach entgegen. Jede will ihr Leben bethätigen, ihren Einfluß erweitern. An Reibungen wird es nicht fehlen. Da ist ein weites Feld für Beweissung der Toleranz; tausendfache Gelegenheit, Verträglichkeit zu üben. Was sich innerlich verwandt ist, wird dem Zuge der Affinität folgen. Was sich widerspricht, wird sich mehr abstoßen. Aber weder Bitterkeit noch falsche Höflichkeit ist etwas Tugendhaftes. Die Toleranz muß zwischen eintreten. Sie ist nicht denkbar, wo Eines an Andern Nichts zu achten, anzuerkennen vermag. Der Exclussivismus des Sectirers, der nur bei seiner Partei, sonst nirgends ein Gutes sieht, kennt Toleranz nicht. Der spiritualistische Fanatiker, der hierarchische oder dogmatische Formalist weiß von ihr Nichts, er will da und dort mit dem Unreinen, Bösen, wofür er so leicht die mit ihm nicht in Allem Harmonirenden hält, in gar keine Berührung kommen. Jede Toleranz ist ihm Indifferentismus. Aber was wäre unser Zustand, wenn diese abstoßende Kälte und Verdammungssucht die allgemeine Sitte unter den Religionsparteien würde? Es ist nicht zu erwarten, daß sie es wird, so viel auch an einigen Orten Neigung dazu vorhanden zu seyn scheint. Hier nun tritt die evangelische Allianz vor uns nicht nur als Ausdruck des Geistes der Zeit überhaupt, sondern als eine Erklärung der evangelischen Parteien, daß sie sich unter einander vertragen wollen, daß sie ihrer bedeutenden Differenzen wohl bewußt sind, sonst wäre ja Allianz gar nicht nöthig, daß sie aber dennoch sich achten und lieben können. In dem Punkte ist die Allianz ein Zeichen der Zeit, wenn wir ihr auch keine bedeutende Einwirkung auf unsere Zeit zugestehen. Daß sich eine neue Lebensgestalt der Kirche daraus bilden werde, daß die Einen von den Andern nach nationaler oder religiöser oder kirchlicher Seite viel lernen werden, daß ein Zusammenwirken verschiedenartiger Gaben, um an Krummacher's oratorische Leuchtkugeln zu erinnern, daraus sich ergeben könne, daran denken wir keineswegs. Das gegen-

seitige Gewährenlassen hat schon auf der Versammlung zu Berlin seine Schwierigkeiten gehabt. Es hat sie noch viel mehr in der kirchlichen Praxis, geschweige, daß aus dem Chemismus der differirenden Ingredienzien ein neues, höheres Product sich ergeben würde.

Auch die Unionfrage ist lebhaft im vorigen Jahre und besonders durch den deutschen evangelischen Kirchentag angeregt worden. Sie gehört überhaupt eigentlich nur Deutschland an und dem deutschen Staatskirchentum. Das ist eben das Dminöse an ihr von Anfang bis auf den heutigen Tag. Man wüßte in Deutschland so wenig als anderswo von Union, wenn nicht die politische oberste Gewalt auch hierin ihre Macht über die Kirche in Deutschland bewiesen hätte. Ein Fürst, der eine Art von summus episcopus über seine evangelischen Landesfinder ist, konnte leicht auf den Gedanken kommen, Lutheraner und Reformirte uniren zu wollen. Die Einheit des Staates gewinnt dadurch und das Kirchenregiment wird erleichtert. Auch waren damals die theologischen und selbst religiösen Zustände ganz geeignet, den Plan einer Union nicht nur leicht ausführbar, sondern selbst schön, lobenswerth erscheinen zu lassen. Aber wer die kirchlichen Zustände nur so leicht nach den theologischen Aspecten reguliren wollte, müßte wenigstens in Deutschland immer wieder zu großen Aenderungen sich bereit halten. Denn dort ist gerade der Wechsel in dieser Hinsicht das Stetige. Und überdies gehen zu gleicher Zeit oft sehr heterogene, antagonistische Richtungen neben einander her, da denn sehr schwer würde, nach dieser oder jener Seite hin den Ausschlag zu geben, und der Kirche dürfte wirklich vor ihren eigenen Freunden, dem Patienten vor seinen Doctoren bange werden. Wir hatten nebeneinander Orthodoxyismus und Pietismus; dann Supranaturalismus und Rationalismus; hierauf das Hegelthum und daneben das Schleiermacherthum; jetzt das Lutherthum und daneben den Unionismus. Und damit sind nur die großen Hauptparteien angedeutet, und die vielen bedeutenden Namen, welche allerlei Modificirungen der einflußreichsten Richtungen bezeichnen, übergehen wir ganz. Ja, in Deutschland hat nicht nur jeder Theologe, der einen Namen hat, seine besondere Ansichten, sondern so ziemlich auch alle diejenigen, die keinen Namen haben. Der Individualisationstrieb im Gebiet des theoretischen Geistes ist die rechte Signatur Deutschland's. Selbst auf römischem Gebiet hat es seinen Sailer, Wessenberg, Baader, Görres, Hermes, Günther und viele Andere, die ihre Individualität in die Rechnung selbst mit Rom bringen. Der Deutsche ist frei im Reich des Gedanken. Ihm diese Freiheit nehmen, heißt an seiner Natur sündigen. Ohne es recht zu wissen, kämpfen sie Beide für dies Naturrecht, die für die Union sind und ihre Gegner. Gleichwohl ist das vornweg die schwache Seite der Union, sie hat jene durch den objectiven Gang der Geschichte individuell ausgebildeten Kirchengestalten, Lutherthum und Reformismus, verwirren, ihr markirtes Relief verflachen wollen. Das ging nicht und das geht nicht.

Bis auf einen gewissen Grad ist es allerdings gegangen. Die alte orthodoxe Theologie war ausgelebt. Der Supranaturalismus suchte ihr zwar immer wieder auf die Beine zu helfen, aber sonderbarer Weise mit denselben Krücken, mit denen der Rationalismus auf sie losschlug. Es war im supranaturalistischen Glauben, dem der Verstand jetzt das Attestat gab, nicht mehr der ursprüngliche Naturgeist, mit dem er einst gewaltet hatte, und eben seine Stützen verriethen seine Schwäche. Es war ein Product der Reflexion, die Beiden dient, der These und der Antithese, dem Segen und dem Zersehen. Und zerseht war die Orthodorie längst; ja, die herrschende Theologie und Philosophie hatte sie längst als ein Ueberwundenes auf die Seite geschoben und da wurde nun eigentlich auf ein Neues in der Kirche hingearbeitet. Die Kantische Trilogie, das Postulat der praktischen Vernunft, trat an die Stelle des christlichen Dreieinigkeitsbegriffes; die „armen Sünder“ wurden gewaltig an ihre Tugendfähigkeit erinnert und die Kernwahrheiten der Reformation wurden nicht einmal als Schaalen und Formen für einen neuen Inhalt tauglich gefunden, sondern mußten weichen als läppische Lappen vor dem Glanze der neuen Aufklärung. Man weiß, wie da kirchlich regiert und gewirthschaftet wurde. Davon bleibt die Liturgie-, Gesangbuch-, Predigt- und Katechismus-Litteratur jener Zeit ein Denkmal auch ohne eines Wegscheider's Dogmatik. Freilich ging das Wort Göthe's in Erfüllung, daß Gott den Menschen also geschaffen habe, daß er sich in die Länge mit nichts Unfruchtbarem abgeben möge und man also nicht fürchten dürfe, der Unglaube werde die Herrschaft erben. Aber es stand wahrlich schlimm genug. Daher nahm es seinen langsamen Gang, bis die an Schleiermacher's Namen anknüpfende Vertiefung des theologischen Geistes der theologische Zug der Zeit wurde und die evangelische Religiosität sich wieder das Schriftwort und die Zeugnisse der reformatorischen Kirchenentwicklungsperiode assimiliren konnte. Da war aber der rationalistische Gegner noch im stolzen Harnisch, ja, er nahm eben gegen den „wieder aufstauenden Obscurantismus“ einen neuen Anlauf und zwischen Unglauben und Glauben drehte sich am Ende Alles kurzweg um die Frage: „Wie dünket euch um Christus—Wesh Sohn ist Er?“ So auf die allgemeinste Basis hin wurde nun unirt. Es ging, so fern und so lang das individuelle Leben der lutherischen und reformirten Kirchengestalt entkräftet war in der allgemeinen Ebbe des religiösen Lebens. Aber nachdem der Krankheitsproceß überwunden, viele fremdartigen Stoffe ausgeschieden waren, zeigte sich derselbe Individualisationstrieb, der einst die Unterschiede des Reformirten und Lutherischen gesetzt hatte, mit erneuter Stärke. Er zeigte sich, soweit das religiöse Leben sich mit der früheren Vergangenheit durch die wieder verstandenen, erfassten Mittel der Lehre oder des Cultus noch enger verbunden wußte, oder sich auf theologischem Wege der Forschung mit der älteren orthodoxen Periode vermittelte. Hier war es sehr gewagt, ja, völlig unberechtigt, wenn man unionistisch organistren und regieren wollte. Es war, um das Mindeste zu sagen, ungeschichtlich verfahren; statt des Alten, das einst hier gewurzelt hatte, ein Neues zu setzen. Es war eine unpolitische Maß-

regel der Politik in der Kirche. Man kann allerlei äußerliche Gründe beibringen für das Vortheilhafte der Union. Selbst der oft vorgebrachte Gedanke von der Pflicht, auf Einheit der Heerden Christi hinzuwirken, bleibt trotz seiner idealen Wahrheit gegenüber der Sachlage ein Aeußerliches, einer Abstraction, die durch kirchliches Regieren von oben her sobald kein Leben erhält. Gerade die bestbewaffneten Freunde der Union, die Tiefsten unter ihnen, haben nie behauptet, daß die Unterschiede des Lutherischen und Reformirten nur zufällige seyen, daß es sich nur um ein Paar divergirende Ansichten handle, sie sind es, die wissen, daß eine Lösung der Gegensätze nicht auf dem Wege zu erzielen ist, auf dem die Theologie vor und mit Schleiermacher ging, die sich größtentheils um dieselben gar Nichts bekümmerte; auch wissen sie, daß was jetzt positive Union heißt, jene Gegensätze mehr verdeckt als versöhnt. Von den noch unter der Flagge der Union segelnden ganzen oder halben Schleiermacherianern ist nicht nöthig, hier Etwas zu sagen.

Die Frage ist am Ende einfach die, ob Union aus einem wirklichen, tief gefühlten religiösen Bedürfnis hervorging oder ob sie nicht mehr eine Maßregel der Convenienz war. Das Erstere kann man doch kaum annehmen. Man würde damit sagen, die Reformirten waren mit ihrem Bekenntnis unbefriedigt und so die Lutheraner mit dem ihrigen; so suchten sie ein neues und fanden es in unionirendem Formular. Allein das ist doch nicht der Fall gewesen. Die Theologie freilich war mit den alten Bekenntnissen zerfallen, aber sie gerade war gar nicht befähigt, ein Besseres an ihre Stelle zu setzen. Das religiöse Leben aber hat an einer herrschenden Zeittheologie nicht gerade seinen genügenden Exponenten. Man gehe etwa in eine lutherische Gegend Deutschland's und nachher unter die Reformirten in Holland oder anderswo. Man lebe sich in unbefangener Beobachtung in Beides hinein und man wird von der Ansicht geheilt werden, als ob sich's nur um ein Paar dogmatische Lehrsätze handle. Man sagt, es finde sich in Deutschland selbst jene allgemeine Differenz des Geistes weniger zwischen beiden Religionsparteien. Das hätte doppelt vorsichtig machen sollen, ehe man unirende Maßregeln von außen her traf. Aber die geschichtlichen Verhältnisse, welche seit Jahrhunderten trennten, waren nicht anders zu machen und die kamen auch mit ihren Rechten, Verträgen, Ordnungen und Sitten in der Kirche in Anschlag. Die Unionsarbeit wollte Werk der Liebe seyn, Maßregel der Toleranz. Aber sie schlug in ihr Gegentheil um. Sie hat viel Zank und Streit erregt, ja, Druck und Verfolgung. Sie wollte Einheit schaffen und nun sehen wir drei Parteien, statt zwei. Sie wollte über dogmatischen Gegensätzen ein versöhnendes Neues geben, aber sie hat veranlaßt, daß dieselben ihre Spitzen schneidender wieder gegeneinander kehren. Sie wollte die Kirchenregierung erleichtern, aber sie hat sie erschwert, und diejenigen Kirchenregimente sind die glücklichsten, die mit ihr am wenigsten zu thun haben. Sie wollte das religiöse Leben auf die Centralpunkte des christl. Glaubens, auf gemeinsame Wahrheiten der obersten und praktischen Bedeutung lenken, aber sie hat dem Schaalen orthodoxistischen Zankgeist wieder neuen Im-

puls gegeben. Sie wollte die Gegensätze versöhnen, aber sie hat sie bald verdeckt, bald mit mehr oder minder klarem Bewußtseyn hier mehr zu Gunsten dieser, dort mehr zu Gunsten jener Partei entschieden. Uns ist kein Unionsformular vorgekommen, das nicht an einem dieser letzteren Gebrechen leiden würde. Kann man nun sagen, daß ein wirkliches tief und allgemein gefühltes religiöses Bedürfnis seine unabwiesbare Befriedigung durch die Union gefordert habe? Wird man glauben, daß das Anstreben jenes Zieles all' diese Opfer und Nachteile werth gewesen sey?

Das Alles hält uns keineswegs ab, von denen, die von Anfang an auf Union in der deutschen Kirche hingearbeitet haben, die Ueberzeugung zu hegen, daß ihr Streben aus der wohlmeinendsten Gesinnung hervorging. Und laßt uns nur nicht vergessen, was für Männer dafür gearbeitet haben. Nicht nur ein gottesfürchtiger König von Preußen oder ein Schleiermacher, sondern auch ein Hengstenberg, ein Tholuck, ein Nitsch und andere tüchtige Namen mehr. Und ferne sey es von uns zu vergessen, wie viel des Segens durch solche Unionsmänner auf die deutsche evangelische Kirche geflossen ist und noch fließt. Waren sie es nicht, die auf die religiöse Wiederbelebung des Vaterlandes am kräftigsten einwirkten? Die da den Schmachnamen Pietisten trugen, trugen auch am meisten die Fahne der Union. Und wahrlich dieser Pietismus war doch etwas Anderes, als eine gewisse Pietisterei selbst unter dem Rock lutherischer Orthodorie. Und sie haben auch auf wissenschaftlichem Gebiet in vortrefflicher theologischer Waffenrüstung dem Rationalismus campester vulgaris eines Paulus und Röhr nicht minder als seiner feineren species bei Strauß u. A. kräftigen Widerstand geleistet. Wenn aber Missionsanstalten aufblühten, wenn Bibelanstalten gegründet wurden, wenn man auf Kanzeln wieder das Kreuz Christi predigte und auf Buße und Glauben, auf Erweckung und Bekehrung drang, wenn wieder die alten Kirchensätze in Liedern, Liturgien, Katechismen hervorgezogen wurden, wenn der rationalistische Sauerteig auf Predigerseminaren und in Schullehrerbildungsanstalten tüchtig ausgefegt wurde, so sind die jetzt wegen ihrer Unionsliebe oft so unchristlich behandelten Männer, die die Welt und nach ihr die neuen Hyperorthodoxen als Pietisten brandmarken will, voran in der schweren Arbeit gewesen. Der neueste einseitige Dogmatismus ist aus dem unionsfreundlichen Pietismus herausgewachsen und er braucht sich der Herkunft gar nicht zu schämen, am allerwenigsten die Brüste mit Fäusten zu schlagen, die er gefogen hat. Ja, wir denken, es wäre ihm und seinem hochkirchlichen Zwillingbruder hier und da zu wünschen, daß er etwas mehr von der pietistischen Erbschaft behalten hätte, damit er nicht vergesse, um was es sich beim evangelischen Glauben und Bekenntnis auch ganz hauptsächlich handelt, nämlich um das Leben aus Christus in uns. Gewiß aber ist, daß das nicht an diese oder jene Partei des Glaubens als ein ausschließliches Privilegium übergeben ist. Und eben so gewiß ist, daß das Lob, das vielen Schildhaltern der Union aus einer bereits entschwindenden Zeit gebührt, auch Vielen zukommt, die der Union auch jetzt unter allerlei Ver-

Hältnissen dienen. Sie werden namentlich von manchen lutherischen Orthodoxen mit viel intoleranterem Geiste behandelt als die Reformirten und man kann nicht erwarten, daß sie dadurch der lutherischen Kirche näher gerückt werden. Es ist wahr, unter dem Titel unirt oder evangelisch birgt sich vielerlei; gerade wie unter dem Namen lutherisch und reformirt. Es ist aber auch kein Zweifel, daß allerdings für sehr Viele und namentlich aus den gebildeten Classen in Deutschland der Lehrgegensatz des Lutherischen und Reformirten seine Bedeutung verloren hat. Bei den Meisten liegt diesem Zustande Irreligiosität, Indifferentismus zu Grunde. Die Kirche ist für sie kein Object, der Glaube keine Größe mehr. Sie streuben sich jetzt gegen die oft unüberlegten, büreaukratischen Restaurationsversuche in der Kirche; sie mögen sich nicht hergeben, Etwas zu affectiren, was sie nicht sind. Aber diese Unkirchlichkeit ist kein Product der Union. Der Saamen dazu war früher gesät. Bei Andern aber ist allerdings ihr Unionssein wirkliche Sache ihrer religiösen Gesinnung und sie sind unirt aus Gewissen; sie können sich weder in Allem die lutherische noch die reformirte Lehre aneignen und huldigen einem gewissen Eklektizismus. Man wirft ihnen natürlich Religionsmischerei vor. Aber es sind so gewissenhafte Leute, wie manche Andere, die aus Gewissenhaftigkeit Lutheraner oder sonst Etwas sind.

Indessen deutet Alles darauf hin, daß an der Gegenwart am wenigsten zu uniren ist und zwar gerade, weil so viel und vielerlei zu uniren wäre. In diese Zerstückelung der Ansichten, dieses Chaos der Tendenzen, diese Widersprüche in den Principien, diese Willkühr des Verfahrens, diese Confusion unter den Hirten und Heerden eine Einheit, Unio zu bringen, wirklich, Niemand denkt daran. Unter den vielen protestantischen Parteien außerhalb Deutschland's, in England, in Nordamerika fällt es Niemand ein, mit Unionsprojecten aufzutreten zu wollen. Namentlich hält die englischen Protestanten überall ihr praktischer Takt von Versuchen ab, die vielleicht kaum reellen Gewinn bringen, während sie die höchste Gefahr für das religiöse Leben herbeiführen; sofern sie gerade das bewirken können, was sie entfernen wollen, Trennung, Streit. In Deutschland selbst ist unendlich viel zu thun, nicht Lutheraner und Reformirte zu uniren, sondern Lutheraner und Lutheraner, Unirte mit Unirten und sofort. Merkwürdig ist, daß gerade die der Union besonders Feindseligen, die Lutheraner der strengen Observanz, auch unter sich am meisten entzweit sind, und dies in der neuen Welt wie in der alten. Sie lassen einander Abweichungen der Ansichten da nicht so leicht hingehen und die theologische und kirchliche Debatte hat kein Ende. Das Seltsamste ist, daß die Einen den Andern das Verständniß des eigenen Bekenntnisses abstreiten und Andere, die für strict kirchlich und bekennnistreu gelten wollen, wieder sich erlauben, wo es ihnen gut dünkt, von den alten Symbolen abzuweichen, womit sie also gerade selbst thun, was sie den Unirten immer am meisten verargten. Man möchte fragen, wo ist denn der ächte, ungefärbte Lutheraner, was ist die lutherische Lehre? Und diese Verwirrung scheint von einer Lösung und Aufklärung noch ferne zu seyn.

So deutet Alles darauf hin, daß Union weder für die deutsche Kirche im Ganzen, noch für den Protestantismus überhaupt sich realisiren läßt. Wir müßten das tief beklagen, wenn die Seligkeit der Einzelnen oder die weltgeschichtliche Wirkung des Protestantismus im Ganzen von der Union abhängen. Das ist aber keineswegs der Fall. Der Protestantismus bringt die Individualität zu ihrem Recht und behandelt nicht Alles nach einer fertigen Kirchenschablone. Die individuelle Natur auszubilden in der Heiligungskraft der Wahrheit, des Wortes Gottes, ist die Arbeit des Christenthums an uns. Das Individuelle ist aber nicht bloß das Persönliche, sondern auch das ethnologische und andere Momente. Die Geschichte des Reiches Gottes läßt sich nicht meistern nach irgend einem einzelnen dieser individuellen Standpunkte. Zu wissen, daß in der weiten evangelischen Kirche daselbe Wort vom Kreuz gepredigt wird, lehrt mich, daß Gott auch überall in ihr die Seinen hat und kennet. Wo ich das glaube, da ist nicht Noth, daß ich in intoleranter Weise mich gegen Andere ereifere; aber eben deshalb ist mir auch meine Ueberzeugung, die individuelle Gestalt des Glaubens meiner Kirche werth und lieb und ich freue mich, dabei meiner Meinung gewiß zu seyn.

Soll also darum keine Union seyn? Als ob überhaupt Union schlechthin erst noch werden müßte oder sich durch Beschluß und Acten machen ließe. Eben die Gemeinschaft der Heiligen, an die wir glauben, ist eine Union, die um alle zeitlichen Kirchenschränken sich nicht zu bekümmern hat. Mag's in der protestantischen Christenheit auch da und dort Leute geben, die da meinen, nur bei ihnen sey das Heil, so bringen sie es doch nirgends bei Nüchternen zu irgend einer Bedeutung. Selbst stricte Puseyiten und stricte lutherische Symboliker sind meistens so gut christlich, daß sie sagen, wo immer man die freie Gnade Gottes in Christo predigt und glaubt, da wird man selig, sey's bei uns oder Andern. Sie glauben also nicht, daß nur sie den Weg zur Seligkeit predigen, Andere aber das Brod des Lebens vergiften; denn wie könnte sonst eine Seele dabei Leben und Seligkeit finden? Also glauben auch sie an jene Einheit der protestantischen Vielheit im Mittelpunkt der ganzen Lehre, der die *conditio sine qua non* ist gegenüber andern Punkten, wie bedeutend und wichtig sie immer seyn mögen. Da ist also eine unleugbare Unio im Princip und in seinen Wirkungen. Und eine Einheit in andern Beziehungen der Lehre und des Lebens unter allen Protestanten, die am apostolischen Symbol festhalten, nachzuweisen, ist so wenig nöthig, daß wir vielmehr sagen müssen, diejenigen haben saure Arbeit und müssen zu sehr gezwungenen, erkünstelten, kränklichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, welche es darauf ablegen, es zum Bekenntnißpunkt zu machen, das sie eigentlich mit den übrigen Gliedern der protestantischen Familie Nichts zu thun haben wollen und sich der Verwandtschaft schämen. Auch zeigt sich die innere Wesenseinheit unter den Protestanten an jenem allgemeinen Resultat, das für die Weltgeschichte und die Menschheit aus protestantischen Principien in Sitte, in Wissenschaft, in Kunst und in vielem Andern hervorging. Es ist trotz allen nationalen Differenzen im Wesentlichen daselbe. Wir nehmen an

dem allgemeinen Interesse der Menschheit denselben Antheil, fassen sie wesentlich aus denselben Gesichtspunkten auf, wir werden von denselben Zeiterscheinungen bewegt, so daß an dem Allem die innere Zusammengehörigkeit ebenso deutlich heraustritt, wie uns das Alles in Einer Linie vom römischen Kirchenthum scheidet. Und trotz der Verschiedenheit der Geschichte in den verschiedenen protestantischen Gebieten, trotz der Differenzen in der kirchlichen Organisation, in der Lehrform, in der Staatsverfassung, ja, im ganzen Nationalgenius tritt diese Einheit, diese innere Affinität mit Gewalt heraus. Um dies Alles sich nicht bekümmern, diese Einheit ignoriren und die ganze Frage der evangelischen Kirche auf die Spitze einiger Dogmen stellen, die man selbst wiederum nicht als die Seligkeit oder Unseligkeit bedingend hinstellt, das ist ein inconsequentes Verfahren. Aber es ist ebenso inconsequent, die Differenzen alle in ihren scharf hervorgetretenen Contrasten zu verkennen und die Geschichte, mit der sie so innig verwachsen sind, wie auf dem künstlichen Wege einer Treibhausentwicklung, mit Gewalt über sich selbst hinausführen zu wollen. Gerade unsere Zeit mit ihrer ganzen Gährung und Zerfahrenheit und mit ihrem entschiedenen Mangel an einer tieferen Erregung des religiösen Geistes bei dem übermächtigen Vorherrschen irdischer, weltlicher Interessen scheint am wenigsten geeignet, im religiösen und kirchlichen Gebiete umschaffend, neugestaltend zu wirken. Wer darum Union für ein anzustrebendes Ziel des kirchlichen Entwicklungsganges hält, der vergesse nur nicht, daß eine von außen her getroffene Maßregel, die ein Einerlei aus den protestantischen Contrasten schaffen könnte, noch lange nicht bringt, was er eigentlich will, nämlich die Einheit, und zwar Einheit nach innen und außen. Weit, sehr weit scheinen wir vor diesem Ziele zu seyn. Aber es giebt ein Wort in den Kämpfen der Geschichte, das über Allem steht und an das wir glauben wollen. Unter seinem Nachruf wird, was wir nicht machen können und die „Geschichte schreitet schnell“, ja schneller oft, als die eilenden Jahre.

Philadelphia.

W. J. M.

Der Kirchentag in Stuttgart.

Gewiß gern hatte der Lübecker Kirchentag die Einladung angenommen, welche so freundlich von Stuttgart aus an ihn gerichtet war, seinen Sitz einmal wieder in der Stadt zu nehmen, wo er bereits im Jahre 1850 getagt hatte. Zu lebendig war vielen Mitgliedern des Kirchentages die Erinnerung an die dort erfahrene christliche Gastfreundschaft und an den dort empfangenen Segen, als daß man nicht ein gleiches auch für diese Zusammenkunft vom Herrn und von den Menschen hätte hoffen und erwarten sollen. Nachdem bereits am

Montage, dem 21. September, sich eine große Zahl von Theilnehmern eingefunden hatte, wurden am Nachmittage einige freie Conferenzen abgehalten, von denen unten die Rede seyn wird. Am Abend vereinigten sich die Theilnehmer in einem öffentlichen Locale zu gegenseitiger Begrüßung. Nachdem man ein Lied gesungen, begrüßte Albert Knapp im Namen der hiesigen christlichen Gemeinde die Anwesenden, wünschte den christlichen Familien Stuttgart's den Segen, welchen der Apostel mit den Worten ausdrückte: Gastfrei zu seyn vergesse nicht, u. s. w. (Hebr. 13, 2) und ermahnte, daß ein jeder Theilnehmer nicht unterlasse, sich täglich vor dem Herrn zu demüthigen, auf daß Sein Segen auf den Verhandlungen ruhe.

Den Verhandlungen des ersten Tages, 22. September, ging voran ein Gottesdienst in der Stiftskirche. Die Predigt hielt Prälat v. Kapff über 1. Cor. 3, 16: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd und der Geist Gottes in euch wohnt?“ Der Prediger stellte die Frage: Was muß in und durch uns geschehen, damit wir eingefügt werden in den Tempel Gottes? und zeigte dann, wie der heilige Geist den Tempel Gottes baue 1) in der Kirche, 2) im Kämmerlein, 3) in der Gemeinschaft der Heiligen, 4) im Himmel oder der Vollendung des Reiches Gottes. Die hervortretendsten Gedanken der Predigt waren etwa diese:

1. An eine Gemeinde voller Mängel, wie man aus dem ersten Corintherbriefe sehe, schreibt Paulus: Wisset ihr nicht u. s. w. Einen ähnlichen Begriff der Kirche stellt die Confess. August. auf. Die Kirche schafft die Bausteine zum Tempel Gottes. Unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Das Unkraut darf uns nicht abschrecken; man soll darum aus der Kirche nicht ausgehen als aus einem Babel. Aber das äußere Kirchenthum kann nichts helfen gegen die Philister und Cananiter. Nicht schon die Ordination giebt eine Amtsgnade. Es gilt nicht den Amtsbegriff hervorzuheben. Dem Engel der Gemeinde zu Sardes ist gesagt: „Du hast den Namen, daß du lebest, und bist todt.“ Es gilt vielmehr: „Es sey denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“

2. Das Kämmerlein ist der Weg aus der äußeren Kirche zur Gemeinschaft der Heiligen, die Geburtsstätte wiedergeborener Herzen. Die terrores conscientiae, wie unsere Reformatoren es nennen, bezeichnen die neue Geburt. Da geschieht das größte Wunder, das Sterben des alten Menschen, das Auferstehen des neuen. Wir wollen in diesen Tagen über der großen Kirche des Kämmerleins nicht vergessen, wo sich jeder niederwerfen muß und Buße thun. Streiten, schreiben, reden ist viel leichter, als in dies Bußkämmerlein gehen.

3. Solche bauen sich zum geistlichen Hause. Ihnen gilt: „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten—und wir werden zu ihm kommen u. s. w.“ Wir müssen ohne Geräusch und Streit uns zusammenfügen zum Tempel Gottes. Woher nehmen wir das feuerbeständige Baumaterial? Aus dem Kämmerlein. Die Bausteine haben nicht einerlei Farbe. Mannigfaltigkeit ist nicht Widerstreit. Die Liebe muß ausgleichen, was im Glauben noch auseinander geht.

Damit soll der Glaubensmengerei jedoch nicht das Wort geredet seyn. Aber die Kirche verwechsle sich nicht mit der Wissenschaft. Es giebt fundamentale Artikel und nicht fundamentale. Im Allerheiligsten verstummen die Streitigkeiten. Heilig sind nur die Unionen über dem Grabe des alten Menschen. Concordia soll die Lösung des Kirchentages seyn, daß es von ihm heißen könne: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen.“

4. Alle Scheidewände der Kirchen sollen einmal noch fallen nach Gottes Verheißung. Alle Völker werden Ihm noch einträchtiglich dienen, zu der Zeit die Gott weiß. Aber große Gerichte werden noch vorher gehen. Wir müssen oft hinauf schauen zur triumphirenden Gemeinde. Möge dieser Kirchentag gesegnet werden wie die äußere Natur dieses Jahr.—

Nach dem Gottesdienste begab sich die Versammlung in die Hospitalkirche, wo Stadtdecan Mehl das Gebet hielt.

Präsident v. Bethmann-Hollweg: Der Kirchentag kehrt zum ersten Mal zurück zu seinem Anfange. Der Muth könnte uns entfallen, einen Kirchentag zu halten in einer Zeit des Streites und der Trennung. Aber dennoch sehen wir den Segen des Herrn. Die Verhandlungen des vorigen Kirchentages sind gedruckt und auch den höchsten Kirchenbehörden zugesandt, und von ihnen anerkennende Erwiderungen erfolgt, selbst von jenseit des Meeres. Die Berufung eines neuen Kirchentages habe eigentlich erst nach zwei Jahren stattfinden sollen; aber die Versammlung in Lübeck habe nicht darauf eingehen wollen. Es sey also der Beurtheilung des engeren Ausschusses anheimgestellt. Als nun aber die Einladung von Stuttgart kam, da mochten wir nicht länger widerstehen. In der Reihenfolge der zur Besprechung vorliegenden Gegenstände ward eine Aenderung vorgenommen.—Der engere Ausschuss empfängt das Vertrauensvotum, daß die Leitung auch jetzt wieder in seine Hände gelegt werde. Prälat v. Kapff wird dem Präsidium zugestellt. Hiernach wird der neunte evangelische Kirchentag für eröffnet erklärt.

Schriftliche Begrüßungen aus Genf, auch von der dortigen evangelischen Gesellschaft; von verschiedenen Kirchengemeinschaften in Nordamerika, namentlich von der Generalsynode der dortigen evangelisch-lutherischen Kirche, welche unter andern wünscht, daß den Auswanderern ein kirchliches Zeugniß aus der alten Heimath mitgegeben werden möge.

Pfr. Balette aus Paris: Gruß von dem Consistorium Augsb. Conf. und der deutschen Mission in Paris. Deutschland sorgt dafür, daß immer neue Deutsche nach Paris kommen. Indem wir für diese sorgen, sorgen wir auch für uns. Denn diese Deutschen wirken auf uns günstig oder ungünstig. Für die, welche dem Evangelio fern stehen, ist eine deutsche Mission nöthig. Diese Deutschen kehren zum Theil zurück und bringen mit, was ihnen in Frankreich eingepfist ist. Sie müssen es erfahren, daß es da deutsche Gnadenmittel giebt. Es gilt Christo in pauperibus (Germanis).—Nach dieser naiven und herzlichen Ansprache

Superint. Wöthe aus Victoria in Australien: Ich komme aus einer terra incognita, welche manche bloß für eine Verbrecher-Colonie oder eine Wüste halten. Aber es ist ein schönes Land und die geselligen Verhältnisse lassen bei uns nicht mehr zu wünschen übrig als die in Europa. Vor Auffindung des Goldes waren bei uns nur ein paar Colonien, jetzt ein ganz neues geordnetes Reich unter britischem Scepter. Auch dahin sind seit 1838 Deutsche ausgewandert, namentlich separirte Lutheraner; deutsche Dörfer sind gegründet. Sächsisch-lutherische Missionare nahmen sich ihrer an und gründeten deutsch-lutherische Gemeinden, welche 1851 in kirchliche Gemeinschaft traten, sich aber später in zwei Synoden getrennt haben, die gleichwohl beide am Concordienbuche festhalten, auch Kirchenzucht üben. Alle deutschen Prediger reichten nicht aus, als die reichen Goldfelder geöffnet wurden. In Victoria allein giebt es 25,000 Deutsche, aus Württemberg, Schlessen, der Lausitz, Pommern &c. In und bei Victoria wirken sieben evangelische Prediger und vier evangelische Schullehrer. 1856 ward die erste Synode von Victoria gegründet, die fest an der lutherischen Kirche und ihren Bekenntnissen hält. Zur Gründung dieser vielen Gemeinden haben auch Laien mitgewirkt und religiöse Schriften aus dem rauhen Hause. Die Synode hat mich mit Grüßen hierher gesandt. Auch bei uns werden die Verhandlungen des Kirchentages gelesen. Wir wollen einander auch in der Fürbitte gedenken.

Der Präsident verspricht dies im Namen der Versammlung.

v. Schwab aus Reval grüßt als Director der estländischen Bibelgesellschaft. Ebenso

Pfr. Schiller aus der Pfalz: Wir Pfälzer stehen nicht im besten Geruche, und verdienen es auch nicht besser. Die Generalsynode von 1818 hat alle Bekenntnisse abgeschafft und nur das neue Testament, aber vernünftig aufgefaßt, stehen lassen. Mit dem bekannten Lichtenbergischen Messer ohne Griff und Klinge haben wir uns einen neuen Christus geschnitten. Geistliche bei uns waren oft Vortänzer auf Bällen, kamen betrunken auf die Kanzel &c. Gott hat sich erbarmt, es ist anders geworden. Seit vier Jahren stehen wir wieder auf dem Bekenntnisse unserer Väter, haben wieder einen evangelischen Katechismus. In der Pfalz steht der Taufstein des evangelischen Bekenntnisses; von Speier datirt der Name Protestanten. Da steht eine baufällige Kirche; man wünscht eine bessere hinzusetzen.—Der Redner verliest einen poetischen Aufruf dazu.

Prälat v. Kapff hat im Auftrage des Ausschusses eine Adresse an die Evangelischen in Oestreich verfaßt, welche eine solche Ansprache bedürftig schien. Die Abfassung war nicht leicht. Es ist ein ganzes Büchlein daraus geworden, welches Kapff, damit die Versammlung darin ihren Sinn erkennen möge, von Anfang bis zu Ende vorliest. Die Versammlung ertheilt der Adresse ihre Zustimmung.

Verhandlung über die Heidenmission, vom Standpunkte der heimatlichen Kirche betrachtet.

Das Referat des Generalsuperint. Hoffmann, welcher persönlich zu erscheinen verhindert war, verliest an seiner Statt Herr Christ-Sarasin aus Basel: Die Mission unter alle Nichtgläubigen ist der Hauptzweck der christlichen Kirche. Diese besitzt allen Segen nur unter der Bedingung, daß sie nicht ruht, bis die ganze Menschheit ein Haus Gottes geworden ist. Viele Kirchenregimente sind lebendig geworden, auch viele Geistliche; aber noch nirgend sind diese die Ueberzahl. Darum kann die Kirche nur erst in ihren lebendigen Gliedern, noch nicht in ihrem äußeren Bestande das Missionswerk führen; wollte sie es jetzt, sie würde es damit tödten. Aber das soll nicht so bleiben. Die ganze Kirche soll missioniren. Die Bekehrung der heidnischen Nationalkirchen erfordert künftig eine solche Fülle von Kräften wie sie nur der Kirche als solcher inne wohnt.

Wie bleibt nun die Mission kirchlich, auch wenn sie nicht von der Geistlichkeit geleitet wird? Am sichersten, wenn sich die Geistlichen daran so viel als möglich beteiligen. Die Missions-Gesellschaften empfangen ihre Nahrung aus der heimatlichen Kirche. Zu Predigern vorbereitete junge Männer bieten sich dar zu Lehrern an Missions-Seminarien. Die Predigt vornehmlich ist Production der Heimathskirche. In so weit ist die Mission eine kirchliche. Die Frage ist aber, ob das, was die Mission zu pflanzen hat, das Resultat einer bestimmten geschichtlichen Kirche oder nur der apostolischen Kirche ist. Man verlangt, die Missionskirche solle mehr auf die Reformation hingewiesen werden: sie solle entweder lutherisch oder reformirt seyn. Müssen wir das? Ich sage Nein. In den Missionsanstalten soll der Unterricht an die Katechismen als norma docendi geknüpft werden. So ist es in Basel wie in Leipzig. — — — Ich beklage die Verschiedenheit nicht; nach Ziegenbalg's Vorgang wird in der ganzen Welt missionirt. In Calcutta besteht eine jährliche Conferenz von Missionaren aus wenigstens zehn Parteien. Hier könnte die evangelische Kirche lernen, daß es noch eine große gemeinschaftliche evangelische Kirche giebt. Soll aber dennoch auf die Symbole zurückgegangen werden, so ist das wichtigste darin die kindliche Anerkennung der heiligen Schrift als einziger Quelle der Wahrheit. Symbole sind brüderliche Erkennungszeichen. Sie sind nicht alle gleich geeignet, in der Heidenwelt Anknüpfungspunkte zu werden: die Augustana und der lutherische Katechismus verdienen den Vorzug. Aber man kann die theologischen Differenzen z. B. den Indiern nicht beibringen. Gewiß bedarf die indische Kirche oder die chinesische neuer Symbole gegen die gerade dort herrschenden Irrthümer. Man lasse deutsches Glaubensleben in seiner Fülle und Kraft überall hinwirken. Aber weder ein zweites England noch Schottland wird je am Jantsekiang oder Ganges herrschen. Die feinen Lehrbestimmungen und die liturgischen Formen werden dort keinen Anklang finden.

Zurück zur heimatlichen Kirche. Diese empfängt vielleicht mehr Segen zurück, als sie ausströmt. Das beweist der Name innere Mission. —

Was soll das Siegel unseres Zeitalters seyn? Daß, so wenig als ohne Hingabe des Herzens der Einzelne Christo angehört, eben so wenig die Kirche im Ganzen ohne diese Bedingung Christo angehört: also Union und Mission. Der nächste Zeitraum wird dann das Siegel haben: Christokratie in allen Ständen. — Bei der Mission fragt sich's nicht, ob man Lust habe, sich daran zu betheiligen: als evangelischer Christ muß man es.

Mit welchen Mitteln muß nun die Mission gefördert werden? 1) Durch das Gebet, das öffentliche liturgische. Was ich aber bete, das muß ich thun. 2) Durch Sendung der Boten, namentlich auch Candidaten etwa auf zehn Jahre. Wie ängstet sich aber die Kirchenbehörde, wenn es gilt, einen Missionair in der Heimath als Pfarrer anzustellen! — Deutschland ist die Mutter der gesunden Mission (Halle). Daher sind die Männer der Glaubenskraft gekommen, welche nach Grönland und Ostindien gingen. Deutsche versuchten ganze Nationen zu gewinnen. Mußten sie auch scheitern, so ist doch ihr kühner Muth nicht verloren. Das evangelische Deutschland mag sich darauf rüsten, daß es einst seine Arme weit öffnen muß, um die Hunderte von Millionen Heiden an's Herz zu nehmen. — Hierauf stellt Ref. folgende Thesen:

1. Die Kirche stirbt, wenn sie nicht missionirt.
2. Die Kirche muß diese Aufgabe zur Zeit noch freien Gesellschaften überlassen.
3. Die Verschiedenheiten der Missionsgesellschaften ist kein Schade für die heidenchristliche Kirche.
4. Das kirchliche Bekenntniß muß bei der Mission wirken, aber nicht mit Verpflichtung.
5. Die deutsch-evangelische Mission muß nur die apostolische Urkirche pflanzen wollen.
6. Die künftigen Heidenkirchen werden nicht bloße Abbilder der bei uns bestehenden, sondern neue Kirchen werden.
7. Die Kirchenregimente thun noch nicht genug für die Sache.

(Wir erlauben uns dagegen nur die Fragen: Wo gegenwärtig die apostolische Urkirche zu finden sey? Ob Luther oder Calvin u. s. w. etwas anderes als eine Zurückbildung der römisch-katholischen Kirche zur apostolischen, so weit es überhaupt möglich war, beabsichtigt haben? Ob derjenige z. B. ein Lutheraner sey, welcher in der Lehre der lutherischen Kirche starke Abweichungen von der apostolischen Lehre findet?)

Hr. Barth aus Calw: Theses 3 und 5 scheinen einander zu widersprechen. Wenn die Missionsgesellschaften jede ihre eigenthümlichen Lehren verbreiten wollen, so wird das Ideal der apostolischen Kirche dort nicht verwirklicht werden. Es ist behauptet, draußen sey von Differenzen wenig die Rede. Daß ist nicht ganz wahr. Auch die Einigkeit der Missionaire ist nicht ganz so vorhanden. Die Verweigerung der Abendmahlsgemeinschaft unter ihnen beweist das Gegentheil; ebenso die Verweigerung der Kanzel an Dissenters. Eine Missionsgesellschaft stellt den Grundsatz auf, man müsse die Kaste in Indien toleriren, die andere das Gegentheil; das muß unter den Heiden

nachtheilig wirken. Zweitens ist behauptet: Jeder, der nicht an der Mission arbeitet, ist hinter seiner Zeit zurückgeblieben. Manche werden sagen, sie seyen für das Missioniren, aber sie billigen die Art und Weise nicht, wie es geschehe. Denen sage ich: Ihr seyd mit uns überzeugt, daß missionirt werden soll. Aber ihr missionirt nicht. So thut es doch auf eure Weise. Seyd ihr zu wenig dazu, so schließt euch an den großen Haufen an. Oder fangt als ein kleines Häuflein an, wenn ihr Glauben habt. Auch die Apostel waren nur zwölf.—Drittens: Namentlich die Geistlichen sollen mitwirken an der Missionsfache, nicht bloß durch Missionsfeste, sondern auch durch Haltung von Missionsstunden, alle vier Wochen oder vierzehn Tage. Die lebendigen Glieder der Gemeinden sollen dazu gesammelt werden, daß sie für die Mission nicht nur durch Geld, sondern auch auf den Knien arbeiten. Wir können nicht zurück. Denn wo wir zurückweichen, da tritt die römische Kirche in unsere Fußstapfen. Wir müssen unser Gebiet erweitern, denn die römische Kirche hat mehr Mittel, Opferwilligkeit und fordert weniger zum Christwerden. Daher müssen wir, um nicht erdrückt zu werden, sondern zu wachsen, Mission treiben.

Dr. Sander aus Wittenberg: Das endliche Ziel aller christlichen Kirchenentwicklungen ist gewiß eine Zeit, wo es anders aussieht als jetzt. Aber folgt daraus, daß wir das, was uns durch die Jahrhunderte überliefert ist, jetzt hingeben? Das Missionswerk ruht auf der Kirche. Darum ist es nicht einerlei, ob das oder das gelehrt wird. Jeder wird doch sagen: Ich halte meine Confession für den adäquatesten (wenn auch nicht schlechthin adäquaten) Ausdruck der biblischen Wahrheit. Das muß man auch den Heiden wünschen. Wenn alle Heiden kommen und anbeten, dann werden sie, jedes Volk in seiner eigenen Gestalt, erscheinen. Aber eine geheiligte Natur werden sie in's Reich Gottes hinein bringen. Jedoch kann das schon heute seyn? Werden die kirchlichen Fragen schon heute sich bei ihnen in neuer Gestalt darstellen? Wir dürfen unsern jetzigen provisorischen Zustand nicht noch provisorischer machen. Es ist hier behauptet worden, die Rechtfertigung durch den Glauben werde nicht mehr Lösung der evangelischen Kirche seyn. Aber das Wort vom Kreuze muß ewig unser Symbol bleiben. Dann werden wir auch apostolische Weitherzigkeit bekommen, nach dem Worte Pauli: „Wenn nur Christus gepredigt wird.“ Aber unsere Confessions-Streitigkeiten erbärmlich zu nennen dagegen muß auf's ernstlichste protestirt werden.

D.-C.-N. Nisch: Aus zu großer Zeitigung der Vereinigung zwischen der Kirche und den Missions-Gesellschaften käme manches Uebel, z. B. die Ansicht, es sey nicht der richtige Weg, einzelne Seelen zu fangen, man müsse im Großen arbeiten. Dabei verkümmert man ein großes historisches Gesetz. Der erste deutsche Missionair sagte beim Abgange nach Trankebar: Wenn ich nur eine Seele bekehre, so ist mein Weg nicht umsonst. Man findet Gebildete und Ungebildete, die keine deutliche Kenntniß vom Missionswesen haben. Darum sollten wir in der evangelischen Kirche das Ephyphantasfest (6. Januar) als ein allgemeines Missionsfest feiern.—Wir könnten schon etwas dafür schöpfen

aus dem evangelischen Kalender. Unsere Alten hatten für jeden Tag einen Namen, aber es sind meist todte Namen für uns. Es muß Gemeinden in den Gemeinden geben; solche entstehen vermöge eines Lebensgesetzes. Das wird auch noch lange so bleiben müssen. Also ist die kirchliche Behandlung der Mission jetzt noch unzeitig.

Dr. Stertag, Abgeordneter des Baseler Missionsvereins: Mit Recht ist behauptet: die Kirchenbehörden sollten noch mehr für die Mission thun. Im Württembergischen werden uns Candidaten des Predigamtes willig zu Missionairen und Lehrern abgetreten. Aber die mit gebrochener Kraft zurückkehrenden fallen auf die Missionsgesellschaften. Sollen diese, die alles geopfert haben, von den beschränkten Mitteln einer Missionsgesellschaft allein abhängen? Auch hier hat die württembergische Kirchenbehörde etwas gethan. Aber es werden mehrere kommen. Eine Schwierigkeit für die Anstellung zurückkehrender Missionaire im Pfarramte liegt allerdings in der mangelhaften theologischen Bildung der meisten. Aber ist die Laufbahn der Missionaire nicht auch eine hohe Schule? Wenn die Kirchenbehörden so das Missionswerk mit stützen, so wird die Zuversicht der Missionaire wachsen.

C.-N. Dörner: Die Einwendungen von Sander erledigen sich leicht, wenn die von Barth beseitigt sind. Letzterer findet einen Widerspruch zwischen Theses 3 und 5. Aber Th. 3 meint wohl, daß die Confessionen der alten Welt aus ihrem Glauben heraus missioniren. Thesis 5 aber, daß diese Differenzen nicht das Kreuz Christi verhüllen dürfen. Der Herzpunkt evangelischen Glaubens muß auch im Heidenlande bleiben. Aber mit der confessionellen Treue der Einzelnen ist sehr wohl vereinbar, daß sie nicht aggressiv verfahren. Auch kann es dort nicht darauf ankommen, die confessionellen Spizen, wie Sander wünscht, hervorzuheben. Ich empfehle die Annahme der Thesen.

Missionair Müller aus Indien bestätigt, daß nicht die Differenzen über Lehrpunkte es sind, was die Herzen der Heiden fesselt, sondern die einfache Lehre vom Kreuze. Wo man sich auf Lehrstreitigkeiten legt, ist die Arbeit eine geschwächte.

Christ=Sarasin findet den Kern der Thesen in der sechsten.

Der Präsident empfiehlt Abstimmung über die Thesen. Dagegen macht Prof. Hengstenberg auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam, auf der einen Seite: Gottes Wort und Lutheri Lehr vergehen nun und nimmermehr, auf der andern Seite die Dogmen Product der Zeiten und der Nationalitäten, wandelbar, im steten Flusse begriffen. Eine gemischte und unvorbereitete Versammlung verkenne ihre Stellung, wenn sie über einen solchen Gegenstand abstimmen wolle. Ueberhaupt aber seyen in Glaubenssachen Abstimmungen bedenklich, Majoritäten ohne Bedeutung.

D.-C.-N. Stahl schließt sich dieser Ansicht an: Leider läuft bei dem Referenten alles auf den Gegensatz zwischen Confession und Union hinaus. Wir glauben, daß das Lutherthum der beste Schritt zur apostolischen Kirche ist.

Der Kirchentag beruht eben darauf, daß beide Parteien, die confessionelle und die unionsfreundliche, sich gegenseitig bestehen lassen.

Die Versammlung erklärt sich gegen die Abstimmung.

Am Abende dieses Tages ward das Oratorium „Israel in Aegypten“ von Händel durch den Verein für classische Kirchenmusik unter Leitung des rühmlich bekannten Musikdirectors Dr. Faist aufgeführt. Darnach, wie gewöhnlich, freie Vereinigung in einem öffentlichen Locale.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

An Introduction to the study of Philosophy with an outline treatise on Logic, by Rev. E. V. GERHART, D. D., President of Franklin and Marshall College. Philadelphia. 1858.

Aus dem guten Empfange, welchen dieses Werk von den verschiedensten Seiten her bei der englischen Presse bereits gefunden hat, müssen wir den Schluß ziehen, daß es als eine wirkliche Bereicherung der englischen Litteratur von Solchen angesehen wird, die mit ihr namentlich in Beziehung auf Philosophie des Geistes besser bekannt sind als wir selbst. Die darin enthaltene freie Reproduction des Werkes über formale Logik von Professor Joseph Beck muß sich durch ihre Klarheit und Kürze als ein vortreffliches Lehrbuch für den Gebrauch an höheren Bildungsanstalten von selbst empfehlen. Beck's Werk hat, wie auch seine Psychologie, weite Verbreitung auch in Deutschland gefunden. Wir wundern uns nicht, daß amerikanische Kritiker dem hier gegebenen, zum Unterricht vortrefflich geeigneten Compendium der Logik ihren Beifall schenken. Mehr war uns auffallend, daß wir noch nicht mehr Ausstellungen gegen den ersten Theil des Werkes von dieser Seite her zu vernehmen hatten. Denn die ganze Einleitung Dr. Gerhart's, welche mehr als die Hälfte des ganzen Werkes einnimmt, scheint uns jenem stillen, dem englischen Philosophiren meistens zu Grund liegenden Gesetze, nämlich den Locke'schen Principien der Metaphysik oder genauer den Resultaten seines Kriticismus der Erkenntnisthätigkeit directe entgegenzulaufen.

Das Wort Einleitung in das Studium der Philosophie ist ein sehr Vieles umfassender Begriff. Zunächst wird derselbe die Idee der Philosophie zu erörtern haben. Von da aus wird ein doppeltes denkbar seyn. Entweder wird eine Einleitung in das Studium der Philosophie mehr den praktischen Gesichtspunkt verfolgen und die Bedeutung des ernstlichen, philosophirenden Forschens für den denkenden Geist und für die Wissenschaft in allen ihren Gebieten beleuchten. Sie wird philosophische Studien aufweisen als ein wesentliches Element der Bildung und sie wird zeigen, daß alle Wissenschaften ohne letzte und oberste Gesichtspunkte, die allein der Philosophie im engeren Sinne des Wortes zu entnehmen sind, nur atomistisch sind und ihnen die innere Einheit fehlt. Denn es bleibt Aufgabe der Philosophie, alle Wissenschaften als die Gliederung eines Organismus erscheinen zu lassen, in dem sich nichts Anderes darstellt, als die organische Einheit des Universums der Natur und des Geistes, reflectirt im Geist, in forschendem

und combinirendem Denken. Oder aber wird eine Einleitung in das Studium der Philosophie sich mehr den unmittelbaren Vorfragen der Philosophie zuwenden, also der Frage nach dem Gesetze des Denkens selbst oder der Kritik alles Erkennens. Da wird das Denken dem Denken selbst zum Object und zwar nicht nach dem Gesichtspunkt eines formalen Processes und seiner Gesetze, sondern nach dem Verhältniß des Erkennens zum Erkannten, des Denkens von seinem Inhalt oder des Ich zum Nicht-Ich. Von hier aus allein kann die Philosophie eines wirklichen Besitzes sich versichern und entscheiden, was für sie da ist und was nicht, und ebenso das ganze Gebiet ihrer Verhätigung nach seinen inneren organischen Differenzen unterminiren. Eine Einleitung geht darum noch nicht über in eine Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

Dieses Alles findet seine Berücksichtigung in der vor uns liegenden Arbeit Dr. Gerhart's an den geeigneten Orten. Ja, sie geht über diese weiten Grenzen selbst noch hinaus und zieht Parallelen zwischen dogmengeschichtlichen Erscheinungen und zwischen charakteristischen Phasen der Entwicklungsgeschichte der Philosophie; diese Parallelen haben ihr Interesse darin, daß sich an theologischen Fassungen der Lehre von der Person Christi, also auf religiösem Gebiete, die Versuche des philosophischen Denkens, das Verhältniß des Realen zum Idealen zu fassen, reflectiren. Man kann diese Parallelen mit allen Punkten des dogmatischen Systems ziehen. In jeder dogmatischen Lehrbestimmung läßt sich eine im Hintergrund liegende Totalauffassung des Verhältnisses von Gott und Welt, eine allgemeine Geistesrichtung nachweisen. Was Dr. Gerhart aber zunächst will, ist die Behauptung, daß nur von einem richtigen christologischen Standpunkt aus ein richtiges System der Metaphysik überhaupt sich construiren lasse. Wenn wir auch sächlich mit ihm hierin harmoniren, d. h. in Christus das ausgesprochene Geheimniß des Weltganzen als Idee und als Geschichte im Glauben annehmen, so können wir uns doch nicht verbergen, daß dies Postulat als ein Lehrsatz aus der Theologie hier in Mitten philosophischer Vorfragen als ein Deus ex machina erscheint und eine petitio principii tritt ein, die nur durch eine nachfolgende Demonstration ihrer inneren, wissenschaftlichen Nothwendigkeit berechtigt erscheinen könnte. Um aber nur an einem Beispiel zu zeigen, daß es bei einem seynsollen Centralpunkt philosophischen Erkennens nicht nur ankommt auf sein denkend vermitteltes Gesetztwerden als Centralpunkt, sondern auch auf folgerichtige, principielle Beherrschung aller Zweige des wissenschaftlichen systematischen Organismus von ihm aus, so würden wir die Frage stellen, wie sich aus dem postulirten christologischen Princip, wie immer es die Einseitigkeiten in der Bestimmung des Verhältnisses des Göttlichen zum Menschlichen auch vermeiden möge, etwa das Princip der Philosophie des Schönen, der Aesthetik ableite. Ohne die Nachweisung dieser Tragkraft eines philosophischen Princips in die ganze Gliederung des Systems hinein steht dasselbe unvermittelt da und kann eben darum noch nicht als wissenschaftlich fruchtbar angesehen werden. Damit aber bleibt es dennoch fest, daß es von bedeutendem Werthe ist, den Offenbarungscentralpunkt versuchsweise in's Verhältniß zum Denken zu setzen und zu erinnern, daß es der innere Widerspruch selbst ist, in Christus die Wahrheit zu haben, aber diese Erkenntniß völlig als ein todttes Capital neben der sonstigen denkenden Weltbetrachtung liegen zu lassen. In dieser Hinsicht sind die kurzen Andeutungen des vor uns liegenden Werkes von allem Werthe. Sie selbst machen auch nicht den Anspruch, die Lösung zu geben. Sie deuten aber mit allem Recht auf das größte universalgeschichtliche Factum als auf das Problem und auf den Schlüssel der Weltgeschichte und des Universums zugleich.

Sey es aber noch bemerkt, daß wir gar nicht so verstanden seyn wollen, als protestirten wir gegen das Hereinziehen der Christologie in den Bereich des Philosophirens überhaupt. Alle Philosophie hat es am Ende mit der Erklärung des Seyenden zu thun. Dahin gehört nun auch das weltgeschichtliche Factum des Gottmenschen. Aber es steht da vor uns als ein ebenso unerklärliches Factum wie das Seyn der Welt überhaupt. Das Seyn der Welt

aber macht sich der Geist denkend zu eigen ohne irgend ein anderes Medium als die Apperception und die ihm selbst einwohnenden Ideen. Aber nicht also verhält es sich mit dem Factum der Menschwerdung. Denn es bleibt eben dem denkenden Geist ein Postulat, ein nicht auf logischem Wege Ermitteltes. Es gewinnt Realität für uns durch den Glauben. Wie wir durch die Seelenthätigkeit mittelst der Nerven der äußeren Welt unmittelbar bewußt werden, sie in den Geist versetzen, so bemächtigen wir uns der Offenbarungswahrheit durch ein höheres Geistesorgan, den Glauben, den als unmittelbare Gewißheit uns auch Niemand streitig machen kann, aber welcher Realität eben nur hat für die des Glaubens mit uns Theilhaftigen. Ein äußeres Wissen reicht da nicht hin. Darum mag man aber auch wohl beiden Gebieten ihre Besonderung lassen; das eine vom Standpunkt der natürlichen Erkenntnis aus, wäre Philosophie, die sich sogar die positive Religion zum Gegenstand machen kann, ohne deshalb jenen Glauben dazu mitzubringen. Das andere, konstruierend von jenem Glaubensstandpunkt religiöser Intuition aus, heiße Theosophie. Denn in Eins lassen sich beide nicht verschmelzen. Und ob ihre Vermischung wissenschaftliche Klarheit fördere, muß man bezweifeln. Die Frage: wie kann Gott und Mensch in einer Persönlichkeit vereint seyn, bietet der philosophischen Weltbetrachtung nur ein neues Problem, nicht geringer als das des Verhältnisses des Idealen und Realen überhaupt.

Natürlich behalten wir bei der vor uns liegenden Arbeit den Zweck derselben im Auge. Sie ist berechnet auf philosophische Anfänger und sie giebt ihnen, obwohl mancher anthropologische, psychologische und metaphysische Punkt nur allzukurz berührt werden konnte, in klarer Sprache und scharfen Distinctionen der Begriffe sehr viele höchst wichtige Winke und bahnt den Weg zum Studium der formalen Logik, die den zweiten Theil des Werkes bildet, auf vortreffliche Weise, während sie zugleich die nöthigsten Resultate der Erkenntniskritik giebt und die bedeutendsten Richtungen, die das philosophische Denken nahm, ohne zu einer befriedigenden Weltanschauung zu führen, charakterisirt. Besonders müssen wir uns mit dem entschieden theistischen Standpunkt des Verfassers einverstanden erklären. Den Gottesbegriff an sich, ohne Beziehung der Christologie in ein rein philosophisches Werk, hätten wir gerne genauer erläutert gesehen und wir erinnern hier an das, was wir im „Kirchenfreund“ 1856, October, S. 356 ff. bei Gelegenheit der Recension einer andern philosophischen Schrift sagten.

Der zweite Theil des vorliegenden Werkes, die Logik, von Prof. Beck, ist längst als ein für den Unterricht vortrefflicher Leitfaden anerkannt. Das dem angehenden Jünger der Weltweisheit besonders trockene und drückende Material ist hier auf sein Kürzestes zurückgebracht, ohne daß ein Wesentliches übergangen wäre.

Kirchenchronik.

Evangelische Allianz.—(Schluß.)—Achte Sitzung, Dienstag Vormittags, den 15. September.—Tagesordnung: Wie haben sich die evangelischen Christen bei dem aggressiven Verfahren der römisch-katholischen Kirche zu verhalten? Berichterstatter Prof. Schenkel und Prof. Heppe. Jener constatirt zuerst, daß die römische Kirche allerdings aggressiv verfare nach ihren Principien und den Umständen der Zeit. Es sey Pflicht der evangel. Kirche dagegen, mit allen erlaubten Mitteln ihre Wahrheit zu vertheidigen. Betreffend diese Mittel sey zu nennen treues Halten

am evangel. Bekenntnis; die evangel. Christen sollen nur rechte Glaubens-, Bibel-, Gemeinde-Christen seyn; im Abwehren gegen die Römischen solle man namentlich Liebe zu den einzelnen Römisch-Katholischen zeigen, fleischliche Waffen meiden; jeden gewaltsamen Angriff der römischen Kirche solle man als gemeinsame Sache der evangel. Christenheit betrachten; Hilfsvereine unter den Evangelischen in der Diaspora sollen sich bilden, alle evangel. Christen überhaupt sich enge zusammenschließen.—Man sang unter dem frischen Eindruck des Vertrages: Und wenn die Welt voll Teufel wär' u. s. f.—Prof. Heppe giebt den einzelnen evangel. Christen in Berührung mit der römischen Kirche den Rath, einfach durch That und Leben zu zeigen, daß sie Christen seyen ohne Rom; auch, daß der evangel. Glaube die ganze Heilsgewißheit gebe, die der römische Glaube nicht gebe, obwohl er's behaupte; endlich gegen jede Aggression die ganze Macht der Liebe Christi aufzubieten.—Noch traten andere Redner über den Gegenstand auf und dringen besonders auch auf aggressives missionirendes Wirken von Seiten der Evangelischen gegen die römische Kirche, wozu für Italien und Südfrankreich die Hülfe des Gustav-Adolph-Vereins beansprucht wird.—

Neunte Sitzung.—Tagesordnung: Mission unter Juden und Heiden. Dr. Cappadose aus dem Haag will die Gewißheit der herrlichen Zukunft Israels und den Segen, den seine Wiederherstellung der Welt bringen werde, ergetisch darthun. Seiner oft buchstäblichen Fassung prophetischer Worte stellen sich viele Bedenken entgegen, aber die Rede, wenn nicht stets überzeugend, kam doch aus Ueberzeugung und wirkte durch ihre Lebendigkeit und Wärme. Ueber den Stand der Mission unter Israel berichtet sofort Pastor Reichardt aus London; er sieht es als den Hauptsegen jener Mission in der Gegenwart an, daß man in Israel nicht mehr blind wie einst am Talmud hängt, sondern forscht, denkt, auch das neue Testament liest.—Zu kurz kam die Sache der Heidenmission. Doch wurden Berichte und Grüße von verschiedenen Feldern des Missionsgebietes erstattet.—

Zehnte Sitzung. 16. September.—Nach einer geschichtlichen, juristisch-biblischen Begründung des Rechts des evangel. Bekenntnisses spricht Prof. Plitt aus Heibelberg über die religiöse Freiheit. Darüber wohl am meisten Verschiedenheit der Meinung unter den Versammelten. Die Deutschen im Allgemeinen waren für bedingte religiöse Freiheit, mit Schattirungen zwischen Dr. Krummacher und Prof. Plitt und Schenkel; die Engländer und Amerikaner für unbedingte. Die Baptisten fanden Anlaß, sich über ihr Verhalten zu deutschen Landeskirchen apologisirend zu äußern. Prof. Plitt spricht als das Wesentliche aus, daß wer in seinen religiösen Beziehungen sich durch sein Gewissen abhängig von Gott weiß, darum in diesen Beziehungen auch frei seyn soll von menschlicher Autorität; Jeder soll darum das Recht haben, Gott nach seinem Gewissen, auch wenn es irre, zu dienen allein oder mit Andern, auch seinen Glauben zu verbreiten, vorausgesetzt, daß dadurch die Wohlfahrt des Staates oder die öffentliche Moralität nicht gefährdet werde; das Wort Gottes sey nicht gegen, sondern für religiöse Freiheit; ihr rechter Gebrauch schade weder dem Wohl der Kirche noch des Staates und es sey zu wünschen und zu beten, daß ihr großes Princip bald überall volle Anerkennung finden möge.—Den vielen Stimmen gegenüber, welche für religiöse Freiheit redeten, hob Dr. Krummacher hervor, daß der preussische Staat nun eben einmal nicht ein religionsloser, sondern ein christlicher sey; darum beschränke er nicht individuelle Gewissensfreiheit und übe Duldung, aber gemäß der heiligen Pflicht die in ihm bestehende Kirche zu schützen gegen das Eindringen gottwidriger Lüge fordere er von jeder neuen Religionsgemeinschaft zuerst Legitimation, ob sie auf dem Grund der Wahrheit stehe. Man solle doch die bestehenden Verhältnisse berücksichtigen und in Deutschland nicht amerikanisiren und anglicanisiren wollen.

Elfte Sitzung.—Es wurden noch Berichte über die Missionsthätigkeit in der Türkei und Griechenland gegeben, die aber wenig Neues, Unbekanntes darboten. Auch bringen Repräsentanten verschiedener evangel. Vereine die Grüße dieser an die Allianz.

Zwölfte Sitzung. 17. Septbr.—Pastor Cairns hält einen anziehenden Vortrag in Deutsch über den wahrscheinlichen Einfluß, welcher die Vereinigung deutscher und britischer Christen auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiete auszuüben vermag. Er gedenkt seines Lehrers Meander, zu dessen Füßen er vor 13 Jahren saß und des Umschwungs der Dinge seither. Vom Zusammenwirken von Deutschen und Briten erwartet er gegenseitige Bereicherung der theolog. Erkenntniß; beide Theile kennen sich gegenseitig nicht genug; so sey die ausgezeichnete alte Litteratur der Episkopalkirche und der Puritaner in Deutschland keineswegs gehörig bekannt. Auch ein gegenseitiges Durchbringen der theologischen Geistesrichtungen sey zu erwarten; ein Austausch sey denkbar durch den jedem Organismus eigenen Assimilationstrieb. Eine friedliche Fortbildung der Theologie sey auf dem gemeinsamen, biblischen und praktischen Glaubensfundament zu hoffen, ohne daß in-differentistische Vermischung herrsche, denn das Eigenthümliche Deutschland's und England's sey in seinem Rechte; wichtiger sey noch das praktische Zusammenwirken, von dem für äußere und innere Mission, für das Schulwesen, für die Förderung der religiösen Freiheit u. A. viel zu hoffen sey.—Andere Redner folgen mit Bekräftigungen des Vernommenen. Nach Merle d'Aubigné's Vorschlag wird beschloffen, zur Förderung der Zwecke des Bundes eine Erklärung der Versammlung an die evangel. Christen Deutschland's zu erlassen und eine populäre Ausgabe der Verhandlungen zu veranstalten.—Pastor C. A. Berkholz aus Riga berichtet über den Zustand der evangelischen Kirche Rußland's; Dr. Seefeltz, Prof. an der neuerrichteten evangel.-theolog. Facultät zu Pesth, über die staatliche Stellung, das Unterrichtsweisen, die Schwierigkeiten der evangel. Kirche Ungarn's; Prof. Chapuy aus Lausanne bringt Grüße aus der franz. Schweiz; Pastor Meier aus Lyon berichtet über die evangel. Christen und besonders auch die Deutschen in der franz. Diapora und bittet für sie um Unterstützung; Past. Jackson berichtet im Namen der englischen Committee über einige wichtige Geschäftsangelegenheiten.—Past. Garver aus der luther. Kirche Nordamerika's meldet, daß viele Prediger derselben der evangel. Allianz ihre Theilnahme schenken; er beklagt den Mangel an deutschen Predigern und die grenzenlose Unkirchlichkeit der Masse der Deutschen in den Verein. Staaten; Gott wolle der Kirche viele Männer geben, wie sie einst der sel. A. S. Francke ausgesendet habe und durch welche die luther. Kirche Nordamerika's sey gegründet worden.

Dreizehnte Sitzung.—Auf der Tagesordnung standen die deutschen Zustände. Sie schildert Past. Kunze in großen und groben Zügen mit starken Licht- und Schattenseiten. Ueber die Zustände besonders in Westdeutschland spricht Past. Göbel aus Coblenz; über Baden und theilweise Württemberg Past. Ledderhose; Einiges über die zu hoffende Wiederauferstehung der evangel. Kirche Böhmen's theilt Past. Nowotny aus Niesky mit.

Die Schlußrede hielt Dr. Krummacker; er wirft einen Blick auf das, was in der Versammlung geschehen ist und auf die denkbaren Nachwirkungen. Er dankt noch allen Einzelnen, die mit Rath und That sich dieser Zusammenkunft annahmen und erzieht den Segen Gottes besonders auch über das preussische Königshaus. Der König war bei dieser Schlußsitzung selbst gegenwärtig. Zuletzt sang die ganze Versammlung stehend, unter Orgel- und Posauenschall, das Lied: Nun danket Alle Gott! Dies soll der ergreifendste Moment gewesen seyn.—Den Schluß bildete die Feier des heil. Abendmahls im Saal der Brüdergemeinde. Nur etwa ein Drittel der Versammlung soll sich dabei theilhaftig haben.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

Mai 1858.

No. 5.

Lebensbilder aus der Kirche des Alterthums.

Zweiter Artikel.

Justin der Märtyrer und die Apologeten.

Auf die apostolischen Väter, welche noch mit den Aposteln persönlich bekannt waren, folgen in der Reihe der alten Kirchenlehrer die sogenannten Apologeten um die Mitte des zweiten Jahrhunderts. Sie tragen diesen Namen, weil ihre schriftstellerische Thätigkeit hauptsächlich der Vertheidigung des Christenthums gegen die Angriffe der Heiden und Juden gewidmet war. Sie unterscheiden sich von den apostolischen Vätern durch größere Bildung und Gelehrsamkeit. Denn es waren meistens ursprünglich Philosophen und Rhetoren, welche nach ernster Forschung im männlichen Alter zum Christenthum übertraten und in ihm Befriedigung für Geist und Herz fanden. Ihre Schriften athmen dieselbe Begeisterung und denselben kühnen Zeugenmuth, welcher die Confessoren und Märtyrer jener Zeit befeelte.

Unter diesen Apologeten ist Flavius Justinus, mit dem Zunamen „der Philosoph und Märtyrer“, der älteste und bedeutendste. Er wurde gegen Ende des ersten oder im Anfang des zweiten Jahrhunderts in der griechisch-römischen Colonie Flavia Neapolis, dem alten Sichem in Samarien (jetzt Nablus), geboren und im hellenischen Heidenthum erzogen. Er selbst erzählt uns, wie er alle Systeme der heidnischen Philosophie voll Wahrheitsdurst studirte und sich aneignete, aber in keinem derselben volle Befriedigung fand. Zuerst ging er zu einem Stoiker, dann zu einem Peripatetiker, dann zu einem Pythagoräer in die Schule. Zuletzt warf er sich dem Platonismus in die Arme und glaubte, dem Ziele aller Philosophie, nämlich dem Schauen Gottes, nahe zu seyn, als ein scheinbarer Zufall seinem Leben eine neue Wendung gab. Er traf nämlich auf einem einsamen Spaziergange am Gestade des Meeres, während er tief in Gedanken versunken war, mit einem ehrwürdigen christlichen Greise (manche vermuthen ohne Grund, es sey Polykarp gewesen) zusammen, ließ sich mit ihm in ein Gespräch über Philosophie und Religion ein und wurde von ihm im Vertrauen auf alle menschliche Philosophie wankend gemacht und auf

die Schriften der Propheten des alten Testaments verwiesen. Er verschaffte sich dieselben, las sie mit größtem Eifer und fand in ihnen bald die allein wahre und untrügliche Philosophie, welche auf dem festen Boden göttlicher Offenbarung beruht. Zugleich suchte er den Umgang der Christen, deren frommer Wandel und kühner Todesmuth ihm schon früher Bewunderung abgenöthigt hatte, und ließ sich von ihnen in der evangelischen Geschichte und Lehre unterrichten. So wurde er etwa in seinem dreißigsten Lebensjahre unter der Regierung des Kaisers Hadrian aus einem begeisterten Platoniker ein gläubiger Christ. Auch für Tatian, Theophilus von Antiochien und andere Apologeten waren die Propheten des alten Testaments die Brücke zum christlichen Glauben in Verbindung mit der Beobachtung seiner praktischen Früchte unter seinen damaligen Bekennern.

Nach seiner Bekehrung widmete sich Justinus mit Leib und Seele der Vertheidigung der christlichen Religion, die damals immer mehr die Aufmerksamkeit der Behörden des römischen Reiches auf sich zog, und nicht nur mit Feuer und Schwert, sondern auch mit allen Waffen der Verläumdung und des Spottes verfolgt wurde. Er hatte keinen festen Wohnsitz, auch kein eigentliches kirchliches Amt, sondern wanderte als lehrender Evangelist oder als christlicher Philosoph im Osten und Westen umher. Bald finden wir ihn in Ephesus, bald in Rom. Er behielt, ähnlich wie Aristides, Athenagoras, Tertullian und andere alte Kirchenlehrer, seinen Philosophenmantel* bei, um desto leichter philosophisch-religiöse Gespräche in den Schulen, auf den Straßen und Märkten anknüpfen zu können. Denn im Alterthum wurde der Unterricht großentheils gesprächsweise und unter freiem Himmel erteilt. Sobald er früh Morgens, so erzählt er selbst, auf einem öffentlichen Spaziergange erschien, kamen mehrere mit dem Gruße auf ihn zu: *φιλόσοφε χάρως*, d. h. Philosoph sey gegrüßt! In Ephesus suchte er den Juden Tryphon und dessen Freunde für den christlichen Glauben zu gewinnen. Meistens aber verkehrte er mit gebildeten Hellenen.

Zuletzt wirkte er zum zweiten Mal in Rom. Hier widerlegte er einen cynischen Philosophen, Namens Crescens, einen bitteren Gegner des Christenthums, in einer öffentlichen Disputation. Dadurch erregte er aber seinen unverföhnlichen Haß. Crescens stiftete eine Verfolgung gegen ihn an und erreichte sein Ziel. Justin wurde mit noch sechs anderen Christen um das Jahr 166 von der heidnischen Obrigkeit als Christ verurtheilt, grausam gezeißelt und hingerichtet. Freudig und unerschrocken, wie im Leben, zeugte er auch im Angesicht des Todes für die Wahrheit und bewies durch sein eigenes Beispiel die Standhaftigkeit, welche er so oft an seinen Glaubensgenossen gerühmt hatte. Seine letzten Worte waren: „Wir wünschen nichts mehr, als für unsern Herrn Jesum Christum zu leiden. Denn das giebt uns Heil und Freude vor seinem furchtbaren Gerichte, vor welchem alle Welt erscheinen muß.“

* *τρίβων, τριβώνιον, pallium.*

Mit seinem mündlichen Zeugniß verband Justin eine ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit, welche dem Gebiete der Apologetik und Polemik, besonders der ersteren angehört. Wir haben von ihm noch drei sehr interessante und wichtige apologetische Werke. Einmal eine Vertheidigung des Christenthums gegen die Angriffe der Juden in der Form eines Dialogs mit dem Juden Tryphon (*Dialogus cum Tryphone Judæo*). Sodann zwei Vertheidigungen des Christenthums gegen die Angriffe und Verläumdungen der Heiden. Von diesen ist die erste oder größere Apologie im Jahre 139 geschrieben und an den Kaiser Antoninus Pius gerichtet; die zweite oder kleinere stammt aus den Jahren 161 bis 166 und war für die Prüfung des Kaisers Marcus Aurelius bestimmt, der die Christen mehrmals trotz seines liebenswürdigen Charakters blutig verfolgte. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß diese Kaiser von solchen Schriften Notiz nahmen. Ihr Hauptwerth besteht auch gar nicht darin, daß sie die Heiden zu einem anderen Verfahren stimmten und der Verläumdung und Verfolgung der Kirche ein Ende machten, sondern darin, daß sie das Selbstbewußtseyn der Christen über ihre eigene Religion entwickelten und uns noch heute einen treuen Spiegel von ihrem Glauben und Leben in jener merkwürdigen und bedrängten Zeit liefern.

Justin's Schriften versehen uns sehr lebhaft mitten in die Zeit der Christenverfolgungen und unter die zweite oder dritte Generation der Kirche nach dem Abscheiden der heiligen Apostel. Sie zeugen überall von seiner begeisterten Liebe zum Evangelium und von seiner unerschrockenen Freimüthigkeit in der Vertheidigung desselben gegen alle Feinde von außen her, sowie gegen alle Entstellungen von innen. Justin war ein Mann von großer Belesenheit, enormem Gedächtniß, regem Forschungstrieb und manchen tief sinnigen Ideen, obwohl ohne kritische Schärfe. Er schrieb einen gewandten und lebendigen, aber etwas breiten und nachlässigen Styl. Er ist der erste unter den Kirchenvätern, der classische Gelehrsamkeit und platonische Philosophie in die christliche Theologie einführte. Er sah im Platonismus manche Anklänge an das Evangelium und leitete dieselben theils aus der fragmentarischen saamenstreuenden Offenbarung des göttlichen Wortes vor seiner Menschwerdung,* theils von einer Bekanntschaft mit den mosaïschen und prophetischen Schriften ab, die sich aber freilich gar nicht nachweisen läßt. Christus war ihm die absolute Vernunft † und das Christenthum die allein wahre Philosophie. § Die Erkenntnisquellen seiner Theologie sind theils die lebendige kirchliche Tradition, welche ihn ja noch durch zwei oder drei Mittelglieder mit dem apostolischen Zeitalter verknüpfte, theils die heilige Schrift, aus welcher er am häufigsten, und zwar meist aus dem Gedächtniß, die alttestamentlichen Propheten (nach der griechischen Uebersetzung der Septuaginta) und die „Denkwürdigkeiten der Apostel“, ¶ d. h. unsere vier kanonischen Evangelien citirt. Ausdrücklich erwähnt er auch

* *λόγος σπερματικός.* † *ὁ πᾶς λόγος.* § *μόνη φιλοσοφία ἀσφαλῆς τε καὶ σύμφωρος.* ¶ *ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων.*

die Offenbarung Johannis. Dagegen nimmt er merkwürdiger Weise, ähnlich wie der Pastor Hermae, nirgends namentliche Rücksicht auf die Briefe Pauli, obwohl sich mehrfache Anklänge an dieselben nicht verkennen lassen, und sein ganzer Standpunkt gegenüber dem Judenthum offenbar nicht ebionitisch, sondern wesentlich paulinisch ist. Es läßt sich aus diesem Stillschweigen um so weniger ein dogmatischer Schluß ziehen, da in seinen ächten Schriften überhaupt keiner der Apostel und Evangelisten mit Namen genannt, sondern immer auf Christus und im Allgemeinen auf die „apostolischen Denkwürdigkeiten“, d. h. die Evangelien zurückgegangen wird. Seine Exegese des A. T's ist durchaus messianisch-typologisch und findet nach dem Geschmade der Zeit selbst in den unbedeutendsten Umständen Weissagungen und Vorbilder auf Christum. Die beste Ausgabe seiner Werke mit Einschluß der zweifelhaften und unächtigen ist die, welche Dr. Otto, jetzt Professor an der protestantischen Facultät zu Wien, vor einigen Jahren zu Leipzig besorgt hat.

Hippolytus und die Polemiker.

Auf die Apologeten folgen die dogmatischen Polemiker gegen Ende des zweiten und im Anfang des dritten Jahrhunderts. Ihr Hauptverdienst besteht in der Entwicklung und Rechtfertigung der Schriftlehre und des Kirchenglaubens im Kampfe mit dem Gnosticismus, dieser großartigsten und merkwürdigsten Irrlehre oder Complex von Irrlehren, welche die Geschichte kennt. An der Spitze dieser Polemiker steht Irenäus, ein Schüler des Polykarp und Bischof von Lyon, der um das Jahr 170 ein höchst werthvolles Werk gegen den Gnosticismus schrieb. Da wir aber diesen Kirchenvater bereits in einem früheren Bande des Kirchenfreundes (für 1852) zum Gegenstand eines Artikels gemacht haben, so übergehen wir ihn hier, und führen statt dessen den Lesern seinen Schüler Hippolytus vor, der in den letzten sechs oder sieben Jahren die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in ungewöhnlich hohem Grade auf sich gezogen hat.

Ueber dem Leben und Wirken des Hippolytus hat lange ein geheimnißvolles Halbdunkel geschwebt, bis ein glücklicher litterarischer Fund auf dem Berge Athos in Griechenland a. 1842 mehr Licht darüber verbreitet hat. Die Nachrichten der Alten über ihn sind sehr confus, selbst darüber, ob er Bischof oder bloß Presbyter, und wo er es war. Die römische Kirche verehrt ihn als einen Heiligen, ohne zu ahnen, daß er im neunzehnten Jahrhundert als Ankläger gegen sie auftreten werde. Der spanische Dichter Prudentius um 400 besingt seinen Märtyrertod, den er in die Nähe von Rom verlegt, wo er, mit bitterer Anspielung auf seinen Namen und auf den mythischen Hippolytus, den Sohn des Theseus, von wilden Roffen zu Tode geschleift worden seyn soll. Prudentius sah auch seine unterirdische Grabkapelle an der Via Tiburtina, wo sein Martyrium abgebildet war.

Zum Jahre 1551 wurde bei dieser Kapelle unweit der Basilika des römischen Protomartyrs Laurentius eine sehr verstümmelte, vielleicht schon aus dem dritten

oder vierten Jahrhundert herrührende Marmorstatue aufgefunden, die jetzt in der vaticanischen Bibliothek ist und den Hippolytus, mit dem griechischen Pallium und der römischen toga bekleidet, auf einem Bischofsstuhle darstellt. Dunsen giebt in seinen Werken über Hippolytus ein treffendes Abbild davon. Auf der Rückseite der cathedra findet sich die von ihm herrührende Ostertafel für 16 Jahre (222—238) und ein Verzeichniß seiner Schriften, welches für die Untersuchung über die litterarische Thätigkeit dieses Mannes von Bedeutung ist.

Eine neue noch viel wichtigere Entdeckung aber wurde in unseren Tagen gemacht, indem nämlich eines seiner Werke selbst, und zwar ohne Zweifel sein werthvollstes, a. 1842 auf dem Berge Athos in Griechenland aufgefunden und a. 1851 zum ersten Mal zu Oxford, obwohl irrtümlich unter dem Namen des Drigenes, herausgegeben wurde. Wir meinen nämlich die sogenannten Philosophumena, oder „Widerlegung aller Häresen“. Es ist jetzt fast allgemein zugestanden, daß dieses Buch nicht von Drigenes, wie der erste Herausgeber, Dr. Miller, meinte, auch nicht von dem römischen Presbyter Cajus, wie Dr. Baur behauptet, sondern von Hippolytus herrührt, da dieser nach alten patristischen Zeugnissen wirklich ein Werk adversus omnes hæreses schrieb, und da sich der Verfasser der Philosophumena ausdrücklich zu einem Buche über das All (*περι του παντός*) bekennt, welches auf dem Sessel der oben erwähnten Hippolytus-Statue als ein Werk des Hippolytus aufgeführt wird.

Die Philosophumena sind jedenfalls nächst dem antignostischen Werke des Irenäus die dogmatisch-polemische Hauptschrift der vornicänischen Kirche und verbreiten viel Licht nicht nur über die alten Häresen und die Entwicklung der Kirchenlehre, sondern auch über die Geschichte der Philosophie und die Zustände der römischen Kirche im Anfang des dritten Jahrhunderts. Der Verfasser beschuldigt nämlich die Päpste Zephyrius und Kallistus (198—222) der Begünstigung einer laxen Bußdisciplin und der patristischen Irrlehre. Besonders dem Kallistus, der anfangs, wie es scheint, ein Sklave, dann ein Banquier war, Bankrott machte, sich selbst umzubringen suchte, verbannt, dann zurückgerufen und auf den römischen Bischofsstuhl erhoben wurde, wirft er, wenn auch mit leidenschaftlicher Uebertreibung, allerlei Dinge vor, welche beweisen, daß das Verderben des römischen Stuhls und der energische Widerstand dagegen in's graueste Alterthum hinaufreicht. Hippolytus stand an der Spitze dieser Opposition und eiferte besonders für strenge Kirchenzucht, ähnlich wie früher Tertullian und später Novatian.

Aber nicht nur als Zeuge gegen Rom, sondern auch als Zeuge für die Richtigkeit des Evangeliums Johannis tritt dieses Werk plötzlich aus dem Schutte der Jahrhunderte auf und wirft damit den ganzen Hypothesenram über den Haufen, welchen die skeptische Tübinger Schule, Dr. Baur an der Spitze, gegen „dieses zarte rechte Hauptevangelium“, „dieses Herz Jesu Christi“ aufgehäuft haben. Denn nachdem diese Tübinger Kritiker im neunzehnten Jahrhundert zuversichtlich behauptet haben, daß das vierte Evangelium erst um die

Mitte des zweiten Jahrhunderts von irgend einem genialen Anonymus verfaßt worden sey, erscheint plötzlich dieser uralte Bischof von Portus Romanus mit wiederholten Citaten aus diesem Evangelium auf dem Kampfplatz und beweist unwiderleglich, daß daselbe nicht nur zu seiner Zeit, d. h. gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, sondern schon drei Generationen vor ihm als ein Werk des Apostels Johannis gebraucht wurde. Denn er führt unter Anderem auch zwei johanneische Citate aus den Schriften des gnostischen Irrellehrers Basilides an, der um das Jahr 125 zu Alexandria blühte, also noch ein jüngerer Zeitgenosse des Evangelisten war! Wenn die Lebenden den Herrn und sein Wort verkünnen, so müssen die Steine von Niniveh schreien und die großen Todten aus dem Grabe als Zeugen dafür auftreten.

Mercersburg, Pa.

P. S.

Die gegenwärtige religiöse Bewegung.

Zu dem Neuen, was uns die Tagesgeschichte bringt, gehört auch die uns von allen Gegenden unseres Landes her zu Ohren kommende Nachricht von einer ungewöhnlichen religiösen Bewegung und Erregung unter unserem Volke. Wir lesen zwar jeden Winter und besonders immer gegen den Frühling hin Berichte über Erweckungen in einzelnen Gemeinden an diesen und jenen Orten in den denominationellen Blättern. Diesmal will es scheinen, als sey nicht blos ein Strichregen da und dort, sondern ein allgemeiner Landregen der Gnade gefallen. Von allen Seiten her, aus allen Benennungen kommen Berichte einer höchst günstigen Sinnesänderung, die schnell bei Hunderten, ja Tausenden stattgefunden haben soll. Und was das Auffallendste ist, gerade die größten Handelsstädte des Landes sind am meisten von dieser religiösen Erregung afficirt, als ob bei der Stockung anderer Geschäfte die Religion das Geschäft, daran der Geist sich bethätigt, geworden wäre. Und doch ist kein Jonas gekommen, um wie einst in Niniveh Buße den Tausenden im Namen des Herrn zu predigen. Wir sehen große Volksmengen täglich um die Mittagsstunde in den geräumigsten Hallen und Sälen versammelt. Man kommt und geht in Stille, man singt und betet und hört kurze Ermahnungen, Bekenntnisse, Bitten und Fürbitten; Kaufleute, Politiker nehmen die Leitung der Versammlungen wie die Prediger. In vielen Kirchen finden des Nachmittags tägliche Betstunden statt; Abends werden Predigten gehalten und es möchte scheinen, daß alles Andere gegenüber dem Interesse der Religion in den Hintergrund getreten sey.

Ein Zustand dieser Art, welche pathologische Diagnose man auch über ihn stelle, ist in hohem Grade merkwürdig und zwar in psychologischer und

nationaler Hinsicht nicht minder als in religiöser. Er verdient alle Beachtung, ob man ihn nun überhaupt für ein gutes Zeichen ansetzt oder für ein böses.

Bornweg kann man nur sagen, daß man allerdings für eine rechte und ächte und dabei weitgreifende, allgemeine religiöse Erweckung, in der Gegenwart namentlich, Gott nicht genug danken könnte. Wenn die jetzt herrschende Bewegung von solchem Charakter ist, so dürfen wir einfach sagen, daß sie zu keiner gelegeneren Zeit hätte kommen können. Wir haben eine gründliche religiöse Belebung, eine Erweckung zu einem geheiligteren Leben im höchsten Grade nöthig. Denn was von Religiosität unter uns cursirt, ist leider nicht eben von besonderem Gewicht und beläuft sich tausendfach nur auf ein Compliment gegen den Himmel, mit dem man aber im übrigen nicht sonderlich enge vertraut ist, während man mit der Welt auf dem besten Fuße lebt. Mit andern Worten—wir haben viel Religiosität, aber verhältnismäßig viel zu wenig Moralität; viel frommen Schein, aber viel zu wenig „Kraft eines gottseligen Wesens“. Wir können es uns nicht verbergen, daß Ungerechtigkeiten und Betrügereien aller Art auf eine so furchtbare Weise unter uns im Schwange gehen und eine so erschreckende Rücksichtslosigkeit gegen Recht und Billigkeit unter uns beinahe überall in hohen und niedern Kreisen herrscht, daß wir es wie eine Spottrede vernehmen, daß man uns eine fromme Nation heißt und uns glauben machen will, wir haben es so viel weiter gebracht und seyen so viel besser, als andere Nationen. Es gehört dazu freilich besonders nach den Enthüllungen des letzten Jahres, die sich in gewissem Sinne in der jetzigen religiösen Aufregung fortsetzen, ein starker Glaube. Aber gewiß ist, daß für eine gründliche, radicale Sinnesänderung sich da ein weites Feld findet, wo viel Böses hinaus-, viel Gutes hereinzuschaffen wäre.

Allgemeinere Erweckungen sind nun gar nichts Unerhörtes in der Geschichte des Reiches Gottes. Sey hier besonders an die Wirksamkeit des Täufers Johannis erinnert; ebenso an den großen Segen des ersten Pfingstfestes. Namentlich aber wissen wir aus der Zeit des Mittelalters von manchen mächtigen Erschütterungen auf dem religiösen Gebiete und nicht immer war das religiöse Element dabei durch fanatische Beimischung, durch Gebilde einer krankhaft überreizten Phantasie, eines schwärmerischen Gefühls getrübt, wie das freilich bei so vielen religiösen Erscheinungen jener Periode der Fall war. Bewegungen, die sich an den Namen eines Tauler, Huf u. A. knüpfen, waren reinerer, tieferer, sittlicherer Natur. Die Reformationszeit selbst war eine Erweckungszeit im edelsten, schönsten Sinne des Wortes. Später wurde gerade das 18te Jahrhundert, fast verrufen als die Zeit der Trivoltät und Religionspöttelei, bedeutend für die Geschichte der Kirche durch seine großen Erweckungen, aus denen als eine bleibendere Frucht so viele Anstalten zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden hervorgingen. Man darf namentlich für Deutschland nur Spener, Franke und Zinzendorf, für England und Nordamerika Wesley, Whitefield und Edwards nennen, und man wird daran erinnert,

welch' ein kräftiger, nachhaltiger Impuls damals auf so verschiedenen Punkten der evangelischen Kirche dem christlichen Leben zu Theil wurde.

Solche allgemeinere Erweckungen wurden allezeit im Reiche Gottes als ein Segen, als eine gnädige Heimsuchung vom Herrn angesehen. Man kann diese Ansicht von der Sache festhalten, auch wenn man sehr viel Schiefes, Einseitiges darin, viel Halbes, Unlauteres, Gefährliches daran sieht. Auch an das Edelste hängt sich auf Erden Staub und Gemeinheit an. Darum ist nicht Ursache, Alles damit zu verwerfen und zu verderben. Es ist doch ein Segen darin. Wollen wir der römischen Kirche etwas Gutes wünschen, es wäre eine kräftige Erweckung zu einem Hunger nach dem Worte des Herrn, ein Fragen nach der Wahrheit, ein tieferes Eindringen aus dem äußerlichen Formwesen und der oberflächlichen sittlichen Anschauung heraus in den Sinn und Geist des Wortes und Reiches Gottes. Den Vortheil großer Erregungen des religiösen Bewusstseyns hat die römische Kirche selbst wohl verstanden und für sich auszubeuten gewußt. Kreuzprediger und ganze Predigerorden haben ihr dazu dienen müssen und die künstlichen Mittel der falschberühmten Kunst und der Phantasie und der Gefühlsreizung brachten und bringen den gewünschten Effect herbei, eine schwärmerische Aufwallung zu Gunsten der Kirche, die mit solchen Mitteln agitirt. Ganz darauf sind die in manchen römischen Gegenden, z. B. Tyrol, längst gebräuchlichen, in neuester Zeit wieder verbreiteten Missionen berechnet. Da konnte man Spuren der tiefsten Erschütterung, Zerknirschung sehen, Bußfertige drängen sich herbei, die leichtsinnigsten Menschen fassen sich und bekennen ihre Sünden. Natürlich nimmt dann dort Alles seine Wendung im Glauben und zu Gunsten der Priesterkirche, und sie läßt in ihren eigenen Schoos die reuigen Kinder ihre Bußthränen ausweinen. Sie hat aber keine Ursache, als den alten bitteren Haß, alle Erweckungen in der evangelischen Kirche mit vornehmem Spötteln zu behandeln. Und eben dazu haben auch die Hochkirchlichen und Steifen auf protestantischem Gebiete keinen Grund. Aus der Betsstunde in Oxford, aus der die große religiöse Erregung für England und Nordamerika im vorigen Jahrhundert hervorging, kam doch unendlich mehr Anregung des christlichen Lebens, als aus den Repristinationen, mit denen die modernen Tractarianer und Puseyiten von Oxford aus die Kirche und Kirchenthum wieder beleben wollen und unsere modernsten deutschen Steiflutheraner treiben jetzt Vieles unter lutherischem Titel, was den ersten Impuls den von ihnen vielverspotteten Pietisten des vorigen Jahrhunderts dankt, obwohl es noch Leute unter ihnen giebt, denen Bibelanstalten und Missionswesen und alles Verwandte in den Kram der Reichsgottesfabrication gehört. Schade, daß sie die Kirchengeschichte nicht in's Procrustesbett ihres dogmatischen Compendiums legen können!

Dürften wir von der jetzt unter uns vorgehenden religiösen Bewegung eine gute nachhaltige Wirkung erwarten, so wäre sie eine höchst bedeutsame Erscheinung. Wir leben in einer Zeit der materiellen Interessen. Sie sind die Herrscher dieses unseres Geschlechtes. Die Wissenschaft ist materialistisch

geworden. Alles wirft sich auf die Natur und will sie wissen oder besitzen. Gerade unser Volk äußert seine Energie in dieser Bewältigung der Natur und will dadurch welt herrschend werden. Alles jagt nach Reichthum und Bequemlichkeit dieses kurzen Erdenlebens. Man bemißt den Stand des Glückes nach den Graden des irdischen Besitzes; man will das Leben in seiner äußern Gestaltung verschönern und wirft sich mit höchstem Interesse auf die Formbildung. Man kommt damit freilich nicht in die Tiefen des Geistes, in die Regionen, wo sein innerstes Leben quillt, an den Born seines Glückes und Unglückes. Man bleibt beim Außerlichen, Oberflächlichen. Und man gewöhnt sich so, auch die höheren Güter des Lebens leicht und oberflächlich zu behandeln. Es ist nur zu sehr der Fall, daß man selbst Religion pflegt viel zu sehr mit Rücksicht auf ihre irdische Zweckmäßigkeit; die Achtung, die sie dabei genießt, ist wenig werth; sie wird erniedrigt zu einem Mittel des Comfort. Gerade diesen herrschenden Richtungen der Zeit gegenüber wäre es höchst bedeutsam, wenn nun die Religion den Geistern, dem Geiste neuen Aufschwung geben würde, wenn sie wieder als eine Macht in's Leben eingriffe und die Seelen der Menschen auf die ewigen, unvergänglichen Güter hinlenkte. Ist Freude im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, wie viel mehr müßten wir uns freuen, wenn all' die Tausende, die an dieser Bewegung unserer Tage Antheil nehmen, mit Ernst trachteten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.

Und würde den Leuten dabei wirklich Gott und sein Wort wahrhaft hoch und heilig, käme sie alle jene heilsame Furcht an, dann wäre, je allgemeiner und weitgreifender eine solche Erweckung wirken würde, um so mehr zu hoffen, daß von ihr eine gesegnete Frucht für unser sittliches Daseyn käme. Man hört so viel von Ungerechtigkeit, Betrügereien, Bestechlichkeit, Gewaltthaten, daß man einen traurigen Schluß auf den allgemeinen Sittenzustand machen muß. Die Gesellschaft ist wurmstichig, vergiftet, sittlich entkräftet durch alle Schichten hindurch. Man hat kaum zu irgend Jemand Vertrauen. Man erwartet Biederkeit, Billigkeit, Gerechtigkeit kaum mehr von den Leuten, sondern nur, daß man sich gegen die allgemein herrschende Selbstsucht und abgeschliffene Schlaueit vornweg auf's Möglichste sicher zu stellen sucht. Man will auch hundertmal lieber Schaden leiden, als daß man einmal Gerechtigkeit von den Gerichten erwartet. Der Grundsatz gilt allgemein, daß es zwar gut genug ist, ehrlich durch die Welt zu kommen, aber daß die Umstände über Alles Herr sind und man eben probiren muß, jedenfalls durchzukommen. Wie Vielen wird eben unsere Freiheit gerade zum Deckmantel ihrer Bosheit und wie viele Gottlosigkeiten werden selbst unter dem Schein des Rechts verübt. Wie lange die Dinge so fort gehen werden, ist nicht abzusehen. Es mögen Stürme kommen, die die Luft mit herber Gewalt reinigen. Aber wenn der Geist des lebendigen Gottes dem Volke Buße und Glauben brächte, wenn ein neuer sittlicher Lebensernst in dasselbe einzöge, das wäre das Wünschenwerthe. Und nur von einer solchen Erweckung wäre eine heilsame, bleibendere Nachwirkung zu erwarten. Unser Schulwesen und ganzes Erziehungssystem, unser Gesetzwesen und Reformwesen

wird nimmermehr Ersatz für den Segen des Wortes Gottes bringen können. Wenn wir nicht daran wollen, unser Leben stricte darnach einzurichten, was wird sonst uns helfen?

Würde uns eine allgemeine Erweckung solche Früchte bringen, dann und nur dann hätte sie das Legitimationszeugniß ihrer innern Rechttheit und dann würde sie höchst vortheilhaft gerade auch auf das Gebiet zurückwirken, dem sie unmittelbar angehört, nämlich das religiöse. Denn leider ist nicht zu leugnen, daß Religiosität überhaupt an ihrem alten Credit verloren hat. Man traut einem Menschen deswegen, daß er für sehr religiös gilt, zu einer besonders stricthen, frommeifrigen Secte gehört, im gewöhnlichen Leben keineswegs mehr, als einem andern, über dessen Religiosität man gar Nichts weiß. Ja, man wird sogar leicht vornweg mit einem gewissen Vorurtheil erfüllt, wenn man sieht, ein Mensch macht Religiosität zu etwas Prominentem an seinem Wesen. Dieser Zustand ist sehr beklagenswerth und giebt dem Paradoxon ein Recht, daß wir nicht mehr Religiosität, sondern nur mehr Moralität nöthig haben. Jene ohne diese thut viel mehr Schaden als diese ohne jene. Aber es ist allerdings so, daß die Oberflächlichkeit des frommen Wesens, das doch so viel Parade macht, der Mißbrauch, der mit frommer Aeußerlichkeit getrieben wurde, der Scheineifer, mit dem man das Heilige zum Himmel erhob, während man selbst lange nicht so himmlisch dachte, lebte, handelte, daß diese Unlauterkeit und diese bald mehr bald minder bewusste Betrügerei unter der Firma der Frömmigkeit überhaupt der Religion ihre Achtung bei Tausenden genommen, bei Vielen einen traurigen Indifferentismus veranlaßt, bei Andern ihrem Unglauben und Verachtung des Heiligen eine Stütze gegeben hat. Nur eine die Gemüther mit einem sittlichen Ernst erfüllende religiöse Erweckung, die uns ehrliche, gewissenhafte, in der Erfüllung ihrer Nächstenpflichten treue, nicht nur vor den Menschenaugen zum Schein dienende, sondern in wahrer Furcht Gottes wandelnde Leute giebt, wird die Religion wieder zu wahrer Achtung bringen und sie als den Quell alles Guten erkennen lassen.

Daraus würde dann auch der Kirche als der Schatzkammer, aus der die Gnaden Gottes in die Welt ausgehen, wahrer Segen erspriesen. Denn wenn die Religion wieder eine Macht, die sittliche Macht in der Welt wird, so gewinnt dadurch die Kirche. Es ist überhaupt kein religiöses gesundes Leben zu denken ohne in kirchlicher Gemeinschaft. Je ächter eine Erweckung ist, desto mehr liegt in ihr selbst das Bedürfniß stetiger Erhaltung und Entwicklung und daher der geordneten kirchlichen Verbindung und Pflege und ebenso auch das Bedürfniß der geordneten Gemeinschaft, das sich nur in Anschluß an die Kirche befriedigt und wodurch zugleich ein Bekenntniß gegen die Welt abgelegt wird. Jetzt ist in diesem Lande kaum der fünfte Mensch ein Glied der Kirche. Würde durch eine allgemeinere Erweckung der Kirche überhaupt ein großer Zuwachs werden, so würde nicht nur ein neues, beginnendes christliches Leben in Vielen gestärkt und erhalten, sondern es würde auch der Einfluß der Kirche auf die Welt und das ganze sociale Leben gewinnen und es würde von ihr viel mehr Segen auf alle Verhältnisse und Kreise unseres Daseyns ausgehen.

Von allen diesen Folgerungen, die wir an wahre, ächte Erweckung unmittelbar anknüpfen, können wir auch nicht eine ablassen. Wenn Erweckung nicht diese Frucht schafft, so ist sie nicht wahre Erweckung. Und sey sie noch so allgemein und eben darum noch so auffallend, so muß ihr Wesen an jedem einzelnen Betheiligten sich ganz als dasselbe erproben. Die ordentliche Wirkung des heiligen Geistes an den Herzen der Menschen ist an Allen zu allen Zeiten und Orten dieselbe. Alle nationalen und individuellen Differenzen vermögen da Nichts zu ändern, obwohl sie ihm relative Schwierigkeiten oder Erleichterungen bieten mögen. Die Hauptsache bleibt ganz dieselbe. Gott ist's, der einen Hunger sendet nicht nach den vergänglichen Dingen, sondern nach dem Worte Gottes. Wo diese Sprache des heiligen Geistes Verständniß findet, wirkt sie ihr Licht in Herz und Leben und wirkt entschiedene Abkehr vom Bösen, entschiedene Hinkehr zum Guten, Buße und Glauben an die Gnade Gottes in Christo und an sein Heil. Erweckung kann nur seyn das ernste Aufwachen aus einem schlaf- und traumartigen Zustand der Seele, das Herauskommen aus der Nacht der Sünde an das Licht der göttlichen Wahrheit, ein Wendepunkt für das innere und äußere Leben und Wandeln des Menschen; das christliche Leben nach der Seite seines in's Bewußtseyn tretenden Anfangs betrachtet, wo die Erleuchtung des heiligen Geistes zu einer Selbstentscheidung im Innern führt und zu einer neuen, geänderten Richtung des Lebens bestimmt. Das ist das Wesentliche. Anderes unwesentlich. Aber der Fehler ist, daß man Unwesentliches so gerne zur Hauptsache macht und daraus entsteht jene heillose religiöse Falschmünzerei, die dem Christenthum seine Achtung nimmt, die Seelen in jammervolle Irwege führt und Viele in eine leidige Meinung ihrer Frömmigkeit, in geistlichen Hochmuth, Sicherheit und Heuchelei hineintreibt. Während man daher allerdings ein gutes Ziel im Auge hat, verderbt man sich die gute Frucht selbst gar oft durch die Art und Weise, wie man nach dem Ziele strebt. Die Wege sind gefährlich und verkehrt, die man einschlägt. Man will aber lieber den Schein des Eifers haben, als daß man sich darüber redlich klar werden will, daß der Erfolg dem täuschendglänzenden Beginnen unmöglich entsprechen kann.

Wir können nicht umhin, diese Gedanken auch auf die jetzt herrschende, so hoch von Vielen gepriesene Erregung anzuwenden. Und wir können nicht verbergen, daß uns Manches daran nicht gefällt und für den erwarteten Erfolg sehr zweifelhaft macht.

Gerade in der Deffentlichkeit der Sache selbst liegt eine große Gefahr. Sie wird betrieben wie eine allgemeine Stadt- und Landneugier. Man reizt durch etwas Ungewöhnliches die Sucht nach einem interessanten Schauspiel. Man ist des Geredes über die Geldkrisis und die Kansasdebatten müde und etwas Neues thut dem sich ohne Neues langweilenden Publicum Noth. Nun kommt das Neue gar von der religiösen, der heiligsten Gegend im Menschenleben her. Da wird nun eine Menge Menschen in Bewegung gesetzt und darunter eine große Zahl der nur Neugierigen, die dann die Schwachheit

so leicht zu den Heilsbegierigen rechnet. Die ganze Erscheinung wird dann von ihren besonderen Bewunderern gar sehr übertrieben. So sagte vor Kurzem ein Redner in einer solchen Massenversammlung, welche ein großartiges Schauspiel es sey, hier mitten im Werktag in einer geschäftsvollen Stadt mehr als 3000 Menschen um zu beten versammelt zu sehen; eine an Ort und Stelle sogleich genau angestellte Calculation ergab, daß höchstens 1500 Seelen anwesend seyn konnten. Und mit diesem in die Oeffentlichkeit Werfen einer so ernstern, heiligen Angelegenheit wird viel Profanität veranlaßt. Selbst wirklich kindische Dinge, wie Telegraphennachrichten zwischen Gebetsversammlungen in entlegenen Städten, sind angewendet worden, um auch auf diesem Wege der Sache einen Kitzel zu geben. Wie in der Kunst so ist auch in der Religion das Effecthaschen, das Hinarbeiten auf theatralische Ueberraschungen der Tod des gesunden Lebens.

Auch bringt die Oeffentlichkeit, mit der Etwas unter den Menschen wirkt, sehr leicht eine gewisse Ansteckung hervor, die in diesem Falle hier höchst verderblich wird. Wird Etwas zu einer sich prominent machenden Erscheinung unter den Menschen, so nimmt der augenblickliche Zeitgeist diese Richtung. Es tritt hier das in der menschlichen Natur überhaupt so gewaltige Gesetz instinctiver Sympathie ein. Fängt Einer—um ein sehr ordinaires und doch bezeichnendes Beispiel zu bringen—in einer Gesellschaft an zu gähnen, so gähnt Mancher auch, der ohne diese sympathische Wirkung nicht gegähnt hätte. Das liegt tief in der menschlichen Natur, aber es geht über das Natürliche nicht hinaus, so überraschend weit auch seine Wirkung gehen mag. Es ist aber eben die Gefahr, daß diese natürlichen Zustände der Kraft des heiligen Geistes zugeschrieben werden. Leute, die doch sonst ganz anders denken wollen, sehen also bald in solchen „äußerlichen Geberden“ das Kommen des Reiches Gottes. Namentlich der weniger reflexive Mensch wird leicht in den Kreis sympathischer Wirkungen seiner Umgebung hineingezogen. Je sensitiver ein Individuum ist, desto mächtiger äußert sich die ansteckende Kraft, selbst oft eine gewisse sonstige Klarheit des Geistes überwältigend. Man weiß, wie ansteckend Gefühle der Furcht u. s. f. wirken. Namentlich scheinen außerordentliche Nervenzustände, die sich äußerlich am Körper und seinen Bewegungen reflectiren, so mächtig auf die Vorstellungskraft anderer sensitiver Menschen zu wirken, daß mit der Macht innerer Assimilation eines Fremden das Fremde ihnen selbst eigen wird und sie in analoge Zustände versetzt werden. Daher finden sich solche Zustände besonders auch bei Gefühls- und Phantasiemenschen, nicht zufällig am auffallendsten an den Negern, auch überhaupt unter der ungebildeteren Klasse der Leute. Da gilt dann alles Unverständene so leicht für ein Supranaturales, göttlich Gewirktes und daß es einen Predigerstand giebt, der Bildung und Wahrheit repräsentiren sollte, aber oft diese Vorurtheile noch begünstigt, viel öfter sie nicht gehörig bekämpft, das ist ein trauriges Zeichen.—Nun soll an der gegenwärtigen Bewegung bis jetzt viel weniger Frappantes, Convulsivisches, Ekstatisches als wohl vor Jahren bei ähnlichen Erweckungen an's Licht getom-

men seyn und je nüchterner, desto besser. Aber daß die öffentliche Geschäftsmannier, mit der nun auf Religiosität hingearbeitet wird, die Sache zur Mode macht, daß Viele eben mitmachen und an dem Lichtlein eine kleine Weile ihre Freude haben wollen, das steht doch zu befürchten.

Ueberhaupt ist es um das Veröffentlichliche der religiösen Erlebnisse etwas Bedenkliches. Das wird aber weit getrieben. Man läßt die Leute da offen sagen, was sie waren und was sie jetzt seyn wollen. Der Eine ruft in die Versammlung hinein, man soll für ihn beten, ein Anderer, man soll für sein Weib oder Kind oder gar für seine Eltern beten, daß sie sich bekehren. Dort kommen Andere heraus und erklären etwa, daß sie jetzt, gleich jetzt Buße thun und sich bessern wollen. Das heißt uns den Begriff der *res publica*, welche freilich gemäß dem ganzen Nationalgenius unser ganzes Volksleben ist, doch sehr weit treiben. Auch die Pietisten im vorigen Jahrhundert sind lächerlich geworden, weil sie Seelenregister der Erweckten führten, aber in die Zeitungen ließen doch die Prediger nicht setzen, wie viele Bekehrte sie bei dieser oder jener Gelegenheit zählten. Man beruft sich da immer auf die ähnlichen Angaben in heiliger Schrift, sollte aber nicht vergessen, daß dort der heilige Geist selbst der Wahrheitszeuge ist. Aus was aber reden unsere Leute heraus? Ueberhaupt wird man nicht ohne Grund mißtrauisch, wenn Jemand das Innerste seines Herzens so leicht auf der Weltstraße preisgiebt. Man denkt, entweder hat er innen wirklich das nicht, was zu haben er uns glauben machen will, oder er meint, er habe es, und weiß nicht, daß ihm das Beste fehlt. Namentlich das Offenbaren der persönlichen sittlich-religiösen Gefühle hat etwas Bedenkliches, wie überhaupt das Frommreden, und Prediger, die viel Religiöses reden müssen, sind in einer Gefahr eben deshalb. Wenn die alten homerischen Götter und Helden vor aller Welt weinen, so gilt das für *naiv*, sie benehmen sich als Kinder und doch erwartet man keine Kindlichkeit mehr von ihnen. Wenn Einer heutzutage aber seine Buße und sittliche Noth zu einer Stadtneuigkeit selber macht, so denkt man, er ist doch sonst nicht so einfältig und ist sonst ein ganz Anderer, und man schreibt die Sache der momentanen Aufregung zu und dem Mangel an zartem Gefühl und Herzensbildung. Eben darum macht er aber auch nur auf Seinesgleichen einen günstigen Eindruck. Es wäre aber zu wünschen, man würde gegen dieses Benehmen überhaupt so mißtrauisch, daß Jeder, der das innerste Heiligthum seines Herzens durch Ausschwäzen alsobald prostituiert, vornweg auf keinen Glückwunsch zu seinen inneren Erfahrungen ferner rechnen dürfte. Man kann absolut nicht einsehen, zu was das Aufsehenmachen dienen soll. Allein es spielen so viele Rücksichten hinein, die Prediger wollen dafür gelten, daß ihre Arbeit nicht umsonst sey, die leidigen Vorurtheile in den Gemeinden fördern die Sache und so wird der *pious dolus* fortgespielt selbst nach den klüglichsten Erfahrungen, daß nichts Rechtes daran ist.

Vieles wäre aber nun von biblischem und theologischem Standpunkte aus, namentlich gegen die Art und Weise, wie bei solchen religiösen Erregungen gelehrt, gepredigt, gehandwerkt wird, zu erwähnen. Und

das ist allerdings ein Hauptpunkt. Da werden Mittel in Bewegung gesetzt, die freilich erregen, erhitzen mögen, aber der wahre Zweck ist damit nicht zu erreichen. Das specifisch christliche, evangelische Element tritt in den Hintergrund, grelle Phantastbilder, Applicationen an die sentimentale Natur, Nützlichkeitsrückfichten und Aehnliches wird im Uebermaass angewendet. Mit Gewalt soll ein Resultat erzielt werden. Und am Ende läuft es eben oft nur auf einen raschen Besserungsentschluß hinaus. Mit heftigem Reiben wird zuletzt etwas Electricität aus vielen Körpern gelockt, die ohne das Reiben todt waren und wieder todt werden. Ein Anderes ist wahre Beugung unter Gottes gewaltige Hand in der demüthigenden Erkenntniß der eigenen Schuld und Ergreifen der Gnade in Christo und ein treues Sichstellen fortan unter die Zucht des heiligen Geistes in aller Stille und in wahren Ernste. So geschieht es denn auch, weil man auf die äußeren Zeichen bei solchen religiösen Bewegungen viel zu viel Gewicht legt, daß man zwei weit geschiedene Dinge zusammenwirft und verwechselt und damit dem Christenthum großen Schaden zufügt, nämlich Erweckung und Bekehrung. Man vergißt dann überhaupt, daß auch das innere und sittlich-religiöse Leben ein Werden, eine Entwicklung, ein Kampf in Geduld ist; man überschätzt etliche terrores conscientiae und nimmt etliche Anläufe für ein neues Leben und trägt sich mit einer, an's andere, nämlich römisch-katholische Extrem stark erinnernden, Ansicht von der Religion, als ob sie magisch, wie mit einem Zauberschlage zu gewinnen sey und als ob sie ebenso statt der alten Natur plötzlich ein Neues setze. Leute, die in diese Irrthümer fallen, sind nachher in größter Gefahr, entweder eine Heuchlerrolle fernerhin zu spielen, oder aber aus der Täuschung bald erwachend Religion und Christenthum fernerhin überhaupt zu verachten.

Man führt es als eine besondere Eigenthümlichkeit der großen gegenwärtigen Bewegung an, daß man sie auf gar keine specielle Quelle zurückführen könne, daß sie so ganz aus einem allgemeinen Bedürfniß entsprungen sey und daß man auf keinen besondern Impuls hinweisen könne. Viele sehen darin gerade ein gutes Symptom. Ob nicht der Druck der Zeiten und die Geschäftslosigkeit den rastlosen Geist unseres Volkes instinctmäßig nun in eine Bethätigung auf dieser Seite trieb, sey dahingestellt. Daß aber kein bedeutendes, leitendes Individuum bisher austrat und der Bewegung einen charakteristischen, originalen, neuen, bedeutenden Typus ausdrückte, das bedauern wir. Ein religiöser Genius, der unsere Zeit mit etlichen neuen folgereichen Anschauungen auf der Basis des Evangeliums schwängern, dem religiösen und kirchlichen Leben nachhaltigen Anstoß zu Kampf und Arbeit geben würde, das wäre der Herold einer neuen Entwicklung im Reiche Gottes. Jetzt dreht sich so ziemlich Alles auf dem alten Fleck und Nichts kommt aus der Stelle und in der Theologie ist Nichts dermalen groß, als der Geist der Kleinigkeit und Flachheit, und in der Praxis bleibt's beim alten Wesen, so wenig man auch Gutes damit erzielt. Mag diese und jene Partei noch so dringend Glauben fordern, weil sie Gottes Wort recht lehre, so macht sich Jeder wenig daraus,

denn er steht eben daran Nichts als eine zufällige Meinung, gegen welche oder für welche zu kämpfen sich kaum lohnt.

Die gegenwärtige religiöse Bewegung hat in der Geschichte des nord-amerikanischen religiösen Lebens so viele Parallelen, daß man veranlaßt wird, überhaupt etwas unserer Nation Eigenthümliches darin zu sehen. Unser Leben ist im Ganzen convulsivisch, spasmodisch. Es ist gegenüber den vorwärts drängenden Kräften, die freies Feld hier haben, kein bedeutendes conservatives Gegengewicht da, namentlich also auf religiösem Gebiete keine Kirche als stabiles, nationales Institut. Daher denn das zeitweilige convulsivische, überreizte Vorwärts und nachher eine naturgemäße Erschlaffung, bis ein neuer Anlauf unter allerlei Einflüssen geschieht. Je mehr aber bei uns Alles in's Deffentliche tritt, desto mehr wird eine vorübergehend allgemeine Erregung erzielt. Die vorherrschend praktische Gemüthsrichtung der Amerikaner bringt es mit sich, daß was Gutes aufgenommen wird, sich auch alsobald auf dem Wege der Darstellung aus dem Innern in's Äußere versetzt. Der Geist setzt seinen Gehalt bei wesentlich-praktischer Richtung unmittelbar in eine äußere Form um, er ist reproductiv. Ganz anders ist die deutsche Art in dieser Hinsicht. Der Deutsche assimilirt auch im religiösen Leben, wenn nämlich ein solches je bei ihm vorhanden ist, viel ernster; er nimmt tiefer auf und verarbeitet sinnend und verdaut, was er haben soll, auch geistig viel gründlicher. Er theoretisirt, zerlegt, systematisirt; er nimmt hier eine zweifelnde, negirende, dort eine mystische, bejahende Stellung zum Glaubensobject. Er kommt aber eben deshalb dem amerikanischen frommen Wesen nicht ohne das Vorurtheil entgegen, daß es dort sehr oberflächlich hergehe. Es wird ihm bei einer Aufregung, bei der Kopf und Willen ihm viel wärmer vorkommen, als Herz und Gemüth, etwas unheimlich. Ihm will bedünken, daß diese Leute viel leichter zum Glauben an die supranaturalen Mächte kommen als er selbst, und eben das ist's, was ihn mißtrauisch macht. Und dazu wirkt noch oft, daß er findet, es entspricht das Verhalten im Gang des Lebens dem Schein von heiligem Eifer eben gar oft in keiner Weise. Diese Ansicht theilen auch sehr viele nüchterne, ruhig denkende Amerikaner. Nur muß man sich hüten, daß man auch hierin nicht in eine Einseitigkeit des Urtheils fällt und nicht am vielen Mangelhaften auch das vorhandene wirkliche Gute verkennt.

Ueberlassen wir es, um der Kritik der Geschichte selbst nicht vorzugreifen, der Zukunft, ein Resultat aus den immerhin überraschenden Bewegungen des religiösen Geistes in der Gegenwart zu ziehen. Zweifelnd wir nicht, daß der Herr auch unter diesen großen Haufen sein Häuflein hat. Bei allem Mißfälligen, das uns auch hier entgegentritt und da wir nicht zustimmen dürfen, müssen wir doch des Richtens uns enthalten. Aber unser Gebet sey, daß des Herrn Dem in die Todtengrube über den Gottesacker der weiten Welt hin wehe und die Herzen der Menschen überall unter der Predigt des Wortes in wahrer Furcht und Liebe zu Ihm kehre. Denn wie wird's sonst besser werden auf Erden?

Philadelphia, März 1858.

W. J. M.

Der Kirchentag in Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, den 23. September.

Gesang und Gebet, vom Pastor Ball gesprochen.

Präsident: D.-C.-R. Stahl.

G. S. Wiesmann verliest eine Erklärung, wonach die Versammlung ihre lebhaftesten und herzlichsten Sympathien für die Heidenmission ausspricht, welche zwar von der Kirche durch ihre geordnete Organe befördert werden sollte, doch einstweilen noch den freien Vereinen zu überlassen sey. Diese Erklärung wird einstimmig angenommen.

Judenmissionair Hausmeister bringt einen Gruß von der Londoner Judenmissions-Gesellschaft, welche nächstens ihr 50stes Jahresfest feiert, und den Erzb. v. Canterbury nebst einer Anzahl Bischöfe an ihrer Spitze hat. Ich sehe, sagte Hausmeister, oft das Münster in Straßburg vor mir, und mache die Bemerkung, daß keiner der alten Dome ganz vollendet ist. Das ist mir ein Symbol, daß die Heidentkirchen nicht eher vollendet sind, als bis Israel eingegangen ist.

v. Bethmann-Hollweg erstattet das Referat über evangelische Katholizität: Wie haben wir die Einheit und Allgemeinheit der Kirche uns zu denken? Wie müssen wir sie fördern? Mein Vortrag ist nur eine Stimme aus der Gemeinde, welche Fragen richtet an das hier versammelte Lehramt. Wie stark war vor vierzig Jahren der Gemeinschaftstrieb! Kein Gegensatz der kirchlichen Stellung konnte ihn hemmen. Man reiste Meilen weit, um einen Christen zu besuchen. Viele kamen aus England hierher. Auch unsere jungen Theologen zogen nach England, Schottland, der Schweiz. Als 1818 die Kunde von wunderbaren Erweckungen im katholischen Süddeutschland kam, zogen junge Theologen dorthin, um zuzusehen, ob das Gottes Werk sey. Sie durften die Freude dieses Volkes in Destrreich schauen. Man pflegt jetzt kirchlich-vornehm auf jene Zeit subjectiver Gefühlsfrömmigkeit herabzusehen. Es war das heilige Feuer jener Liebe, welche mit dem Zeugniß persönlich empfangener Gnade dem Herrn Jünger gewann, wie dort Andreas und Philippus. Jetzt herrscht das Evangelium in weiteren Kreisen, aber man klagt über die Seltenheit tiefer Erweckungen. Es war damals nicht blos Liebesgefühl, sondern auch praktische Bethätigung in der Mission. Sollten wir nicht eine neue Ausgießung des Liebesgeistes erbitten, damit das heilige allgemeine Band alle Abtheilungen der Kirche durchziehe und sie mit ihrem Haupte verbinde? Damals erschien uns die amtliche Kirche in ihrem zeitlichen Verfall als eine Mumie der

Gemeinde Gottes. Die Unterscheidung von ecclesia und ecclesiolae war unser Symbolum. In England und Schottland bildete sich der Independentismus, der sich von da nach Frankreich und der französischen Schweiz verbreitet, und zur Trennung von der Nationalkirche geführt hat. Seitdem sind die gläubigen Christen zur ecclesia zurückgekehrt; selbst die Werke freier Liebe gehen den kirchlichen Weg. Wo ist die Grenzscheide evangelischer Katholizität gegenüber dem Independentismus? Wir halten fest an dem Worte des Herrn: „Wo zwei oder drei versammelt sind ic.“ Aber wir bedürfen keine Auscheidung von der öffentlichen Kirche, da diese durch unsere Reformatoren von seelenverderblichen Irthümern gereinigt ist. Wir gloriiren nicht mit der Herrlichkeit unserer Kirche. Der Unglaube, die Zuchtlosigkeit in ihr ist uns nicht verborgen. Aber sie besitzt Gottes heiliges Wort, die reine Auslegung desselben und den stiftungsmäßigen Gebrauch der Sakramente. Unsere Liebe zu der unsichtbaren Gemeinde der Erwählten übertragen wir auf die sichtbare, der wir angehören, weil wir jene nicht greifen, unsere Liebe zu ihr nur hier bethätigen können. Wie wir selbst durch den Glauben geheiligt, und doch dem Leben nach noch nicht heilig sind, so ist es auch mit der Kirche in ihrer empirischen Erscheinung. Hat sie nicht manchen Schritt vorwärts gethan seit vierzig Jahren? Wir warnen vor dem Hochmuthe, dem diese Kirche zu schlecht ist, vor der idealistischen Weite, die in die Enge der Secte führt, vor dem falschen Freiheitsgelüste. Die römischen Gegner spotten unserer Zersplitterung. Freilich die Katholizität der Kirche des Gesetzes können wir nicht wollen. Die evangelische Kirche kann ihre wesentliche Einheit nur im Zusammenhang mit ihren Gliedern zulassen. Unsere reformatorischen Bekenntnisse fordern zur Einigkeit der Kirche nicht die Gleichheit der Verfassung. Selbst mit der Kirchenzucht will es nicht recht vorwärts. Eben so wenig bedarf es der Gleichheit der Cultusform. Daß wir nur verschont bleiben mit einem neuen Ceremonialgesetze! Wesentlich ist nur die reine Verkündigung des Wortes und Verwaltung der Sakramente. So dachte Luther im Verhältnisse zu Calvin; beide ehrten sich. In späterer Zeit änderte sich das. Von neuem ist die evangelische Freiheit durch das Geseßthum der Lehre, und die evangelische Einheit durch Erneuerung alter tiefgehender Spaltungen bedroht. Möge nur im Kampfe der Grundsatz der Form. Conc., daß die Symbole nur Zeugnisse, allein das göttliche Wort Quell und Norm sey, aufrecht erhalten werden; dann dürfen wir auf Erhaltung der wesentlichen Einheit unserer evangelischen Kirche hoffen. Wenn nur kirchliche Spaltung vermieden wird, die sich in Versagung der Abendmahls-Gemeinschaft zeigt. Ob nicht zwischen der lutherischen und reformirten Kirche eine hinreichende Lehrübereinstimmung stattfindet, um diese Gemeinschaft zu begründen? Ist es vor Gott recht, den bußfertigen und gläubigen Reformirten vorher einen Uebtritt zur lutherischen Kirche abzufordern?—Als unwesentlich betrachten unsere Bekenntnisse auch die Einheit des Kirchenregimentes. Der Kirchentag von 1848 hat eine Conföderation der Kirchenregimente empfohlen: ein echt katholischer Gedanke. Die deutschen Landeskirchen haben seitdem Einheit gewonnen,

die Eisenacher Conferenz, welche dies Jahr zum vierten Male tagte. Wir wollen ihr ein Wort des Dankes zurufen, daß sie in diesem Jahre das Heiligtum der Familie durch Abschaffung schriftwidriger Ehescheidung geschützt und die Einführung der evangelischen Kirchenzucht beantragt hat. Aber alles dies ist nur ein Anfang. Es fehlt noch die liturgische Fürbitte für die ganze evangelische Kirche in Deutschland. Die Spielhöllen bestehen immer noch, trotz unserer Bemühungen beim deutschen Bunde. Noch liegen Kirchen und Schulen in Schleswig wüste durch Entziehung der Kirchensprache. Der erste Kirchentag war so kühn, eine Verbindung der deutschen evangelischen Kirche mit allen evangelischen Kirchen zu empfehlen. Seyen wir nicht schwächer! Eine Collecte für die evangelische Kirche in Amerika, eine kirchliche Entlassung der Auswanderer ist von der Eisenacher Conferenz angeordnet. Preußen erhält evangelische Diaspora-Gemeinden in Italien, Portugal, Brasilien, im Orient.—Mit der orientalischen und der römischen Kirche selbst können wir nicht in Gemeinschaft treten; und doch muß echte evangelische Katholizität alle Exklusivität vermeiden. Wir haben auch mit diesen Kirchen das Wort Gottes und die öumenischen Symbole gemein. Worin kann unsere Gemeinschaft mit ihnen sich bethätigen? Nicht durch Verleugnung unseres evangelischen Standpunktes; sondern wir sollen ihnen unsere Wahrheit bezeugen, am Gemeinsamen anknüpfend, und das Erstorbene in ihnen zu beleben suchen. Goba's Wirksamkeit auf die griechische und abyssinische Kirche kann darin zum Vorbilde dienen. Wir dürfen nicht passiv hinein missioniren, haben auch im Kampfe mit ihnen eine mittheilende Gemeinschaft zu bewahren. Viel hat die römische Kirche von uns empfangen, man vergleiche nur den Bildungsstand des geistlichen Standes in Deutschland und Italien. Dagegen haben wir z. B. in der Wohlthätigkeit viel von ihr zu lernen. Zweierlei liegt mir besonders am Herzen: 1) die praktische Bethätigung kirchlicher Katholizität, besonders in Bezug auf Abendmahls-Gemeinschaft; Förderung der Conföderation; und gegenüber der römischen Kirche 2) die persönliche Gemeinschaft der Heiligen.

Decan Lechler drückt seine innige Zustimmung zu dem Referate aus: Wir müssen uns auch nach dem Norden wenden, um dem Alliantzage die Bruderhand zu reichen. Der württembergische Boden ist dafür der rechte; unsere Landeskirche trägt einen solchen weitherzigen Charakter schon seit Herzog Christoph, der für alle evangelischen Christen ein weites Herz hatte. Außer ihm tritt dies besonders in vier Männern hervor: Joh. Brenz, Jac. Andreae, Joh. Val. Andreae und J. A. Bengel, welche sich nicht nur durch aufrichtige Frömmigkeit, Geist und Wissenschaft, sondern auch durch evangelische Weitherzigkeit ausgezeichnet haben. Joh. Brenz hat mit Calvin vertrauten Verkehr gepflogen. Jac. Andreae war nicht sowohl ein Mann des Streites als des Friedens. J. V. Andreae eignete seiner Heimathkirche an, was er in Genf Gutes gesehen hatte. Bengel war als praktischer Kirchenmann voll Duldsamkeit. „Gedenket an eure Lehrer etc.“ Etwas von diesem Geiste lebt noch unter uns. Wir sind im Durchschnitt zu irgend einer Hochkirchlichkeit

nicht organisirt. Wir sind einverstanden mit der brittischen Adresse an den Continent: daß keine sichtbare Kirche im Stande ist, dem Christen einen Platz im Reiche Gottes zu sichern. Wir sind hier glücklicherweise der Kämpfe für und wider die Union überhoben, über denen die beste Kraft verloren geht. Aber Gottes Wort macht uns evangelische Katholizität zur Pflicht. Die Jünger waren auf dem Wege zur unevangelischen Katholizität, als sie die Austreibung des Teufels verwehrten, Marc. 9, 38. Was sagte der Herr? „Ihr sollet es ihm nicht verbieten; wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ Von sich aber sagt Er: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“ Wir halten es nicht mit denen, welche sagen: „Lieber sollen die Hindus Heiden bleiben, als daß sie Anglikaner werden; Einheit der Kirche ist ihr höchstes Gut.“ Wie sind doch die Apostel so einig gewesen auf dem einen Grunde, und doch wie mannigfaltig!

Christoph Hoffmann: Die Einheit ist nur ein hohes Ziel, eine Aufgabe, die noch unerfüllt ist. 1) Die Mittel dazu. Gottes Reich ist nicht ein Reich der Gewalt. Nicht etwa die Wiederauffrischung frommer Gefühle früherer Zeiten kann unserer Kirche Macht verschaffen über die Menschen. Das Bedürfnis der Emporhebung der Menschen aus geistiger und leiblicher Unterdrückung liegt vor. 2) Was hindert uns: a) daß wir uns den falschen Trost zusprechen, daß trotz des augenscheinlichen Verfalles unsere Kirche dennoch des Herrn Tempel sey; b) daß wir uns einreden, es sey nicht die Aufgabe des Christenthums, unsere socialen Zustände umzuwandeln. Daher der gelehrte Kram und das Werthlegen auf Formen.

Pfr. Bräm aus Neukirchen: Bei unseren Gemeinden ist unter allen Schichten dasselbe wie bei den Gelehrten; dieselben Mängel des Dogmatismus, Pharisäismus, Starrheit etc. Ein Element des Doctrinarismus ist noch über uns ausgegossen, auch unter den Gemeinden. Wir müssen uns und die Unsern immer tiefer in's Wort Gottes führen, daß wir die vielen falschen Ideen corrigiren, biblisch denken lernen u. s. w.

Pfr. Liebetrut: Soll sich die evangelische Kirche darstellen als ein Blatt an dem Baume der una sancta? Nein, sondern als ihr Mittelpunkt, ihr Herzblatt. Die Reformatoren haben nicht eine akatholische Secte der katholischen Kirche entgegengestellt; sondern der Deformation der Kirche ihre Reformation. Hätten sie etwas anderes gethan, dann hätte die römische Kirche Recht, wenn sie uns als böse schädliche Secte bezeichnet. Hüten wir uns, daß wir uns nicht in confessionsflüchtige Parteien, Schulen und Secten auflösen, durch Unionen und Conföderationen. Sonst wird eine neue Deformation daraus hervorgehen, die vor der Macht der römischen Kirche nicht besteht.

Prof. Piper aus Berlin: Es ist ein Unterschied zwischen der Katholizität des Evangelii und der der evangelischen Kirche. Die erste hat sich schon erfüllt. Mit der zweiten ist es anders. Es ist hingewiesen auf den Unterschied zwischen der ecclesia und den ecclesiis. Wir werden unterscheiden müssen zwischen einer gekommenen und einer werdenden Erscheinung. Man hat drei

Zeitalter der Kirche unterschieden: das petrinishche, paulinische und johanneische. In Succession erscheint, was zusammen seyn sollte. Die späteren Zeiten sollen das der früheren Zeitalter zusammen nehmen. Wie steht die katholische Kirche zu diesem Ziele? In ihr sind noch Reste großer Herrlichkeit; dennoch ist sie unfähig, an der letzten großen Aufgabe mitzuarbeiten: 1) weil sie decisiv zurückgefallen ist auf einen jüdischen und heidnischen Standpunkt; weil sie die monarchische Gestalt mehr und mehr in sich ausgebildet hat vermittelt des Jesuitismus; 2) durch das Zurückgehen auf den Heiligen-Cultus.—Wie die Sprachen sich austauschen, so wird auch die Einheit der Kirche mehr hervortreten.

Propst N i s s c h: Die Frage, ob es für die beiden Abtheilungen der reformatorischen Kirche recht sey, die Glieder der andern zum Abendmahle zuzulassen, beantworte ich mit dem entschiedensten Ja! Es giebt keine Separation, die nicht der größeren Kirche etwas zu sagen hätte, was noth und gut sey. Wie viel weniger können so nahe verwandte Parteien glauben, daß sie einander nicht noch etwas mitzuthun hätten. Zu seiner Zeit hielt Spener die Sache noch nicht für möglich. Aber unsere Zeit kann die Erfahrung gemacht haben, daß das nicht in unseren Bekenntnisschriften liegt, als ob der Glaube an diese oder jene Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahl entscheidend sey.—Eine solche Abendmahls-Gemeinschaft ist schon rechtlich vorhanden. Aber wo sie es auch noch nicht ist, da ist es doch unrecht vor Gott, einen evangelischen Christen mit erbaulichem Wandel zurückzuweisen!—die Eisenacher Conferenz sollte der Fürbitte, dem Herzen der evangelischen Christen nahe gebracht werden. Schon sind gesegnete Verathungen von ihr ausgegangen. Sie hat sich dem kirchlichen Liberalismus entgegengestellt; ein rein evangelisches Disciplinar-Princip vorgeschlagen; in der Ehescheidungssache nachgewiesen, daß eine laie Praxis sehr geschadet hat.

Dr. S a n d e r: Mit Freuden versehe ich mich mit dem Referenten in die Zeit der ersten Liebe. So ist es nicht geblieben. Die Einigkeit würde weniger gestört worden seyn, wenn nicht menschliche Hand hineingegriffen hätte, die die Sache bureaukratisch erzwingen wollte. Wir wollen nichts erzwingen durch menschliche Macht, menschliche Surrogate, die den heiligen Geist vertreten sollen und nicht können; keine menschliche Voreiligkeit. Den Blick auf den Herrn gerichtet, werden wir uns davor hüten; wir bleiben bei der Conföderation. Die Kirche hat auch eine äußere Seite des Rechtes, das muß man heilig halten. Es sollten gemeinsame Zeugnisse abgelegt werden gegen die Spielhöllen, für das Ehegesetz, für Schleswig-Holstein. Das vornehme Herabsehen auf die Zeit der ersten Liebe sollte nicht stattfinden.—Was die gemeinschaftliche Abendmahlsfeier betrifft, so habe ich viele Reformirte zugelassen; aber um so mehr ist zu bedenken, ob man solches unter eine äußere Formel bringen sollte.—Es ist ferner vorgeschlagen, der Allianz die Hand zu reichen. Ich will gegen keinen der theuern Männer seyn, die in Berlin getagt haben. Aber in unserer Augsburger Confession steht doch: Damnamus, d. i. wir verwerfen—die Anabaptisten—Was die Katholizität betrifft, so hat schon Marheineke darauf aufmerksam

gemacht, daß die alten Lutheraner ihre römische Widersacher nicht katholisch, sondern Päppler genannt haben.

Nach einer halbstündigen Pause erklärte Prälat v. Kapff unter Zustimmung der Versammlung dem Hrn. v. Bethmann-Hollweg seinen Dank. Zugleich spricht er sich tadelnd über die von Chr. Hoffmann geäußerten Ansichten aus.

v. Bethmann-Hollweg stellt folgende Anträge:

1. Der Kirchentag bezeugt der Eisenacher Conferenz seinen Dank für ihr Verfahren in der Ehescheidungs- und der Kirchenzuchtsache.
2. Derselbe wünscht, daß in's sonntägliche Kirchengebet die Fürbitte für alle evangelischen Kirchen aufgenommen werde.
3. Er drückt nochmals sein Bedauern aus über die schleswig-holsteinischen Zustände und die Verdrängung der deutschen Sprache.
4. Er erneuert seinen Protest gegen die Zulassung der Spielhöllen und des Lottos.

Dr. S t a h l resumirt als Präsident: Der Gegensatz, der wirklich besteht, ist in der Verhandlung noch gar nicht herausgestellt worden und meine Uezeugung ist noch gar nicht vertreten. Ich werde den Gegensatz, aber auch den Punkt unserer Einheit aufzeigen. Was man hier unter Katholizität versteht war den Reformatoren fremd. Sie setzten die Katholizität in die Einheit und Allgemeinheit der wahren Lehre. Hier dagegen fordert man eine Katholizität, die über die confessionelle Kirche, also über die wahre Lehre hinausreichen soll. Solche Vorstellung von Katholizität kann wohl eine Förderung zur Herstellung der Einheit der Kirche seyn, sie enthält aber auch eine große Gefahr der Zerstörung. Es stehen sich entgegen Katholizität im Sinne der Evangelischen, das ist unser Standpunkt, und Katholizität unter den Evangelischen, das ist der Standpunkt der evangelischen Allianz. Nach letzterem beruht die Katholizität auf dem Consensus der Lehre unter allen evangelischen Denominationen. Was außer diesem Consensus ist, ist nicht fundamental, ohne Einfluß auf die Seligkeit. Dem widersprechen wir Lutheraner. Man hat uns deshalb heute lutherisches Hochkirchentum, Doctrinarismus und Pharisäismus vorgeworfen. Aber wir haben nie das Seelenheil auf die Angehörigkeit an die lutherische Kirche statt auf die Wiedergeburt gebaut. Wir haben keinen Eifer für die Urkunden oder die Begriffsbestimmungen unserer Bekenntnisse, sondern für die Heiligtümer, die sie enthalten. Die Unterscheidung fundamentaler und nicht-fundamentaler Lehren ist eine Scholastik, gerade so wie die katholische Unterscheidung zwischen Todsünden und läßlichen Sünden. Katholischer Semipelagianismus und Prädestination, sieben Sacramente und Verwerfung der Kindertaufe, warum soll das Eine fundamental seyn und das Andere nicht? Die Katholizität der evangelischen Allianz beruht auf einem Volkeschlagen zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche. Auf Grund der Gotteskindschaft, die der unsichtbaren Kirche angehört, begnügt man sich mit den ungenügenden neun Artikeln, und auf Grund der reinen Lehre, die der sichtbaren Kirche angehört, schließt man die Katholiken aus. Das ist nicht Katholizität, sondern

evangelische Parteigenossenschaft. Wenn wir uns mit den Extremen der Reformation verbrüdern, so wird der ganze Protestantismus zu einem Extrem gegen das Extrem des Katholizismus. Luther hat nicht blos einen Anfang der Reformation gemacht und die Kirchenstifter nach ihm sie vollendet. Er hat sie vielleicht in manchen Stücken schon zu weit getrieben. Darum müssen wir die Abweichungen der evangelischen Denominationen eben so sehr abwehren, als die katholischen.

Hier ward der Vorsitzende von reformirter Seite, der sich auch mehrere Stimmen von Württembergern angeschlossen, von dem Rufe unterbrochen: er falle aus der Rolle des Präsidenten in die des Redners. Ein Tumult entstand. Dr. Stahl bestand auf dem Rechte, welches er als Präsident habe, beim Resumé seine persönliche Ueberzeugung auszusprechen. Endlich schien dies der Versammlung einzuleuchten, und auf den vielfachen Zuruf, er möge fortfahren, redete Stahl weiter:

Der confessionelle Standpunkt hindert uns nicht, die Katholizität anzuerkennen. Wir gründen sie erstens auf die Gotteskindschaft, die sich unter den Gläubigen aller Confessionen, der Katholiken wie der evangelischen Denominationen findet. Wir gründen sie zweitens auf das apostolische Symbolum und die Taufe; wo diese sind, da ist christliche Religion ungeachtet aller Verschiedenheit der Confession, und da ist ein Band zu Christus und Wirksamkeit des heiligen Geistes. Wir gründen sie drittens auf die Vertheilung der Gnadengabe unter den verschiedenen Confessionen. Die lutherische Kirche ist die Kirche der wahren Lehre, aber manche Gnadengaben finden sich in andern Kirchen reicher als in ihr. In den ersten Jahrhunderten war die Fülle der Gnadengaben bei der rechtgläubigen Kirche. Jetzt kann das keine der Kirchen von sich behaupten. Deshalb kann auch keine derselben als die una saneta catholica gelten. Diese Katholizität ist ganz verschieden von Union und von evangelischer Allianz. Sie erstrebt nicht äußere Vereinigung, sondern nur innere Anerkennung. Sie gründet sich nicht auf das Negative, daß man die göttlichen Wahrheiten, welche die andere Confession läugnet, geringer anschlügt, sondern auf das Positive, daß man die Gnadengaben der andern hoch anschlügt. Wir glauben an keine Katholizität der Lehre, die über die wahre Confession hinausreicht, aber an eine Katholizität der Wirksamkeit des heiligen Geistes, die durch alle Confessionen geht. Rechte Katholizität besteht deshalb jetzt gar nicht, da Irrthümer die Kirche theilen. Wir können sie auch nicht dadurch herstellen, daß wir Wahrheit und Irrthum für unwesentlich erklären. Wir können nur darauf harren, daß Gott sie herstelle.

Die vier Anträge, welche v. Bethmann-Hollweg gestellt, werden sämmtlich von der Versammlung angenommen.

Für den dritten auf der Tagesordnung stehenden Gegenstand: „Die Fortschritte des Gesangbuchwesens in den deutschen Landeskirchen seit 1852,“ blieben nicht einmal 1½ Stunden übrig, so daß er nicht zu seinem vollen Rechte kam.

Oberhofprediger Dr. Grüneisen als Referent besprach drei Punkte: 1) was im Gesangbuchwesen seit 1852 geschehen sey; 2) kurze Charakteristik dieser neuen Erscheinungen; 3) einige dahin gehörige Anträge.

1. Seit 1852 ist eine nicht geringe Zahl von deutsch-evangelischen Gesangbüchern theils eingeführt, theils als Entwurf bekannt gemacht, unter andern auch drei in der Schweiz. Für die evangelischen Gemeinden Oesterreich's steht ein neues Gesangbuch in Aussicht, vielleicht das neue Württemberger. Nur noch über einem Theile von Deutschland liegt traurige Stille.
2. Die in Deutschland erschienenen neuen Gesangbücher sind durchaus kirchlicher, besser als ihre Vorgänger. Auch in der Textbehandlung halten die preussischen sich an das kirchlich recipirte. Die 150 Lieder des Eisenacher Entwurfes sollten in alle neueren Bücher aufgenommen seyn, und zwar in der dort festgestellten Recension. Leider ist auf die Vereinigung wenig oder gar keine Rücksicht genommen. Der Widerwille gegen die alten Lieder ist schon vielfach zurückgetreten. Das bairische Gesangbuch wird sich gewiß behaupten, auch das osnabrückische nach der bevorstehenden Revision. Mit der Zeit bildet sich der Sinn für die ungewohnten Formen wieder.
3. Antrag, die Versammlung wolle
 - a) ihre Genugthuung über den Stand der Sache zu erkennen geben;
 - b) die hohen Regierungen bitten, die Sache auf dem Herzen zu tragen, namentlich für allgemeine Aufnahme der 150 Lieder zu wirken.
 - c) die evangelischen Christen sollen die Sache auch für Unbemittelte fördern, wie in Württemberg, theilweise auch in Preußen geschehen.

Oberlehrer Scholz aus Gütersloh als Correferent, beleuchtet zuerst einige der neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete genauer, charakterisirte die bisher in Baiern und im Osnabrückischen gebrauchten Gesangbücher, zum Beweise, mit welchem Rechte die dortigen kirchlichen Oberbehörden auf Beseitigung derselben gedacht hätten, beurtheilt dann die neuen dort ganz oder theilweise eingeführten Bücher, nebst verschiedenen anderen, unter welchen er dem neuen Elberfelder Gesangbuch bei weitem den Vorzug gab. Er zeigt, wie der evangelischen Kirche die Objectivität abhanden gekommen sey, wie diese sich in der Auswahl und besonders in der Textbehandlung zeigen müsse. Man müsse überall auf die kirchlich bis etwa 1750 recipirten Texte zurückgehen; mit dem Andern sey es ein mißlich Ding, das nothwendig übel gerathen müsse. Nur durch Aufgeben der Subjectivität könne man zur Liedereintracht zurückkehren, mit welcher überhaupt die Einheit der evangelischen Kirche innig zusammenhänge. Das deutsche wie das christliche Volk sey dabei in hohem Grade interessirt.

Da die Zeit schon so weit vorgerückt war, konnte der Vortrag nur in sehr abgekürzter Gestalt gehalten werden; ebenso wenig blieb für eine Discussion Zeit. Die von v. Grüneisen gestellten Anträge wurden sämmtlich ange-

nommen. In Bezug auf den engeren und weiteren Ausschuss war die Bestätigung der bisherigen Glieder desselben beantragt und angenommen.

Für den nächsten Kirchentag brachte Pastor Mönckeburg aus Hamburg eine freundliche Einladung nach dieser Stadt, welche von der Versammlung dankbar angenommen ward. Mit einem Liede und einem Gebete des Prälaten v. Kapff schloß die Verhandlung des Tages.

Donnerstag, den 24. September.

Erste Hauptversammlung des Congresses für innere Mission.

Das Gebet sprach Pfr. Blumhardt. Vorsitzender: Prälat v. Kapff.

In einem anziehend neuen Vortrage begrüßte die Versammlung der rühmlich bekannte Dr. Capadose aus dem Haag: Das Christenthum in Holland ist in den letzten Jahren gefördert. Aber in der Kirche ist schwarze Nacht. Drei Viertel der Gemeinden sind nicht verklärt durch das Evangelium, sondern tragen die chamäleonische Farbe des Nationalismus. Wir haben eine zügellose Freiheit der Lehre, daher Verläugnung der Gottheit unseres Herrn Jesu, der heiligen Dreieinigkeit. Unsere Unversitäten sind in betrübtem Zustande; eine derselben ist orthodox, aber ohne Leben. Die Ursache liegt darin, daß ein eitles Wissen die Stelle des Glaubens vertritt. Man fragt nicht nach dem Herzenszustande bei den jungen Leuten: Wissenschaft ist das Idol. Aber durch Gottes Gnade kommen aus solchen Unversitäten jedes Jahr etliche, die Glauben haben. Auch inmitten des Volkes ist noch Leben. Gläubige Candidaten werden immer gleich angestellt. Mancherlei christliche Wirksamkeit äußert sich, aber ohne kirchliche Verbindung. Ich vertrete hier auch das jüdische Volk, als meine Brüder nach dem Fleische. Auch dafür geschieht in Holland etwas. Das will ich euch an's Herz legen. Die Betsunden für Israel wirken auf die Juden sehr heilsam, schon dadurch, daß diese sehen: die Christen kommen zusammen mit dem Zwecke, für uns zu beten. Dadurch wird die Kenntniß der Weissagungen befördert, die noch darnieder liegt. Vergessen Sie die Juden nicht.

Das Referat des D.=C.=R. Dr. Wichern schloß sich erläuternd an zwölf Thesen, betreffend die innere Mission als Aufgabe der Kirche innerhalb der Christenheit. Die Thesen gehen von der Voraussetzung aus, daß inmitten der großen Christenheit das Judenthum und Heidenthum nicht überwunden oder vielfach wieder zu einer Macht geworden ist. Schon der Eingang der Völker war meist so, daß das Heidenthum mit hineingezogen ist. Welches Volk hätte eine ausgebornene christliche Nationalität dargestellt? Wie vielfach ist die Wissenschaft Gegnerin des Evangelii geworden! Ebenso die Kunst, selbst die Musik!

Was ist die Grundstimmung der Nationen in unseren Tagen? Die Quellen des Heidenthums fließen in starken Strömungen. Viele meinen, daß an ihr unser Volk nicht zu Grunde gegangen sey. Gehen wir durch Stadt und Land, wir finden es so: Zerrüttung im Familienleben, der Jugend, bei Dienstboten, Ohnmacht der Regierenden in Staat und Kirche.—Dieser Voraus-

setzung des Heiden- und Judenthums unter uns stehen wir gegenüber. Wie sich die Christenheit zu verhalten hat dem auswärtigen Heidenthum gegenüber, wissen wir. These 4 ist gesagt, welche Stellung zum Heiden- und Judenthum in der Kirche der Christ einzunehmen hat. Das setzt voraus, daß inmitten der Christenheit sich eine Gemeinschaft solcher findet, die in Gottes Hand das Werkzeug solcher erbarmenden Liebe seyn können. Der Geist des Glaubens, der Buße und Heiligung muß in solchen ein Ernst geworden seyn. Sonst ist die J. M. Lüge und Heuchelei. Sie ist keine bloße Humanitätsbestrebung: Christus überall Grund und Ziel ihrer Arbeit. Nach These 5 ist ein wesentlicher Unterschied festzuhalten zwischen dem Reiche Gottes und der Kirche als äußerer Institution. Unsere evangelische Kirche selbst ist ein großer Act der J. M. Alle J. M., welche Losreißung, Sectirerei herbeiführt, hat mit der wahren J. M. nichts zu thun. Es liegt im Geiste dieser Arbeit der Kirche selbst, daß sie ein anderes zu unterlassen hat, den Zwist der Brüder unter einander. Kampf muß seyn, aber ein Kampf im Frieden, worin wir uns als Brüder lieben.—(These 7.) Die englische Auffassung der Sache hat sich auch bei uns einzubürgern versucht, wonach nur die nächste Heimath das eigentliche Object ist. Aber wenn auch die Heimath das nächste Ziel ist, so liegt doch in dem Princip der Sache, daß unsere Herzen weiter werden, daß wir uns von unserem territorialen Wesen losmachen.—Die J. M. kann nicht ein neues Volk schaffen. In den letzten zehn Jahren hat sich der christlichen Kreise vielfach eine Unruhe bemächtigt. Wer sich unter die Zucht des Geistes stellt, wird schon wissen, wohin ihn Gott weist.—These 9 eine Hinweisung auf das allgemeine Priesterthum der Christen. Der Hausvater ist Hauspriester. Die ganze evangel. Kirche ist selbst eine Priesterin von Anfang gewesen. Sie hat schon eine Rückwirkung auf die römische Kirche geübt. Ich habe mich bemüht, recht viele Glieder dieser Kirche kennen zu lernen. Unter Privatleuten, Geistlichen, Ordensleuten habe ich eine große Zahl von Brüdern und Schwestern gefunden. Was für Wahrheiten es sind, die uns aus solchen entgegen leuchten? Nichts anderes als die evangelischen Wahrheiten.—(These 10.) Es herrscht die Beforgniß, daß die Ordnungen der Kirche durch die J. M. gestört werden. Gott hat das Predigtamt gegründet, das soll geehrt werden. Aber damit hat das Amt auch die heilige Verpflichtung, in christlichen Liebeswerken voranzugehen, die Kräfte dafür zu wecken und zu sammeln.—(These 11.) Das Arbeitsfeld ist so groß, daß die Diener des Wortes nicht ausreichen. Es bauet sich auch eine Technik heraus, die zu ihrem Rechte kommen muß. Es bedarf besonderer Personen, des apostolischen Diaconates unter dem geistlichen Amte u. s. w.

Hierauf legte der Vorsitzende zwei dringende Anträge des Pastors Ball in Kreuznach vor, des Inhalts:

- 1) daß die hohen Kirchenregimente den Epiphania-Tag (6. Januar) seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgeben, ein Fest der Heidenmission zu seyn;
- 2) daß bewährte Missionaire, welche in ihr Vaterland zurückkehren, zur Anstellung im geistlichen Amte bestens empfohlen werden.

Beide Anträge wurden fast einstimmig angenommen.

C.-M. Dr. Dorner: Ich freue mich von Herzen der wachsenden Klarheit in Betreff der J. M. Namentlich ist der Irrthum beseitigt, als ob dadurch das Ansehen des geistlichen Amtes geschwächt werde. Vielsach ist noch der Irrthum verbreitet, als ob das geistliche Lehramt eben das Amt der Kirche wäre. In der evangelischen Kirche sind alle Aemter allmählich zusammengeschrunpft in ein einziges Amt (?) zur Schwächung seines Einflusses. Das neue Testament spricht nicht so vom Lehramte; dieses hat nicht das Recht allein, das Amt zu seyn. Man schiebt alles auf's geistliche Amt, das soll für alles sorgen. Nicht erwähnt ist in den Thesen der Einwurf: „Die J. M. hat etwas künstliches, gemachtes. Die Hülfe muß nicht so kommen, sondern allein von Gott.“ Es kann uns nicht zu thun seyn um ein Werk, das nur Menschenwerk ist. Das Licht scheint nicht bloß durch Predigen und Worte, sondern auch durch Thun. Nicht machen, aber thun: *συνεργοὶ θεοῦ* nach I. Cor. 3 sollen die Christen seyn. Will denn der dreieinige Gott unmittelbar wirken? Schon die Bekehrung ist von Gott der menschlichen Arbeit anvertraut. Ruft nicht die Noth? Keine Missions-Kunstwerke wollen wir; aber mit der wachsenden Noth muß auch die Hülfe wachsen.

Dr. med. Jooß von Schaffhausen begann einen Vortrag vorzulesen, in welchem einmal über das andere von Glaubens- und Culturfreiheit, Fortschritt, Kosmopolitismus, der hier vertreten werden müsse, die Rede war. Auf die Ermahnung, kurz und mündlich anzugeben, worauf der Vortrag hinauslaufe, stellte der Redner den Antrag, der Kirchentag wolle an die drei großen Monarchen, welche hier zusammen kämen, durch eine Deputation die Bitte stellen, daß der Grundsatz der Glaubens- und Cultusfreiheit zu einem Grundsatz des Völkerrechts erhoben werde.—Ueber diesen Antrag ward, wie natürlich, mit Stillschweigen hinweg gegangen.

Nach einer Ansprache des Dr. Scheeler aus Brüssel

Decan Weizel von Kirchheim: Nicht die von Dr. Wichern hervorgehobenen Bedenken sind es, welche in Süddeutschland die J. M. hindern, es fehlt vielmehr bei uns an Leuten, welche Geschick und Kenntniß dafür haben. Ein anderes Bedenken ist, daß hier etwas gemacht werde. Möchten doch ernstere Christen hier diese Bedenken aussprechen, damit sie hier gelöst würden.

Prediger Reichel aus Herrnhut: Gruß von der evangelischen Brüder-Unität, die herzlich Theil nimmt an dem, was hier geschieht. Evangelische Katholizität streben unsere Gemeinden besonders an: die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu bewahren, die Unterschiede stehen zu lassen, weil wir auf dem gemeinsamen Grunde stehen, daß wir durch nichts anderes selig werden können, als durch Jesu blutiges Verdienst. Wir würdigen die hohen Gnadengüter, die der Herr anderen Kirchengemeinschaften gegeben hat. Man hat der Brüderkirche den Vorwurf gemacht, als thäte sie nichts für die J. M. Aber wir treiben das Werk der Mission in Ländern, wo das Christenthum längst gepflanzt ist. Allerdings haben wir viel unterlassen, haben oft gedacht: Was gehen uns

andere Kirchen an? Aber es ist anders geworden; wir haben erfahren, daß unser Werk nicht in Streit kommt mit der J. M.

Pfr. Blumhardt von Boll: Das Schmerzlichste in unserer Zeit ist, daß mehr und mehr Stimmen laut werden, die alles aufgeben. Wir hören überall Christliches, haben Kirche und Gottesdienste. Soll davon nichts übrig geblieben seyn? Nur ein todter Leichnam, den man nicht zum Leben aufrütteln könne? Lernen Sie mit „dem Gefangenen“ Mitleid haben. Ich habe in dieser Richtung viele schöne Erfahrungen gemacht. Oft nimmt man bei weltlich Gesinnten das Zeugnis des edleren Menschen wahr, der nach Erlösung verlangt. Der Allmacht Gottes dürfen wir alles zutrauen.

Prof. Ehrenfeuchter aus Göttingen: Aus der Erfahrung des Jahres 1848 ist die J. M. erwachsen; sie ist die Fortsetzung der Thätigkeit eines J. B. Andrea, Spener, Francke u., aber in einer neuen Art, daß der Blick auf das Ganze der Kirche gerichtet wird. Es ist die Frage nach Auseinandersetzung zwischen Kirche und J. M., welche die Gemüther beschäftigt. Die J. M. muß heute noch manches in die Hand nehmen, was künftig der kirchlichen Diaconie anheimfällt. Aber gegen die Epidemie der Massensünde wird stets die rettende Liebe nothwendig seyn. Es handelt sich um die evangelische Erklärung jener mittelalterlichen religiösen Genossenschaften.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Von J. H. Fichte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856.

Hier ist etwas Neues aus dem Gebiete der Philosophie und ein Neues, das wir unsern Lesern zu genauer Beachtung empfehlen. Der Begriff des Neuen ist freilich höchst relativ. Hier aber wird Vieles geboten, was wirklich in diese Kategorie nach Maßgabe des damaligen Standpunktes der philosophischen Wissenschaft gehört.

Das vorliegende Werk macht, nach seinen allgemeinen Principien aufgefaßt, entschiedene Front gegen die beiden herrschenden speculativen Richtungen, in denen sich besonders in Deutschland das Denken bewegte und noch bewegt, nämlich gegen den idealistischen und gegen den materialistischen Pantheismus. Jener, culminirend in Hegel, läßt das Unendliche in ewigem Werdeprouceß sich umsetzen in's Endliche; es kommt zu sich nur im individuellen denkenden Geiste. Dieser, durch die Stärke modernen Naturwissens getragen und erst seit kürzerer Zeit mit brutaler Arroganz auftretend, weiß nur von einer Unendlichkeit des Weltstoffs und „Stoffwechsels“ und der Geist ist ihm nur ein verschwindendes Product des letztern, wie der Duft an der Blume. Gegenüber diesen sich in un-

überwindliche Schwierigkeiten verwickelnden Anschauungen behauptet unser Buch einen entschieden theistischen Standpunkt. Natürlich kann es sich in einem anthropologischen Werke nicht um eine Kritik allgemeiner metaphysischer Principien handeln. Aber die theistische Anschauung giebt dem Werke überhaupt seine bestimmte Richtung. Dagegen werden jene Principien in ihrer Anwendung auf die Lehre von der menschlichen Seele einer scharfen, klaren Prüfung unterworfen und ihre Unzulässigkeit von dieser Seite her in ein überraschendes Licht gestellt.

Es ist eine mit innerer Nothwendigkeit aus jeder pantheistischen Weltanschauung sich ergebende Consequenz, daß die Individualität der Seele, so wenig sie zu bestreiten ist, doch als ein auf diesem Standpunkte völlig Unerklärbares nicht zu ihrem Rechte kommt. Der Gang, den Dichte nimmt, führt auf höchst interessante Weise zu dem Resultat, daß „das Princip des Individualismus durch alle Instanzen hindurch als das einzig richtige und stichhaltige sich erwiesen. Die Seele überhaupt ist individuelle Substanz, die menschliche erhebt sich zugleich zur Persönlichkeit.“ Schon hiemit ist der entschiedene Gegensatz ausgesprochen, in welchem sich der Verfasser zu einseitigem Spiritualismus wie Materialismus im Gebiete der Anthropologie befindet. „Aus dem Inbegriff allgemeiner Naturgesetze, eben weil sie nur das Unveränderliche hervorbringen, aber jede innere Steigerung ausschließen, läßt sich das Daseyn auch des geringsten Menschenseins nicht erklären, so gewiß dasselbe, wenigstens seiner Anlage nach, geistig, ursprünglich und original, kurz „Genius“ ist.“ Bezeichnend für den realistischen Standpunkt des Werkes ist auch der Satz: „Jedes Reale, somit auch die Seele, ist ein seinen Raum Sprechend-Erfüllendes; d. h. es wirkt sich und seine Eigenthümlichkeit als Raumgestalt aus, und der Leib (der „innere“ wie der „äußere“, den chemischen Stoffen sich einbildende) ist nur der sichtbare Ausdruck, das Abbild jener Seeleneigenthümlichkeit.“ Was ist aber die gestaltende, bildnerische Kraft der individuellen Seele? „Das Vermittelnde und Ueberleitende aus der Bewußtlosigkeit in's Bewußtseyn ist nun im Geiste jenes plastisch bildende Princip, welches wir schon in den organischen Processen bewußtlos vernunftvoll thätig fanden und das bis in die freiesten und doch unwillkürlichsten Schöpfungen des bewußten Geistes hineinreicht, die eben deshalb bisher die räthselhaftesten geblieben: es sind die der Phantasie. Sie ist nicht bloß selber in uns das Apriorische, Frühese, Vorausgegebene, wie sich an ihrer leibgestaltenden Macht zeigte, sondern sie besitzt zugleich den allerreichsten, apriorischen Inhalt. Die Phantasie ist die „Vernunft“ selber auf der niedersten Stufe.— Der Phantasie des Menschen sind die Urgealten der Dinge in magischer Bildlichkeit gegenwärtig; die ganze Mathematik der Raumwelt ist in ihr niedergelegt und rein aus ihrem Innern zu schöpfen.“ Es ist eben das Wesen der Seele als eines Realen, daß sie „schlechthin unantastbar ist von Allem, was wir leibliches Vergehen, Tod nennen; denn wie sie Herr ihres Verleiblichungsprocesses ist, indem sie aus der Welt der chemischen Stoffe ihr Abbild zusammenbaut, so bleibt sie begreiflicher Weise auch in ihrer völligen Integrität bestehen, wenn sie „sterbend“ ihren ganzen Darstellungskreis fallen läßt. Sie hat Nichts verloren, was eigentlich das Ihrige war und ihr Wesen ausmachte.“ Im Tode verschwindet dem Geiste nur „das Erdgefißt“ der Zeitlichkeit. Das Wo und Wie der Seele ist so zu denken, daß „sie, als ganze harmonisirende Thätigkeit, ebenso in jedem Theile ihres Leibes vollständig gegenwärtig ist, als er selber durch diese „dynamische Allgegenwart“ derselben in seinen getrennten Raumunterschieden zum Einem und Ganzen wird. Sie bewirkt die Ausdehnung ihres Leibes ebenso (da ja überhaupt jedes reale Wesen seinen Raum producirt), als sie die trennende Bedeutung dieses Ausgedehntseyns überwindet (da sie Seele ist).“ Die Nerven „sind das Seelenorgan im engern Sinne“, und zwar „das Nervensystem gleichmäßig, darum an keiner Stelle mehr als an der andern.“ In diesem ersten Theile des Werkes „haben wir den menschlichen Geist als apriorisches Wesen

in seinen vorbewußten Zuständen untersucht und bis an die Schwelle begleitet, wo der Bewußtseynsprocess in ihm beginnt.“ Ein zweiter Theil, Psychologie in engerem Sinne, wäre somit noch zu erwarten.

Wir sollten denken, daß diese absichtlich gewählten Citate für die eigenthümlichen, in mancher Hinsicht christlichen Grundgedanken nahe verwandten Anschauungen des Werkes bezeichnend genug sind. Die Philosophie redet hier wieder einmal eine Sprache, wie man sie seit lange nicht mehr an ihr gewohnt war. Doch haben wir keineswegs der Fülle des Inhaltes des Werkes Genüge gethan. Was demselben aber eben auch im Kreise denkender, forschender Leser zu besonderer Empfehlung dient, ist die Methode seiner Darstellung. Nicht nur ist die Sprache sehr einfach, ungezwungen, sondern sie geht einen ruhigen argumentirenden Gang, die bisherigen anthropologischen Forschungen kritisch und aus psychologischen und physiologischen Thatfachen deducirend. Viele Erscheinungen des Seelenlebens werden da unter neue, interessante Gesichtspunkte gebracht. Wöllige Aufhellung so mancher dunkeln Stellen ist auch bei einer guten Beleuchtung in diesem Gebiete kaum zu erwarten. Aber das eben giebt dem Werke seinen besondern Werth, daß es, wie auch der Titel ausbrüchlich besagt, „auf naturwissenschaftlichem Wege“ es mit Thatachen zu thun hat, gründlich auf Phänomene eingeht, die der Idealismus und neuestens der Materialismus, der doch so gern sich exacte Wissenschaftlichkeit zuschreibt, ebenso unerlich als arrogant ignoriren zu können meinte, weil sie in das fertige Schema seiner Begriffe nicht paßten. Möge das vorliegende Werk in dem weiten Kreis, auf den seine Abfassung Rücksicht nahm, die Theilnahme finden, die es verdient, und zu vielseitigem Beobachten, Prüfen und Forschen anregen.

Die Naturkunde in christlichem Geiste aufgefaßt, von Wolfgang Menzel. In drei Bänden. Erster Band. Stuttgart, 1856.

Dieses Buch liefert den Beweis, daß man von der weiten Welt und ihren Wundern reden kann mit Kenntnissen und Verstand, ohne daß man den Schöpfer und Erhalter aller Dinge vornehm ignoriren muß, wie das ein stehender Gebrauch in naturwissenschaftlichen Werken neuester Zeit geworden ist. Die Naturkenner gehen meistens durch alle Säle im Weltpalast, ohne den königlichen Herrscher zu finden, ja, sie thun sich etwas darauf zu gut, von ihm Nichts zu wissen. Man hört aber so viel von Natur und Naturgesetz und Stetigkeit des Naturprocesses, und Kraft und Stoff und Stoffwechsel und dergleichen mehr, daß man die Sache nachgerade müde wird, besonders da eigentlich gar Nichts damit erklärt ist, und sich gar oft nur die eitle, aufgeblähte Ignoranz hinter die herkömmlichen Schulphrasen einer anmaßenden präntirten Wissenschaftlichkeit versteckt. Es ist eine viel größere Zumuthung an das Denken, an diese selbstgewordene und selbstwerdende Natur zu glauben, die das Letzte, Oberste, Absolute seyn soll, als an einen lebendigen Gott, der in Allem und durch Alles seine unendliche Lebensfülle offenbart. Wir vermögen nicht abzusehen, was die Welt und selbst die Wissenschaft in ihrer consequenten Schärfe gewinnen soll, wenn sie gottlos wird im strictesten Sinne des Wortes. Nicht ist es uns darum zu thun, die Wissenschaft in eine Erbauungslitteratur zu verwandeln. Aber gegen die absichtliche Verachtung des religiösen Elementes, ohne das der Mensch nicht Mensch in Wahrheit seyn kann, muß protestirt werden. Als ein solcher Protest ist auch das vorliegende Werk anzusehen, das in populärer Sprache von christlicher Weltanschauung aus die Resultate der Wissenschaft unserer Zeit zusammenstellt. Dieser erste Band behandelt Astronomie, Physik, Geologie, Metereologie und Mineralogie. Es ist ein Reichthum von Belehrung in anziehender Weise zusammengestellt. Der Ausfall gegen Hegel S. 18 ist eine Geschmacklosigkeit, durch die das Werk Nichts gewinnt.

Noch müssen wir einiger kleinerer Publicationen gedenken, die uns in letzten Zeiten zugekommen sind.

Theologisch-polemischen Inhaltes ist die Schrift:

Alt oder Neu? Eine Beleuchtung und Vertheidigung der protestantischen Kirchenlehren von der heiligen Dreieinigkeit und der Rechtfertigung durch den Glauben. Zugleich eine Erwiderung auf neuere Angriffe und Entstellungen der lutherischen Kirche und Lehren von Seiten des Herrn Arthur D. Brickmann, Predigers der Neuen Kirche des Herrn zu Baltimore, Md., von Ernst Chr. H. Lübbert, Pastor der evangelisch-lutherischen St. Matthäus Gemeinde in Baltimore. (Zu haben beim Verfasser.) 1858.

Diese Streitschrift wurde durch das unmittelbare locale Bedürfnis hervorgerufen zur Abwehr der verderblichen Irrthümer, die unter den Gliedern deutscher evangelischer Gemeinden in Baltimore durch den Schwedenborgianer Brickmann verbreitet wurden. Es ist hier so viel Entscheidendes aus Bibel und Kirchenlehre in kräftiger überzeugender Weise bündig zusammengestellt, daß man nicht einsehen kann, wie ein nachdenkender Leser über die innere Hohlheit und Zufälligkeit der Schwedenborgischen Antithesen gegen die alte Kirchenlehre noch im Zweifel beharren wollte. An der alten grundfesten Kirchenlehre haben sich freilich noch ganz andere Leute zerarbeitet als ein Herr A. D. Brickmann und sich die Zähne daran ausgebeißten. Sie kann's recht gut tragen, daß er sein Mühllein an ihr fühlen mag. Wer wird dabei verlieren?

Ebenfalls localen Verhältnissen und Schwierigkeiten verbannt die kleine Schrift:

Ueber Kraft und Form der Absolution; von H. A. Distorius, Superintendent der lutherischen Kirche, Pastor zu Wollin in Pommern, 1853,

ihre Entstehung. Sie ist in einfacher Sprache geschrieben und setzt das Wesen der lutherischen Privatabsolution und den Sinn der alten lutherischen Absolutionsformeln in's rechte Licht auf Grund heiliger Schrift und schlagender Stellen namentlich auch aus Luther.

Mit einem kurzen Vorwort von Professor Dr. Rahnis begleitet erschienen in neuer Ausgabe

Dr. Johann Lassenius heilige und erbauliche Passions-Andachten, Leipzig 1857.

Sie sind getheilt nach den sieben Wochen der Passionszeit, je sieben Andachten für die Morgen- und sieben für die Abendstunden der sieben Wochen. Ueberall zeigt sich bei herzlicher, inniger Glaubenseinfalt eine ungewöhnliche Originalität erbaulicher Betrachtungsweise und eine reiche, fruchtbare Schriftbenützung.

Von Predigten, die uns zugekommen sind, nennen wir gerne die von Pastor Fr. W. L. Steimle, an der deutsch-evangelisch-lutherischen Zionkirche in Brooklyn, N. Y., über Luc. 6, 36-42 mit dem Thema:

Wie wir selbst wahrhaft bekehrt seyn müssen, ehe wir Andere bekehren können. Statt Wie hätten wir gesagt Daß oder Warum. Der Text ist gut behandelt und die Sprache kernig, biblisch, lebendig auf Leben dringend. Bei der so nahe liegenden Ideenassociation erwarteten wir auch eine Bezugnahme auf Luc. 22, 32.—Ehr ansprechend sind auch zwei Predigten von Prof. theol. C. A. Gerhard v. Jesschwitz in Leipzig, die eine:

Was der Jünger Christi Trost seyn soll, wenn sie sich in der Welt zurückgelassen sehen als seine Zeugen (Joh. 15, 26-16-4);

die andere (über Apostelgesch. 2, 14-21):

Die erste Lebensthat der Kirche Christi; was war sie? In sich—eine Glaubenssthat; für die Welt—Entscheidungssthat; für alle Seelen—Rettungssthat. Eine Zeitpredigt ist die von Dr. R. F. A. Rahnis über das Evangelium von den zehn Jungfrauen (Matth. 25, 1-13).

Noch erwähnen wir, daß von Prof. Dr. Ph. Schaff's

Geschichte der christlichen Kirche im apostolischen Zeitalter nun auch eine Uebersetzung in holländischer Sprache erschienen ist.

Kirchenchronik.

Deutschland.—**Protestantismus.** Das Consistorium der preussischen Provinz Sachsen erließ gegen Ende des vorigen Jahres eine Verordnung betreffend die Kirchenzucht und ihre Handhabung. Ein Segenszeichen neu erweckten christlichen Geistes sey die wachsende Ueberzeugung, daß Uebung gesunder kirchlicher Zucht nach Matth. 18 und 1. Cor. 5 wesentliche Bedingung evangelischen Gemeindelebens sey. Aus der Aufgabe jeder christlichen Gemeinde, Pflanzstätte christlicher Gesinnung und Lebens zu seyn, und aus der Verpflichtung aller Gemeindeglieder zu einem christlichen Wandel und Bekenntniß ergebe sich, daß die Gemeinde dem ärgerlichen Wandel einzelner Glieder nicht widerstandslos zuschauen könne. Selbst das bürgerliche Recht gestatte jeder Gesellschaft den Ausschluß solcher Glieder, die mit dem Gesellschaftsprincip im Widerspruche beharren. Die Kirche aber habe ihre Heiligthümer vor Entweihung zu wahren. Neues wolle das Consistorium nicht, sondern nur nach rechtllichem und thatsächlichem Stand in der Provinz Uebung der Kirchenzucht erzielen. Die leitenden allgemeinen Grundsätze hiebei sind, daß alle kirchliche Zucht sich innerhalb der Grenzen der Landesgesetze halte; Kirchenzucht diene zur Abstellung öffentlichen Aergernisses; sie soll nicht in Strafen an Leib, Ehre, Vermögen ausarten. Verächtern und Störern des Gottesdienstes werde der Zutritt zu demselben bis zur Besserung verweigert. Der Geistliche soll hierin nie eigenmächtig handeln. Er gehe schonend mit denen, über deren Zulassung er Bedenken hegt, mache sofort, wo Ermahnung nicht fruchtet, Anzeige bei seiner Oberbehörde und handle schließlich nur nach Bescheid. Kirchliche Disciplin richtet sich nur gegen das öffentlich gegebene Aergerniß, grobe Sünden, öffentlich Verächtliche u. s. f. Sie ist innere Angelegenheit der Kirche und Gemeinden. Zu unterlassen ist sie nicht etwa wegen Fruchtlosigkeit des Erfolges an dem Betroffenen, wegen des weitverbreiteten Abfalles in unserer Zeit, wegen der schwierigen Verhältnisse besonders in großen Gemeinden. Man hat wie in aller menschlichen Rechtspflege auf Erreichung des Möglichen hinarbeiten mit Ernst, Liebe, Gerechtigkeit ohne Menschenfurcht und Ansehen der Person. Kirchenzucht ist Sache der Behörden und des Amtes nicht allein, sondern auch der Gemeinde; daher die Geistlichen in Einvernehmen mit anderen Organen der Gemeinde handeln sollen. In den reformirten Gemeinden ist an sich die Kirchenzucht den Presbyterien übergeben; die evangelischen Gemeinden der Provinz erwarten weitere Ausgestaltung ihrer kirchlichen Gemeindeverfassung in dieser Hinsicht. Als einzelne wieder in Anwendung zu bringende Acte der Kirchenzucht werden genannt: Bei der Geburt unehelicher Kinder unterbleibt die sonst übliche Dankfagung und Aussegnung der Wöchnerinnen; bei der Taufe werden die sonstigen kirchlichen Ehren, Geläute u. dgl. versagt. Ebenso sind gefallenen Brautpaaren beim Aufgebot die üblichen Ehrenprädicate und kirchlichen Ehren, Begleitung, Orgel, Gesang, Brautkranz bei der Trauung verweigert. Grobe Verbrecher, Spötter u. s. f. werden, so lange sie nicht Reue zeigen, von der Theilnahme an den heiligen Sacramenten ausgeschlossen; also auch solche, die in offenbarem Ehebruch oder Concubinat leben. Zunächst hat der Seelsorger solche zu ermahnen, nachher dazu Glieder des Gemeindevorstandes beizuziehen, endlich beim Superintendenten auf förmliche Ausschließung anzutragen. Diese ist den Betroffenen in Gegenwart von Gliedern des Vorstandes und anderer Gemeindeglieder förmlich zu eröffnen. Strecken solche Ausschlossene, ohne Reue kundgegeben zu haben, so sind ihnen die hergebrachten kirchlichen Ehren beim Begräbniß versagt; hier wird der einzelne Fall, z. B. auch Selbstmord, besonders reifliche Prüfung erfordern. Schließlich wird den Geistlichen überhaupt gewissenhafte, vorsichtige, weise Handhabung der Vorschriften empfohlen, auch gefordert, daß

richtige Verständniß über Kirchenzucht bei den Gemeinden zu wecken und stets zu handeln mit rechter Ruhe, Mäßigung, Gerechtigkeit, frei von Härte und Herrschsucht, wenn ein Segen soll erzielt werden.

In Württemberg hat die evangelische Synode (d. h. das Consistorium und die Prälaten) ein Ausschreiben betreffend die Confirmation erlassen, welches darauf zielt, der Handlung, die so leicht als eine stehende Formalität angesehen und behandelt wird, mehr eine specielle Beziehung zum Seelsorgeramte an den Einzelnen zu geben, besonders auch wegen des mit ihr verbundenen erstmaligen Abendmahlsgenusses. — Seitdem das neue Concordat mit Rom in Geltung ist und die römische Kirche in Württemberg gegenüber dem Staat einen höheren Grad von Autonomie beansprucht, ist es im Universitäts-senat zu Tübingen beanstandet worden, ob den Professoren der katholischen Facultät noch wie zuvor Sitz und Stimme im Senat zukommen solle.

In Sachen der evangelischen Allianz ist nachträglich zu bemerken, daß Dr. Krummacher in einer Sitzung des Berliner Zweigvereins sich jetzt dahin ausgesprochen habe, daß die Schuld der Organisation der Allianz selbst zuzuschreiben sey, wenn ihr vielfach mit Indifferentismus begegnet wurde. Sie habe einen Fehler gemacht mit der Aufstellung ihrer neuen Glaubensartikel, von deren Annahme die Bundesgliedschaft abhängt; sie habe ihre Aufgabe nicht auf dem Gebiet der Lehre, sondern des Lebens; vielleicht wäre es besser gewesen, nur zu sagen: „Alle, welche durch Jesum Christum und die Gnade Gottes hoffen selig zu werden und entschlossen sind, Christo zu leben und zu sterben, sollen Glieder seyn und willkommen heißen!“

Professor Baumgarten in Rostock, bekannt durch mehrere exegetische Werke, in letzten Zeiten stark versflochten in theologische Polemik gegen die lutherische Restauration in Lehre und Cultus, ist durch einen besonderen Erlaß des Großherzogs Friedrich Franz seiner Stelle entlassen worden auf Grund der alten Landeskirchenordnungen und wegen der von der reinen Lehre abweichenden Grundsätze Baumgarten's. Dieser soll indessen gegen seine Entlassung förmlichen Protest eingelegt haben.

Aus Göttingen wird berichtet, daß die dortigen Studenten der Theologie, zunächst die Hannoveraner, künftig unter der speciellen sittlichen Ueberwachung eines aus zwei theologischen Professoren bestehenden Ephorates sich befinden werden. Auch der Fleiß und die Weise des Studiums sind dieser Beaufsichtigung unterworfen. Hätte man auf die wissenschaftliche Qualifikation der Aspiranten des Predigamtes das Gewicht nicht so ausschließlich in allen deutschen Landen seit lange gelegt, und hätte man die sittliche und religiöse Richtung, überhaupt die Charakterbildung mehr in ihrer Bedeutung für das evangelische Predigtamt erfaßt, so stünde es mit der deutschen Kirche besser als es steht und die Wissenschaft hätte Nichts dabei verloren, sondern an Solidität und Nüchternheit gewonnen.

Der Ausschuß des Luther-Denkmal-Vereins zu Worms macht unter dem 18. Januar d. J. bekannt, daß die Kosten der Durchführung eines würdigen Kunstwerkes zu Ehren des Reformators, welches künftig jene Stadt zieren soll, zu 60,000 Thalern angeschlagen sind. Von dieser Summe wurde im Verlaufe eines Jahres, seit ein Aufruf zu diesem Zwecke erlassen wurde, nahezu die Hälfte gesammelt. Beiträge gingen ein nicht nur aus deutschen Staaten und Städten, sondern auch aus Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Italien, Norwegen, Schweiz, Spanien und Amerika.

Pastor Löhe in Neuendettelsau in Baiern hat mit Berufung auf Jacobi 6, 14 (Marci 6, 12, 13?) an einer Kranken höheren Standes im Diakonissenhause unter liturgischer Form die Salbung mit Del angewendet. Wir können diese Handlung nicht die letzte Delung nennen, denn wir wüßten nicht, daß dieselbe Kranke nicht wieder und wieder nach Umständen dürfte gesalbt werden; auch wird Löhe weit entfernt seyn, das griechische und römische Sacrament der letzten Delung restituiren zu wollen. Weniger sehen wir ein, warum er nicht consequenter Weise auch den Leuten die Füße wäscht, wofür sich aus dem Buchstaben stärker argumentiren ließe. Inzwischen ist von dem gesalbten Löhe, der einst die köstlichen Vaterunser-Predigten herausgegeben hat, bis zum salben den Löhe vom Jahre 1857 ein weiter Weg.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

Juni 1858.

No. 6.

Lebensbilder aus der Kirche des Alterthums.

Dritter Artikel.

Die alexandrinischen Väter.

In Alexandria, diesem Stapelplatze des Welthandels und der griechischen und jüdischen Gelehrsamkeit, wo das Morgenland und Abendland sich äußerlich und innerlich berührten, bestand von alter Zeit her, nach Hieronymus sogar seit dem Evangelisten Markus,* unter der Aufsicht des dortigen Bischofs eine Katechetenschule † theils zur Unterrichtung der Heiden in der christlichen Religion, theils zur Heranbildung christlicher Jünglinge zu künftigen Lehrern der Kirche. Bei der bedeutenden philosophischen und wissenschaftlichen Bildung, die in Alexandria verbreitet war, bedurfte man dort gelehrter Männer, um dem Christenthume auch bei denkenden, prüfenden Heiden und gelehrten Juden Eingang zu verschaffen und wo möglich auch die Gnostiker zu gewinnen, die dort sehr zahlreich waren.

Clemens, der selbst dieses Katechetenamt bekleidete, sagt daher: „Alle Bildung ist nützlich und besonders nothwendig ist das Studium der heiligen Schrift, um das, was wir vortragen, beweisen zu können und zumal wenn die Zuhörer von hellenischer Bildung herkommen.“ Unter diesen eigenthümlichen alexandrinischen Verhältnissen, unter dem Einflusse der dortigen griechischen Bildung erweiterte sich die Katechetenanstalt auf eine sehr natürliche Weise von der Mitte des zweiten Jahrhunderts an zu einer Art von theologischem Seminar, das bis zum Ende des vierten Jahrhunderts in hoher Blüthe stand und die eigentliche Geburtsstätte christlicher Wissenschaft genannt werden kann. Was

* De viris illustr. c. 35 ubi (zu Alexandrien) a Marco Evangelista semper Ecclesiastici fuere doctores.

† So kommt unter verschiedenen Namen vor: τὸ τῆς κατηχησεως διδασκαλειον, διδασκαλειον τῶν ἱερῶν λόγων (Eusebius), ecclesiastica schola (Hieronymus), τὸ ἱερὸν διδασκαλειον τῶν ἱερῶν μαθημάτων (Ezomenus).

Justin der Märtyrer schon angebahnt hatte, kam hier zu voller Entwicklung. Der Einfluß, den die alexandrinischen Lehrer auf die griechische Kirche ausübten, ist unermesslich. Mit völliger Sicherheit lassen sich folgende Vorsteher dieser Schule angeben: Pantänus und Clemens im zweiten Jahrhundert, Origenes, Heraklas und Dionysius im dritten und Didymus im vierten Jahrhundert. Zuerst war blos Ein Katechet angestellt. Als aber die Geschäfte sich häuften und die Bedeutung der Anstalt sich erweiterte, theilte Origenes seine Katechumenen in zwei Klassen und übertrug einen Theil seiner Berufsgeschäfte seinem Freunde Heraklas, um für seine ausgedehnten schriftstellerischen Arbeiten Zeit zu erübrigen. Der erste ausgezeichnete alexandrinische Katechet, den Eusebius erwähnt, ist Pantänus, ein zum Christenthume übergetretener stoischer Philosoph, in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Seine (ergetischen) Schriften sind aber verloren gegangen. Auf ihn folgte sein Schüler Clemens und auf diesen Origenes, welche beiden die alexandrinische Schule in unserer Periode repräsentiren. Ihre Richtung ist dieselbe, aber Origenes ist ein mehr systematischer Denker und seine schriftstellerische Thätigkeit und damit auch sein Einfluß viel ausgedehnter.

Clemens von Alexandrien und Origenes sind gewissermaßen die Väter einer wissenschaftlichen Auffassung und Darstellung der christlichen Glaubenslehre, so wie einer gelehrten und kritischen Auslegung der heiligen Schriften. Das Eigenthümliche ihres theologischen Standpunktes spricht sich hauptsächlich in ihrer versöhnenden Stellung zur hellenischen Philosophie und zur Gnosis aus. Zwar betrachteten und bekämpften auch sie die Gnostiker als gefährliche Häretiker; allein es war dies ein Kampf der wahren, aus gläubiger Aneignung der Offenbarung hervorgegangenen Gnosis (*γνώσις ἀληθινή*) gegen die falsche (*παισιωδώνυμος*) der sich selbst überlassenen, vom Worte Gottes sich hochmüthig losreisenden Speculation. Eben darum vermochten sie dieses verkehrte System auf eine innerliche Weise zu überwinden und etwas Positives an dessen Stelle zu setzen, das den Durst des erkennenden Geistes auf eine gesunde Weise befriedigte. Die alexandrinische Auffassung des Verhältnisses zwischen Glauben und Wissen spricht sich charakteristisch in dem Sage des Clemens aus: „Kein Glauben ohne Wissen, kein Wissen ohne Glauben,“ so wie in der Stelle Jesajas 7, 9, welche den Alexandrinern zum Leitstern diente und nach der griechischen Uebersetzung lautet: „Wenn ihr nicht glaubet, so werdet ihr nicht verstehen“ (*ἐὰν μὴ πιστεύσητε, οὐδὲ μὴ συνήτε*). Der Glaube ist nämlich die alleinige Grundlage und Voraussetzung des Wissens und das gemeinsame Band aller Christen. Das Wissen ist das deutliche Bewußtseyn vom Grunde und Zusammenhange des Glaubens. Im tiefsten Wesen sind sie eigentlich eins, ihr Inhalt ist derselbe, nämlich die göttliche Heilswahrheit geoffenbart in der heil. Schrift und treu überliefert von der Kirche. Auch die christliche Wissenschaft ist nach Origenes eine Gnadengabe und hat zur Bedingung ein freies Leben. Wie nun aber jeder zuerst durch den Glauben das Göttliche in das Gemüth aufnehmen muß, so soll besonders der Lehrstand vom einfachen Glauben zum

Wissen, zum ächten Gnosticismus fortschreiten, damit er den Glauben gegen die Einwürfe der Vernunft vertheidigen und die Irrthümer und Entstellungen der Wahrheit widerlegen könne. Wenn man dem Clemens das Beispiel der Apostel und Propheten entgegenhielt, die doch auch keine philosophische Bildung besaßen, so erwiderte er: Diesen heil. Männern sei der außerordentliche Beistand des heil. Geistes gegeben gewesen, wir dagegen können uns nicht auf Inspiration verlassen, sondern müssen durch die gewöhnlichen Bildungsmittel hindurchgehen, um das Wort Gottes wissenschaftlich zu verstehen. Das Ideal des christlichen Gnostikers ist aber bei den Alexandrinern ebensowohl ein praktisches, als theoretisches, schließt nicht nur die Erkenntniß, sondern auch die Liebe Gottes in sich, und Clemens trägt auf ihn auch die stoische Bestimmung des Weisen über, nämlich die Freiheit von Affecten und Bedürfnis. „Ein Gnostiker ist,“ sagt er unter Andern (strom. VII, 896), „wer im Studium der Schrift selber ergrauend, mit Bewahrung der apostolischen und kirchlichen Rechtgläubigkeit, streng nach dem Evangelium lebt, und die Beweise, wie der Herr geboten, in Gesetz und Propheten aufsucht.“

So weit wird man dieser Anschauung, abgesehen von dem stoischen Zuge in dem Bilde des Gnostikers, nichts Begründetes entgegensetzen können. Allein dieselbe war keineswegs frei von der Gefahr eines einseitigen Idealismus und Spiritualismus. Die allegorische Interpretationsmethode des Origenes ruht auf einer falschen Scheidung von Geist und Buchstabe und auf einer relativen Geringschätzung des einfachen historischen Sinnes der heil. Schrift. Noch weniger konnte sich Clemens völlig von dem Bildungsaristokratismus der platonischen und stoischen Philosophie losmachen. Er spricht bisweilen von der Diktis etwas geringschätzig, als von dem bloßen Autoritätsglauben der Menge und stellt ihr die Gnosis als das reine geistige Christenthum entgegen. Dadurch wird jener dem einfachen Geiste des Evangeliums ganz zuwiderlaufende Gegensatz von Exoterikern und Esoterikern, von Psychikern und Pneumatikern statuirt, wie im Gnosticismus. Damit hängt dann eine gewisse Geheimnisthuerie bei Clemens zusammen. Indes dient doch zur Entschuldigung, einmal daß die Alexandriner bei allen Menschen die Anlage zur Gnosis setzten, also nicht im Princip verschiedene Menschenklassen statuirten, und sodann daß es damals, wie zu allen Zeiten Menschen gab, welche sich mit dem bloßen äußerlichen Autoritätsglauben begnügen und in ihrer Ignoranz und Denkfaulheit alle Bildung verdächtigen.

Natürlich hing mit diesem Standpunkte eine günstige Auffassung der Philosophie zusammen. Clemens verstand darunter nicht sowohl ein bestimmtes System, als vielmehr Dasjenige, was in jedem „den Menschen zur Gerechtigkeit und Frömmigkeit führt.“ Er selbst war eigentlich Eklektiker im edlen Sinne des Wortes, während Origenes sich entschiedener zum Platonismus hinneigte, so weit er sich mit dem Christenthume vereinigen ließ. Da die Philosophie gerade den Besten unter den Hellenen gegeben war und sie zur Weisheit und Tugend leitete, so schlossen die Alexandriner daraus, daß sie eine Gabe Gottes

sein müsse, von dem alles Gute kommt und aller Antrieb zum Edlen ausgeht. Sie war nach ihrer Ansicht, wie wir schon oben zu bemerken Gelegenheit hatten, für die Griechen dasselbe, wie für die Juden das Gesetz, nämlich ein Testament, ein Erziehungsmittel zum Christenthum. Clemens vergleicht sie mit dem wilden Delbaum, der durch den Glauben veredelt wird. Auf der andern Seite erkennen die Alexandriner auch die Schwächen der griechischen Philosophie an, indem sie bloß zerstreute Funken des Logos mit Irrthümern vermischt enthalte; und um die Dignität der alttestamentlichen Offenbarung zu retten, flüchteten sie sich zu der sonderbaren Annahme eines Diebstahls, den die Griechen an den Hebräern begangen haben. Was nun die Philosophie seit der Erscheinung Christi betrifft, so hielten sie dieselbe für nützlich als eine Propädeutik oder Vorbildung für die wissenschaftliche Begründung und Vertheidigung des Glaubens. Also verhält sie sich zum Glauben doch bloß dienend, sie ist nur Mittel zum Zweck. Clemens vergleicht sie in dieser Hinsicht mit dem Zaun und Gehege um den Weinberg des Herrn; sie könne, sagt er, die Wahrheit nicht mächtiger machen, wohl aber ohnmächtig die sophistischen Angriffe auf dieselbe. Das Christenthum, das selbst die höchste Weisheit und mit dem verglichen alle menschliche Weisheit nur Thorheit ist, scheut die Prüfung nicht. „Nahet euch getrost zu uns,“ sagt Origenes, „ihr Klugen, ihr Weisen, ihr Gelehrten; nur setzen wir hinzu: bleibt auch ihr nicht zurück, ihr Unmündigen, ihr Einfältigen, ihr Schlichten.“

Wir finden also hier bei den alexandrinischen Vätern den wahren Geist christlicher Wissenschaft, heiliger Erkenntniß in seiner jugendlichen Frische und Kraft; einen Geist, der sich kühn über das Sichtbare, Zufällige und Oberflächliche erhebt, mit der Fackel der Offenbarung und mit betenden Herzen in die verborgenen Tiefen Gottes, in der Wesen Grund und Ursprung bringt; einen Geist, der die Theologie mächtig gefördert und die christliche Bildung weit über die damalige heidnische und häretische hinausgehoben, und diese dadurch innerlich überpunden hat; einen Geist, der befruchtend auf künftige Jahrhunderte wirkt und noch heute erfrischt, erhebt und zur Forschung begeistert. Allein auf der andern Seite lief dieser Geist in seinen idealen Flügen Gefahr, die kindliche Einfalt des Glaubens und den festen Grund und Boden der Geschichte und der Leiblichkeit zu verlieren, und bedurfte daher zur gesunden Totalität des kirchlichen Lebens einer praktischen Ergänzung, welche ihm in der That in der afrikanischen Theologie gegeben war.

Clemens von Alexandrien.

Titus Flavius Clemens (*Κλημης*), geboren entweder zu Athen, oder zu Alexandrien, wurde im Heidenthume erzogen und trat erst in männlichen Jahren zum Christenthume über, worin er für seinen forschenden Geist die Befriedigung fand, welche ihm seine gründliche Kenntniß aller andern damaligen Systeme der Religion und Philosophie nicht verleihen konnte. Er unternahm nun nach der Sitte seiner Zeit große Reisen nach dem Orient und Occident, um die ausgezeichnetsten christlichen Lehrer aufzusuchen; „welche,“ wie er sagt,

„die Ueberlieferung der reinen seligmachenden Lehre bewahrten und solchen acht apostolischen Saamen auch in die Herzen ihrer Schüler einpflanzten.“ Am meisten fesselte ihn Pantänus in Aegypten, nach seiner Meinung der größte christliche Gnostiker, welcher „gleich der sicilianischen Biene die Blüten von der apostolischen und prophetischen Wiesenflur pflückte und die Gemüther der Zuhörer mit ächter, lauterer Erkenntniß erfüllte.“ Clemens wurde Presbyter an der Kirche von Alexandrien und nachher (etwa a. 189) Nachfolger des Pantänus an der dortigen Katechetenschule, wo er für den Unterricht der Christen und für die Befehung der Heiden etwa zwölf Jahre thätig war. Die Verfolgung unter Septimius Severus a. 202 nöthigte ihn wahrscheinlich zur Flucht. Denn nachher finden wir ihn zu Jerusalem und Antiochia. Zeit und Ort seines Todes sind unbekannt. Nach den Einen starb er zu Jerusalem, nach den Andern zu Alexandria etwa im Jahre 217.

Seine drei Hauptwerke bilden zusammen Ein Ganzes und stellen einen Stufengang, den Bildungsproceß dar, den der Logos, der göttliche Erzieher des Menschengeschlechtes mit diesem durchmacht. Die „Ermahnungsrede an die Hellenen“ (*λόγος πρὸς ἑλληνας*) will das Unvernünftige und Unästhetische des Heidenthums nachweisen und die Sünder zur Buße und zum christlichen Glauben bekehren. Der „Erzieher“ (*παιδαγωγός*) leitet die Bekehrten zu einem heiligen Wandel an. Die „Leppiche“ (*στροβίλατα*), so genannt wegen der unmethodischen Form, in welcher hier Bruchstücke der christlichen Wahrheit mit Irrthümern aus der griechischen Philosophie und den Häresen bunt durcheinander gewoben sind, enthalten eine Anleitung zur wahren Gnosis, zur höchsten Stufe der christlichen Erkenntniß und des christlichen Lebens. Diese drei Schriften verhalten sich also etwa, wie Apologetik, Ethik, Dogmatik, oder wie die Begriffe Glaube, Liebe, mystisches Schauen. Außerdem haben wir von ihm eine schöne ethische Abhandlung über den rechten Gebrauch des Reichthums, um selig zu werden (*τις ὁ σωζόμενος πλοῦτος*, quis dives salvus oder salvetur?). Verloren gegangen sind seine „Skizzen“ oder „Schattenrisse“ (*ὀπορτοπίσεις*, adumbrationes), eine gedrängte Erklärung der heil. Schrift.

Clemens ist ein vielseitig gebildeter, in der heidnischen Litteratur und in der heil. Schrift gründlich gelehrter, dabei geistvoller und gedankenreicher Schriftsteller. Allein es fehlt ihm an durchsichtiger Klarheit und strenger Methode. Seine tiefen Gedanken sind nur fragmentarisch hingeworfen und oft, besonders in den Stromaten, absichtlich in mysteriöses Dunkel gehüllt. Man muß aber bedenken, daß er für diese speculative Theologie erst Bahn zu brechen hatte. Das hat er in großartiger Weise gethan und mächtig anregend besonders auf seinen größeren Schüler Origenes gewirkt, der die zerstreuten Gedankenblitze seines Meisters selbstständig zu einem System verarbeitete. Auch verdient Clemens einen würdigen Platz in der Reihe der christlichen Dichter. Sein erhabener Lobgesang auf den Logos ist der älteste uns aufbehaltene christliche Hymnus.

Origenes.

Origenes, wegen seines eisernen Fleißes und vielleicht zugleich wegen seines reinen und festen Charakters mit dem Beinamen Adamantius (*ἀδαμαντίνος*, auch *χαλκέρπερος*) ausgezeichnet, ist ohne Zweifel der genialste und gelehrteste Kirchenvater unserer Periode. Er wurde geboren zu Alexandrien im Jahre 185, unter der Leitung seines frommen Vaters Leonides frühzeitig in den Elementarfächern und in der heiligen Schrift unterwiesen, und besonders von dem Katecheten Clemens in aller christlichen Weisheit seiner Zeit gebildet. So paarten sich in ihm frühzeitig Frömmigkeit und hohe Geistescultur. Er war mit dem Auswendiglernen der Bibel nicht zufrieden, sondern forschte nach dem tieferen Sinne derselben und brachte dadurch seinen Vater oft in Verlegenheit. Dieser freute sich aber der schönen Gaben seines Sohnes; er soll dem schlafenden Knaben öfter die Brust entblößt und sie ehrfurchtsvoll als einen Tempel des heil. Geistes geküßt haben. In begeisterter Liebe zum Herrn wollte Origenes schon als siebenzehnjähriger Jüngling in der Verfolgung unter Septimius Severus sich der heidnischen Obrigkeit überliefern und mit seinem Vater als Märtyrer sterben, wurde aber von seiner Mutter davon zurückgehalten. Da schrieb er wenigstens seinem Vater in's Gefängniß: „Hüte Dich, daß Du nicht unseretwegen Deinen Sinn änderst.“ Leonides starb den Märtyrertod und hinterließ eine hülflose Wittve mit sechs Kindern außer dem Origenes. Dieser fand eine Gönnerin in einer reichen und angesehenen Frau, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, seinen offenen Abscheu gegen einen Gnostiker auszusprechen, den dieselbe in ihr Haus aufgenommen hatte. Für seine Mutter sorgte die Kirche von Alexandrien. Bald verdiente er sich seinen Unterhalt selbst durch Ertheilung von Unterricht in der griechischen Sprache und Litteratur. Da er daneben sehr viel für die Ausbreitung des Christenthums wirkte, sich durch die hingebendste Liebe zu den gefangenen Brüdern in den Verfolgungen auszeichnete, obwohl er sich dadurch oft selbst der Todesgefahr aussetzte, und manche nachher als Märtyrer oder Bischöfe ausgezeichnete Männer durch ihn bekehrt wurden, so übertrug der Bischof Demetrius von Alexandrien dem achtzehnjährigen Jüngling (203) das Katechetenamt, jedoch ohne Besoldung, so daß Origenes genöthigt war, sich seine leiblichen Bedürfnisse durch Abschriften alter Autoren zu befriedigen, wofür ihm mehrere Jahre hindurch ein Liebhaber der Litteratur täglich vier Obolen (etwa 5 Cents) bezahlte. Origenes lebte übrigens damals als strenger Asket und wollte grundsatzmäßig auf alles Irdische, was nicht absolut nothwendig war, verzichten. Er hatte nur Ein Gewand, keine Schuhe, ging Jahre lang barfuß, trank keinen Wein, aß selten Fleisch, widmete selbst den größten Theil der Nacht dem Studium der Bibel, die er fast auswendig wußte; ja in mißverstandenen Streben nach Heiligung entmannte er sich selbst*, um das Wort Christi Matth. 19, 12

* Nach dem Zeugniß des Eusebius, das neuerdings ohne hinreichenden Grund von Baur und Schnitzler bezweifelt, von Engelhardt und Neander aber wieder in Schutz genommen worden ist.

buchstäblich zu befolgen. Nachher sah er seinen Irrthum ein und faßte jene Stelle geistig auf.

Als Katechet und auf mehreren Reisen nach Rom, Arabien und Palästina machte er sich noch näher mit der Weisheit seiner Zeit und den verschiedenen, besonders gnostischen Häresien bekannt, um sie gründlich widerlegen zu können. Auch schämte er sich nicht bei dem berühmten Neuplatoniker Ammonius Sakkas, obwohl dieser nicht viel älter und ein Heide war, in die Schule zu gehen, um mit der griechischen Philosophie gründlicher bekannt zu werden und so auf gebildete Heiden mit besserem Erfolge wirken zu können. Der Platonismus übte auf seinen Geist einen gewaltigen Einfluß, erhob ihn über manche Vorurtheile und Beschränktheiten, entzündete ihn zu neuen Ideen und Anschauungen. Durch seine hohe wissenschaftliche Bildung, verbunden mit seinem frommen Eifer, gelang es ihm, viele angesehenere Heiden und Häretiker zur Kirchenlehre zu führen, z. B. einen reichen Gnostiker von Alexandrien, Namens Ambrastius, der nachher sein eifrigster Freund und Gönner wurde. Er verhalf ihm nämlich zu dem kostbaren litterarischen Apparat für seine wissenschaftlichen Untersuchungen und gab ihm sieben Schnellschreiber; Seinen Fleiß beschreibt Origenes selbst folgendermaßen: „Ich kann vor Vergleichung der Handschriften nicht speisen, ich kann nach der Mahlzeit nicht ausgehen und mich nicht ausruhen, sondern auch in jener Zeit werde ich genöthigt, philologische Untersuchungen anzustellen und die Handschriften zu berichtigen. Auch die Nacht wird mir nicht zum Schlaf gegönnt, sondern einen großen Theil derselben nehmen die philologischen Untersuchungen in Anspruch. Ich will die Zeit von früh Morgens an bis neun und zuweilen zehn Uhr (d. h. drei bis vier Uhr Nachmittags nach unserer Zeitrechnung) nicht erwähnen; denn alle, die zu solchen Arbeiten Lust haben, gebrauchen diese Zeit zum Studium des göttlichen Wortes und zum Lesen.“

Indeß sollte dieser den edelsten Beschäftigungen hingeebene Mann auch den Neid und die Verfolgung seiner Zeitgenossen erfahren. Sein Bischof Demetrius, eifersüchtig auf den wachsenden Ruhm und Einfluß des Origenes, so wie ärgerlich darüber, daß er als Laie in Palästina auf Aufforderung der dortigen Bischöfe gepredigt hatte, beschuldigte ihn, daß er das Christenthum durch fremdartige Speculationen getrübt habe, was allerdings nicht ganz ungegründet war. Besonders erbitterte ihn der Umstand, daß Origenes außerhalb seiner Diöcese, in Cäsarea, also allerdings gegen die Kirchengesetze, a. 228 sich von seinen Freunden, den Bischöfen von Jerusalem und Cäsarea, zum Presbyter hatte ordiniren lassen. Er versammelte daher zu Alexandrien seine Geistlichen und andere ägyptische Bischöfe zu einer Synode und verklagte den Origenes unter anderem auch wegen seiner Selbstentmannung, welche nach den Kirchengesetzen zum geistlichen Amte unfähig machte. Der große Mann wurde seiner Presbyterwürde entsetzt und auf einer zweiten noch zahlreicheren Synode sogar als Keger aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Dieser persönliche Streit, in welchem der Verfolgte den ächt christlichen Geist der Sanftmuth und

Geduld bewies,*) wurde ein Kampf der Kirche. Gegen Origenes erklärte sich bloß die römische Gemeinde, für ihn erklärten sich die Kirchen in Palästina, Arabien, Phönizien und Achaia. Diese Verfolgung konnte seinen Einfluß nicht vernichten und diente ihm als Läuterungsfeuer. Er begab sich zu seinem Freunde, dem Bischof von Cäsarea in Palästina, setzte dort seine wissenschaftliche Thätigkeit fort und eröffnete eine Schule, die bald die in Alexandrien, welche er in den Händen seines Schülers und Freundes Heraklas gelassen hatte, an Glanz übertraf. Da wurden unter anderen der berühmte Gregorius Thaumaturgus, der nachherige Bischof von Neucäsarea, und sein Bruder Athenodorus seine eifrigen Zuhörer. Der Wiederausbruch der Christenverfolgung unter Maximin (235) vertrieb ihn und nun finden wir ihn an verschiedenen Orten, in Kappadocien, Athen, wieder in Palästina, überall unermüdet thätig, in ausgedehnter Correspondenz selbst mit dem Kaiser Philippus Arabs und seiner Gemahlin, und vielfach in kirchlichen Streitigkeiten zu Rathe gezogen. So beriefen ihn z. B. die arabischen Bischöfe auf eine Synode, zum Bischof Beryllus von Bostra von seinem Irrthume in der Lehre von der Person Christi zu überzeugen. Es gelang ihm vollständig, Beryllus widerrief öffentlich und dankte seinem Gegner für die bessere Ueberzeugung. Zuletzt legte sich auch der Sturm in Alexandrien und der Bischof Dionysius, sein Freund, rief ihn zurück. Allein Origenes sollte seine Vaterstadt nie wiedersehen. In der decianischen Verfolgung wurde auch er in's Gefängniß geworfen. Man legte eine eiserne Kette an seinen Hals, sperrte seine Füße durch Balken auseinander, legte ihn auf die Folter und drohte ihm mit dem Feuer. Aber der ehrwürdige Greis blieb standhaft bei seinem christlichen Bekenntniß, schrieb aus dem Kerker Trostbriefe an die leidenden Brüder und freute sich auf den Märtyrertod, den er schon als Jüngling sich gewünscht hatte. Indeß Decius starb, die Verfolgung hörte auf und Origenes wurde freigelassen. Doch starb er bald, wahrscheinlich an den Folgen der ausgestandenen Marter, zu Tyrus a. 254 im 69sten Jahre seines inhaltreichen Lebens.

Origenes war ein rechter Gottesgelehrter, unablässig forschend über göttliche Dinge, immer durch Gebet sich auf das Studium vorbereitend, und all seine Kenntnisse und Gaben dem Dienste des Erlösers opfernd. Mit einer für jene Zeit bewundernswerthen linguistischen, philosophischen und theologischen Gelehrsamkeit verband er einen schöpferischen Geist und eine mannigfaltig anregende Gedankenfülle. Die Kirche verdankte ihm Vieles, aber sie mußte viele seiner Lehren verwerfen. Bisweilen stand er unwillkürlich mehr unter dem Einfluß platonischer Denkweise, als der einfachen Lehre der Schrift, z. B. in seiner Ansicht von der Präexistenz und dem vorzeitlichen Falle der Seelen in der etwas ungünstigen Auffassung der Endlichkeit und Leiblichkeit. In andern Punkten befindet er sich mit der späteren Orthodoxie in geradem Widerspruch,

* „Wir müssen sie,“ sagt er von seinen Feinden, „viel mehr bemitleiden, als hassen, viel mehr für sie beten, als ihnen fluchen; denn zum Segnen und nicht zum Fluchen sind wir geschaffen.“

wie in seiner Ansicht von der Apokatastasis, in noch andern ist er wenigstens schwankend und unbestimmt, so z. B. wenn er dem Sohne und dem heil. Geiste einerseits entschieden das Prädicat der Ewigkeit zuschreibt, und damit dem athanasianischen und nicenischen Lehrbegriffe den Weg bahnt, andererseits dieselben doch dem Vater subordinirt, mithin dem Arianismus einen Anhaltspunkt bietet. Allein man muß eben bedenken, daß das dogmatische Bewußtseyn der Kirche sich bloß allmählig entwickeln konnte, und es wäre daher höchst ungerecht und bornirt, einen solchen wahrheitsliebenden Geist wegen seiner Abweichungen von einem erst später ausgebildeten Lehrbegriff zu verdammen. Das ist freilich vielfach geschehen, z. B. von Epiphanius und andern Zeloten. Die größten Kirchenväter des vierten Jahrhunderts aber, Athanasius, Hilarius, Basilius und die beiden Gregore haben ihn in hohen Ehren gehalten und nie seine großen Verdienste um die Kirche verkannt.

Die litterarische Thätigkeit des Origenes ist größer, als die aller andern Kirchenlehrer seiner Zeit zusammengenommen. Epiphanius giebt, wohl übertrieben, die Zahl seiner Schriften auf 6000 an; Hieronymus sagt, er habe mehr geschrieben, als ein Anderer zu lesen im Stande sey. Seine Werke erstrecken sich auf fast alle Gebiete der Theologie.

1. Biblische Werke. Unter diesen sind zunächst zu erwähnen seine für die biblische Textkritik bedeutende „Hexapla,“ und die kürzere „Tetrapla,“ wovon jedoch bloß Fragmente sich erhalten haben. Origenes stellte in dieser ersten Polyglottenbibel für apologetische Zwecke den hebräischen Text des Alten Testaments (mit hebräischen und griechischen Buchstaben) und die griechischen Uebersetzungen, nämlich die der Septuaginta, des Aquila, des Symmachus, des Theodotion, und in einigen Büchern noch drei andere (Quinta, Sexta und Septima genannt) columnenweise nebeneinander, und verbesserte, um die Vergleichung mit dem Original zu erleichtern, den Text der LXX aus den übrigen Uebersetzungen, indem er das Fehlende mit dem kritischen Zeichen des Asteriskos, das Ueberflüssige mit einem Obelos kenntlich machte. Sodann schrieb er eine große Menge Commentare über fast alle Bücher der Bibel, und zwar in dreifacher Gestalt, nämlich a) in kurzen Anmerkungen zu schwierigen Wörtern und Stellen für Anfänger (*σημειώσεις*, scholia); b) in fortlaufender Erklärung ganzer Bücher für die höhere wissenschaftliche Forschung (*τόμοι*, commentarii); und c) in praktischer Anwendung oder Homilien (*ὁμιλίαι*). Diese exegetischen Werke sind zwar voll geistreicher Tiefblicke in die Schrift, aber auch voll allegorischer und mystischer Spielereien. Sie galten für ein Wunder und ein Orakel, bis ihn Chryostomus zwar nicht an Geist und Gelehrsamkeit, wohl aber an gesundem exegetischem Tact und nüchternem grammatisch historischer Auslegung weit übertraf.

2. Apologetische Schriften. Hieher gehören seine noch vollständig erhaltenen acht Bücher gegen den Christenfeind Celsus, eine triumphirende Widerlegung all seiner Einwendungen gegen die christliche Religion. Seine zahlreichen polemischen Schriften gegen Häretiker existiren nicht mehr. Denn

die neulich aufgefundenen und zuerst unter seinem Namen a. 1851 herausgegebenen Philosophumena, oder Widerlegung aller (32) Häresien, kommen nicht von ihm, sondern, wie jetzt ziemlich allgemein unter den Gelehrten anerkannt ist, von Hippolytus, dem etwas älteren Bischof von Portus Romanus.

3. Sodann haben wir von Origenes ein sehr merkwürdiges dogmatisches Werk, betitelt: *περι αρχών*, de principiis, d. h. über die Grundlehren des christlichen Glaubens und Lebens. Es ist der erste Versuch einer systematischen Darstellung der Glaubenslehre und erinnert in mancher Beziehung an das geniale Werk Schleiermacher's über den christlichen Glauben. Ueberhaupt kann man den großen alexandrinischen Kirchenvater den Schleiermacher der alten griechischen Kirche nennen, welcher der weiteren Entwicklung der Theologie einen gewaltigen Anstoß gab, aber in Bezug auf Orthodoxie gerade von seinen besten Schülern zurückgelassen wurde. Das berechtigt uns aber nicht, ihn den Häretikern beizuzählen. Der billige Tillemont sagt mit Recht, ein Geist wie Origenes konnte häretische Meinungen hegen und doch ganz frei von der Anmaßung und Rechthaberei seyn, welche das eigentliche Wesen und die Schuld der Ketzerei ausmacht. Ganz dasselbe läßt sich auf Schleiermacher anwenden, dessen Verdienste um die protestantische Theologie ebenso groß und unsterblich sind, als die Verdienste des Origenes um die Theologie der griechischen Kirche.

Mercersburg, Pa.

P. S.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Fortsetzung.)

“—la prédication est appelée vertu et puissance de Dieu.”
 “Ceux que le Seigneur ordonne Pasteurs à son Eglise, il denonce, qu'il les établit gardes et guettes pour la défense de son peuple.”
Calv. de papist. sacerdot. &c. Epistola.

II) Calvin als Prediger und Seelsorger.

Das praktische Wirken Calvin's in Predigt und Seelsorge läßt uns den Reformator in einem neuen sehr vortheilhaften Lichte erscheinen. War Calvin groß als Reformator und Organisator der Kirche, als Polemiker, Dogmatiker und Exeget, so ist er nicht minder groß gewesen als Prediger und Seelsorger im engern Kreis seiner Genfer Gemeinde. Calvin hat überhaupt als praktischer Mann mehr gewirkt, denn als Theologe durch sein System. Alle seine Schriften, besonders aber seine exegetischen und homiletischen Arbeiten, haben eine durchaus praktische Richtung, und sein eigener heiliger Lebenswandel

verschaffte seinem mächtigen Worte eine tiefgehende nachhaltige Wirkung auf die Herzen seiner Zuhörer. Sein ernster praktischer Sinn befähigte ihn auch, die specielle Seelsorge in einer Weise zu üben, wie es ihm ein anderer nicht so leicht nachthun wird. Hören wir vorerst, wie eine competente Meisterhand Calvin als Prediger charakterisirt:

„Calvin wußte nichts von jener Form der Predigt, die später in Frankreich üblich ward, jener Kunst der Rede, welche den Predigern der reformirten Kirche bald zur unerläßlichen Pflicht gemacht wurde, in Saurlin, der durch die strengste Logik und auserlesene rednerische Wendungen ausgezeichnet ist, den Gipfel ihrer Vollendung erreichte, und welche noch jetzt vorherrscht, so daß das Evangelium nur in dieser Form als gültig erscheint.—Zur Reformationszeit war die homiletische Kunst aber noch nicht vorhanden; vielmehr verwarf man die Kunst der Rede, oder die Rede als Kunst, und verlangte nur das begeisterte Wort. Dies muß berücksichtigt werden, wenn man Calvin's Weise, das Evangelium zu verkündigen, nach Verdienst würdigen will. Man kann nicht (mit Lomser, Reformatorischer Kalender 1821) von jener Zeit behaupten, daß die Prediger nur auf einen kleinen Kreis von Lehren, hauptsächlich von Glaubenslehren, beschränkt waren; die meisten Predigtbücher vom Glauben und der Buße handelten, und daß man auf dem Felde der Sittenlehre dieselben Materien wiederholte, denn dies Urtheil läßt sich schon nicht ganz auf Luther's Predigten anwenden, worin wir doch so viel originelle, erweckliche und praktische Ideen finden, noch weniger aber auf Calvin, der das Uebermaß des Dogmatischen stets gemieden und, wie überall, auch in seinen Predigten äußerst praktisch ist; er hält sich genau an die heilige Schrift und dringt so wie diese auf das Thun. Er war jedoch hier auch um Vieles geregelter. Wenn Luther sich an gar keine stehende Form bindet, in Anlagen und Gestaltung seiner Rede ganz unbeschränkt, bald schulgerecht in kurzen Sätzen und künstlicher Ordnung spricht, bald ohne alle Ordnung sich wie ein Strom ergießt, bald ruhig belehrend, bald zürnend und strafend, mit und ohne Text, oft sehr lange, oft sehr kurz in seinen Predigten ein treues Bild seines regsamen, feurigen, die Schranken verachtenden Wesens giebt, erscheint Calvin dagegen gleichmäßiger in seinen Vortrag. Immer ist er geistreich, oft mit feiner Kritik, immer mit Tiefe des Urtheils und Gründlichkeit der Belehrung; er ist voll Wärme und hinreißender Originalität der Gedanken und des Ausdrucks, und wenn man sich auch oft des Lächelns nicht erwehren kann, so bewundert man doch mit wahrer Freude das Treffende und gewaltige der Beweisführung. Viel Naivetät und dabei treffliche satyrische Wendungen, um die Ungläubigen in ihren eigenen Augen lächerlich zu machen, trifft man bei ihm an; sein Styl* ist vollkommen

* Beza sagt von Calvin in dieser Beziehung: “tot verba, tot pondera;” und Melancthon äußert sich folgendermaßen über Calvin's Schreibart und Eloquenz: “Nullius hoc tempore oratio in disputando vel nervosior fuit, vel splendidior. Eloquentia ipse sua enervat nostros, terret adversarios et sanabiles juvat.” Morus sagt: „Er ahmt

einfach. Seine Methode ist nicht synthetisch: wenigstens sind die Predigten selten, die ein Thema aufstellten, aus welchem er alles Uebrige entwickelt; gewöhnlich sind sie analytisch, indem er häufig ganze Bücher der heiligen Schrift durchnimmt, eine gewisse Anzahl von Sprüchen belehrend erläutert und mit einem Gebete schließt. Es finden sich aber auch mehrere Predigten über bestimmte Gegenstände vor (z. B. über Abraham's Opfer, über die zehn Gebote, über die Geburt, das Leiden, den Tod, die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi; über die Vorsehung und Gnadenwahl u. c.). Calvin's Kanzelvortrag ist langsamer, schwerer, als der des deutschen Reformators, mehr durch kräftige Bernunftschlüsse und gewichtige Sentenzen wirkend. Luther entwickelt häufig seinen Text dogmatisch und kehrt gerne wieder zu ihm zurück. Calvin hat mehr den Zuhörer und seine Einwendungen im Auge und geht oft weit vom Texte ab, um die Einwendungen zu widerlegen. Was seine Predigten etwas schwer macht, ist wohl, daß man sie nicht von Anfang bis zu Ende überschauen, oder so zu sagen mit dem Geiste überfliegen kann, dagegen aber auf dem ganzen Wege mit kräftigen, gewichtigen Gedanken beschäftigt wird. Doch wird ein Jeder, der ihn liest, immer wie von Demosthenes sagen: „Dieser hat doch Recht.“ — Calvin sprach frei; wenigstens wird nirgends erwähnt, daß er je eine Predigt aufgeschrieben. Schön spricht er gegen das Ablesen der Predigt in einem Schreiben an Sommeret, Protector von England: „Das Volk muß so belehrt werden, daß es innig ergriffen, und man fühle, was der Apostel sagt: daß das Wort Gottes ein zweischneidig Schwert ist, welches Gedanken und Begierden durchbohrt bis auf das innerste Mark.“ Ich sage dies Eurer Hoheit, weil gar wenig lebendige Predigt in Eurem Reiche ist und die meisten abgelesen, hergesagt werden. Ich sehe wohl, was Euch dazu zwingt; Ihr habt, glaube ich, wenig gute Prediger, brauchbare, wie ihr sie wünscht, und fürchtet, es möchten Leichtsinrige aus den Fugen herausgerissen werden und tolle Einbildungen austreuen, wie dies oft der Fall, wenn man Neues will. Dies alles aber muß dem Gebote Christi weichen, welches will, daß das Evangelium gepredigt werde. Diese Predigt aber soll nicht todt, sondern lebendig seyn, zur Lehre, Strafe, Besserung, wie Paulus zu Timotheus spricht. Und so, daß wenn ein Christ in die Kirche tritt, er einen tiefen Schmerz fühle und innig überzeugt werde, auf daß er Gott die Ehre gebe. Ihr wißet auch, wie der Apostel von der Lebendigkeit der Rede in dem Munde der rechten treuen Diener Gottes spricht; nicht sollen sie mit Rednerkünsten glänzen, um groß damit zu thun: aber der Geist Gottes soll in ihnen wiedertönen, um Frömmigkeit zu schaffen. Alle mögliche Gefahren müssen nicht hindern, daß der Geist Gottes seine Freiheit und seinen Gang habe unter denen, welche er mit seinen Gnaden ausgeschmückt hat, um die Kirche zu erbauen. — Nicht ohne Grund heißt es,

Paulus nach; von demselben Geiste befeelt, verachtet er das Schwache und Allzubühende der menschlichen Eloquenz und der Redekünste; seine Rede fließt mit Gravität und scheint für heilige Dinge gemacht.“

daß Jesus Christus das Erdreich mit dem Scepter seines Mundes schlagen wird und den Bösen tödten mit dem Geiste seiner Lippen. Dies ist das Mittel, durch welches der Herr alle seine Gegner bändigen und zerstören will; darum auch ist das Evangelium Gottes Kraft genannt worden. Mithin, obgleich die Edicte und Gesetze der Fürsten gute Mithelfer sind, um das Christenthum festzustellen, so will Gott dennoch seine Herrschergewalt offenbaren durch jenes geistige Schwert seines Wortes, wenn es durch die Prediger verkündigt wird.“ P. S. II, p. 192—196.

„Eine große Anzahl der Predigten Calvin's sind gedruckt, andere als Manuscript auf der Genfer Bibliothek vorhanden (s. Senebier hist. litter. T. I, p. 256—258 und Catalogue raisonné p. 312, &c.). In 44 Bänden sind zu Genf 2023 Predigten in Manuscript, wovon jedoch viele sich unter den Gedruckten finden. Die Anzahl seiner Predigten ist nicht zu bestimmen, denn die dort vorhandenen sind nur die, welche er vom 29. September 1549 bis zum 15. Februar 1560 hielt. Da er nun im Jahre 1536 schon anfieng in Genf zu predigen, die Tage seiner Abwesenheit, Reisen und Verbannung von Genf nicht ganz 4 Jahre betragen, da er auch in Straßburg das Evangelium verkündigte und erst im Jahre 1564 starb, aber fast bis zuletzt predigte, so haben wir hier nur eine kleine Anzahl seiner Predigten.“ Er selbst hat seine Predigten nie geschrieben, und erst späterhin wurde die Einrichtung getroffen, dieselben durch einen Schnellreiber während der Rede aufschreiben zu lassen. Scaliger, der Calvin selbst gehört, bemerkt: „Da Calvin asthmatisch war und langsam sprach, so war es leicht, alles aufzuschreiben.“

Zu seinen ausgezeichnetsten Kanzelproducten gehören seine Reden über das Buch Hiob, die selbst in ganz Frankreich die weiteste Verbreitung fanden und vielen Tausenden zum Segen geworden sind. Als Probe geben wir eine Stelle aus der ersten Predigt, die als Eingang zu dem Buche Hiob dienen kann. Sie lautet also: „Diese Geschichte zeigt, wie wir, in Gottes Hand, uns gänzlich seinem Willen unterwerfen müssen; wie wir stets Ursache haben, ihn zu verherrlichen, auch wenn wir die Schwere seiner Hand fühlen und die Ursache, weshalb er uns Leiden sendet, nicht verstehen. Immer müssen wir bekennen, daß er gerecht und heilig ist und daß ihm allein der Sieg gebührt. Lernen müssen wir, daß Gottes Herrschaft über seine Geschöpfe unumschränkt ist, und in der Zuversicht, daß seine für uns oft unerklärliche Strenge dennoch gerecht ist, in Demuth erwarten, bis es ihm gefällt uns zu erklären, warum er uns züchtigt. Ferner sollen wir die Geduld des Mannes, der uns vor Augen gestellt ist, betrachten, nach der Ermahnung des Apostels Jacobus. Sein Beispiel wird uns zeigen, daß auch ein gebrechlicher Mensch, schwach wie wir, Beharrlichkeit im Gehorsam beweisen und den Versuchungen unter Leiden und Prüfungen widerstehen kann bis an's Ende. Nächstem betrachten wir den glücklichen Ausgang der Geduld Hiob's, und wie er in seiner Hoffnung nicht getäuscht ward, sondern in dem Maaße, wie er sich demüthigte, auch Gnade fand. Ferner werden wir diese Lehre aus der Geschichte ziehen, daß obgleich

unsere Leiden uns von Gott auferlegt werden, es doch Satanas ist, der sie uns erregt, so wie St. Paulus sagt, daß wir mit Mächtigen der Finsterniß zu kämpfen haben. Denn wenn der Teufel uns ein Feuer anzündet, so findet er auch Blasebälge dazu, d. h. Menschen, die uns stechen und das Uebel mehren. So ward Hiob noch außer den Schmerzen, die er erduldet, von seinen Freunden, seiner Frau und besonders denen, die ihn geistig versuchten, geplagt. Eine geistige Versuchung nenne ich es, wenn der Teufel bei unsern Leiden uns eingiebt, Gott sey uns Feind, wir dürfen bei ihm nicht Hilfe suchen, noch Gnade hoffen. Diese geistigen Kämpfe sind schwerer zu tragen als andere Leiden und Widerwärtigkeiten.—Außerdem sollen wir bemerken, wie in dem ganzen Streite Hiob's mit seinen Freunden ersterer eine gute Sache vertheidiget, dagegen letztere eine schlechte, jedoch so, daß Hiob seine gute Sache schlecht führt, seine Freunde aber ihre schlechte Sache gut auseinandersetzen. Wenn wir uns dies recht klar machen, haben wir gleichsam den Schlüssel zu dem ganzen Buche. Hiob hat Recht, wenn er sagt, daß Gott die Menschen nicht immer nach dem Maaße ihrer Sünden strafe, sondern seine geheimen Gerichte hat, von denen er uns nicht Rechenschaft giebt; Hiob weiß und fühlt, daß er nicht von Gott verworfen ist, wie man ihm beweisen will—aber er fehlt, indem er kein Maaß hält, sich übertriebener Ausdrücke bedient und sich an vielen Stellen wie ein Verzweifelter geberdet; ja er ereifert sich so sehr, daß er selbst den Schein auf sich ladet, er wolle Gott widerstehen. So führt er also seine gute Sache schlecht. Seine Freunde hingegen, welche den falschen Satz behaupten, daß Gott immer nur nach dem Maaße der Sünde bestrafe, haben schöne und heilige Sentenzen im Munde, sie sprechen, als sey ihnen Alles eingegeben vom heiligen Geiste, sie urtheilen über die Grundlagen der Religion, die Vorsehung Gottes, seine Gerechtigkeit und die Sünden der Menschen. Alles dieses ist schön, aber ihr Zweck ist schlecht, denn sie suchen Hiob zur Verzweiflung zu bringen und ihn ganz zu vernichten.“

Den gleichen praktischen Sinn offenbarte Calvin auf dem Gebiete der eigentlichen Seelsorge. Wie auf der Kanzel und auf dem Katheder, so ging auch am Krankenbette und im Familienzimmer sein Hauptbestreben dahin, das Bewußtseyn der Sünde und des Elendes der Menschen zu wecken, um auf der festen Grundlage des Glaubens an Jesum Christum das Gebäude eines ächt christlichen Lebens aufzuführen. Das Seelenheil seiner Pfarrkinder war seine Haupt Sorge. Jenes Bestreben leitete ihn ausschließlich bei seinen seelsorgerischen Arbeiten; und diese Sorge war es, die ihn, so oft das heilige Abendmahl zu vertheilen war, auf's heftigste „brannte und marterte“. Oft hat er es in seinen Schriften ausgesprochen, „für jede einzelne Seele müsse er Rechenschaft ablegen,“ und „das Blut der Seelen werde aus der Hand des Seelsorgers zurückgefordert werden.“

Calvin brachte die Seelsorge in ein förmliches System, um diesen so wichtigen Zweig des heiligen Amtes zu allgemeiner und regelmäßiger Ausführung zu bringen. Er führte nämlich zu diesem Behuf folgende Einrichtungen ein:

1. Die sogenannte Congregationspredigt, die zur Unterweisung der Erwachsenen an Wochentagen (meist Freitags) gehalten wurde, und die zu „einer höheren Art von Katechisation Anlaß“ gab, indem am Schlusse einer jeden solchen Predigt jeder Zuhörer Fragen vorbringen und Einwendungen machen durfte, die dann vom Prediger beantwortet und beseitigt werden mußten. Das war für die Pfarrer ein herrliches Mittel, die Anschauungsweise ihrer Zuhörer kennen zu lernen. Sie wurden dadurch in den Stand gesetzt, in ihren Sonntagspredigten das Rechte zu treffen und nicht bloße Luststreichethun zu müssen.

2. Den Krankenbesuch, dem er einen eigenen Artikel in der Liturgie widmete: „de la visitation des malades,“ worin es heißt: „Nicht nur ist es Pflicht des Predigers, die Wahrheit zu predigen, sondern er soll auch so viel wie möglich einen jeden einzeln warnen, aufmuntern und trösten. Am meisten bedarf der Mensch dieser geistlichen Lehre des Herrn, wenn er durch dessen Hand mit Leiden und Krankheiten heimgesucht wird, und vornehmlich in der Todesstunde, denn alsdann fühlt er sich mehr als in irgend einem andern Augenblicke durch sein Gewissen gequält, sowohl wegen des Gerichtes Gottes, vor welches er nun gefordert wird, als durch die Angriffe des Teufels, welcher alsdann alle Kraft anwendet, um das arme Geschöpf zu besiegen und in Schande und Elend untergehen zu lassen. Folglich ist es die Pflicht der Prediger, die Gläubigen zu besuchen, sie zu trösten durch Gottes Wort, indem sie dieselbigen belehren, wie Alles, was sie dulden, von Gottes Hand und guter Vorsehung kommt; wie er den Seinen nichts sendet, als was zu ihrem Wohl und Heile dient. Der Prediger wird hierzu die schicklichsten Sprüche wählen. Wenn er die Leidenden in tödtlicher Krankheit sieht, soll er sie ihrem Seelenzustande gemäß behandeln; sind sie voll Entsetzen bei dem Herannahen des Todes, so muß er ihnen zeigen, daß der Tod für Christen nichts Entsetzliches sey, da sie Christum zum Führer und Beschützer haben, der sie in das ewige Leben leitet, in welches er zuvor eingegangen. Also soll er ihnen die Furcht und Angst nehmen, welche das Gericht Gottes ihnen einflößt. Sind sie aber nicht genug erschüttert durch das Gefühl der Sünde, so muß er ihnen erklären, was das Gericht Gottes sey, vor welchem sie nur bestehen können durch seine Barmherzigkeit, indem sie Christum als ihr Heil umfassen. Wenn sie im Gegentheil in ihrem Gewissen erschüttert und über ihren Fehler bestürzt sind, so soll er ihnen Christum recht lebendig und klar zeigen und wie in ihm alle armen Sünder, die in sich nur Mißtrauen sehen, Trost und Zuflucht finden. Es wird ein guter und treuer Geistlicher auf das Mittel sehen müssen, durch welches er die Leidenden trösten kann, durch das Wort des Herrn, je nach dem Geiste, den er bei ihnen wahrnimmt. Und wenn der Geistliche etwas weiß, wodurch er im Leiblichen die armen Leidenden trösten kann, so soll er es nicht unterlassen zu thun, und überall ein Beispiel von wahrer Liebe geben.“

3. Die Krankencommunion, die sonst in der reformirten Kirche um des Mißbrauchs willen, der damit in der päpstlichen Kirche war getrieben

worden, wenig Gunst und Eingang fand. Ueber die Krankencommunion sagt er (Ep. 361. Aug. 1561): „Viele und kräftige Gründe treiben mich an, den Kranken das Abendmahl nicht abzuschlagen. Indessen sehe ich, wie leicht Manche in Mißbräuche fallen, denen man mit vorsichtigem Fleiß entgegenwirken muß. Wenn nämlich nicht eine Communion von Mehreren stattfindet, so entfernt man sich dadurch von der Institution Christi. Es muß also eine kleine Versammlung von Anverwandten und Nachbarn zusammenkommen, damit das Abendmahl nach der Vorschrift Christi genommen werden könne. Auch muß das Mysterium deutlich erklärt und ganz so wie in der Kirche behandelt werden. Unregelmäßig das Abendmahl hier- und dorthin tragen, ist sehr gefährlich. Dabei ist es schwer zu vermeiden, daß nicht Einige aus Uberglauben, Andere aus Ehrgeiz und Prahlerei veranlaßt werden, das Sacrament zu verlangen. Es gehört also Urtheilskraft und Fähigkeit dazu, die Lage der Dinge zu erkennen, damit man es nur darreiche, wenn wirklich Lebensgefahr vorhanden. Das Brod, als etwas Heiliges, mit Feierlichkeit aus der Kirche zu tragen, wäre ganz unerträglich.“ Man sieht, daß Calvin nur mit bedeutenden Modificationen für die Krankencommunion stimmte, und aus einem andern Briefe (No. 363) geht hervor, daß er lieber nachgeben, als dieser Sache wegen Unruhe stiften wollte.

4. Hausbesuche und Hauspredigten. Diesen sehr nützlichen und löblichen Gebrauch konnte er aber erst nach dem Fall der politischen Libertiner vollständig durchführen. Bucer schrieb ihm darüber: „Ich muß es sehr loben, daß Du die Brüder besuchst; denn Du weißt, wie schmerzlich ich es empfunden habe, daß diese Pflicht der Frömmigkeit und Liebe der Geistlichen, ihre Brüder zu besuchen, zu warnen und zu trösten, so sehr vernachlässigt, ja selbst von den Meisten verworfen wird. Gott sey mit Dir, auf daß, was Du fromm gestiftet, auch den Brüdern nützlich sey.“

5. Um den Kirchenbesuch zu befördern und das Predigen erwecklicher zu machen, wurde zuweilen ein temporärer Predigerwechsel eingeführt. Schon im Jahre 1542 schlug Calvin diese Maafregel vor, und der Rath genehmigte dieselbe. Register 18. Août, 1542. Doch wurde dieser Verordnung, wie es scheint, keine solche Ausdehnung gegeben, daß dadurch das Verhältniß zwischen Pastor und Gemeinde gestört worden wäre.

Aber nicht nur für seine Gemeinde und die Genfer Kirche überhaupt bewies sich Calvin als ein treuer Seelsorger; seine pastorale Wirksamkeit erstreckte sich auf die ganze reformirte Kirche, und besonders auf die Märtyrerkirche Frankreich's. Eine große Zahl seelsorgerlicher Gutachten über verschiedene Gewissensfragen hat er abgefaßt, und zahllose Pastoralbriefe an Hohe und Niedere geschrieben. Wir lassen hier einige der letztern folgen:

Einem unschlüssigen, trägen jungen Manne schreibt er (Ep. 231): „Ich erkenne nicht die Schwierigkeiten, die Dir entgegenstehen, aber dem Liebenden ist nichts zu schwer. Du hast jemand, der Dir die Hand vom Himmel herab-

reicht—der Herr wird gewiß einen Weg finden. Nur zu lange schon hast Du Dich durch das Grübeln und Denken hin und her werfen lassen. In einer so gewissen Sache muß man schnell entscheiden, was zu thun ist, und das Beschlossene schnell und muthig ausführen. So wie das menschliche Ansehen gar nichts ist, so muß das einzige Ansehen unseres himmlischen Lehrers uns Alles seyn.“

An die Herzogin von Ferrara schrieb er im Jahre 1561: „Obgleich ich weiß, daß ich Ursache habe, Gott zu danken, daß er fortfährt, Sie in der Gottesfurcht und im Gehorsam zu erhalten, so hoffe ich doch, daß Sie einsehen, wie nöthig es ist, Fortschritte zu machen und immer fester zu werden; und daß Sie es mir Dank wissen, wenn ich sowohl aus Achtung und Sorgfalt für Sie und Ihr Seelenheil, als aus Eifer für die Verherrlichung des Namens Gottes, mich bestrebe, Ihnen so viel als möglich behülflich zu seyn. Ich weiß, daß Sie sich gern belehren und sogar ermahnen lassen, und kindlich-gelehrig annehmen, was Sie als von Gott kommend betrachten. Wohl denn, gnädige Frau, wenn Ihnen früher gesagt wurde, daß Sie, um rechtschaffen zu handeln, alle weltlichen Rücksichten vergessen müßten, so vernehmen Sie jetzt, daß es an der Zeit ist zu handeln. Es bedarf nicht der Aufzählung aller Schwierigkeiten, die Ihnen in den Weg treten und die Sie von der Verherrlichung Gottes abwenden könnten; Sie empfinden dieselben nur zu sehr. Desto mehr aber müsse die Hoffnung, daß der, welcher das Werk in Ihnen angefangen, es auch vollenden wird, Sie zur Ueberwindung stärken. Waffnen Sie sich nur mit seinen Verheißungen, nehmen Sie Ihre Zuflucht zur Kraft seines Geistes, welche hinreichend ist, Ihnen Sieg zu verleihen in jedem Kampfe. Indessen bitte ich Sie, gnädige Frau, sich zu bestreben, ein solches Beispiel zu geben, wie Sie wissen, daß Gott es von Ihnen fordert, auf der Höhe, auf welche er Sie gestellt hat; damit die Guten ermutigt und die Bösen beschämt werden. Ja, möchten diese auch bersten, so müssen Sie sie doch verachten und Gott durch Ihren Gehorsam die Ehre geben. Zweitens ermahne ich Sie, gnädige Frau, fortzufahren, wie Sie angefangen haben, die armen Glieder Christi zu unterstützen und der Kirche Ruhe zu schaffen. Denn außerdem, daß Sie wissen, daß es Gott ein angenehmer Dienst ist, ein Opfer, das ihm wohlgefällig, so sollten wir eine große Aufmunterung in dem Worte der heiligen Schrift finden, welches sagt, daß Diejenigen, welche die leidenden Glieder Christi unterstützen, Gehülfen der Barmherzigkeit Gottes sind, welches ein so ehrenvoller Name ist, daß nichts vermäht werden sollte, um ihn zu erlangen. So wie der Wanderer auf dem Wege eilt, wenn die Nacht hereinbricht, so sollte auch das Alter Sie, gnädige Frau, erinnern, eifriger darnach zu trachten, ein gutes Zeugniß auf Erden zurückzulassen, oder vielmehr es vor Gott und den Engeln aufweisen zu können, da Ihnen die Kirche Jesu Christi mehr als irgend ein irdisches Gut empfohlen war. Wenn Sie dazu Muth fassen, wie sich's gebühret, gnädige Frau, so hoffe ich, daß Gott Ihre Hochberzigkeit und Beständigkeit so heilsam gebrauchen wird, daß alle Gläubigen aus Einem Munde und Herzen Kirchenfreund. Jahrg. XI. No. 6.

Ihre Rückkehr segnen und bekennen werden, daß Gott sich ihrer in der That erbarmt und ihnen durch Sie die Hand gereicht, indem er Sie in Ihrem Alter nach Frankreich zurückgeführt hat. Da dies ein Werk ist, welches alle menschliche Fähigkeit übersteigt, so bitte ich Sie, gnädige Frau, sich täglich dazu aufzumuntern und anzuspornen, durch die heiligen Ermahnungen, die wir in dem Worte Gottes aufgezeichnet finden.“

An eine Frau, die im Glauben wankend geworden war, schrieb er unter Anderm Folgendes: „Obgleich Sie nicht so viel Kraft und Beharrlichkeit gezeigt haben, als wir erwarteten, so müssen Sie dennoch, liebe Schwester in Jesu Christo, nicht den Muth verlieren, wenn Sie nur recht wahre Reue über ihren Fall fühlen. Freilich können Sie nichts anführen, um einen so großen Fehler zu entschuldigen; doch aber müssen Sie Acht haben, daß Satan Sie nicht in Verzweiflung stürze, um Sie Gott gänzlich zu entfremden.—Sie haben nicht, wie Sie sollten, vor Ihren Richtern geantwortet.—Da Sie nun gefallen sind, weil Sie dem Herrn nicht treu gefolgt, so muß dieser Abfall in Ihnen einen tiefen Schmerz erwecken und Sie müssen sich wieder aufrichten durch das Vertrauen auf den, der den Sieg über jede Versuchung giebt.—Hundertmal lieber den Tod erdulden, als gegen Gott sündigen und sich von ihm trennen, um Ihrem Gemahl gehorsam zu seyn; als seinen Zorn auf sich laden, um sich mit Ihrem Manne zu versöhnen; mit ihm einen Frieden zu schließen, auf welchem der Fluch Gottes ruht, und für eine irdische Verbindung, die doch nur kurze Zeit dauern soll, die heiligen und ewigen Bande zerreißen, die uns mit Christo verbinden. Wenn Sie Gott also versuchen, so wird der Satan Sie mit Ketten belasten, die Sie nie werden brechen können. Die Sorge für Ihr Heil zwingt mich, also zu mahnen.—Die Gefahren, denen Sie ausgesetzt gewesen, müssen Sie vorsichtig machen, und Ihnen zeigen, wer Sie sind, wenn Sie nicht Gottes Gnade verachtend sich in ein ewiges Verderben stürzen wollen.“

Weitere Pastoral-Briefe lese man bei P. Henry II. p. 218 zc. nach, und besonders einen, den er zwei Jahre vor seinem Tode an eine versunkene Gemeinde schrieb. Calvin verbindet in diesem Briefe strafenden Ernst und schonende Liebe auf eine bewundernswürdige Weise. In dem Geiste eines Elias straft er ihre Sünden, und doch will er ihre Seelen „nicht zur Verzweiflung bringen“, sondern sie „auf die Hoffnung der Barmherzigkeit des Herrn hinweisen.“ Der Brief schließt mit den schönen Worten: „Ich flehe zum Herrn, daß die Gaben, die er Euch verliehen, nicht fruchtlos seyen, und daß er Euch von Eurem Fall wieder erhebe, damit wir Alle in Euch den sichersten Beweis seiner unergründlichen Barmherzigkeit schauen und sein heiliger Name von Euch, herrlicher als früher, gefeiert werde.“

(Schluß folgt.)

J. G. B.

Der Kirchentag in Stuttgart.

(Schluß.)

Helfer Burt von Stuttgart: Es ist das Schöne unserer Lage, daß wir wissen, die Kirche steht so, daß sie freundlich die Laien willkommen heißt in dem Werke des Herrn. Den verschiedenen Aemtern müßte ein gewisses Recht zuerkannt werden, auch in Beziehung auf die Lehre. Die niederen Diakonen, welche Bücher verbreiten, sollen sie nicht auch lehren dürfen?

Pfr. Zeller von Döfingen: J. M. ist die Thätigkeit der lebendigen Gemeinde in der Gemeinde. Das ist mir wichtig, damit wir nicht in Trägheit verfallen. Der Name J. M. nimmt unserer Trägheit die Ausrede, womit wir uns beschönigen möchten, wenn die Aemter nichts thun.

Pfr. Bräm aus Neukirchen: Bei unserm Streben nach Rettung und Heilung müssen wir die von Gott gegebene natürliche Hülfe nicht aus den Augen lassen. Ich habe mich sehr gefreut über das Hervorheben der Nationalitäten. Die Kirche als Tempel hat zwei Kreise: 1) das Heiligthum der eigentlichen Gläubigen; 2) den Vorhof, die Welt. Wir dürfen uns dem Volksleben nicht mehr entziehen. Gott hat sich über tausend Jahre lang mit einem Volksleben abgegeben. Gerade diese Erkenntniß bewahrt am gründlichsten vor Sectirerei und Separatismus.

v. Bethmann-Hollweg: 1) Zur Ablehnung eines Mißverständnisses, als wenn wir uns mit der J. M. identificirten. 2) Gegen den Vorwurf, daß die J. M. ein gemachtes sey, das Reich Gottes machen wolle. Was ist gemacht? Was selbsterwählt ist, was wir nicht in Gehorsam gegen Gott und seinen Christus thun. Ein Befehl Christi ist es, das Verlorene zu suchen. So lange sein Wort noch gilt: „Du hast den Namen, daß du lebest, und bist todt,“ gilt auch das andere: „Sei wacker und stärke das andere, das sterben will.“ (Offenb. 3, 2.) Wie soll das Werk getrieben werden? Nach der alten Regel: Ora et labora. Soll immer nur einer arbeiten? Soll man sich nicht zusammen thun, wie der Herr zween und zween sandte? Freilich, wenn über die Vielgeschäftigkeit uns der Athem des Geistes ausgehen will, dann strafet uns, aber lästert nicht das Werk Christi.

Pfr. Heldring aus Hemmen in Holland: Warum hört man kein öffentliches Zeugniß gegen die größte Sünde der Zeit, die bald alles hinweg reißt? Eine merkwürdige Geschichte kann ich hier mittheilen von 30,000 wiedergefundenen Christen auf den Sangir-Inseln. Ein unbestimmtes Gerücht sagte, auf einigen Inseln oberhalb Celebes wären drei Bibeln und Leute, die daran hingen. Die niederländische Missionsgesellschaft sandte hin und entdeckte diese

Gemeinden. Die Schuljugend schrieb auf Baumrinde die schönsten Sprüche der Heil. Schrift. Es standen dort noch zwanzig Kirchen und Schulen, aber ohne Sacramente. Der Missionair hat bald 3000 getauft, sie kannten den Heidelberger Katechismus. Gofner hat vier fromme Männer hergegeben als Missionaire dahin.—Ueber Holland kann ich kein schweres Urtheil fällen. Der Kirchentag ist dort bekannt und beliebt.

Cand. Quistorp, Vorsteher des Brüderhauses in Züllchow bei Stettin: Möchte doch das apostolische Diakonat bald in allen Landeskirchen wieder eingerichtet werden! Ueberall in Deutschland blühen die Diakonissenhäuser, aber der Diakonenhäuser sind nur sehr wenige. Woher kommt das? Weil die Arbeit der Diakonissen den Theil der heimischen Mission betrifft, der auch die Herzen der großen Menge trifft. Lassen Sie sich die Diakonenhäuser empfehlen seyn.

Dr. Oftertag aus Basel: Zwei Punkte aus dem Referate sind mir besonders wichtig. 1) Mir ist es im Laufe meiner Erfahrungen zur tiefsten Ueberzeugung geworden, daß durch unser ganzes Volk hin noch eine unzerbrochene Macht des Heidenthums herrscht. Das Achten auf Vorzeichen, Tage etc. ist nichts als ein Versenktsyn in den Naturdienst. Ehe wir das nicht erkennen, haben wir keinen rechten Antrieb, J. M. zu treiben. 2) Dieser Macht gegenüber giebt es nur Ein Heilmittel, den Namen Jesu. Ich heiße jede Art des J. M.-Dienstes tausendmal willkommen, wenn darüber der Name Jesu steht, wenn die Wurzel, das Ziel Jesus ist.

Pfr. Krafft von Elberfeld: Wo ist das Heidenthum? Zunächst nicht im niederen Volke. Unter mehr als hunderttausend Schulkindern, die ich auf General-Visitationen mit visitirt habe, ist keines gewesen, das nicht von seinen Eltern zu Tische und sonst beten gelernt hat. Ein Volk, das noch betet, ist doch kein heidnisches. Man redet viel von Proletariern. In verschiedenen Hauptstädten von Europa habe ich die Proletarier im gewöhnlichen Sinne bisher nicht gefunden. Auch die Gassenlehrer von Paris sind es nicht, sie nähren sich redlich von ihrer Hände Arbeit. Das Heidenthum befindet sich in den höheren Ständen, in der falschen Bildung der Zeit. An den Tafeln der Könige wird nicht gebetet! Das Heidenthum der Aesthetik, der Litteratur finden wir bei denen, welchen man jetzt Statuen errichtet; (der Redner citirt Schiller's Dithyrambe: „Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter, nimmer allein. Kaum daß ich Bacchus, den Lustigen, habe, kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe;“ und was einmal Göthe an Herder schrieb: „Es leben die *πρόβατα*.“) In den höheren Schulen unseres Vaterlandes kommen die Propheten nicht zum Worte vor dem Geklapper der griechischen Trimeter und Tetrameter. Schon alte Philosophen zeugen wider die unsauberen Götter Homer's. Hat das Wort Gottes nicht unendlich mehr Bildungskraft in sich als alle Bücher der Welt?

Schlußwort des Referenten Wichern: Wegen des Heidenthums muß ich mich noch näher erklären. Meine Meinung ist nicht, daß das Heidenthum

Rom's und Griechenland's uns gefährlich sey. Ohne Griechenland und Rom kann die evangelische Kirche die Schätze nicht heben. Wir müssen Gott danken für die classische Bildung. Ebenso denke ich über die Kunst, eine Gabe Gottes selbst, und die Philosophie. Es giebt eine Philosophie, die dem Worte Gottes nicht entgegen ist. Daß von den jüngeren Theologen sie nicht mehr geübt wird, wie vor dreißig Jahren, ist zu bedauern.—Der Redner giebt Notizen über die Entstehung des Namens: Innere Mission, und legt schließlich besonderes Gewicht auf die evangelische Verklärung der mittelalterlichen Genossenschaften, die er zum Gelingen des Werkes ganz nöthig findet.

Der Vorsitzende v. Kapff mißbilligt eine Stelle in dem Vortrage des Past. Krafft. Vier Thesen, in denen v. Bethmann-Hollweg den Inhalt der ausführlicheren zwölf kurz zusammengefaßt hatte, werden vorgelesen und einstimmig angenommen.

Mit Gesang und einem Gebete, gesprochen von Herrn Christ-Sarasin, schloß dieser Tag, welcher, weil es sich vorwiegend um den Begriff und die Grenzen der J. M. handelte, des Erbaulichen weniger als die übrigen Tage hatte.

Freitag.

Nach einem innigen Gebete, gesprochen von Past. Volkering, Begrüßung der Versammlung von Rev. Jones aus England, in englischer Sprache, von einem Dolmetscher sehr ungenau wiedergegeben. Der Redner gedenkt besonders der Straßenpredigt, für welche er wirksam gewesen.

Caplan Schlienz von der Krischona bei Basel: Wie in England, so sollte auch in Deutschland etwas in Bezug auf Straßenpredigt gethan werden. Jones hat darüber viel von der Polizei gelitten. Jetzt schließen unter den gelehrtesten Männern sich manche an. Gegen 4000 Menschen waren neulich in London auf der Straße versammelt, welche sehr andächtig zuhörten und sangen. Dies ist in Deutschland noch nöthiger, weil hier der Sonntag noch weit mehr als dort zum Vergnügen gebraucht wird, am Sonntage keine Abendgottesdienste sind. Christus war nicht an die Kanzel gebunden, überall predigte er.

Past. Krafft zur Berichtigung eines Mißverständnisses: Eine Stelle in meinem gestrigen Vortrage ist so mißverstanden, als habe ich damit die Ehrerbietung gegen die gekrönten Häupter verlegt. Aber die Ehrerbietung vor den höchsten Trägern der Gewalt ist mir eine tief innerliche Angelegenheit: das glaube ich in der Zeit der Revolution durch die That bewiesen zu haben.

Es folgte die Verhandlung über die socialen Schäden der ländlichen Bevölkerung und deren Abhülfe, worüber gedruckte Thesen ausgegeben waren.

Referent Stadtpfarrer Leube aus Friedrichshafen, aus dessen inhaltreichem Vortrage hier nur die Hauptgedanken wiedergegeben werden können: Unsere Zustände sind um vieles besser geworden. Schon der äußere Nothstand hat sich theilweise in Wohlstand verwandelt. Ein gehobener äußerer Zustand bleibt nicht ohne Einfluß auf's Innere. Nur noch die Hälfte der Gefangenen

gegen das vorige Jahr. Vier Sitzungen der Geschworenen-Gerichte könnten dies Jahr ausfallen u. s. w. Aber ist darum die Zeit des Glückes schon angebrochen? 1) Die socialen Schäden. Die tägliche Beschäftigung mit der Natur, die Zurückgezogenheit des Lebens der Landleute hat ihre schöne Seite. Aber gerade diese Entfernung hat die nachtheilige Folge, daß auch die guten Bestrebungen dort weniger Eingang finden. Die Einfachheit des Lebens ist gut, aber wenn sie zu Mißtrauen führt gegen Gebildete, Höherstehende, zur Schlaueit, so ist das ein socialer Schade. Die Genügsamkeit der Landleute führt oft zu einer körperlichen und geistigen Stagnation; ihr Conservatismus zum Widerspruch gegen wohlthätige Verbesserungen. Selbstliebe und Liebe zum eignen Heerde artet oft in Eigennuß und Engherzigkeit aus, so daß Uneigennützigkeit fast unbekannt ist. Die Religiosität artet zuweilen in blinden Köhlerglauben oder reine Neusterlichkeit aus. Auch in den vollen Kirchstühlen sitzen viele Laue, Träge oder hochmüthig Nichtende. Viele davon versammeln sich des Nachts um Geisterseher oder Schatzgräber. Aberglaube umgiebt die Wiege und den Sarg des Bauern. In den Familien herrscht oft Unreinlichkeit. Die Kinderzucht ist mangelhaft. Die Bildung bleibt der Schule überlassen. Kindliche Liebe und Ehrfurcht wird nicht gepflegt; den Eltern wird oft im Alter übel vergolten. Wenn in den Städten Mangel an Wohnungen ist, so noch mehr auf dem Lande. Man findet vier Familien in einer Stube. Da sind die dunkeln Höhlen der Laster. Das Herkommen hat unzüchtigen Umgang fast zur Sitte gemacht. 2) Mittel der Abhülfe. Freie Thätigkeit kann hier nur dann etwas leisten, wenn sie das Amt im Rücken hat. Wohlthätige Anstalten sind wenige auf dem Lande. Thue die Kirche das Ihre. Kein Dorf sey ohne Kirche, oder wenigstens ohne Reiseprediger; kein Haus ohne Bibel. Hausbesuche. Die Kirche bleibe eine Mutter für Alle von der Wiege bis zum Grabe. Sie lasse die confirmirte Jugend nicht aus den Augen. Kirchliche Einsegnung der Ehe. Traubikeln. Geleit zum Grabe. Der Priester des Orts ist dafür gesetzt, er ist die Seele der Wohlthätigkeit auf dem Lande. Es fehlt nicht an guten Gesezen, aber an Männern, die sie erequiren, die nicht selbst anrühige Subjekte, Trunkenbolde zc. sind.—Bleibt der innern Mission nichts zu thun übrig? Doch wohl. Die religiösen Stunden, Feste an Rettungsanstalten, die Presse kann wirken. Der Bettel wird mit Recht verboten; aber es giebt kein Verbot des Bettels ohne Zwang der Unterstützungspflicht. Der Bauer hat kein Geld für Wohlthätigkeitsvereine, aber er theilt lieber mit dem Armen, den er kennt, sein Brod. Der Bettel der Kinder und Vagabunden muß unterdrückt werden, aber ein geregeltes Sammeln von Almosen ist zu gestatten. Es giebt Bezirksrettungshäuser, warum nicht auch Distrikts-Armenhäuser?

Dekan N i n d aus Hachenburg in Nassau, als Correferent: Dem Landvolke muß zuerst religiös, dann sittlich, endlich geistig geholfen werden, nicht umgekehrt.

I. Die Schäden sind Entchristlichung, einreißende Unkirchlichkeit, Zerrüttung des Familienlebens, Laxheit in Betreff des Eigenthums, Fleisches-

sünden zc. Zu den Quellen des Uebels müssen wir noch zählen: 1) das Aufkommen des Nationalismus auf dem Lande. Es geht mit dem religiösen Leben wie mit den Moden; es dringt von oben nach unten. Ist der Unglaube in's Landvolk gedrungen, dann ist dieses ohne Halt, ohne das Surrogat der Bildung, Philosophie, des Cultus des Genius. Aber der Nationalismus haftet da auch am kürzesten. Darum ist hier die Heilung leichter als in den Städten. 2) Die Gesezgebung hat hier verderblich gewirkt, besonders seit 1848. (Zehntablösungsgesez, Armenigesez.) Das Strafgesezbuch mehrt die Verbrechen, z. B. die Bestimmung, daß ein Verbrecher unter 17 Jahren mit einem bloßen Verweise zu entlassen sey. 3) Die Unkirchlichkeit der Beamten, worunter die Achtung vor dem Geseze selbst leidet. 4) Die Verweltlichung des geistlichen Standes, die Erstorbenheit der kirchlichen Vorstände. Nicht nur ist der Geistliche oft zum weltlichen Dekonomen und selbstherrschenden Despoten geworden. Er hat sich auch von der lebendigen Einwirkung auf die Einzelnen zurückgezogen. Die Mängel des Schulwesens haben dazu beigetragen, wo man ein Christenthum ohne Christus hat: die Versielfachung der Lehrgegenstände, die Schulversäumnisse; freisinnige Lehrer, welche Raisonneure sind. 5) Desgleichen Aerzte und allerlei Emissäre des Unglaubens oder des Sectengeistes, beurlaubte Soldaten, zurückkehrende Dienstboten und Landgänger. 6) Die Leselust und Zeitblätter, wornach die Landleute lüstern sind, meist giftige Früchte. Die verderblichsten Flugblätter werden da empfohlen. Materialistische Schriften sind massenweise in Nassau verbreitet. 7) Die Eisenbahnen, und dadurch leichteres Reisen in die Städte. Bald werden wir kein eigentliches Landvolk mehr haben, wenn Alles von Eisenbahnen umgarnt seyn wird, zumal wenn Fabriken auf's Land kommen. 8) Die verderblichste Industrie herrscht in der Seelenverkäuferei. Kinder und Mädchen werden gedungen zum Betteln oder zur Unzucht nach London zc., von wo sie nie zurückkehren, oder an Leib und Seele verwüflet. 9) Die Wirthshausvermehrung. Spinnstuben im Norden, welche Kammern der Unzucht sind. Oder Singvereine, welche Trinkvereine sind. Das Wirthshausgehen findet sich selbst bei der Jugend. Selbst bei Taufen, Copulationen, ja bei Krankencommunionen hat man Branntwein gebraucht; er ist schon kleinen Kindern gegeben worden.

II. Die Heilung. Zunächst wird der Geistliche in's Auge gefaßt, er soll das Factotum der Gemeinde seyn. Wenn nur Christus in ihm lebt! Er muß den Lehrer, Bürgermeister zc. mit sich vereinigen, ein Kern der Gemeinde muß sich bilden. Die Kirche ist auf dem Lande noch meist der Mittelpunkt des Gemeindegelbens, der Hausgottesdienst noch nicht verschwunden, auch das Gebet noch da. Da ist noch ein Lebenskeim vorhanden. Chalmers sagt: Ohne Hausbesuchende Geistliche keine kirchenbesuchende Gemeinde. Die Kirchenältesten müssen durch die Geistlichen reformirt werden: sie sind gewöhnlich noch die achtbarsten Gemeindeglieder, aber sie müssen wieder geistliche Gehülfen werden. Die Kirchenvorstands-Versammlungen müssen mit Gebet und Gottes Wort geweiht werden. Die Kirchenvorsteher sollen zu christlicher Kinderzucht,

zur Hausandacht anleiten. Christliche Vereine zu bestimmter Thätigkeit; Mithätigkeit am christlichen Werke. Vereine für äußere Mission sind das beste Mittel für die innere Mission. Selbst Armenvereine müssen eine christliche Grundlage haben. Der Stand der Lehrer muß herangezogen werden. Sie können uns sehr viel helfen; aber sie sind zum Theil ganz unthätig oder sie wirken uns entgegen.—Von großer Wichtigkeit ist die Benutzung der Litteratur, namentlich des Kalenders, der ganz in den Händen der Behörden ist; auch der Landzeitungen und Amtsblätter. Tractate sind zu verbreiten, aber nur solche, die man zuvor selbst gelesen hat. Durch die Kinder kann viel an die Alten gebracht werden. Orts-, nicht Bezirks-Bibliotheken sind wichtig, vom Geistlichen und Lehrer geleitet. Gemeinde-Lesecirkel haben sich praktisch erwiesen; gemeinsame Leseabende. Dabei ist die sorgfältigste Auswahl zu treffen, doch nicht bloß rein-religiöse Schriften aufzunehmen.—Zu viel Industrie auf dem Lande zerstört den Landbau.—Die Familienbande sind hier weniger gelockert, Ehebruch ist selten. Dabei werden die Ehen mehr als ein Handel betrachtet; die Kinder als junges Arbeitsvieh. Beschränkung der Eheerlaubnis, doch nicht zu weit getrieben, wegen der wilden Ehen. Viel kann hier die christliche Belehrung thun, namentlich gegen die Civilehe. Muttervereine. Sonntagschulen junger Mädchen. Man verbessere die Bildung des weiblichen Geschlechts.—Das Gesindewesen verdient die angelegentlichste Berücksichtigung. Das Gesinde ist auf dem Lande verkommen, doch nicht wie in der Stadt, da es mehr als zur Familie gehörig betrachtet wird. Durch gute sittliche Gesindeordnung muß der Staat helfen. Der Hausvater muß auch des Gesindes Vater seyn, es in die Hausandachten hineinziehen. (Uli der Knecht sehr lesenswerth.) Von Armen- und Krankenhäusern auf dem Lande verspreche ich mir nicht viel. Wie ist der Kinderbettel abzuschaffen? Praktisch erfunden sind Kinderspeisungs-Anstalten, indem Frauen abwechselnd für sie kochen, sie im Schulzimmer essen lassen.—Nach diesem reichen und gebiegenen Vortrage

Kirchenrath Finsler aus Zürich: Die Welt sagt: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Das ist christlich übersezt: Wir sind Gottes Mitarbeiter. Daran fehlt es in der Schweiz. Man hofft bei uns alles von den Gesezen. Allerdings werden bei uns die Geseze geachtet, weil wir sie uns selbst geben. Aber es ist zu viel Verlaß darauf. Die Bethheiligung der höheren und besseren Classen auf dem Lande wird dadurch gehindert, daß da eine pharisäische Selbstgerechtigkeit vorhanden ist. Sie sehen vornehm herab, als sey nicht in ihnen dieselbe Sünde, nur daß sie Gott bewahrt hat. Gewiß hat der Rationalismus viel verschuldet. Aber Rationalismus und Confessionalismus haben eine Aehnlichkeit darin, daß sie beide das Christenthum nur in der Lehre suchen. Man sollte das Christenthum mehr als Leben verkündigen; die Quelle des Heils in alle Bächlein hinleiten.

Als zweiter Correferent trat auf Hofcaplan Schloffer aus Schönberg im Großherzogthum Hessen, ein junger Mann, in einem überaus ansprechendem Vortrage: Der größere Theil unseres Volkes ist noch kirchlich: es findet sich

noch die fides historica, selbst bei rationalistischen Predigern; noch Gebet, Andachtsbücher. Aber es ist oft nur ein schöner Sarg mit einer Mumie. Im Jahre 1848 ist dies schöne Gebäude oft plötzlich zusammengestürzt; in vierzehn Tagen war der Kirchenbesuch mancher Orten fast auf Null reducirt. Wir befinden uns auf einer abschüssigen Bahn. Es ist nicht gerade schwer, Seelen zu wecken, aber sehr schwer, sie zu erhalten. Es kommt selten zu einem christlichen Leben. So auch das sittliche Leben liegt darnieder, namentlich an der Ehe hat Fleischeslust und Mammon gebohrt. Es fehlt das Bewußtseyn, daß das sechste Gebot auch für Unverheirathete gegeben ist. Es ist kaum noch eine Schande, einen Fall gethan zu haben. Die Sünden hören nicht einmal mit dem Eheschlusse auf. Nur die Aermere sind reichlicher mit Kindern gesegnet, die Reicheren haben gewöhnlich nur zwei: Verbrechen wirken dazu von oben herab bis unten hin.—Die alte Redlichkeit ist dahin: unser Volk ist falsch geworden. Hat sich doch unter den Bauern eine Compagnie gebildet, um Meineide für Geld zu leisten. Ein Drittel aller Verbrechen sind falsche Eide, welches von Quartal zu Quartal zunimmt. Hundert Mal wird der Geistliche mit Redensarten hinter's Licht geführt. Ebenso in Handel und Wandel muß man sich vor dem Landvolke hüten. Der Sonntag Morgen wird zum Handel mit den Juden benutzt, die dadurch großen Einfluß auf's Landvolk gewonnen haben. Die Juden sind vielfach große Grundbesitzer.—Wohlhabender sind nur die geworden, welche schon ziemlich viel hatten; die andern aber sind noch mehr verarmt. Der Riß ist durchgegangen bis in die Fundamente des Volkes. Unsere wohlhabenden Bauern sind eine bedenkliche Erscheinung; sie sind durch Versicherungen vom lieben Gotte emancipirt, vielfach des Satan's Mastvieh geworden. Sie lesen Vogt über Köhlerglauben, Eugen Sue. Dieser Wohlstand steht daher auf schwachen Füßen; solche verspielen oft ihr Vermögen in zwei, drei Jahren, daß sie Bettler werden. Die Armen sind vielfach in Muthlosigkeit und Schlassheit versunken, weil keine Ausgleichung da ist zwischen Lebensmittelpreisen und Arbeitslöhnen. Kleinere Industriezweige sind diesen Armen wenig zu empfehlen, weil der Absatz fehlt. Daher bei den Armen die Ruhe auf Sterbebetten.

Die Predigt des Evangeliums ist bei uns noch jung, bis vor zehn Jahren war wenig davon vorhanden. Auch jetzt predigt nur ein Fünftheil der Geistlichen das Evangelium. Es geht damit nach den Worten in unserm Gesangbuche: Wer friedsam ist, nicht Laster lehrt, Des Freiheit bleibe unverwehrt. Die meisten Orte, wo gläubige Geistliche stehen, haben Volksbibliotheken, wiewohl dadurch die Bauern leicht Leser werden. Andachtsbücher finden Absatz. Drei Rettungshäuser in unsern drei Provinzen. Missionsfeste sind hier und da schon Volksfeste geworden. Junge Bursche haben Posaunenmusik-Vereine gegründet, um bei Missionsfesten aufzutreten. Das was wir haben, möge nur mehr werden. Es wächst ja die feste Eiche nur langsam, das Gras schnell. Aber auch äußere Dinge können dazu helfen, wenn z. B. am Sonntag keine Extrasfahrten auf den Eisenbahnen wären, der Judenschacher am Sonntag ver-

boten wäre, keine gerichtliche Vorladungen und Zwangsversteigerungen stattfinden. Das schwerste sind die oben angedeuteten Schäden: Mangel an Schutz in Glaubenssachen gegen Lehrwillkühr. Aber das wird auch anders werden.

Hr. Bräm aus Neukirch als dritter Correferent: Das Mißtrauen in der ländlichen Bevölkerung gegen die Städte hat seinen Grund. Die höheren Stände haben den Beruf, erziehend auf die anderen einzuwirken. Aber wie haben sie gegen den Bauern gehandelt? Der Landmann hat ein dunkles Gefühl davon, daß wir ihm eine Cultur aufheften wollen, die nicht für ihn paßt. Wir müssen den Landmann in seiner Eigenthümlichkeit verstehen und lieben lernen. Wir müssen überall, auch in der Predigt, eingehend mit ihnen von dem reden, was Gottes Wort von ihrem Leben sagt. Vor Gottes Wort haben sie Respect. Wir müssen uns bessern, die höheren Stände. Wer hat dem Egoismus, dem Aberglauben so oft das Beispiel gegeben? Wir müssen anfangen mit Einfachheit des Lebens, christlichen Hauswesens, zeigen, daß die Bildung in sanftem, wahren, treuem Wesen besteht.—Es muß einem innig weh thun zu sehen, wie der Bauer die Herrlichkeit seines Standes nicht mehr erkennt und anfängt sich selbst zu verachten. Die hereinbrechende Cultur wird machen, daß er seine Herrlichkeit verkauft für das Linsengericht eines modernen Wesens. Man muß ihm auf und unter der Kanzel zeigen, was er hat.—Wo eine arme Fabrikbevölkerung ist, da muß gesorgt werden, daß der Arme wieder ein Stück Landes bekommt. „Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen etc.“ (Jes. 5, 8.) So sind Gemeinden und Gegenden verarmt. Möge nicht die Drohung hereinbrechen über diese Sünde; mögen wir die Zeit erkennen und benutzen!

Dr. Wichern: Ich möchte zu den Thesen die Bemerkung machen, daß das Thema eigentlich zu viel umfassend ist. Es herrscht in Deutschland eine sehr große Mannigfaltigkeit der bäuerlichen Verhältnisse. Im Nordosten, z. B. in Litthauen, auch in Oberschlesien ist eine Hauptsünde das Pächten. Dagegen giebt es einen großen Theil der ländlichen Bevölkerung ohne sociale Schäden. Demnach ist auch die Hülfe verschieden zu erwarten. Es giebt mehrere ähnlich gesegnete Gemeinden wie Hermannsburg, z. B. Schönbruch in Ostpreußen. Auch in Westphalen existirt noch ein gottseliger und zugleich wohlhabiger Bauernstand. Es ward bemerkt, die Schulschwestern üben großen Einfluß auf die ländliche Bevölkerung aus. Dies ist von großer Bedeutung. Da existirt im holländischen Lande eine Arbeitsstelle in Nonnenweiser, von wo Hunderte von Frauen ausgegangen sind, namentlich auf's Land zur Pflege der kleinen Kinder. Im Norden fehlt das ganz.

Director Strebel aus Stuttgart: Ich habe unter den mancherlei Feinden unsers Volkslebens einen nicht erwähnt gefunden. Es ist ein kleiner Feind, kaum Fingers lang, der mancherlei Connerionen hat. Er heißt Cigarre. Diese steht in ziemlich naher Beziehung zu andern Schäden. Ein altes Sprüchwort sagt: in bello nihil oportere contemni. Deutschland verbraucht jährlich allermindestens 30—40 Mill. Gulden, Stuttgart allein über 60,000 Gulden.

In Frankreich können, wenn es so fortgeht, in dreißig Jahren sämmtliche Einnahmen aus dem Tabaksverbrauche gedeckt werden. Die Sache wird gewöhnlich in der Jugend begonnen, und das ist der Hauptpunkt. Wie kommt unsere Jugend dazu? Es ist der Vorgang der Alten. —

Der Angriff schien der Versammlung im Ganzen nicht zu behagen, und auf die Bitte um Abkürzung erwähnte der Redner nur noch, daß in diesen Tagen eine kleine Schrift über den Gegenstand von ihm ausgehen werde, welche er der Beachtung empfehle.

Nachdem der Vorsitzende v. Bethmann-Hollweg eine Resolution vorgeschlagen, die allgemein angenommen ward, folgte kurzer Bericht über die Special-Conferenzen.

Decan Lehler berichtet über die Bibel-Conferenz: Die Sache ist in ihren ersten Anfängen. Der Gedanke ist, daß die verschiedenen deutschen Bibelgesellschaften in eine einheitliche Verbindung mit einander treten. Denn es ist sehr wünschenswerth, daß unsere lutherische Bibel von den Bibelgesellschaften in einer und derselben Gestalt verbreitet werde.

Hr. Mann aus Baden über Sonntagsheiligung: Diese Special-Conferenz war sehr besucht. Hauptsächlich ward geklagt über die Fabriken und Eisenbahnen, die an Sonntagen sogar Extrazüge haben. Milchhandel am Sonntag Vormittag. Aehnliche Entheiligung auf vielen Kanzleien, durch Jagden, Kriegsübungen. Die Anwendung der bestehenden Geseze ist sehr wirksam gewesen, namentlich in England. Selbst in Rheinbayern ist an einem Orte durch einen katholischen Bürgermeister Großes geleistet. Die Zurückweisung der Sabbathschänder vom heiligen Abendmahle hat großen Eindruck gemacht. Denn Worte wirken weniger als Thaten. Auch die Presse ist zu benutzen. Wir selbst haben uns und unsere Häuser darin als Vorbilder darzustellen. Die Anregung vom Jahre 1850 beginnt wieder zu erlahmen. Es ist die Bitte an die Regierungen zu erneuern, daß die alten Geseze so ausgeführt werden, daß Niemand wider Willen den Sonntag entheiligen müsse.

Hr. Böggebold aus Berlin über das Gefängnißwesen. Es wurden etwa folgende Thesen vorgelesen:

- 1) Es ist hohe Zeit, daß die Kirche in der Reform des Gefängnißwesens nicht zurückbleibe.
- 2) Wie überall nur durch das Wort Gottes Rettung geschafft wird, so auch in den Gefängnissen.
- 3) Die Collectivhaft ist eine Hochschule des Lasters.
- 4) Die Einzelhaft öffnet dem heiligen Geiste die Herzen.
- 5) Die Isolirung der Gefangenen fordert ihre Verbindung mit christlicher Pflege.
- 6) Dieselbe ist evangelischen Corporationen zu übergeben.
- 7) Wie die Kirche es als heilige Pflicht erkannt hat, unter die Heiden Arbeiten zu senden, so muß sie es auch hier.
- 8) Eine confessionelle Sonderung der Gefängnisse ist nothwendig.
- 9) Isolirung auch bei den Untersuchungsgefangenen.
- 10) Uebergangsstufe zu gemeinschaftlicher Haft.
- 11) Die christliche Gemeinde hat sich der Gefangenen anzunehmen.
- 12) Das gesammte Personal an Gefängnissen muß von christlichem Geiste beseelt seyn.
- 13) Bei den gewöhnlichen Anstalten

ist wenigstens auf nächtliche Isolirung zu dringen. 14) Die christliche Gemeinde hat sich der Angehörigen von Gefangenen anzunehmen. 15) Wann wird die Kirche in der kirchlichen Fürbitte der Gebundenen gedenken?

Prof. G e l z e r über Asyl für Gefallene. Nicht zur öffentlichen Mittheilung geeignet.

Past. S t r a u b e über kirchliche Sitte und Unsitte bei Verlobnissen, Trauungen und Taufen.

Dr. B a r t h über die Conferenz der Freunde Israels: Prof. A u b e r l e n suchte zu beweisen, daß die Wiederherstellung Israels als eine reale Wiederherstellung Israels als Volkes zu fassen sey. Ein Theil der Cregeten gebe das Land auf und halte das Volk, ein anderer Theil umgekehrt. Es sey für den Missionair unter den Juden wichtig, diese biblische Wahrheit festzuhalten.

v. B e t h m a n n - H o l l w e g über die Specialberathung über christliche Kunst: Diese Versammlung war so zahlreich besucht, daß eine Besprechung nicht möglich war. In dem einleitenden Vortrage ward auf das wachsende Interesse an dieser Sache hingewiesen. Ein Verein für religiöse Kunst ist 1851 gegründet, ein zweiter jetzt in Stuttgart. Ueberhaupt ist in der jetzigen Kunst eine entschiedene Rückkehr zum Christlichen sichtbar. Wie verhalten sich Christenthum und bildende Kunst? Der Trieb zur letzteren muß durch das Christenthum zu einem Werkzeuge des Geistes gemacht werden. Das ist auch in der modernen Kunst zu bemerken, die in der Creatur den Schöpfer ahnen läßt. Besonders ist das große Bilderwerk Schnorr's, eines christlichen Mannes, zu empfehlen.—Zum Schlusse erhielt noch das Wort

Vfr. T r e p e l aus Nürnberg: Liegt nicht unsern confessionellen Streitigkeiten manchmal Streitsucht zu Grunde? Die Aeltesten in der Apocalypse warfen ihre Kronen vor den Herrn hin. Das ist auch uns gesagt. Eine jede Confession, Arbeit u. hat ihre Krone. Aber nichts ist der innern Mission schädlicher, nichts der Einheit der Kinder Gottes, als dieser Sinn, wenn sie sich zanken, wer der größte unter ihnen sey. Die Noth ist so groß, daß wir nach einer geordneten Diakonie verlangen sollten. Aber man fürchtet die Herabsetzung des geistlichen Amtes.

Nachdem Prof. L a n g e versucht hatte, den ganzen Kirchentag noch einmal kurz zusammen zu fassen, dankt

Präs. v. B e t h m a n n - H o l l w e g im Namen der Versammlung der Obrigkeit dieses Landes, der kirchlichen Behörde, der Centralleitung der Wohlthätigkeit in Württemberg, der Geistlichkeit und der ganzen Bürgerschaft der Stadt, und giebt die Zahl der Theilnehmer am Kirchentage so an:

Ausländer 420

Württembergers aus Stuttgart . . 265

„ außerhalb Stuttgart 725

Schließlich sagte der Stadtschultheiß G u t b r o d im Namen sämmtlicher Collegen dieser Stadt den abreisenden Fremden ein herzlichtes Lebewohl.

Mit dem Gesange zweier Verse und einem Gebete, gesprochen von Pfarrer W e r n e r aus Fellbach, schloß dieser Tag, nach seinem reichen Inhalte und seiner erbauenden, durch nichts getrübbten Wirkung wohl der gesegnetste des diesmaligen Kirchentages.

Die Ausländer konnten diesmal wieder, wie schon vor sieben Jahren, die Bemerkung machen, wie doch auf diesem Württemberg und speciell seiner Hauptstadt ein so besonderer Segen des Herrn ruhe. Die übervollen Kirchen bei den Abendgottesdiensten und die unverkennbare Andacht der Anwesenden, ferner die Theilnahme und durchaus würdige Haltung des Publikums bei den Versammlungen, endlich die große Freundlichkeit der Bürgerschaft in jeder Beziehung, alles dies bewies uns, daß der Herr in einem Maaße, wie wohl sonst nirgend in Deutschland, ein großes Volk in Württemberg hat. Dagegen vermögen wir die dort so verbreitete confessionelle Gleichgültigkeit nicht zu den Vorzügen zu rechnen, um welche wir Norddeutschen jenes Brudervolk zu beneiden hätten. Gewiß hat die vom Herrn zu neuem Leben erweckte Kirche sich zu hüten, daß dieses Leben nicht wieder, wie vor 200 Jahren, in todtten Orthodoriemus und Hadertheologie erstarre. Aber ein Dringen und Halten auf reine Lehre, eine anhängliche Vertheidigung der Schätze, welche die Kirche der Vorzeit uns hinterlassen, gegen die, welche unter dem Scheine der Brüderschaft sie uns aus den Händen winden möchten, ist doch noch weit entfernt von Buchstabendienst und todttem Formenwesen. Was soll man dazu sagen, wenn zahlreiche württembergische Prediger ganz offen der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge zugethan sind, einer Irrlehre, welche mehr als irgend eine andere das ganze Christenthum wurmfressig macht und namentlich der Wirksamkeit des geistlichen Amtes den eigentlichen Nerv abschneidet? Oder wenn auf einem Ratheder, von welchem alle württembergischen Theologen ihre Vorbereitung zum geistlichen Amte holen, ein Mann steht und allgemeinste Anerkennung genießt, welcher gänzlich unbekümmert um die Kirche, welche St. Paulus einen Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit nennt, die historische Kirche nicht für ein Babel, sondern für weniger, für ein reines Nichts achtet, und lediglich das Neue Testament, aber wohlgerne nach seiner Auslegung, d. i. de facto sich selbst, seine individuelle Person, als Quell aller religiösen Erkenntniß gelten läßt? Diese confessionelle Gleichgültigkeit, welche augenscheinlich die große Mehrzahl der württembergischen Mitglieder besetzte, gab dem ganzen diesjährigen Kirchentage eine Haltung, die ihn der heurigen Allianz-Versammlung stellenweise nur allzu nahe brachte. Daraus erwächst dem Kirchentage der Nachtheil, daß die meisten, welche nicht blos Lutheraner sind, sondern auch wissen, warum sie es sind, und Gott in Demuth danken, daß sie es sind, sich von Zusammenkünften zurückhalten, wo ihre theuersten Sympathieen so oft verletzt werden. Andere scheuen sich wohl auch vor der Hast, welche bei der Kürze der Zeit unvermeidlich ist und eine gewisse Ueberstürzung herbeiführt, vor dem unruhigen Treiben und Drängen, welches der Erbauung und Sammlung allerdings Eintrag thut, oder sie halten es nicht für schicklich, gewisse Dinge vor aller Welt zur Sprache zu

bringen. Daß einzelne Uebelsände von dem Kirchentage seiner ganzen Einrichtung nach unzertrennlich sind und eine Schattenseite seiner sonst gesegneten Wirksamkeit darbieten, ist wohl nicht zu läugnen. Gleichwohl ist noch jeder Kirchentag, und so auch der diesjährige, eine schöne That der Kirche gewesen, und hat gute und lebenskräftige Saamenkörner ausgestreut, denen der Herr der Kirche einen guten Boden und Gedeihen in Gnaden schenken wolle.

(Aus der Evangelischen Kirchen-Zeitung.)

Das Verhalten der katholischen Kirche, namentlich der evangelischen gegenüber.

In einem Artikel von Dr. Palmer in der „Allgem. Kirchen-Zeitung“ über die kirchlichen Ereignisse des Jahres 1857 finden wir Folgendes:

Die Stimmungen, sowie das Verhalten der römisch-katholischen gegen die evangelische Kirche sind, wie sich das freilich bei der unlängbaren Konsequenz der erstgenannten Kirche nicht anders voraussehen läßt, auch in dem verfloffenen Jahre dieselben geblieben. Zwar sind keine Pastoralanschreiben und Hirtenbriefe in ihr an den Tag getreten, wie das in früheren Jahren so häufig der Fall war, welche offene und verdeckte, directe und indirecte Ausfälle und Vorwürfe gegen den Protestantismus und die evangelische Kirche enthielten. Doch die verschiedenen katholischen Zeitblätter und Zeitschriften haben dies zu ersetzen gesucht. Ganz besonders hat aber die diesjährige Septemberversammlung in Salzburg die geheimsten Gedanken Mancher enthüllt. Man braucht ja nur von der dort geschehenen Aeußerung Notiz zu nehmen, „daß die in den letzten Jahren in Oesterreich unter dem Schutze Sr. k. k. apostolischen Majestät des Kaisers erbauten Kirchen Steine seyen, die man in den nächsten Jahren mit Zinsen wieder hinauswerfen solle,“ so weiß man von den Absichten der dort versammelten Herren über und über genug. Auf der genannten Versammlung sind aber hohe Würdenträger der römisch-katholischen Kirche und Männer zugegen gewesen, welche diese Kirche als Koryphäen betrachtet. Vor ihren Ohren sind solche Aeußerungen gefallen, und wenn sie vielleicht im Stillen gedacht haben sollten, es seyen dieselben wenigstens nicht klug und vorsichtig, so hat man ihnen doch nicht widersprochen — und dies scheint uns bedeutend genug für den Geist und Charakter der ganzen Versammlung.

Das mit dem Kaiserthum Oesterreich abgeschlossene Concordat trägt seine Früchte, die man voraussehen konnte. Die Scheidung zwischen den Katholiken und Evangelischen ist fortwährend im Wachsen, wozu auch die Trennung der Friedhöfe nicht wenig beiträgt. Gegen die Mischehen, deren

Lobredner wir übrigens auch nicht seyn wollen, deren Vermeidung übrigens bei den in Deutschland obwaltenden Verhältnissen eine Unmöglichkeit ist, wird fort und fort geeifert, und sie werden nur dann eingesegnet, wenn die katholische Kindererziehung versprochen wird. Das Volksschulwesen ist bereits so gut, wie in der Hand des Klerus, und auch die höheren katholischen Schulen werden von Tag zu Tag mehr von ihm insuirt. Neuerdings ist es besonders der erst im Jahre 1854 eingeführte Studienplan, welcher vorerst beseitigt werden soll. Zwar haben sich mehrere Universitätsprofessoren und Gymnasiallehrer für unveränderte Beibehaltung desselben entschieden erklärt, man zweifelt aber, ob ihre Stimmen die Beachtung finden werden, die man ihnen im Interesse der fortschreitenden Cultur und Volksbildung wünschen muß. Die Veränderungen, welche man von klerikaler Seite her beabsichtigt, sollen sich namentlich auf den Vortrag der Naturwissenschaften und auf den Unterricht in der griechischen und deutschen Sprache erstrecken. Die Naturwissenschaften, als der Verbreitung des Materialismus zu viel Raum bietend, sollen in geringerem Maaße nur noch in den höheren Classen zum Vortrage kommen, und die durch Verringerung des Unterrichts in der griechischen und deutschen Sprache ersparten Stunden sollen einem erweiterten Vortrage im Lateinischen, als der „eigentlichen Kirchensprache“, zugewendet werden. Freilich ist dieser Plan verkehrt, auch im Interesse der Religion, ja, selbst im wahren Interesse der katholischen Kirche verkehrt. Der Unterricht in den Naturwissenschaften in den unteren Classen ist jedenfalls ganz ungefährlich; Knaben, wie sie in diesen sind, fallen gewiß nicht dem Materialismus anheim. Warum also Naturwissenschaft in der durch das Alter gebotenen Beschränkung gerade aus diesen Classen verbannen? Will man aber in den oberen Classen die Naturwissenschaften in ganz beschränktem Maaße, wie man es wirklich beabsichtigt, lehren, so vergißt man, daß man gerade dadurch dem Feinde, den man im Auge hat, das Feld bereitet. Wie die Sachen jetzt stehen, werden auch die Gymnasialschüler bei dem Eintritt in die größere Welt mit dem Materialismus nicht unbekannt bleiben, und die Gefahr, ihm zur Beute zu werden, wird weit größer seyn, wenn sie nicht in der Schule schon gelernt haben, die Naturwissenschaften und ihre Resultate von dem richtigen Standpunkte aus zu betrachten. Will man dem Materialismus mit Erfolg begegnen, so vermindere man auf den Gymnasien nicht den Unterricht in den Naturwissenschaften, man steigere ihn vielmehr, habe aber ein sorgfames Auge darauf, daß er in der rechten Weise erteilt wird. Das und nur das kann in dem recht verstandenen Interesse der katholischen Kirche liegen. Und was soll dann in Bezug auf die polytechnischen Anstalten geschehen, auf die man doch in Oesterreich einen hohen Werth legt? Soll auch etwa auf ihnen eingeschränkt werden? Und wenn in diesen sicherlich nicht, warum denn in den Gymnasien, die doch auch für das Leben und seine Bedürfnisse und Anforderungen bilden und vorbereiten sollen? Und nun gar zu Gunsten der lateinischen Sprache den Unterricht in dem Griechischen und im Deutschen beschränken! Weiß man denn von Seiten des österreichischen Klerus so wenig von dem bildenden Ein-

flusse der griechischen Sprache, und will man sogar seiner Muttersprache nicht die nöthige Sorgfalt widmen, oder bedarf solches Oesterreich etwa nicht? Das aber soll zu Gunsten „der eigentlichen Kirchensprache“ geschehen? Sind denn die Gymnasien nur Seminararien für künftige Geistliche?

Sehen wir aber auch von dem bis jetzt nur in Aussicht genommenen Plane in Betreff der Gymnasien ab und geben wir uns der Hoffnung hin, daß er an den ernstesten Einwendungen erfahrener Schulmänner und Pädagogen scheitern werde, so viel steht fest: das Ansehen und der Einfluß des Klerus in Oesterreich ist entschieden im Wachsen begriffen. Ob aber dieser Einfluß ein dauernder seyn werde? und ob er nicht gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was man hofft und beabsichtigt?—Man hört von vielen Uebertritten in Oesterreich. Ein Eigenthümer einer großen Fabrik soll mit 500 Arbeitern übergetreten seyn. Auch von Böhmen und Ungarn wird Aehnliches erzählt. Aber hört man auch von allen Uebertritten, welche statt haben? Und wie viele würden geschehen, wenn ihnen nicht so entschieden entgegen gearbeitet und nicht so große Hindernisse ihnen gemacht würden?

In dem verflossenen Jahre haben wir nun noch ein neues Concordat der römischen Curie mit einem deutschen Staate, nämlich mit dem Königreiche Württemberg. Seiner Zeit haben wir dasselbe mit den Bemerkungen, mit welchen es der Staatsanzeiger begleitete, in diesen Blättern mitgetheilt, und wir haben für jetzt nicht die Absicht, den Inhalt desselben ausführlicher zu beleuchten, und zwar um so weniger, da ein Artikel über dasselbe von kundiger Hand uns in Aussicht gestellt ist. Nachstehende Bemerkungen glauben wir jedoch nicht unterdrücken zu sollen.

Das württembergische Concordat räumt zwar der Curie nicht den Einfluß ein, und stellt die Kirche so unabhängig hin von dem Staate, ja, in gewisser Beziehung über den Staat, wie dies bei dem österreichischen der Fall ist. Dies geht beispielsweise aus den Bestimmungen beider hervor, welche auf die Presse Anwendung finden, aus den Bestimmungen in Betreff der Ehe, der Rechtsverhältnisse der Kleriker und der Strafen, welche gegen sie verhängt werden. Dagegen möchte das fragliche Concordat in ziemlich gleicher Linie mit dem in Preußen abgeschlossenen stehen, wenn es nicht hier und da größere Zugeständnisse geben sollte. Es wird das in den Bemerkungen, welche sich in dem württembergischen Staatsanzeiger finden, und die man als officiell oder doch officiös betrachten kann, schon zugegeben. Denn es ist in demselben gesagt: „Wir wollen nicht von Gründen äußerer Zweckmäßigkeit reden, nicht davon, welche Bedeutung die Vorgänge in Oesterreich und Preußen haben mußten, und ob es den kleineren Staaten räthlich war, der katholischen Kirche kleinere Einräumungen zu verweigern, nachdem ihr die größeren weit größere zugestanden hatten etc.“ Jedenfalls ist aber die katholische Kirche in eine weit mehr autonome Stellung gekommen, als sie je in Württemberg war, und es sind ihr Zugeständnisse gemacht worden, dergleichen sie wenigstens in Württemberg sich nicht erfreut hat. Wir führen Folgendes an: Der Bischof hat das Recht, alle

Pfründen zu verleihen, mit Ausnahme von jenen, welche einem rechtmäßigen Patronate unterliegen. Von Vorschlag oder Bestätigungsrecht ist keine Rede. Zwar wird der Bischof bei jeder Vacatur der k. Regierung in officiöser (nicht in officieller) Weise die Namen der Bewerber mittheilen, damit diese binnen einer kurzen zu vereinbarenden Frist ihre etwaigen Einwendungen geltend machen kann. Das Mißfallen der Regierung kann sich jedoch nur auf erhebliche auf Thatsachen gestützte Gründe in rein bürgerlicher oder politischer Beziehung gründen.—Die Prüfungen für die Aufnahme in das Seminarium und für die Zulassung zu Seelsorgerstellen hat der Bischof anzuordnen, auszusprechen und zu leiten. Auf das Recht, den Prüfungen Regierungscommissaire beizuwohnen, „das sich aus dem verfassungsmäßigen Oberaufsichtsrechte an sich wohl begründen ließe,“ hat die Regierung „wenigstens für die Dauer der dormaligen Verhältnisse ohne Bedenken“ Verzicht geleistet.—Der Bischof hat das Recht, in seinem Kirchenprengel vom heiligen Stuhle genehmigte religiöse Orden oder Congregationen beiderlei Geschlechts einzuführen. Doch wird er sich in dieser Beziehung bei jedem einzelnen Falle mit der k. Regierung in Einvernehmen setzen. In den Bemerkungen dazu ist indessen nur der Gesichtspunkt hervorgehoben, daß sich der Staat das unbedingte Recht wahren müsse gegenüber von Instituten, deren eigenthümliche Ordnungen die Landesgesetze und das öffentliche Wohl so vielfach berühren, die staatlichen Rücksichten nach allen Richtungen wirksam zu vertreten. Faßt man diese „staatlichen Rücksichten“ in weitem Umfange auf und subsumirt man unter dieselben auch die Rücksichten der Parität der verschiedenen Confessionen, sowie Rücksichten, welche Cultur, sociale Verhältnisse u. s. w. gebieten, so mag allerdings die Clausel vor möglichen Ueberschreitungen, wenn sie streng eingehalten wird, schützen. Schwerlich möchte aber diese Auffassung in der Intention der Contrahenten gelegen haben.—In Bezug auf rechtliche Verhältnisse ist ganz ähnlich, wie in dem Concordate in Oesterreich, die Vereinbarung geschehen: „Mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse giebt der heilige Stuhl seine Zustimmung, daß die rein weltlichen Rechtsfachen der Geistlichen, wie Verträge, Erbschaften, Schulden, von dem weltlichen Gericht untersucht und entschieden werden.“ Es ist aber damit wenigstens das Princip der Exemption der Geistlichen vor der weltlichen Gerichtsbarkeit zur Genüge gewahrt und das Zugeständniß stellt sich nur als eine für jetzt nicht zu vermeidende Accommodation in die Zeitverhältnisse dar. Aendern sich jedoch später diese Zeitverhältnisse, so ist die Repristination früherer Rechte nicht ausgeschlossen.—In kirchlichen Angelegenheiten wird der wechselseitige Verkehr des Bischofs, des Klerus und des Volks mit dem heiligen Stuhle völlig frei gegeben. Auch der Bischof wird mit seinem Klerus und dem Volke frei verkehren. Die Befehle und Erlasse des Bischofs, die Aktenstücke der Diöcesansynoden, des Provinzialconcils und des heiligen Stuhles selbst, die von kirchlichen Angelegenheiten handeln, können daher ohne vorgängige Einsicht und Genehmigung der k. Regierung veröffentlicht werden. Die k. Verordnung vom 1. März 1853

bestimmt dagegen: „Solche allgemeine kirchliche Anordnungen und öffentliche Erlasse, welche rein geistliche Angelegenheiten betreffen, sind der Staatsbehörde gleichzeitig mit der Verkündigung zur Einsicht mitzutheilen,“ und § 72 der Verfassungsurkunde setzt fest: „Dem Könige gebührt das obersthöheitliche Schutz- und Aufsichtsrecht über die Kirchen. Vermöge desselben können die Verordnungen der Kirchengewalt ohne vorgängige Einsicht und Genehmigung des Staatsoberhauptes weder verkündet, noch vollzogen werden.“ Diese unseres Erachtens in directem Widerspruche stehende Bestimmungen werden nun zwar in dem Staatsanzeiger mit einander in Einklang zu bringen gesucht. Ob das aber wirklich mit Erfolg geschehen ist, möchte gar manchem Leser sehr zweifelhaft seyn.—Dem Bischof wird das Recht zugestanden, Seminarien nach der Vorschrift des Tridentinischen Concils zu errichten und diese Anstalten werden in Absicht auf Einrichtung, Unterricht, Leitung und Verwaltung der völlig freien bischöflichen Autorität unterstellt seyn. So lange aber Seminarien in besagter Form nicht errichtet sind und die wesentlich aus Staatsmitteln unterhaltenen Convicte fortbestehen, wird unter andern näher bestimmten Vorrechten, die Vorsteher und Repetenten der genannten Institute der Bischof ernennen und entlassen. Ferner wird die k. Regierung dafür Sorge tragen, daß an den obern Gymnasien, mit welchen die niederen Convicte verbunden sind, nach und nach nur geistliche Professoren angestellt werden.

Diese hervorgehobenen Bestimmungen mögen genügen, um unser obiges Urtheil zu begründen. Wir wollen uns nun zwar mit dem Verfasser des Artikels in dem Staatsanzeiger der Hoffnung hingeben, daß die signatura temporis nicht darnach angethan scheint, ein baldiges Priesterregiment in Aussicht zu stellen, sowie daß wir es zunächst getrost dem Genius des Zeitalters überlassen dürfen, gegen etwaige Uebergrieffe der Hierarchie das Wächteramt zu üben. Ob aber das Concordat wirklich für die evangelische Kirche in Württemberg und für die staatlichen Verhältnisse des Landes ohne alle nachtheiligen Folgen bleiben, ob es nicht zu concreten Conflicten kommen, und ob dann, wie die Sachen sich gestaltet haben, die Fälle der staatlichen Hoheitsrechte hinreichen werden, um die den Umständen entsprechende Abhülfe zu schaffen, das mag doch erst die Erfahrung lehren, welche man zu machen jedenfalls Gelegenheit haben wird.

Wie übrigens von katholischer Seite das fragliche Concordat aufgefaßt wird, und welche Erwartungen und Hoffnungen man an dasselbe knüpfe, möchte aus der Freude, welche in katholischen Zeitschriften und Zeitblättern darüber angestimmt worden ist, namentlich aber aus den in diesen Blättern zu findenden Aeußerungen hervorgehen, daß das württembergische Concordat ein neuer Juwel in der Krone Pius IX. sey.

In den anderen südwestlichen Staaten Deutschland's sind großentheils die Unterhandlungen mit dem römischen Stuhle noch nicht zu einem bestimmten Resultate gekommen. Nur im Großherzogthum Hessen scheint die Sache in aller Stille geregelt worden zu seyn, ohne daß man in der Öffentlichkeit Viel von neu eingetretenen Veränderungen bemerkte. Im Großherzogthum Baden ist

die Sache noch in der Schwebel und alle darauf bezüglichen Nachrichten haben sich bis jetzt voreilig erwiesen. Aus dem Churfürstenthum Hessen und aus dem Herzogthum Nassau verlautet Nichts.

Werfen wir den Blick auf die katholischen Kirchen außerhalb Deutschland's und ihr Verhalten, sowie ihre Zustände, so erkennen wir, daß die römisch-katholische Geistlichkeit in Sardinien sehr bemüht ist, auf die politische Wahlen zur Abgeordnetenversammlung einzuwirken, und es den Gläubigen auf das Gewissen gelegt hat, gute Katholiken in dieselben zu wählen. Gewiß hofft sie, wenn ihre Bemühungen Erfolg haben, dadurch den Maaßregeln gegen die Klöster und Klostergüter einen Damm entgegenzusetzen.

In der Schweiz dauern die bisher schon bestandenen Verhältnisse fort, die Spannung in mehreren gemischten Cantonen hat sich noch nicht gelegt, und daß in der Metropole des Calvinismus, in Genf, die katholische Kirche immer mehr Boden gewinnt, läßt sich nicht leugnen, wenn es auch umgekehrt an Uebertritten zu dem Protestantismus nicht fehlt.

In Spanien wird zwar von Seiten der gegenwärtigen Regierung der strenge Katholicismus wieder sehr begünstigt. Indessen ist es mit der großen Anhänglichkeit an die katholische Kirche, wie dieselbe früher bestand, doch dahin, ja es will uns fast scheinen, als wenn in diesem Lande dem Katholicismus eine wenigstens partielle Niederlage bevorsteht.

Zwar hat im vergangenen Jahre der Justizminister in einem Publicandum erklärt, daß Spanien stolz darauf seyn könne, den Glauben an die unbefleckte Empfängniß der Maria zuerst angenommen zu haben, und einen Befehl der Königin veröffentlicht, daß dieses Dogma mit der ganzen Gluth unseres Glaubens und mit der ganzen Großartigkeit dieses Glaubens gefeiert werden soll. Dessenungeachtet wird gegen das Dogma geschrieben und man nimmt Anstand, gegen die Angriffe einzuschreiten. Auch enthielt die Gazetta ein Circular, in welchem den Behörden streng eingeschärft wurde, namentlich an den Küsten, auf kezerische Schriften zu fahnden. Zu diesem Circular muß aber natürlich genügender Grund vorgelegen haben. Im Allgemeinen läßt sich nicht läugnen, auch in Spanien zeigt sich, wenn auch nur sparsam, ein frisches, religiöses Leben, sowie eine Abneigung gegen den römischen Katholicismus. Gewiß ist wenigstens, daß man nicht an wenigen Orten in Bibeln zu lesen beginnt und offen gegen die römische Kirche zu reden wagt.

In Frankreich scheint die katholische Kirche am wenigsten in sich innerlich einig zu seyn. Abgesehen von den Männern der gallicanischen Partei, zu welchen übrigens nicht die ungelährtesten und untüchtigsten Bischöfe gehören, die indessen von den Jesuiten mehr und mehr zurückgedrängt werden, will derjenige Theil, welcher in dem „Correspondence“ sein Organ hat, eine Berücksichtigung der Gedanken und Bedürfnisse der Gegenwart bei dem römischen Stuhle, wodurch immerhin die Bahn für den Fortschritt gebrochen seyn würde, während die Partei des „Univers“ in ihrem System ganz consequent bleibt und nur treue Betreter des Papstes und des Geistes und der Bestrebungen des

Papstthums als die Ihrigen anerkennt. Das in Frankreich herrschende politische System erklärt sich zwar nicht entschieden für eine der letzt genannten Parteien, indessen hat schon durch das Gewährenlassen die ultramontane und zugleich energischere und rührigere Partei Vorschub genug. Dessenungeachtet schreitet auch in Frankreich der Protestantismus auf mancherlei Weise und auf mancherlei Wegen, trotz der Hindernisse und Schwierigkeiten, welche man ihm entgegensetzt, namentlich in der Normandie fort und fort weiter. Irren wir nicht, so steht ihm noch in Frankreich eine große Zukunft bevor, obwohl es sich nicht läugnen läßt, daß durch den Einfluß des Klerus die größere Zahl der Mischehen insofern dem Katholicismus günstig ist, als in dieser Mehrzahl die katholische Kindererziehung fortwährend vertragsmäßig festgesetzt wird.

In Belgien sucht der Katholicismus fortwährend nicht nur das Feld, das er dort fast nirgends anders in Europa in dem Maaße besitzt, zu behalten, sondern noch weit mehr zu erobern. Ausläufe gegen die Versammlungen der Protestanten und gewaltsame Störungen derselben haben in mehreren der bedeutenden Städten auch im verflossenen Jahre stattgehabt, und wenn auch die Urheber derselben nur einzelne waren, so ist doch die Stimmung, welche diese beweisen, bei einer nicht kleinen Partei die vorherrschendere. Daß sich der Katholicismus jedoch über seine wirkliche Macht nicht unbedeutend getäuscht hat, haben die Berathungen des von der Regierung vorgelegten Stiftungs- und Wohlthätigkeitsgesetzesentwurfs, der dem Klerus einen bisher nicht gehaltenen Einfluß einräumen wollte, die Debatten und Reden in der Abgeordnetenkammer, noch mehr aber die durch das Resultat der Abstimmung veranlaßten Unruhen unter der Bevölkerung gezeigt. Bekanntlich hat sich die Regierung durch diese Unruhen bewogen gesehen, den Entwurf zurückzuziehen.

In England hat von besonderen Fortschritten des Katholicismus in dem vergangenen Jahre nichts von Bedeutung verlautet, wenn auch hier und da einige Uebertritte, zu welchen der Puseyismus die Bahn gebrochen hat, vorgekommen sind.

Dagegen scheint eine katholische Propaganda in Dänemark ihre Thätigkeit entfalten zu wollen, und auch in Schweden wird sich, wenn das Toleranzgesetz, gegen das wir jedoch keine Einwendung von unserem Standpunkte aus machen wollen, auch nur in beschränktem Maaße in Gültigkeit treten sollte, ein Schauplatz für Bekehrungsversuche eröffnen.

Möge nur die katholische Kirche, wo sie auftreten wolle, mit offenen und ehrlichen Waffen kämpfen, dann haben wir Protestanten ihre Unternehmungen nicht zu fürchten.

Bücherschau.

Theologisch-homiletisches Bibelwerk. Die heilige Schrift des alten und neuen Testaments mit Rücksicht auf das theologisch-homiletische Bedürfnis des pastoralen Amtes in Verbindung mit namhaften evangelischen Theologen bearbeitet und herausgegeben von J. P. Lange. Des neuen Testaments erster Theil: Das Evangelium nach Matthäus. 2 Theile. Bielefeld, 1857.

Dieses Werk verspricht ein schätzenswerther Beitrag zur theologischen Litteratur der Gegenwart zu werden. Es scheint zwischen der strengen wissenschaftlichen Exegese und zwischen der erbaulich-praktischen Behandlung vermitteln zu wollen. Was also Resultat der kritischen, exegetischen, historischen, dogmatischen Forschung auf dem Standpunkt der Gegenwart ist, wird hier bündig gegeben und zugleich der Weg für die praktische Textbehandlung geudeutet. Zu jeder einzelnen Schrift der Bibel findet sich eine Einleitung und eine überblickliche Darstellung des Inhaltes und Gedankenganges; es folgt eine exegetisch richtige Uebersetzung, sodann die Erläuterung der einzelnen Abschnitte in historisch-exegetischer, dogmatischer und homiletischer Hinsicht. So weit die Arbeit von J. P. Lange selbst rührt, kann es an Originalität nicht fehlen, die namentlich bei christologischen Punkten hervortritt. Es ist aber auch eine bedeutende Menge von Information und oft mit Hinweisung auf die litterarischen Quellen gegeben und kaum hätte sich auf so kleinem Raume mehr zusammenbringen lassen, als hier bei manchen Abschnitten zu finden ist. Die dogmatischen Grundgedanken, die zu den einzelnen erläuterten Abschnitten gegeben werden, scheinen uns gegen die Erläuterungen selbst an Werth oft zurückzutreten und noch mehr die homiletischen Andeutungen, obwohl da eine Menge Gedanken aus vielen Quellen zusammengetragen sind. Gleichwohl ist auch diese Seite des Werkes brauchbar, weil sie keineswegs die Arbeit der eigenen Meditation über den Text ersparen, sondern zum Nachdenken nur Anregung geben will. Es wird dem Werke an freundlicher Aufnahme weder bei Theologen und Pastoren, noch bei Bibel Freunden unter den Laien fehlen.

Predigt-Entwürfe über die Evangelien und Episteln des ganzen Kirchenjahres, so wie über freie Texte für perikopenlose Feiertage. Ein homiletisches Handbuch von H. A. Pröhle, Pastor u. s. f. Wernigerode, 1856.

Wir Pastoren sollten nicht unsere eigenen alten Predigten wiederkäufen, aber wir sollten uns auch keine neue von Anderen vorkauen lassen wollen. Unsere Leser wissen, wie wir das meinen und daß wir damit einen gewissen Widerwillen, dem wir vornweg gegen alle homiletischen Repertorien, pastorale Eselsbrücken und ähnliche Sorgenfessel haben, allerdings ausdrücken wollen. Natürlich lassen wir gute Arbeiten in dieser Richtung in ihrem Rechte und ebenso ihren gehörigen, gewissenhaften Gebrauch; aber daß durch diese Hülfsmittel der Denkfaulheit meistens gar nicht den Gemeinden, aber im wahren Sinne auch nicht dem geholfen ist, der sich solcher Krücken zu bedienen pflegt, das ist nicht zu leugnen und gegen diesen Mißbrauch kämpfen wir. Eben daß so viele derartigen Producte an's Licht kommen und Käufer finden, das regt die Befürchtung häufigen Mißbrauchs an. Eine Predigt muß ein individuelles Gewächs seyn und wenn sie noch so schlicht, ungekünstelt, ja im Gedankengehalt ohne irgend eine Originalität ist, so ist sie ein von einem natür-

lichen Lebenshauch durchdrungenes Ganzes, sie hat ihren Duft und ihre wohlthuende Frische. Nachgepredigte Predigten sind Blumen nicht frisch aus dem Garten, sondern aus dem Herbarium, oder Heu aus dem Stalle, von der miteinschießenden Unredlichkeit, Fremdes für Eigenes zu geben, gar Nichts zu sagen. Daher erscheint uns das Predigen nach einem Entwurf, den wir selbst früher machten und damals mit Leichtigkeit behandelten, aber dann ad acta legten, später, wenn wir ihn wieder aufgreifen wollten, so trocken, wie altgebackenes Brod, wieder in den Ofen geschoben. Wer sich einmal Dispositionen vormachen läßt, der frage sich, ob er sich auch recht an die Erörterung seines Textes, an das Eingehen in ihn, das Appliciren, die rechte Assimilation desselben mache, ob der Geist des Wortes seinem Geiste Zeugniß von der Wahrheit gebe und ihn ergreife, fesse und zu bedeutenden Gedanken für die Predigt leite oder ob ihm sein Text nicht äußerlich und fremd bleibe. Auch soll jede Predigt in einer Verwandtschaft zur Gemeinde stehen, in der sie wird, sie soll und wird ihren pastoralen Vocalton haben und schon deshalb wird sich der treue und fleißige Pastor nicht an dem ganz in's Allgemeine gearbeiteten Schema eines Andern anlehnen wollen. Man bilde sich an den besten homilistischen Mustern; man lese mit scharfer Beobachtung die Predigten namentlich auch der älteren Prediger der evangelischen Kirche, man benütze wohl auch homilistische Repertorien als Mittel der Kritik für die eigene Arbeit. Nur um diese selbst lasse man sich nicht dadurch bringen. Und auch nicht durch das Beste, was fremde Hand uns bietet. Auch das vorliegende Werk enthält manche sehr gute Entwürfe und man merkt, daß sie aus lebendiger Wechselbeziehung zwischen dem Wort und dem Prediger, der Gemeinde und dem Pastor entstanden sind. Aber daneben ist auch eine Menge sehr oberflächlicher Textbehandlungen gegeben, die nur lehrreich sind, sofern sie zeigen, wie man den Text nicht behandeln soll, z. B. sämtliche Entwürfe zum Evangelium auf das Trinitatisfest. Andere sind so allgemein, so gemeinplazartig, daß man nicht recht weiß, warum solche Arbeiten der Deffentlichkeit übergeben werden.

Das Bekenntniß der lutherischen Kirche von der Versöhnung und die Versöhnungslehre Dr. Chr. v. Hoffmann's. Von Dr. Gottfr. Thomasius. Mit einem Nachwort von Dr. Th. Harnack. Erlangen, 1857.

Gelehrte Leute haben oft viele Mühe, sehr einfache Wahrheiten, die unbefangenen Leuten selbstvident sind, sich und Andern klar zu machen. Das sah man wieder an dem Streit über die Art, wie v. Hoffmann die Lehre von der Versöhnung dargestellt hatte und dieselbe unter der Firma lutherischer Rechtgläubigkeit in die Welt ausgeben ließ. Offenbar trat bei ihm das Princip eines stellvertretenden Strafsüßens Christi gegen den Gedanken eines Ueberwindens der Sündenherrschaft durch seinen Lebens- und Todesgehorsam in den Hintergrund. Diesem Urtheil auszuweichen, indem man seine Richtigkeit in Abrede stellt, oder der Lehre der lutherischen Kirche über dieses Dogma eine seiner Ansicht und Auffassung günstige Deutung zu geben, kann Hoffmann Nichts helfen. Entweder ist seine Darstellung unklar, wenn sie doch die alte lutherische Lehre geben will, die Leute aber sehr zweifeln läßt darüber, ob sie sie wirklich giebt oder nicht vielmehr ein Anderes. Oder die Lehre der lutherischen Kirche ist in den symbolischen Büchern zweifelhaft und unklar in diesem Punkte gegeben und man kann noch dies und jenes aus ihr machen. Das hat freilich bisher kaum Jemand gebacht, aber jetzt wird zum Schutze Hoffmann's vorgebracht, die luth. Confessionen lehren allerdings, daß der Tod Christi das Mittel der Versöhnung sey, das Wie aber lassen sie mehr oder minder unbestimmt und geben es der doctrinell näher bestimmenden Wissenschaft der Theologie anheim. In vorliegendem Schriftchen zeigt Thomasius, wie wenig Grund zu letzterer Distinction in den Bekenntnisschriften gelassen sey. Harnack geht dann in seinem Nachwort noch auf die nähere Begrenzung zwischen den symbolischen Büchern und zwischen der Theologie als stetig sich entwickelnder Wissenschaft ein. Er weist es als einen Satz, der nicht durchzuführen sey, zurück, daß man an symbolischen Bestimmungen unterscheidet Lehrsubstanz von Lehrform, so daß es am Ende gleichgültig erscheine, wie man ein Dogma sich vermittelt, wenn man nur zu einer wesentlichen Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre kommt. Denn daß das Letztere nicht am Ende mehr nur ein Schein werde, das wird von jenem Ersteren abhängen. Auch auf diesem Punkte des Streites tritt die Schwierigkeit hervor, die die ganze confessionelle Richtung der Theologie der Gegenwart charakterisirt, auf allen Punkten der kirchlichen Tradition, dem Bekenntniß der Kirche, und zugleich der theologischen Wissenschaftlichkeit nach dem jetzigen Standpunkt der Forschung so wie dem Rechte individueller Freiheit des Forschens und Denkens gerecht werden zu wollen.

Kirchenchronik.

Nordamerika.—Protestantismus.—Dem evangelischen Kirchen-Verein des Westens ist es gelungen, neben dem seit Jahren bestehenden Seminare nun auch ein Collegium zu gründen. Das Gebäude, welches zu diesem Zwecke errichtet wurde, ist am 14. April d. J. feierlich eingeweiht und die Anstalt eröffnet worden. Prof. Trion hielt dabei eine Rede über Erziehung, einleitend mit Hinweisung auf den Segen des Herrn, der bisher, der auch zur Ausführung dieses unter viel Sorge, Arbeit und Gebet unternommenen Werkes geholfen hat. Neben einem deutschen Professor trat auch sogleich ein englischer seine Arbeit in der neuen Anstalt an.

Die jezige ungewöhnliche religiöse Bewegung dieses Landes soll ihren Anfang genommen haben in New York damit, daß drei Männer, von denen zwei durch den dritten, einen Stadtmissionair, dazu ermuntert waren, in der vierten Woche des Octobers 1857 in der reformirten holländischen Kirche in Fultonstraße zusammenkamen und die erste Versammlung für Geschäftsleute um Mittag hielten. Nach und nach fanden sich mehrere Theilnehmer und unter dem Impuls der wohlbekannten Zeitverhältnisse war der kleine Anfang zu einer nach und nach über das ganze Land sich verbreitenden Bewegung gemacht. Es kann Niemand wundern, daß die für einige Zeit bedeutende Aufregung jetzt bereits in das Stadium der Abkühlung eingetreten ist. Was von reeller Frucht, von sittlicher, nachhaltiger Wirkung geblieben ist, muß die Zukunft lehren.

Das **Informatorium**, von Past. Graba u in Buffalo herausgegeben, warnt vor den umlaufenden Methodisten, die als Propheten umlaufen, da sie Niemand gefandt habe, und besonders in die Häuser der Lutheraner als Proselytenmacher schleichen. Sie werden angeklagt, auf sehr unlauteeren Wegen zu Werke zu gehen und falsche Lehren von Buße, Befehrung Sündenvergebung, Glaube, von den heiligen Sacramenten, von Verhältnis zwischen Rechtfertigung und Heiligung zc. zu verbreiten. Es ist am Orte, zu bemerken, daß die Proselytenmacherei und Menschenfischerei zwischen den einzelnen Secten, die doch sonst so liberal und freundlich gegeneinander seyn wollen, zu den gehässigsten Seiten an kirchlichen Zuständen Amerika's überhaupt gehört.

Es erscheint als ein Zeichen der Zeit, daß der New York Churchman, das stricteste Organ der hochkirchlichen Partei in der Episkopalkirche dieses Landes, seit Kurzem einen entschieden milderen Ton in Folge eines durch die Umstände gebotenen Redacteurwechsels anstimmt. Es war lächerlich und abstoßend zugleich, wie dieses Blatt von Kirche redete und die Privilegien und geistlichen Monopole des englischen Episkopats mit einer Zuversichtlichkeit und einem Exklusivismus urgirte, daß dem Papstthum auf dem Gipfel seiner Macht kaum Schlimmeres begegnet ist.

Es ist in hohem Grade beklagenswerth, daß dem amerikanischen Publicum in englischen Zeitungen Berichte über deutsche theologische, kirchliche und religiöse Zustände zum Theil vorgelegt werden, die nicht schiefser seyn könnten, wenn Deutschland auf der andern Seite des Mondes läge. Noch vor Kurzem hatte ein Bischof der Episkopalkirche den Unterschied der reformirten und lutherischen Kirche wieder vergessen oder nie gewußt. Ein in Philadelphia erscheinendes, viel gelesenes Blatt bringt vor Kurzem folgende Notiz, die wir in getreuer Uebersetzung als ein abschreckendes Beispiel aus diesem Nachtgebiet mittheilen. Vorerst hieß es, Dr. Schaff habe, aus Berlin gekommen, das „theologische Departement des Marshall-Collegiums“ in Mercersburg vertreten. Derselbe sey ein Mann von ausgedehnter und gründlicher Gelehrsamkeit und wisse so viel als vielmals zehn amerikanische D. D.'s zusammen. Wir freuen uns, dem Letzteren unseren

Assent geben zu können, ohne gegen die Höflichkeit allzuhart zu verstoßen. Nun folgt jedoch wörtlich: „Aber derselbe war erzogen zu Tübingen, im Königreich Württemberg, auf der konservativsten aller Universitäten des protestantischen Deutschland's, wo die ursprünglichen Lehren der frühesten Reformatoren noch gelehrt werden und wo man sogar gewissen halb-römischen Tendenzen huldigt.“ Was würden Baur, Strauß, Wischer, Zeller, Schwegler und Consorten zu solcher Calumniesagen? Dessenliche Blätter sollten doch die Pflicht erkennen, wenigstens historisch Wahres mitzutheilen. Noch kläglicher ist, was dasselbe Blatt von Dr. Newin und Mystical Presence of Christ in the Lord's Supper sagt. Eine jammervollere Entstellung der Wahrheit ist kaum denkbar. — Auffallend war uns auch, daß selbst das sonst ziemlich unterrichtete Church Journal betreffend den Bericht des Pittsburgh Infirmary, unter Direction von Rev. W. A. Passavant, sagen kann, dasselbe sey „Diakonissen der deutsch-reformirten Kirche“ anvertraut.

Kirche und Staat sind in diesem Lande scharf geschieden. Und doch giebt es gewisse Berührungspunkte selbst in der Praxis zwischen denselben. Hierher gehört auch die Bestellung von Kaplänen für die Landarmee und die Flotte und für den Congress während seiner jährlichen Versammlungen. Der letztere hat diesmal keinen Geistlichen besonders berufen, um die täglichen Zusammenkünfte mit Gebet zu eröffnen, aber am Sonntag im Capitol zu predigen, sondern die ordentlichen Pastoren der verschiedenen Stadtgemeinden Washington's vollziehen diesen Dienst unter sich abwechselnd. Es soll früher bezüglich die Wahl eines besondern Kaplans manches der Würde des Predigerstandes gar nicht Zuträgliche vorgefallen seyn. Betreffend die Land- und See-Armee wurde in neuester Zeit viel geklagt über die geringe Zahl der Geistlichen, die da angestellt seyen, über die Freiheiten, die ihnen gestattet werden, sich bei Expeditionen dem Dienste oft auf lange Zeit zu entziehen, über die anstößige Art, wie dieselben und was für Leute bisweilen zu diesen wichtigen Posten erwählt werden. Man hat jetzt begonnen, die öffentliche Meinung zu Gunsten einer Aenderung in dieser Hinsicht zu bearbeiten und wie weit dies auf die regierenden Gewalten von Wirkung seyn wird, muß die Zukunft lehren.

Die nordamerikanische Tractatgesellschaft ist bei ihrer diesjährigen Generalversammlung in New York im Mai durch eine Krisis gegangen. Dieselbe war seit einiger Zeit von einer gewissen Partei ihrer Freunde mit der Anforderung bedrängt worden, die Sache der Sklaverei in ihren Publicationen von christlichem Standpunkte aus zu beleuchten und sich damit der politischen Parteiagitation gegen den slavenshaltenden Süden anzuschließen. Die Anforderung wurde auf der Majorität förmlich gestellt, aber durch entschiedene Majorität zurückgewiesen, so daß diese Frage für die Tractatgesellschaft zunächst erledigt ist. Es steht zu erwarten, ob die mehr abolitionistisch-gesinnte Partei in ihr ferner einer mehr im Parteilinn arbeitenden Tractatgesellschaft in den östlichen Staaten sich anschließen werde.

Im Journal of Commerce findet sich eine Zusammenstellung der Einnahmen der verschiedenen Gesellschaften, die ihr Jahresfest im Mai zu New York halten, während des Etatsjahres 1857 zu 1858, verglichen mit den Einnahmen des vorhergehenden Jahres. Der Unterschied hat sich bisher bei weitem nicht so groß gezeigt, wie man in Folge der Geldkrise hätte erwarten mögen.

	1858.	1857.
Amerikanische Bibelgesellschaft	\$390,759	\$441,395
Amerikanische Tractatgesellschaft	383,153	420,535
* Mission für's Ausland	188,736	307,318
Presbyterianische ausländische Mission	223,978	205,763
Amerikanische Mission für's Inland	175,971	178,060
Amerikanische und ausländische christliche Vereinigung	76,603	70,296
Amerikanische Gesellschaft gegen Sklaverei	18,512	19,300
New York Staats-Colonisations-Gesellschaft	15,624	32,278
Amerikanische Gesellschaft zum Schutze weiblicher Ehre	49,719	30,353
New York Sonntagsschul-Union	13,089	15,538
Amerikanische Gesellschaft der Freunde der Seelente	25,236	27,520
Magdalena Frauen-Verein	2,926	6,546
Industriehaus der Five Points in New York	17,981	22,274
Summa	\$1,582,287	\$1,779,136

* Nur neun Monate des Jahres 1857—1858.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

Juli 1858.

No. 7.

Lebensbilder aus der Kirche des Alterthums.

Vierter Artikel.

Cyprian.

Thascius Cæcilius Cyprianus, der Bischof und Märtyrer und persönliche Repräsentant der kathol. Kirche um die Mitte des 3ten Jahrhunderts, stammte aus einer vornehmen senatorischen Familie in Carthago. Er erhielt eine treffliche griechisch-lateinische Weltbildung und lebte bis in sein reifes Alter als Staatsmann und Professor der Rhetorik, womit sich damals die angesehensten Männer abgaben, mit großem Erfolg und Ansehen,* aber in der Finsterniß des Heidenthums. Im Besitze eines bedeutenden Vermögens und Einkommens, lebte er in weltlicher Pracht und blieb auch von den gewöhnlichen Sünden des Heidenthums nicht unberührt. Doch fühlte er sich dabei nicht glücklich und sehnte sich nach höheren bleibenderen Gütern. Er hörte natürlich öfter von Christus reden, und ein ehrwürdiger Priester, Namens Cæcilius, der in seinem Hause wohnte, und ihm nächter sterbend seine Frau und Kinder empfahl, erklärte ihm die Lehren der Kirche und bewog ihn zum Lesen der heiligen Schrift. Aus Dankbarkeit für diesen geistlichen Vater nahm er bei der Taufe seinen Namen an. Aber er konnte lange nicht glauben, daß das Evangelium den Menschen sittlich umzuwandeln vermöge. Er selbst sagt in dem bald nach seiner Bekehrung geschriebenen und an seinen Freund Donatus gerichteten Tractat über die Gnade Gottes: † „Als ich in Finsterniß und tiefer Nacht schmachtete, und auf dem stürmischen Weltmeere schwankend und unschlüssig auf Irrwegen umhertrieb, unsicher über mein Lebensziel und

* Hieronymus catal. c. 67: Cyprianus Afer primum gloriose rhetoricam docuit. Sein Biograph und Diakonus Pontius erzählt uns sehr wenig von seinem früheren Leben, weil er dasselbe im Vergleiche zu der späteren kirchlichen Größe des Mannes keiner Aufzeichnung für werth hält.

† Ad Donatum de gratia Dei, c. 3, 4.

ferne von Wahrheit und Licht: da hielt ich es nach meiner damaligen Gestattung für ganz schwer und hart, was die göttliche Huld zum Heile verhieß, daß man neu geboren, daß man durch das heilsame Bad zum neuen Leben beseelt, das Vergangene ablegen und bei unverändertem Fortbestande des Leibes den Menschen nach Geist und Herz umschaffen könne. Wie ist, sagte ich, solche Umwandlung möglich? Wie möglich, daß man mit Einem Male sich alles dessen entledige, was entweder angeboren, durch die Unthätigkeit der Materie erstarrt, oder angenommen, mit dem Alter selbst in uns hineingewachsen ist? Diese Dinge haben in ihm tiefe Wurzeln geschlagen. Wie soll der Sparsamkeit lernen, der an reiche Gastmähler gewöhnt war? Und wie soll der, der in kostbarem Gewande, in Gold und Purpur glänzte, je sich zu geringem und einfachem Anzuge herablassen? Wer sich an Ehre und Ansehen gelabt hat, kann nicht unbekannt und ruhelos werden wollen. . . . Mit solchen Gedanken beschäftigte ich mich oft. Denn da ich in eine Unzahl von Verirrungen aus meinem früheren Leben verstrickt lag, von denen ich mich nicht losringen zu können glaubte, so wollte ich den mir nachhängenden Lastern lieber mich überlassen; ohne Aussicht auf etwas Besseres, vertrug ich mich mit denselben, als ob sie nun einmal bei mir Siz und Heimath hätten.“

Endlich aber brach die göttliche Gnade allen Widerstand, er trat in die Classe der Katechumenen ein und strebte sofort nach dem Ideale christlicher Vollkommenheit. In buchstäblicher Befolgung des Wortes Christi an den reichen Jüngling, Matth. 19, 21, verkaufte er seine Güter zum Besten der Armen,* gab sich asketischen Uebungen hin und verpflichtete sich durch ein Gelübde zur beständigen Keuschheit. † Er empfing im Jahre 245 oder 246, als er schon eben

* Pontius, vita Cypriani c. 4. Sein Garten wurde ihm jedoch nachher wahrscheinlich durch die Liebe der Gemeinde wieder geschenkt, wie aus den Worten des Pontius zu schließen: Hortos, quos inter initia fidei suae venditos et Dei indulgentia restitutos.

† Die meisten Historiker verlegen diesen Act der Selbstverläugnung erst nach die Taufe des Cyprian. Allein Pontius, sein Diakonus, dessen vita S. Cæc. Cypriani die Hauptquelle für die äußeren Lebensnachrichten ist, setzt sie offenbar vor die Taufe und in die Zeit seiner katechetischen Vorbereitung, wie aus folgender Stelle hervorgeht: Inter fidei prima rudimenta nihil aliud credidit Deo dignum, quam si continentiam tueretur: tunc enim posse idoneum fieri pectus et sensum ad plenam veri capacitatem pervenire, si concupiscentiam carnis robusto atque integro sanctimoniae vigore calcaret. Quis unquam tanti miraculi meminit? *Nondum secunda nativitas* (dies ist offenbar die Taufe, welche Cyprian selbst in dem lib. ad Donatum „secunda nativitas“ nennt) novum hominem splendore toto divinae lucis oculaverat, et jam veteres ac pristinas tenebras sola lucis paratura (so viel als præparatione) vincebat. Deinde quod majus est, cum de lectione divina quaedam jam non pro conditione novitatis, sed pro fidei festinatione dedicisset: statim rapuit quod invenit promerendo Domino profuturum. *Distractis rebus suis* ad indigentiam pauperum sustentandam, tota prædia pretio dispensans, duo bona simul junxit, ut et ambitionem seculi sperneret, qua perniciosius nihil est; et misericordiam, quam Deus etiam sacrificiis suis prætulit, quam nec ille qui legis omnia mandata servasse se dixerat, fecit, impleret, et propterea velocitate pietatis, pene ante cœpit perfectus esse, quam disceret.

fünffzig Jahre alt seyn mochte, die heilige Taufe, von welcher er seine Wiedergeburt datirt. „Als aber,“ sagt er unmittelbar nach der obigen Schilderung seines heidnischen Zustandes, „kraft des Wassers der Neugeburt (undae genitalis auxilio) die Befleckung des früheren Lebens abgewaschen war, da strömte von oben her ein heiteres und reines Licht in die versöhnte Brust. Sobald ich von oben her den Geist geschöpft und durch die Wiedergeburt zu einem neuen Menschen umgeschaffen war, da kam wunderbar der schwankende Geist zu Kraft, that sich Verschlossenes auf, lichtetete sich das Dunkel, es erwachte die Kraft zu dem, was vorher schwierig schien; es ward ausführbar, was ich unmöglich wähnte; es zeigte sich, daß irdisch gewesen, was früher im Fleische geboren dem Dienste der Sünde lebte, und Gottes geworden sey, was nunmehr der heilige Geist belebte.“

Cyprian widmete sich nun fern vom Geräusche des Lebens eifrig dem Studium der Bibel und kirchlichen Litteratur, besonders der Schriften Tertullian's, die er sich täglich von seinem Diener mit den Worten reichen ließ: „Gieb mir den Meister.“* Ein so bedeutender Mann konnte aber nicht lange im Laienstande bleiben. Schon a. 247 wurde er wegen seiner außerordentlichen Tugenden durch den allgemeinen Wunsch der Gemeinde, obwohl die Kirchengesetze die Ordination eines Neophyten verboten, zur Würde eines Presbyters erhoben, und als im Jahre darauf der Bischof Donatus von Carthago starb, zu dessen Nachfolger erwählt. Er hielt sich dieser hohen Auszeichnung für unwürdig und suchte sich zu verbergen. Aber das Volk umlagerte das Haus, wohin er sich geflüchtet, besetzte alle Zugänge und drang so lange in ihn, bis er dem Volkswillen als einer Gottesstimme sich fügte. Doch waren fünf Presbyter, von denen einige, besonders Fortunatus und Donatus, selbst nach der Würde strebten, mit dieser unkanonischen Wahl nicht zufrieden, und obwohl er sie, um den Unwillen des Volkes gegen sie zu beschwichtigen, mit acht christlicher Liebe in die Zahl seiner vertrauesten Freunde aufnahm, so wurden sie doch nicht innerlich ausgeföhnt und warteten bloß auf eine günstige Gelegenheit, ihn ihre Rache fühlen zu lassen.

Mit musterhafter Weisheit und Kraft verwaltete er zehn Jahre das bischöfliche Hirtenamt unter den schwierigsten Verhältnissen, bis a. 258 ein glorreicher Märtyrertod sein Leben krönte. Dieselbe feste Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprung der Kirche und des Episcopats, welche ihn zuerst mit Furcht vor dessen hoher Verantwortlichkeit erfüllte, stärkte ihn nun, nachdem er damit bekleidet war, in der Ausübung der Pflichten und in der Geltendmachung der Rechte seines Amtes. Der Widerspruch zwischen seinem anfänglichen nolo episcopari und seinem späteren, wenn man so will, hierarchischen Geiste ist

* Da magistrum! So erzählt Hieronymus catal. c. 53. Eine Vergleichung von Cyprian's de idolorum vanitate mit Tertullian's Apologeticus, so wie der Abhandlungen beider Männer über das Gebet des Herrn und über die Geduld zeigt deutlich, wie sehr der erstere die Schriften seines Landsmannes und Vorgängers benutzte.

also nur ein scheinbarer, ähnlich wie bei Ambrosius und mehreren anderen der größten Bischöfe des Alterthums. Von ihrem Standpunkte aus war das erhabenste Amtsgesühl mit tiefster persönlicher Demuth vollkommen verträglich.

Im Jahre 250 brach die Christenverfolgung des Kaisers Decius aus, und Circus und Amphitheater zu Carthago wiederhallten von dem Geschrei: Cyprian vor die Löwen! Er entzog sich diesmal sammt einigen Freunden dem Märtyrertode, nicht aus Feigheit, sondern in Folge einer göttlichen Ermahnung,* durch die Flucht in eine entlegene Gegend und fuhr fort, durch einige Presbyter und zwei Bischöfe und durch Briefe im Vollbewußtseyn seiner bischöflichen Würde und Verantwortlichkeit die Angelegenheiten seiner Gemeinde zu leiten, den Fall der Schwachen zu beklagen, die Bekenner im Kerker zur Standhaftigkeit anzufeuern, für die Kranken und Leidenden zu sorgen. Trotz seiner Abwesenheit war er die Seele der afrikanischen Kirche in dieser schweren Trübsalszeit. Während der Sturm von außen tobte, entstand durch jene unzufriedenen Presbyter außerdem noch von innen eine bedenkliche Spaltung, indem Felicissimus und Novatus die Abgefallenen, welche ohne gründliche Buße über die Verläugnung ihres Glaubens die Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft erzwingen wollten, zur Empörung auflehnten und dem Cyprian, als einem feigen Miethling, einen Gegenbischof in der Person des Fortunatus gegenüberstellten. Nach seiner Rückkehr um Pfingsten 251 wandte er alle seine Kraft an, diese Spaltung zu legen und ebenso auch in der römischen Kirche, wo in Folge der disciplinaren Grundsätze gegen die Gefallenen durch Novatianus ebenfalls eine Spaltung um dieselbe Zeit ausbrach, die Eintracht herzustellen.

Noch waren diese Wirren nicht geschlichtet, als a. 252 ein neues doppeltes Uebel einbrach, nämlich die Verfolgung des Gallus, welche ihn veranlaßte, die fast montanistische Strenge seiner früheren Grundsätze über Bußdisciplin zu mildern, um die Gefallenen zum neuen Kampfe zu stärken, und die Pest, welche seine ächt christliche Wohlthätigkeit und Feindesliebe in vollem Glanze zeigte. Als mit Valerian's Regierungsantritt der Friede in der Kirche wieder hergestellt war, hielt er von 253–256 mehrere Synoden, um das kirchliche Leben und die Zucht zu ordnen. Aber mitten unter diesen Bemühungen brach in der katholischen Kirche selbst ein Streit aus, nämlich über die von ihm bestrittene Gültigkeit der Keßertaufe, welche auf eine Zeit lang ein gutes Einverständnis mit dem römischen Stuhl trübte, bis mit dem Tode Stephan's der Streit erlosch. Da erschien a. 257 das Valerianische Verfolgungsedict, und den 14. September 258 starb Cyprian als der erste Märtyrer unter den afrikanischen Bischöfen durch das Schwert mit einer Ruhe und Würde, welche seines Charakters und seiner Stellung vollkommen würdig war.

* *Audietis omnia*, schrieb er aus der Verbannung an die Presbyter und Diakonen, *quando ad nos reducem me Dominus fecerit, qui ut secederim, jussit*. Ep. 16 (4) Opera Cypriani ed. Goldhorn (Leipzig bei Tauchnitz) 1, p. 38. Wahrscheinlich deutete er damit auf eine ihm zu Theil gewordene Vision.

Cyprian ist ohne Frage einer der größten Bischöfe, welche die Geschichte der katholischen Kirche aufzuweisen hat. Augustin nennt ihn mit Recht im emphatischen Sinne „den katholischen Bischof und den katholischen Märtyrer,“* und Vincentius von Lirinum „das Licht aller Heiligen, aller Märtyrer und aller Bischöfe.“ Er besaß ein ungewöhnliches Talent zur Kirchenleitung und wäre ohne Zweifel einer der ausgezeichnetsten Päpste gewesen, wenn er den römischen Stuhl besetzt hätte, zu dessen Befestigung er übrigens in der Ferne durch seine Lehre vom Primat mehr beitrug, als irgend Einer der gleichzeitigen Päpste. Er verband in seiner Verwaltung große Energie und Strenge mit weiser Mäßigung und wußte durch sein Betragen ebenso sehr Liebe und Vertrauen zu gewinnen, als Achtung und Ehrfurcht zu gebieten. Er war ein Vater der Armen, der Wittwen und Waisen. Bei aller Selbstständigkeit und Eifer suchte nach seiner bischöflichen Würde behandelte er doch die Glieder seines Klerus mehr als Amtsbrüder und Rathgeber und that nichts von Wichtigkeit ohne Zuziehung des Presbyteriums und des Volkes.

Wie Tertullian gegen die Häretiker, so hat Cyprian vorzugsweise gegen die Schismatiker gekämpft. Der Hauptgedanke seines Lebens und seiner Schriften ist die Einheit der Kirche. Seine Bedeutung liegt daher hauptsächlich auf dem Gebiete der Verfassung und Disciplin. Er ist der erste, welcher die Idee einer sichtbaren katholischen Einheit und Ausschließlichkeit, sowie des römischen Primates, als des Mittelpunktes derselben, klar und deutlich aussprach, dabei aber dennoch der Anmaaßung des Papstes Stephanus gegenüber die relative Selbstständigkeit des Episcopats kräftig vertrat, so daß er sowohl für das Papalsystem, als für das Episcopalsystem angeführt werden kann.

Cyprian's Schriften.

Obwohl die Wirksamkeit Cyprian's eine überwiegend praktisch-kirchliche war, so nimmt er doch auch als Schriftsteller und in der Dogmengeschichte einen sehr ehrenwerthen Platz ein. Speculation und Dialektik sind ihm fremd; seine Schriften beziehen sich fast alle auf Verfassung, Disciplin und Leben, sie gingen aus den Kämpfen seiner Zeit hervor und wirkten auf dieselben ein. Sie zeichnen sich durch eine würdige, volltönende, fließende und elegante Sprache und durch einfache, kräftige Beredsamkeit vortheilhaft aus und können darin eine Vergleichung mit den besten Producten der patristischen Litteratur aushalten. † Die wichtigsten davon sind folgende:

* De baptismo III, 3. Ego Cyprianum catholicum episcopum, catholicum martyrem et, quanto magis magnus erat, tanto se in omnibus humiliantem, &c. Im Sermo 313 de S. Cypr. sagt Augustin: Cujus reverendi episcopi et venerandi martyris Cypriani laudibus nulla lingua sufficeret, nec si se ipse laudaret.

† Die besten Ausgaben der Werke Cyprian's sind die von Bischof Fell von Orford 1682 und öfter, mit den *Annales Cyprianici* von Pearson und Dissertationen bereichert; und die von Step. Baluzius begonnene und von Prudent. Maranus vollendete Ausgabe, erschienen zu Paris 1726 und öfter. Eine bequeme Handausgabe hat Goldhorn in Leipzig bei Tauchnitz a. 1838 und 39 veranstaltet.

1. 81 Briefe, welche theils an den Klerus, theils an die Gemeinde von Carthago, theils an die Confessoren, theils an die Gefallenen, theils an den römischen Klerus oder Bischof, theils an andere Bischöfe oder Gemeinden gerichtet sind, aber auch einige Briefe Anderer, z. B. des römischen Bischofs Cornelius an Cyprian, enthalten. Sie geben uns in concreten Thatsachen ein sehr ansehnliches Bild von Cyprian's umfassender pastoraler Thätigkeit und zugleich von dem ganzen kirchlichen Leben seiner Zeit, indem darin fast alle Fragen, welche damals die lateinische Kirche bewegten, besprochen werden, besonders die Bußdisciplin, die Einheit der Kirche, ihre Stellung gegen Schismatiker, der Episkopat und Primat, die Kegertaufe u. s. w.*

2. Das originellste und bedeutendste Werk nächst den Briefen ist seine kurze, aber inhaltschwere Abhandlung über die Einheit der Kirche (*de unitate ecclesiae* in 27 Capiteln), welche er a. 251 während der durch Felsicissimus und Novatianus veranlaßten Spaltungen in der carthagischen und römischen Kirche verfaßte. Es macht Epoche in dem Dogma von der Kirche und der Entwicklung der bischöflichen Hierarchie.

3. Die Bücher von Zeugnissen gegen die Juden (*testimonia adversus Judaeos at Quirinum*), eine Art von Apologie des Christenthums gegen die Juden durch Zusammenstellung der Schriftbeweise für die Messianität und Gottheit Jesu, und zugleich (im dritten Buche) eine ebenfalls aus Schriftstellen zusammengesetzte Anweisung zum christlichen Leben. Man sieht daraus, wie fleißig Cyprian die heil. Schrift studirte. Wahrscheinlich sollte das Buch dem Quirinus, von dem wir indeß nichts Näheres wissen, † zugleich als Leitfaden für den Katechumenen-Unterricht dienen. §

4. Die apologetische Schrift gegen das Heidenthum, *de idolorum vanitate*, ist am wenigsten originell und größtentheils aus Tertullian und Minucius Felix selbst dem Ausdruck nach entlehnt.

5. Der Tractat über die Gnade Gottes (*de gratia Dei*) ist die erste Schrift Cyprian's nach seiner Taufe und giebt seinem Freunde Donatus eine sehr lebendige, rhetorisch gehaltene Schilderung seiner Bekehrung und des großen Contrastes zwischen dem üppigen Weltleben und dem Frieden eines Christo geweihten Gemüthes.

* Die chronologische Ordnung der Briefe ist in den verschiedenen Ausgaben von Erasmus, Pamelius, Pearson, Maranus, Goldhorn verschieden, wodurch häufig Confusion in die Citate kommt, wenn man nicht immer die Ausgabe bemerktlich macht.

† Neander vermuthet, R. G. II, S. 1184 daraus, daß Cyprian ihn „mein Sohn“ anredet, daß Quirinus kein Bischof oder Presbyter, sondern ein Laie aus seiner Gemeinde war, was aber nicht hinlänglich beweisend ist. Der Zweck des Buches spricht eher dagegen.

§ Wie man aus der Einleitung zum ersten Buche schließen kann, wo es heißt: *Et quidem sicut petisti, ita a nobis sermo compositus et libellus compendio brevianto digestus est, ut quae scribebantur, non copia latiore diffunderem, sed quantum mediocri memoria suggerebat, excerptis capitulis et annexis necessaria quaeque colligerem, quibus non tam tractasse, quam tractantibus materiam praebuisse videamus.*

6. *De habitu virginum*, noch vor der Decianischen Verfolgung verfaßt, ist gegen die eingeriffene Zuchtlosigkeit gottgeweihter Jungfrauen, gegen Kleiderpuß und Weltfönn gerichtet.

7. Die Schrift über die Gefallenen (*de lapsis*) ist durch die Decianische Verfolgung veranlaßt, warnt vor leichtsinniger Wiederaufnahme der treulosen Christen und ermahnt sie zu gründlicher Buße.

8. *De oratione dominica*, aus dem Jahre 252, giebt eine vortreffliche allgemeine Anleitung zum Gebet und Auslegung des Gebetes des Herrn.

9. *De mortalitate* ist eine Trostschrift für die, welche durch die Pest a. 252 oder 253 geängstigt waren, durch den Nachweis, daß der Tod für den Christen keine Schrecken verloren habe und ein Uebergang zum wahren Leben sey. Die diesseitige Schicksalsgemeinschaft der Guten mit den Bösen leitet er darin von der Naturgemeinschaft beider ab, die bis zum Tode fortdaure.*

10. *De opere et elemosynis*, aus den Jahren 254–56, ist eine Aufforderung zur Wohlthätigkeit und enthält bereits die Anfänge der katholischen Lehre von der Verdienstlichkeit und sündentilgenden Kraft guter Werke.

11. Die schönen Abhandlungen, *De bono patientiae* und *De zelo et livore*, gingen aus dem Streit mit dem römischen Bischof über die Kegertaufe a. 255 und 256 hervor und haben zum Zweck, die dadurch veranlaßte Aufregung der Gemüther zu beschwichtigen, zur Geduld und Mäßigung, zur Demuth und Liebe aufzufordern.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Gedankengang des Briefes St. Pauli an die Römer vom 1sten bis 11ten Capitel.

1. Diesen Brief hat der Apostel Paulus höchst wahrscheinlich in Corinth geschrieben a. 58 oder 59, da Timotheus bei ihm war, e. 16, 21. Der Apostel war im Begriff, mit der milden Steuer nach Jerusalem zu gehen, wo ihm Gefahr drohte, e. 15, 25. 30. 31.

2. Mehr als wohl irgend ein anderer Brief desselben Apostels ist der Brief an die Römer nach einem bestimmten Plane bearbeitet. Er behandelt in seinem Haupttheile vom ersten bis elften Capitel ein bestimmtes Thema. Dieses Thema ist die in Christo offenbar gewordene Gerechtigkeit Got-

* *De mort. c. 8: Quoadusque istic in mundo sumus, cum genere humano carnis aequalitate conjungimur, spiritu separamur. Itaque donec corruptivum istud induat incorruptionem, et mortale hoc accipiat immortalitatem, et spiritus (al. Christus) nos perducat ad Deum patrem, quaecunque sunt carnis incommoda, sunt nobis cum humano genere communia.*

te; seine Erörterung greift unmittelbar ein in die Frage nach dem Verhältniß der Gnade zum Gesetz, also des neuen Testaments zum alten, und ebendamit nach der ganzen Oekonomie des sich durch den alten und neuen Bund hindurch vollendenden Reiches Gottes auf Erden. Wir sehen den Apostel den großen Kampf seines Lebens, nämlich die Rechtfertigung der Rechtfertigung aus dem Glauben gegenüber der Gerechtigkeit aus dem Gesetz, aus der Fülle historischer, exegetischer, dogmatischer, ethischer Argumentation theoretisch siegreich zu Ende führen. Daß dies so sey, muß die genauere Verfolgung des apostolischen Gedankenganges erweisen.*

3. Der vorliegende Brief zerfällt in drei sich klar scheidende Theile; nämlich die Begrüßung, die Ausführung des Themas und ein längerer ethisch-paränetischer Schluß.

4. Die wesentliche Veranlassung zu diesem Briefe ist entschieden in der Gemeinde zu suchen, an die er gerichtet ist. Sie war schon um ihrer Weltlage willen von höchster Bedeutung. Der Inhalt des Briefes müßte uns überraschen, würden wir ihn nicht eben auf bestimmte Verhältnisse beziehen im Schooße jener Gemeinde, die so vielen Einflüssen ausgesetzt war. Da stellt der Apostel, noch ehe er dort persönlich auftritt, gemäß seiner Mission als Heidenapostel, das Wesen des Evangeliums gegenüber dem Gesetz in ein klares Licht und weist judenchristliche Verkennung des eigenthümlichen Wesens des Evangeliums von Christo Jesu zurück. Der Brief ist auch heute noch ein Brief an die Römer, die ceremonialdienstlichen, wertheligen. †

5. Die Begrüßung, c. 1, 1–15, leitet in schöner Weise über auf das Thema und steht mit dem folgenden Gedankengang in innerer Verbindung. Sie nennt den Schreiber und sein Apostelamt nach Gottes Berufung am Evangelium, B. 1; § sie faßt das Evangelium auf als das Ziel der alttestamentlichen Prophetie, also die Zusammengehörigkeit des alten und neuen Bundes hervorhebend, B. 2. 3, aber auch nicht übergehend das große Geheimniß der neuen Offenbarung, die die alte erfüllt und übertrifft, B. 4. Auf diesen Mittelpunkt des neuen Bundes bezieht der Apostel seine Berufung zum Amt und zwar, den Gesichtskreis sogleich erweiternd, zum Apostolat unter den Heiden, und er erinnert die Römer, daß sie dazu gehören, B. 5. 6. Darum weist sich der Apostel ihnen im Geiste nahe, grüßt sie mit den edelsten Titeln des Gottesreichs und sein *χαρις* erbittet ihnen *χαρις*, den Segen des neuen

* „In diesem Briefe ist allerdings dialektische Fortbewegung, aber nicht in aggregatmäßiger Zusammenhäufung divergirender Begriffe, sondern aus Einem organischen Principe, der sich offenbarenden Gerechtigkeit Gottes, 1, 17, die sich nach allen ihren Seiten in immer näherer Bestimmung aus ihrem ursprünglichen Inhalt heraus, nicht durch Eintrag und Zutrag ihr äußerer Momente, erschließt.“ J. E. Beck, die christl. Lehrwissenschaft I, Seite 576.

† Das erinnert schon Luther in der Vorrede zum Römerbrief gegen den Schluß.

§ Wir müssen unsere Leser dringend ersuchen, uns, wo nicht den griechischen, doch den deutschen Text nachzulesen, begleiten zu wollen.

Bundes, B. 7. Mit einer christlichen *captatio benevolentiae* drückt der Apostel seine Freude über den Glaubensruhm der römischen Christen aus, sein Gebet für sie und daß er einmal sie sehen und, sie stärkend, von ihnen gestärkt werden möge, B. 8–12. Der Apostel fühlt die Pflicht zugleich, zu wirken auch auf jenem Gebiet des Heidenthums und der Heidenchristen, B. 13. Denn nicht dies oder jenes Volk der Heiden, nein, alle Heiden liegen ihm an, B. 14, cf. 15, 24. So will er auch zu Rom Evangelium predigen, B. 15. Denn dazu bekennt er sich frei als zum einigen Heil der Juden und Heiden, B. 16, und zwar als zu einem völlig verdienstlosen, uns als eine vor Gott geltende, seligmachende Gerechtigkeit geschenkt, Nichts fordernd auf unserer Seite außer Glauben als der subjectiven Bedingung, B. 17. Ohne es besonders auszusprechen, hat der Apostel hier das Thema hingestellt, um welches es sich in der folgenden Lehrentwicklung handelt.

6. Von der Gerechtigkeit aus dem Glauben handelt der Apostel nun also, daß er

- I. nachweist ihr Bedürfniß, c. 1, 18–3, 20;
- II. erläutert ihren Gehalt, c. 3, 21–c. 8;
- III. objectiv sie begründet aus dem göttlichen Rathschluß als entsprechend dem Wesen Gottes und als gehörend in den Entwicklungsgang des Reiches Gottes, wie derselbe schon in den Gedanken des alten Testaments prinzipiell, d. h. nach den Gesetzen göttlichen Waltens gezeichnet ist.

I. Nachweis des Bedürfnisses.

7. Den Beweis, daß die Menschheit der Gerechtigkeit vor Gott aus Glauben bedürfe, führt der Apostel (c. 1, 18–3, 20), indem er nachweist, daß weder Heiden noch Juden aus und bei dem ihnen nicht unbekanntem Gesetze Gerechtigkeit vor Gott erlangten.

8. Zuerst die Heiden; c. 1, 18 faßt sie schon in's Auge, ohne sie besonders zu nennen; man sieht an ihrem ganzen Zustande Offenbarung göttlichen Zornes, weil sie mit Verkehrtheit die Wahrheit aufhalten. Sie hätten Gottes Wesen wohl erkennen mögen, B. 19. 20; aber sie haben sich zur Anbetung der Creatur gewendet, B. 21–23. Das mußte Ursache göttlichen Mißfallens werden. Darum machte ihnen Gott ihre Sünde selbst zur Strafe. Sie fielen in Lüfte, gegen die schon die Natur Gesetz ist, B. 26. 27; und wie sie an Gott Unrecht thun, so thun sie nun in einem Leben voll Gottlosigkeit an einander Unrecht, B. 28–31. Und bei dem Allem sagt ihnen ihr eigenes, fremde Sünde richtendes Gewissen, daß sie Gesetz und Gerechtigkeit wissen, aber nicht halten, B. 32.

9. Nun die Juden, c. 2. Und zwar wird zuerst indirect bewiesen, daß auch sie unter Gottes Zorn stehen, denn gerade das Urtheil, womit sie die Heiden verdammen, verdamme auch sie, B. 1. Denn Keiner kann sich dem gerechten Gerichte Gottes entziehen, B. 2. 3. Oder willst du einer die beson-

ders geschenkten Liebe Gottes dich getrösten? Vergiß nicht, daß sie dich doppelt strafbar macht, wenn du ihrer durch dein Sündenleben unwerth bist, V. 4. 5. Denn Gott ist ja gewiß gerecht und wird vergelten nach dem wir's verdienen, Gutes und Böses, ohne Ansehen der Person bei Griechen (Heiden) und besonders bei den Juden, V. 6–12. Denn das Haben des Gesetzes macht da keinen Unterschied. Vielmehr hebt derselbe sich auf, so fern als ja auch die Heiden ein Gesetz und einen Richter in ihrem Gewissen haben, V. 13–16.

10. Sofort erweist der Apostel die Verdammungswürdigkeit der Juden direct, V. 17–24. Sie rühmen sich des ihnen gegebenen Gesetzes; sie haben allerdings Erkenntniß des Willens Gottes und darum ein scharfes sittliches Urtheil, werfen sich gerne zu Richtern und Lehrern auf, V. 17–20. Allein beim Wissen sey der Mangel am Thun des Gesetzes gerade um so verderblicher; der Jude (Gottes Volk) sey es, der seinen Gott dadurch entehre und mache, daß ihn die Heiden lästern, V. 20–24.

11. Nun begegnet der Apostel dem von Seiten der Juden zu erwartenden Einwurf, daß sie als Zeichen des Bundes mit Gott die Beschneidung haben, V. 25–29. Beschneidung ist gerade wie Vorhaut, wenn du das Gesetz im Uebrigen nicht hältst, V. 25. Würde ein Unbeschnittener das Gesetz halten, so wäre ihm der Mangel an Beschneidung wahrlich nicht zur Verdammniß, V. 26. Ein Unbeschnittener, der das Gesetz hält, wird eben deine Verdammlichkeit an's Licht bringen, der du zwar (das Aeußerliche) die Beschneidung hast, aber das Gesetz nicht hältst, V. 27. Denn die äußerliche Beschneidung ist es doch nicht, was das Wesen des Juden ausmacht; sie ist nur Symbol einer inneren, der geistigen Reinheit. Wo diese fehlt, ist sie kein Ersatz, V. 28. 29.

12. Es wird jetzt aus der bisherigen Erörterung ein Resultat gezogen. Wie verhält es sich mit Juden und Heiden betreffend die Gerechtigkeit vor Gott? Einleitend aber begegnet der Apostel hier der möglichen Einwendung, daß bei seiner Darstellung der theokratische Vorzug der Juden ganz verschwinde, c. 3, 1. Nein, sie sind betraut worden mit der (alttestamentlichen) Offenbarung, V. 2. Und wenn nun von ihnen Manche ihrem Gott nicht treu blieben, so ändert das am festen Gnadenwillen, an der Treue Gottes nichts, V. 3. Vielmehr muß gerade gegenüber der Untreue der Menschen die Wahrhaftigkeit Gottes recht an's Licht kommen, V. 4. (Somit bleibt ja gewiß der Vorzug des Bundesvolkes.) Später, c. 4 und 9, 1–15, kommt der Apostel auf diesen Punkt zurück. Aber Niemand sage, es ist nicht gerecht, daß Gott straft, wenn doch die Sünde, die er straft, gerade dient, seine Treue, Wahrhaftigkeit recht an's Licht zu setzen, V. 5. Wäre dies so, da müßten wir Gott alles Recht zum Gericht über die Sünde der Welt absprechen, V. 6. Denn will Jemand die Folgerung ziehen und sagen, Gott kann Sünde an mir nicht strafen, weil sie ja zu seiner größern Verherrlichung dient; ich will nur getrost Böses thun, es kommt ja Gutes auch dabei heraus, die Verdammniß eines solchen ist gewiß, V. 7. 8 (welche beide Verse indeß im Connex der Gedanken abrupt dastehen). Der Apostel führt das

Argument nicht weiter aus, sondern überläßt es dem moralischen Gefühl, jene Verdrehung zu richten.

13. Jetzt das Resultat, V. 9–20. Auch der Jude hat vor dem Heiden in so fern Nichts voraus, als auch er unter der Sünde ist, V. 9. Das bezeugen alttestamentliche Worte, die von der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen reden, V. 10–18. Den Juden gelten diese Worte ja in erster Beziehung, V. 19. Somit hat kein Mensch, weder Jude noch Heide, Gerechtigkeit vor Gott; ja, der Jude eben wird durch das Gesetz zur Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit geführt, V. 20.

II. Erläuterung des Gehaltes der Gerechtigkeit aus dem Glauben.

c. 3, 21—c. 8 (Ende).

A. Die Rechtfertigung durch Christus im Glauben, ruhend auf einer neuen, erlösenden göttlichen Offenbarungsthat.

c. 3, 23—c. 5 (Ende).

14. Zuerst in Antithese zum Gesetz Statuirung der Gerechtigkeit vor Gott als einer (in Christus) geoffenbarten, aber auch durch das (recht verstandene) alte Testament bezeugten, V. 21. Und zwar kommt diese Gerechtigkeit aus dem glaubensvollen Vertrauen auf Christus und kommt zu Allen und kommt Allen zu gut, die es haben, V. 22.

15. Nach Aufstellung des Hauptgedankens specielle Erörterung. Sünder sind alle Menschen, V. 23. Also haben sie (beim Mangel aller eigenen Gerechtigkeit) Gerechtigkeit ohne ihr Verdienst (wenn sie gerecht werden) aus Gnade. Die aber ist geoffenbart in der Erlösung, geschehen durch Jesus Christus, V. 24. Ihn hat Gott gemacht zum Versöhnungsmittel, in ihm ist Gnade, sein Blut und Tod ist reinigendes Löseopfer für alle Gläubigen, ihnen Rechtfertigung zu geben von der Sünde, an der Gott bisher in Langmuth (ohne zu strafen) vorbeiging (nun aber seine Gerechtigkeit im Tode Christi geoffenbart hat), V. 25. So bietet Gott zu dieser Zeit an Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, denn er hat in Aufstellung eines Versöhnopfers seine Gerechtigkeit bewiesen und kann darum rechtfertigen die Gläubigen. Die Gnade ist vermittelt durch Gerechtigkeit, V. 26.

16. Nun wird (bis Ende Cap. 4) das Wesen der subjectiven Bezeichnung der Gerechtigkeit vor Gott (Rechtfertigung), des Glaubens erläutert. Was schon im Vorherigen enthalten ist, der Gegensatz des Glaubens gegen das Gesetz und Gesetzeswerk wird scharf hingestellt. Gesetzesruhm ist jetzt wahrlich keiner mehr zu haben. Gott hat ein neues Gesetz hingestellt, nämlich daß wir Glauben haben sollen, V. 27. Also kommt es allerdings nicht auf Gesetzeswerke an, sondern auf Glauben, V. 28. Eben darum muß aber auch in dieser Hinsicht der Unterschied von Juden und Heiden verschwinden. Die Heiden gehören doch Gott auch wie die Juden, V. 29. (Das Gesetz gab er einst den Juden.) Er will nun durch den Glauben Beide rechtfertigen, näm-

lich Juden und Heiden, V. 30. Nur denke Niemand, daß damit das Gesetz falle; im Gegentheil, es kommt erst jetzt recht zur Geltung, V. 31.

17. Nun nimmt der Apostel Anlaß (c. 4), das Verhältniß des von ihm ausgesprochenen Glaubensprinzips zur Dekonomie des alten Testaments zu beleuchten. Grundgedanke bleibt, daß bei der Rechtfertigung eines Menschen vor Gott das Gesetz und Gesetzeswerk überhaupt nicht in Betracht komme. Dafür sey gerade das alte Testament selbst Zeuge. Abraham (und auch David) wurde gerechtfertigt aus Glaube, nicht aus Werken (V. 1–11).

18. Abraham, unser Vater, hat nach seiner natürlichen Kraft und Güte keinen Ruhm vor Gott, V. 1. 2. Das bezeugt ja die Schrift, daß ihm sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet wurde, V. 3. Das Verhalten Gottes zu Abraham war Gnade; nicht war ihm Gott Etwas schuldig um seiner Gesetzesgerechtigkeit willen, sondern er hatte Wohlgefallen an Abraham's Glauben, V. 4. 5. Dasselbe bezeugt David mit eigenem Munde, wenn er den selig preist, der trotz des Mangels an Gesetzesgerechtigkeit die Rechtfertigung von Gott aus Glauben empfängt, V. 6–8.—Das gilt auch nun von Abraham, V. 9. Er trug noch die Vorhaut, als sein Glaube Gott wohlgefiel. Die Beschneidung empfing er nachher als ein Siegel der Liebe Gottes. Darum aber gilt, was bei ihm galt, auch bei allen nach ihm in der Vorhaut, nämlich daß der Glaube es ist, den Gott zu unserer Rechtfertigung fordert, V. 10. 11. Darum ist Abraham nicht etwa blos ein Vater der Beschneittenen, sondern des Geschlechtes aller derer, die da Glauben haben, wie er ihn hatte, V. 12.

19. Diese Gedanken erweitert der Apostel zu der Anschauung, daß nicht das Gesetz, sondern der Glaube die Grundlage der Theokratie ist, V. 12–23. Die ganze große Verheißung wurde Abraham und seinem Saamen gegeben nicht in Beziehung auf Gesetz, sondern auf Glauben, V. 13. Käme es auf Gesetz und Gesetzeswerk an, dann müßte die dem gläubigen Abraham gegebene Verheißung als nicht zu Recht bestehend fallen, V. 14. Nun wirkt aber das Gesetz uns nur den Zorn Gottes aus, weil wir's nicht halten; wäre es nicht da, da wäre keine Sünde (dies hier nur erst kurz hingestellt, später entwickelt), V. 15. So ist einleuchtend, daß es Glaube seyn muß, woraus Gerechtigkeit kommt und zwar aus Gnaden (denn da ist kein Werk), und darum hat die Verheißung auch ihre ewige Geltung Allen, die Abraham's Glauben haben, seyen sie unter dem Gesetz oder nicht, V. 16. Darum nennt die heil. Schrift bedeutungsvoll Abraham Vater vieler Heiden, wie er es auch leiblich durch Israel war. Er wurde zum Anfangspunkt der auf die Erlösung der Welt hinielenden Theokratie, V. 17. Abraham's Glaube an Gott, den lebendig machenden, den in seinem Willen Unbeschränkten, wird genauer charakterisirt als ein zweifelloses Trauen dem Wort, der Zusage Gottes wider allen menschlichen Anschein, ein starkes Bestehen auch der Prüfung, ein demüthiges sich dabei Unterordnen unter Gottes Majestät zu Gottes Ehre und eine innere Ruhe und Sicherheit im Blick auf den, der thun will und kann und wird, was er verheißt, V. 18–21. Das ist der Glaube, der Gott gefällt, den

er uns anrechnet, als wären wir gerecht vor ihm. Darum hat, was die Schrift von Abraham's Glauben meldet, allgemeine Geltung. Es gilt auch uns und gilt auch von unserm Glauben. Auch unser Glaube hält sich an Gott, an seine Schöpferkraft, die unsern Herrn Jesum auferweckt hat von den Todten, ihn, der das Löseopfer in seinem Tode wurde, und dessen Auferstehung ist das Gottesiegel unserer Rechtfertigung, so wir haben Glauben an ihn, V. 23–25.

20. Rechtfertigung aus dem Glauben hat der Apostel bisher wesentlich behandelt unter dem negativen Gesichtspunkt, daß, wo Gott an uns Glauben sieht, wie er ihn an Abraham sah, er an uns nicht mehr ansieht den Mangel an Gerechtigkeit, die Sünde; also nach der Seite der Vergebung. Schon ist er mit den Schlußgedanken des 4ten Capitels auf eine zweite Betrachtung hingeführt worden, nämlich die Rechtfertigung aus dem Glauben auch als die Kraft eines neuen Lebens zu betrachten.

21. Sofort erläutert der Apostel den Gehalt der Gerechtigkeit aus Glauben mit Beziehung auf den Segen, den jeder Gläubige durch sie unmittelbar empfängt, c. 5, 1–21. Das Verhältniß des Gläubigen zu Gott ist das des Friedens, V. 1–11. Vermittelt ist derselbe durch Christus; durch ihn haben wir den Zugang, das Anrecht an das Gnadengeschenk jener Gerechtigkeit und sind erhoben durch die Hoffnung zukünftiger Herrlichkeit, V. 1. 2. Ja, selbst Leiden sind uns eine Ursache der Freude, denn der Glaube haftet nicht am Sinnlichen, an der Gegenwart; ausharrend wird er bewährt und fest in Hoffnung, die nicht vereitelt wird, V. 3–5. Grund davon ist die Erfahrung der uns durch den heil. Geist mitgetheilten, dadurch von uns erkannten Liebe Gottes, V. 5. Nun erörtert das Folgende bis V. 11 noch die Kundthung der göttlichen Liebe durch Christus. Denn noch gab es damals, als Christus starb, anstatt Unserer, die wir ja hilflos waren, nur Sünder, Frevler, V. 6. So aber stellt sich gerade die Liebe Gottes in das rechte Licht. Für Jemand zu sterben, der Recht und Gesetz hält, möchte sich zur Noth Einer finden; für den Vortrefflichen wohl könnte leicht Einer sich dem Tode weihen, V. 7; aber anders thut sich kund die göttliche Liebe: Christus starb anstatt Unserer; da wir (nicht gerecht noch gut, sondern) noch Sünder, Schuldbesetzte waren, V. 8. Wie viel mehr ist er, nachdem sein Blut uns gerechtfertigt, uns Schutz gegen den Zorn Gottes, V. 9. Hat der Tod des Sohnes Gottes unser Verhältniß zu Gott aus Feindschaft in Friede verwandelt, wie viel mehr ist uns in seinem Leben, da die Versöhnung geschehen ist, Rettung und Heil verbürgt! V. 10. So ganz anders ist jetzt unser Verhältniß zu Gott, daß wir uns seiner freudig rühmen, V. 11.

22. Nun hält der Apostel den Segen des Glaubens noch gegenüber dem vorchristlichen Zustand der Sünde und des Todes, V. 21. Zwischen dem alten, einstigen und zwischen dem jetzigen Zustand findet der Apostel Analogien, an denen gerade der Gegensatz beider Seiten an's Licht kommt. Nämlich wie von Einem Menschen Sünde und Tod kam über Alle, so kommt von Einem, nämlich Christus, Leben und Gerechtigkeit über die Vielen. Adam ist der Typus und Repräsentant der Menschheit. In seinem Fallen ist

ihr Fallen mitbegriffen; in seinem Tod ihr Tod, „der Sünde härteste zeitliche Folge.“ In εφ ϛ ist der organische, geschichtliche Zusammenhang der Menschheit mit Adam ausgedrückt, B. 12 (obwohl die zweite Seite der Parallele hier fehlt, später aber auftritt). So ist die Geschichte der Menschheit getheilt in zwei große Gegensätze. Der zweite tritt ein durch das Offenbarwerden der Gerechtigkeit aus dem Glauben an die Liebe Gottes in Christo.

23. Der Apostel begegnet hier dem denkbaren Einwurf, daß der Tod nur in Folge der Drohung im Gesetz eigentlich eintreten solle, wie er auch bei Adam eintrat nach vorheriger Drohung. Aber er sagt, Sünde war in der Welt vor dem Gesetz Moßis, nur wurde sie nicht in der Weise erkannt, angerechnet wie unter dem Gesetz. Der Tod jedoch hat doch geherrscht von Adam an über Alle, denn Sünder waren sie doch, wenn schon nicht so wie Adam, welcher Uebertreter besonders gegebenen Gesetzes war. Von Adam aber ging der allgemeine Sünden- und Todes-Zustand der Menschheit aus. Eben das aber, daß von Adam ein ganz veränderter Zustand der Menschheit ausging, bildet den Vergleichungspunkt zwischen ihm und dem zweiten Adam, Christus, B. 13. 14.

24. Aber bei der Vergleichung die Gegensätze. Die Sündenthat des Einen Adam hatte zur Folge den Tod; wie viel herrlicher und kräftiger muß sich die Gnadenthat Gottes in der Liebe und dem Opfer des Einen Menschen Christus kundthun! B. 15. Sodann: der Urtheilspruch in Folge des einen (Falles, Adam's) wurde Verdammung; das Gnadengeschenk in dem einen Christus hilft zur Losprechung von vielen Sünden, B. 16. Noch mehr hebt der Apostel die viel größere Wirkung dessen, was Christus uns vermittelte, im Vergleich zu dem von Adam Ausgegangenen hervor. Dort auf der Seite Adam's herrschte der Tod um der einen Sünde willen; vielmehr werden, die da das Gnadengeschenk der Gerechtigkeit in seiner Fülle empfangen, Herrscher seyn im Gebiet des Lebens durch den Einen Christus.

25. So folgt nun nach den Gegensätzen die Vergleichung in positiver Parallele. Dort: Eines Sünde—Verdammniß Aller; hier: Eines gutmachen—des Rechtthun (Rechtfertigung)—Rechtsprechung zum Leben für Alle, B. 18. Denn—die Parallele erläuternd—wie dort aus Eines Ungehorsam Viele gemacht wurden zu Sündern, so hier aus Eines Gehorsam Viele zu Gerechten, B. 19.

26. Jetzt setzt der Apostel noch das Gesetz, von dem so Viele Gerechtigkeit erwarten, in's Verhältniß zu seiner Parallele. Was ist denn, wird man fragen, der Zweck, die Bedeutung des Gesetzes, wenn es sich also verhält mit Sünde und Gerechtigkeit? Antwort: Das Gesetz, dem Gebiet der Sünde und des Todes angehörend, kam neben ein; es sollte die Sünde steigern. Sie stieg, aber dies war nur die nächste Absicht Gottes; die fernere, eigentliche war, eben der, gegenüber dem positiven Gesetz besonders grell hervortretenden, Sünde entgegenzustellen die um so herrlicher glänzende Kraft seiner Gnade, B. 20; so daß, statt der vorherigen Herrschaft der Sünde zum Tod, nun herrsche die

Gnade durch Gerechtigkeit als einer neuen, der Sünde entgegengesetzten Lebenskraft zum ewigen Leben. Vermittler ist Jesus Christus, unser Herr, B. 21.

B. Die neue Lebensrichtung unter der Gnade der durch Christus vermittelten Gerechtigkeit.

27. Den Gehalt der Gerechtigkeit aus Glauben ferner erläuternd stellt der Apostel die sittliche Lebensform der in der Gerechtigkeit aus Glauben, also unter der Gnade Gottes in Christo Stehenden dar als eine der Sünde entgegengesetzte neue Lebensrichtung, begründet in der Einheit der Gläubigen mit Christi Tod und Leben und in dem Uebertritt aus dem Gebiet des Gesetzes in das der Gnade (c. 6, 1—c. 8 Anfang).

28. Der Gläubige steht in einer Einheit mit Christus, c. 6, 1—11. Zunächst begegnet der Apostel im engsten Anschlusse an die vorhergehenden Verse dem Einwurf, ob man nicht Sünde steigern solle, um eben damit Gnade zu steigern, B. 1. Mit Unwillen dies abweisend, erweist er die Unmöglichkeit dieser Annahme bei einem Gläubigen, denn dieser ist der Sünde abgestorben, für sie lebt er nicht mehr, B. 2. Denn unsere Taufe hat uns, die Gläubigen, in die engste Beziehung zum Tode Christi gesetzt, B. 3. Durch diesen ist unsere vorherige Stellung zur Sünde als Schuld und Form, Zustand unseres Lebens, verändert. Wir, sofern an uns Schuld und Sündenleben war, sind durch unsere Taufe wie mit ihm gestorben und begraben, nicht um todt zu seyn, sondern eben, wie Christus durch die Schöpferkraft des Vaters, neues Leben zu gewinnen; in Tod und Belebung sind wir nach ihm gebildet, B. 4—5. Dies wird begründet durch Hinweisung auf das Bewußtseyn des Christen davon, daß das alte Wesen hinweggethan, an's Kreuz mit Christus geheftet, die alte Natur und ihr Zustand abgethan ist und die Folge ist, daß wir nicht mehr die Knechte der Sünde sind. Wer in jenem Sinne gestorben ist, der ist von Sünde gerechtfertigt, B. 6. 7.

29. Parallel dem Gestorbenseyn mit Christus geht das Leben mit ihm. Dieses ist durch Jenes bedingt. Wie Christi Tod in engster Beziehung zu seinem verklärten Leben, so führt unsere Gemeinschaft mit ihm auch zur Gemeinschaft des Lebens hier und dort. Einmal für immer starb Christus und zwar in Beziehung auf Sünde; ewig lebt er Gott. So die Gläubigen, todt der Sünde, leben sie Gott in Christo, B. 8—11. Hier, da die Sache der Idee nach erläutert ist, eine Paränese an die Wirklichkeit anknüpfend. Paulus weiß, daß auch im Gläubigen der Hang zur Sünde nicht ausgerottet ist trotz der Veränderung durch den Beginn des neuen Lebens unter der Gnade. Daher die Ermahnung, Sünde nicht herrschen zu lassen in uns, über uns, durch uns, sondern uns Gott zu Dienst zu geben, denn wir sind nicht mehr todt, sondern lebendig; auch nicht mehr unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade, B. 12—14.

30. Als übergegangen aus dem Gesetzeszustand in den der Gnade haben die Gläubigen keineswegs eine Freiheit zum Sündigen. Dies sagt der Apostel

zur Abwehr kläglicher Verirrung, V. 15. Der Gläubigen Verpflichtung und Kraft zum Rechtthun wird erörtert nebst Hinweisung auf den Unterschied des Zieles, der Frucht unter dem alten und unter dem neuen Lebenszustande, V. 16–23.

31. Der Apostel zieht zur Begründung des Satzes, daß das Leben unter der Gnade keineswegs der Sünde Vorschub leiste, wiederum eine Parallele zwischen dem alten Zustand unter dem Gesez und dem neuen unter der Gnade. Er schiebt den allgemeinen Gedanken voraus: Wem Jemand Gehorsam leistet, deß' Knecht ist er. Das gilt für Sündenleben, das Tod bringt, und für Leben im Gehorsam, das Gerechtigkeit bringt, V. 16. Er dankt Gott, daß bei den Christen zu Rom die Knechtschaft der Sünde aufgehört hat und sie von Herzen der evangelischen Lehre gehorsam geworden sind, V. 17. Darin liegt, daß sie aus dem Dienst der Sünde aus-, in den Dienst der Gerechtigkeit eingetreten sind, V. 18. Der Apostel sagt, daß er seine Ausdrücke wähle mit Rücksicht auf menschliche Schwachheit der Einsicht. Darum redet er von der Pflicht des Gläubigen zu einem Leben in Gerechtigkeit als von einem Hergeben der Glieder, wie sie einst im Dienst der Unreinigkeit standen, so jetzt in dem Dienst der Gerechtigkeit zur Heiligung, V. 19. So lange sie unter der Sünde standen, waren sie nicht gebunden an Gerechtigkeit; jetzt aber sind sie es, V. 20. Freilich—die Frucht jenes Zustandes waren Dinge, der ihr euch nun schämet, und der Tod, V. 20. 21; die Frucht dieses Zustandes, der Freiheit von Sünde und der Knechtschaft Gottes, ist Heiligung, und ihr Ziel das ewige Leben, V. 22. Denn wo die Sünde herrscht, lohnt sie mit Tod. Gottes Gnadengabe ist aber das ewige Leben in Christo Jesu, unserem Herrn.

32. Nun erörtert der Apostel die Gerechtigkeit aus Glauben noch mit besonderer Beziehung darauf, daß wer in ihr steht, mit einem neuen Geiste befehlt ist. Der Gehalt der Gerechtigkeit aus Glauben wird in's klarste Licht durch eine Parallelistrung mit dem Gesez und seinem Gehalt gestellt. Da zeigt sich, wie viel höher die Gnade in Christo ist, als das Gesez durch Moses, c. 7–8 (Anfang).

33. Zunächst will der Apostel seine Leser, die Brüder, zu dem Zugeständnisse führen, daß sie als Gläubige Christi vom Geseze los seyen, V. 1–6. Gesez gilt unter Umständen. So gilt einer Frau das Gebot, das sie an ihren Mann bindet, so lang er lebt. Stirbt er, so ist sie frei von dem Gebot in dieser Hinsicht. Gesez gilt überhaupt nur, so lang wir leben, es bindet nur relativ und bedingungsweise, V. 1–3. So ist's nun auch bei den Gläubigen. Durch Theilnahme am Tode Christi, durch seinen getödteten Leib seyd ihr frei vom Geseze, und eines Anderen (Christi), dessen Leben, da er todt gewesen, auch an uns Frucht für Gott bringen soll, V. 4. Denn früher, unter dem Zustand des Fleisches, des natürlichen Lebens (gegenfänglich zu dem nachher genannten Geistesleben), wurden—und zwar eben erregt durch's Gesez—die sündlichen Lüste in unsern Gliedern mächtig und trugen dem Tode Frucht, V. 5. Jetzt aber sind wir als für's Gesez gestorben von ihm los, darin wir zuvor gehalten

waren, so daß wir jetzt Dienst thun in einem neuen Wesen, das aus dem Geiste stammt, nicht im alten Wesen aus Buchstaben, V. 6.

34. Nun die Erläuterung des bereits ausgesprochenen Gedankens, daß das Gesez Sünde fördere, wodurch überhaupt das Wesen des Gesezes beleuchtet wird, V. 7–13. Schon hat der Apostel angedeutet (V. 5), daß Sünde durch Gesez rege werde; daher begegnet er dem Einwurf, ob etwa das Gesez Sünde, Böses, ein Organ der Sünde sey. Nun redet der Apostel in der ersten Person, nicht um seine persönliche Erfahrung zu schildern, sondern in lebendiger Darstellung und weil es sich um die unmittelbarsten Erfahrungen und Ausagen des Ich, der Persönlichkeit handelt. Deutlich geht hervor aus V. 24, daß der Apostel schildert bis dorthin den Zustand eines noch nicht in das Leben aus der Gnade Eingetretenen; auch unterscheidet sich wieder (V. 9) der Zustand vor dem Geseze deutlich von dem unter dem Geseze.

35. Sünde wurde nicht recht als Sünde erkannt, es war kein Zwiespalt im Gewissen zwischen Trieb und Erkenntniß, bis ich den Willen des (positiven) Gesezes als Widerspruch gegen den Trieb in mir erkannte. Das Gesez richtete mein Augenmerk auf den Gegenstand der Lust und so wurde sie in mir rege, die vorher geschlummert hatte, V. 7. 8. Ehe mir das Gesez vor die Seele trat, lebte ich dahin unbefangen; das Gesez trat vor mich und die Sünde lebte auf, die vorher in Todesruhe gewesen, V. 9. Ich verlor jenes unbefangene Leben und es zeigte sich, daß mich das Gesez, statt mir Leben zu geben, um's Leben brachte, V. 10. Am bestimmten Geseze nämlich nahm die Lust des Bösen Anlaß (hing Feuer), führte mich auf Abwege, und so wurde eben das Gesez mir durch Sünde Mittel zum Tode, V. 11. Freilich ist das Gesez an ihm selbst heilig und gut und bringt mir an ihm selbst nicht den Tod. Die Sünde bringt Tod. Damit ihre Tod bringende Macht erscheine, nahm sie am Guten, am Geseze Anlaß, und so wurde es freilich mir Mittel zum Tode. Das wesentliche Resultat davon aber ist, daß nun eben durch's Gesez der Sünde Natur recht an's Licht trete, erkannt werde, und dadurch erwache das Bedürfniß der Erlösung, V. 12. 13.

36. Nun erörtert der Apostel V. 14–20 auf psychologischem Wege, woher es komme, daß das Gesez jene eigenthümliche, paradox hingestellte Wirkung, statt Gutem Böses zu fördern, habe. Das Gesez wendet sich an die geistige Seite im Menschen. Er ist nicht ohne eine Erkenntniß der Wahrheit, Heiligkeit, Güte des Gesezes, aber er wird durch die Uebermacht der fleischlichen Triebe, des ganzen niederen Lebens an ihm wider besseres Wissen und Wollen hingerissen. In diesem Ausgange des inneren Zwistes erweist sich das Gesez an ihm selbst als unfähig, mir zum Guten zu verhelfen.

37. Nun das Einzelne.—Es ist Thatsache unseres Bewußtseyns, daß das Gesez geistlich, heilig, göttlich ist; aber auch, daß durch's Gesez, ihm gegenüber des Menschen Fleischlichkeit, sein Verkaufteyn, Zueigengewordenseyn an die Sünde, seine Unfähigkeit zum geistlichen Leben (wie es das Gesez fordert) heraustritt, V. 14. Nun V. 15–17 die erfahrungsmäßige Constataktion

jenes Verkaufsfeyns an Sünde, erscheinend im Siege des bösen Triebes über bessere Erkenntniß und Willen. Ich weiß nicht, wie mir geschieht: was ich thue, thue ich ohne die rechte Freiheit und Klarheit; ich thue ja, was ich nicht will; was ich aber nicht will und verwerfe, das thue ich, V. 15. Dieses mein Nichtwollen dessen, das ich doch thue, ist mein Selbstzeugniß zur Wahrheit, Heiligkeit des Gesetzes, V. 16. So muß ich sagen, es ist nicht mein (wahres) Ich, das also handelt, sondern es ist ein Zweites, Anderes in mir, die Sünde (in ihrer Uebermacht). Nun V. 18–20 ein aus der allgemeinen Erfahrung genommenes Zeugniß und Wiederholung des thatsächlichen Beweises. Ich weiß, ich werde inne, daß in mir, dem fleischlichen, natürlichen Menschen wohnt kein Gutes, keine Tüchtigkeit; denn das Wissen und Wollen des Guten, das etwa da ist, ist nicht fähig zur That, V. 18. Das zeigt sich eben daran, daß im Streit des Guten und Bösen in mir jenes unterliegt, dieses siegt, V. 19 (cf. V. 15). Daran aber eben wird klar, daß es nicht sowohl mein Ich ist, das also wider sich selbst handelt, sondern eine andere Macht in mir, die überherrscht, die Sünde, V. 20 (cf. V. 17).

38. Als Ergebnis aus dem Bisherigen zieht nun der Apostel den Schluß, daß der Mensch unter zwei Gesetzen steht. Zwei Mächte fordern jede für sich seinen Gehorsam; und die Macht des Fleisches siegt im Zustande des natürlichen Lebens.—Ich, der ich das Gute thun will, finde mir somit das Gesetz, entdecke unter dem Machtpruch zu stehen, daß das Böse mir anhängt, V. 21. Erweis hiervon: Mein innerer Mensch fällt gerne dem göttlichen Gesetze zu, er identificirt sich freudig mit ihm, V. 22; aber da finde ich mich unter einem andern Gesetz wie unter einem Banne: das ist der Trieb in meinen Gliedern, die Macht der Sinnlichkeit, die wider das in meinem besseren, lichterem Ich statuirte Gesetz des Guten, Heiligen angeht und mich bewältigt. Die Macht des Sündentriebes reißt fort zur bösen That, V. 23.

39. Nun das aus der bisherigen Entwicklung springende Resultat, auch als Thatsache des Bewußtseyns ausgesprochen: Dieser Zustand, ein Zustand des Elendes, weckt das Verlangen nach Erlösung, Befreiung aus diesen Ketten der Sinnlichkeit, die da Sünde und Tod ist, V. 24. Da muß der Apostel zwischenein ein freudiges Dankwort aussprechen, daß Erlösung da ist, nämlich die Gabe Gottes in Christo. Nun—wie nach einer Pause—kurze Zusammenfassung des zuvor Gesagten vom inneren Zwiespalt im Menschen vor dem Zustande der Gnade, V. 25.

(Schluß folgt.)

Aus dem Vorwort der Evangel. Kirchenzeitung zum Jahre 1858.

Prof. Dr. Hengstenberg hat in einem weitläufigen Vorwort der Evangel. K.-Z. am Anfang dieses Jahres die Angelegenheiten der Kirche besprochen. Was wir hier vernehmen, ist nicht bloß Ausdruck einer bedeutenden, markirten Persönlichkeit, sondern auch maßgebendes Urtheil einer allgemeineren Tendenz. So mag es unsern Lesern nicht unwillkommen seyn, aus jenem Vorwort Einiges in gedrängter Darstellung zu vernehmen.

Der Eingang spricht von Anlaß zu Freude und Dank bei dem unverkennbaren Fortschritt der Sache Gottes und der Kirche im Vaterlande und namentlich unter den Geistlichen. Auf der andern Seite sey betrübend, daß der Nationalismus noch immer der Untergrund unserer ganzen Christen sey, dem namentlich eine Masse Tagesblätter zur Propaganda dienen. Aus diesem Boden steigen immer giftigere Dünste auf, die Herrschaft materieller Interessen, der Dienst des goldenen Kalbes, Genußsucht und eine Theorie, die Gott auch im Menschen leugnet und den Unterschied zwischen diesem und dem Thier flüßig macht. Man merkt es auch an Allen, die aus solchem Boden selbst sich zum Glauben erheben. Halbheit, Vermittelung, Union, Allianz ist ihre Losung um jeden Preis. Wer gegen Vermischung des Unvereinbaren protestirt, ist ihnen widerwärtig.—Da wird es Bedürfnis, vor Allem aufzuschauen nach den Bergen, von denen uns Hülfe kommt, sich zu vertiefen in's Wort. Nun Betrachtung der Stelle Pred. Sal. 3, 1–15. Dies Buch gehöre zu den Schätzen der Kirche, die gleich seyen dem von den Philistern verschütteten und nicht wieder aufgedugenen Brunnen. Derselbe sey aber nie recht ausgetieft worden. Es sey nicht von Salomo, sondern aus der Zeit der Rückkehr aus der babyl. Gefangenschaft; es wolle trösten, c. 1 und 2, durch Hinweisung auf die hoch über allem Eiteln über der Kirche waltenden göttlichen Vorsehung; aber es wolle auch hinweisen auf die sittlich-religiösen Schäden der Zeit und zu Beseitigung mahnen. Alles hat seine Stunde, die von Gott geordnet ist. Am Ende aber muß dem Volke Gottes stets das Beste kommen. Die Worte c. 3, 1 ff. beziehen sich auf das Ganze der Gemeinde. So gleich Gebahren und Sterben, wie das auch sonst in der Schrift von dem als Weib personificirten Volk Gottes Joh. 54, 1. 66, 7. Joh. 16, 21. Diese praktisch-erbauliche Erklärung wird nun fortgeführt bis Ende jenes Abschnittes. Mit dem Motto „Alles hat seine Zeit“ folgt dann ein bedeutames Domine salvum fac regem! mit Beziehung auf den höchst bedenklichen Zustand des Königs von Preußen.

Im Rückblick auf die kirchlichen Ereignisse des vergangenen Jahres treten zunächst solche auf, die nicht bloß für ein einzelnes Gebiet Interesse haben,

namentlich die evangel. Allianz. Nicht aus momentaner Verstimmung sey die Opposition der Evangel. K.=Z. gegen die Verpflanzung derselben auf deutschen Boden hervorgegangen. Der Editor der evangel. K.=Z. habe sich als Decan der Berliner theol. Facultät schon 1845 dahin erklärt, daß dieselbe etwa in Großbritannien, wo es sich besonders um den Streit über Verfassung der Kirche handle, heilsam wirken könne; sie würde aber in Deutschland, wo der Gegensatz die wichtigsten Lehren betreffe, nur irre leiten. Sie entbehre auch der praktischen Tendenzen und müsse der Gefahr des hohlen Enthusiasmus und der Uebertreibung verfallen. Ueber die gelese und gehörte Behauptung, daß die Berliner Versammlung jener Ansicht sehr geschadet habe, könne man sich nur wundern. Denen, die unsere Ansicht theilen, zumuthen wollen, sich bei der Allianz zu betheiligen, ist gar kein Zeichen von Liebe, mit der die Leute der Allianz groß thun. Man konnte unsere Ueberzeugung, unseren lutherisch-kirchlichen Standpunkt bekämpfen; seine Consequenz aber, das Nichtbetheiligen an der Allianz, hätte man ehren sollen.

Was ist der Mittelpunkt unserer Bedenken gegen die Allianz? der populärste aller Gegengründe gegen sie ist die Bethheiligung der Baptisten; und wir sprechen ihm seine Bedeutung nicht ab. Wer mit den Baptisten sich einläßt, der bedenke, wie sich das zu seinem sonstigen Bekenntniß zur Conf. Augustana verhält. Geistliche gerathen dabei in Conflict mit ihrem Ordinationsgelübde. Dr. Krummacher war in bedenklicher Doppelstellung, wenn er in derselben Kirche öffentlich mit den Baptisten fraternisirte, in der er einige Jahre vorher mit einem lauten Zeugniß für die Augsburg. Confession aufgetreten war. Einige Mitglieder der Versammlung erleichterten ihr Gewissen durch ein ausdrückliches Zeugniß gegen den Baptismus. Aber das griff das Uebel nicht in der Wurzel an, und Proteste, die mit den Thatfachen streiten, sind mißlich. Wer die Sectirerei nicht will, muß sich auch mit der Secte nicht einlassen. Wir sind nicht ein Todfeind der Baptisten. „Wir wünschen sie nicht einmal hinweg, geschweige, daß wir zu verfolgenden Maaßregeln gegen sie aufordern und anreizen sollten.* Wir betrachten sie als Stacheln in den Seitenträger Gemeinden, wir freuen uns, daß sie ein Pfahl im Fleische solcher Geistlichen sind, die sich das: noch ein wenig Schlaf, ein wenig Schlummer! zum Wahlpruch gewählt haben. Aber die energische Reaction, die entschiedene Polemik gegen den Baptismus gehört mit zur Sache.“

Indessen ist auf die Bethheiligung der Baptisten an der Allianz, die gern im Trüben fischen, keineswegs der Hauptaccent zu legen. Aber an dem Ruß, den Merle d' Aubigné dem Bunsen, dem Repräsentanten der Weltreligion, gab, ist offenbar geworden, um was es sich handelt. Zur Beschwichigung der mißstimmten Gefühle wurden die Lichtseiten an Bunsen übertrieben und halb wahr hervorgehoben ohne die leiseste Andeutung der in letzter Zeit

* Für diese Note haben die Mecklenburger Hengstenberg bereits in's Verhör genommen, wie zu erwarten stand. Die Red.

so in den Vordergrund getretenen Schattenseiten. Sie zu berühren, war Bekenntnißpflicht. Aber ihre Ausübung hätte die Versammlung nicht ertragen. Klar ist, daß die Versammlung, trotz der vielen theuern, christlich gesinnten Männer in ihr, namentlich Ausländer, die nicht kannten das Terrain, auf dem sie standen, die Zwecke, denen sie dienen mußten, im Ganzen und Großen den Charakter eines halbgläubigen Indifferentismus und Synkretismus trägt, der die Vorstufe für das Zurücksinken in völligen Rationalismus ist. Darauf deutete Manches. Vieles geschah factisch, was die bekannten neun Artikel als antiquirt erscheinen ließ. Für dieselben wenig Zeugniß; viel Eifer, besonders bei Deutschen, gegen die, welche das Bekenntniß der gesammten christlichen Kirche am treuesten halten. Ohne Widerspruch durch die Versammlung zu finden, habe Prof. Schlotmann erklärt, wenn alle Versammelten sich über die neun Artikel aussprechen wollten, würde mancher Streit zu Tage kommen und deshalb dürfe man nicht lieblos richten über die, welche sie in ihrer jetzigen Form nicht unterschreiben können. Hofspr. Beyschlag habe erklärt, man solle sich nicht einbilden, jemals der Laienwelt die alte Inspirationslehre wieder aufreden zu können, es wäre auch nicht viel damit gewonnen. Dr. Schenkel's Vortrag sey eine Ironie auf die neun Artikel gewesen, und ganz rationalistisch habe er den Glauben definiert als „die Tiefe des Gefühls sittlicher Selbstverantwortlichkeit vor dem allheiligen Gott,“ also ein Glaube, der durch sich selbst Bedeutung hat, nicht durch das, woran er glaubt, was er sagt. Derselbe habe auch das Gewissen den Schlüssel genannt, der das Räthsel der Reformation aufschließe. Aber das Gewissen sey ein vages Ding. Die Reformation aber ist theocentrisch; Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, ist ihr das A. und O.—Man lese auch auf der Liste der Theilnehmer den Namen: Dr. Bunsen, wirklicher Geheimerrath. Dieser Mann sey genug Gegenwicht gegen die neun Artikel. Wo er sich findet, da sey keine Rede mehr von „göttlicher Eingebung, Auctorität und Zulänglichkeit der heil. Schrift,“ von „Einheit des göttlichen Wesens und Dreieinigkeit der Personen,“ von „Auferstehung des Leibes und ewiger Pein der Gottlosen.“ Bedenklich sey auch der Beifall, den die protestant. Kirchenzeitung der evangel. Allianz gegeben. Dr. Barth habe zwar erklärt: es ist unser Aller Ueberzeugung, daß wir keine Freimaurer sind und Nichts damit zu schaffen haben wollen, aber allein aus Berlin sey eine ganze Reihe maurerischer Namen auf dem Verzeichniß gestanden. Es sey und bleibe aber die erste, wichtigste Aufgabe, daß Jeder seines Glaubens gewiß werde, daß er sich mit voller Energie in das Bekenntniß seiner Kirche hineinlebe, oder, wenn er es als mit dem Worte Gottes nicht übereinstimmend findet, zu einer anderen Kirche übergehe. Man soll nicht gleich mit der Unterscheidung fundamentaler und nicht fundamentaler Wahrheit da seyn und das Ernstnehmen mit dem letzteren nicht gleich als Pedanterie ausgeben. Es handelt sich auch hier um die Wahrheit, den höchsten Schatz. Dies das Erste; das Zweite, daß wir innerhalb und außerhalb unserer Kirche liebend Alles anerkennen, was aus der Wahrheit und also aus

Gott ist, und „uns nicht dadurch irre machen lassen, daß es uns mit fremdartigen Beimischungen, vielleicht unter seltsamen Verhüllungen entgegentritt.“ Einseitig hat sich die evangel. Allianz auf dies Zweite geworfen. Die Folge ist, daß innerhalb der neun Artikel die kirchlichen Ueberzeugungen indifferenzirt werden. Nur Kurzsichtigkeit meint, man könne zugleich von Herzen Glied der Allianz und der bischöflichen oder einer anderen Kirche seyn. „Wer einmal zehn Tage im russischen Bade einer Generalversammlung der Allianz zugebracht hatte mit ihren Ueberschwänglichkeiten von allgem. christl. Bruderliebe, mit ihren Declamationen gegen „unnützen Streit,“ „krankhafte Disharmonieen,“ gegen den „Pharisäismus der Confessions- und Kirchenmänner“ u. s. f., der hat am Ende der zehn Tage, wenn er das Herz für die hier dargebotenen Einbrücke aufstun kann, sicherlich alle Liebe zu seiner nächsten Kirche ausgeschwigt.“ Der Indifferentismus gleicht dem Krebs und frisst um sich. Bengel sagt im „Abriss der Brüdergemeinde“: „Den Synkretismus und die Religionsmengenerei haben Andere genugsam dargethan. Es ist kein Aufhören, bis der gnadenlose Christ und der vernünftige Türk Glaubensbrüder werden.“ Das ist längst erfüllt. Der psychologische Prozeß dabei ist anschaulich beschrieben in der Schrift: „Ein Beitrag zur Würdigung der evangel. Allianz von D. Herrmann, Pfarrer zu Freudenthal, in Württemberg.“ Da heißt es: „Man denke sich einen soliden, altwürttembergischen Pietisten, wie sie freilich immer seltener werden. Dieser lebt im Gedanken an seine Taufgnade. In den schwersten Anfechtungen tröstet er sich damit, daß er ja getauft ist. Nun führt man einen solchen in einen Saal hinein, wo ein Theil der Versammelten gerade in der Kindertaufe den Grund des Verderbens der Kirche sucht und den armen Mann für einen ungetauften erklärt. Man muthet ihm zu, alle seine geistlichen Erfahrungen in Betreff der Taufe nur für „besondere Gesichtspunkte“ zu halten.“ Den Worten Kapff's, „wir können nicht auf theologische Formeln und Aeußerlichkeiten ein Gewicht legen, bei uns ist das Wichtigste der geistliche Priester, der Mensch aus Gott geboren,“ werden noch kräftige Stellen aus Bengel entgegengesetzt. Für Deutschland habe die Allianz, deren Grundbestand ultrareformirtes Wesen sey, besonders die Gefahr, das specifisch Lutherische zu vernichten. Aber man müsse hier sich wehren gegen das Andringen „eines verständig-praktischen Christenthums, das mehr Breite als Tiefe hat, stark im äußeren Thun, schwach in innerer Meditation ist.“ * Noch wird auf die Gefahren hingewiesen, welche das Drängen auf Religionsfreiheit im Sinne der Allianz bringen muß.

Was ist nun das Resultat der Berliner Versammlung? Ein handgreifliches, im gewöhnlichen Sinne praktisches liegt gar nicht vor. Winzig ist, was in dieser Hinsicht geschah. Es ist also zu suchen auf geistigem Gebiete, dem Einflusse auf die Gemüther. Krummacher rühme, sie habe Großes zur Einigung der Christen gethan. Dann hätte sie vor Allem liebreich gegen die

* Prof. Schaff in den Verhandlungen S. 250.

sich an ihr nicht Betheiligenden seyn müssen. Er selbst hat sich der bitteren Worte während der Versammlung mehr enthalten, als sein Bruder, als Andere. So manche Hiebe fielen gegen die Rückkehr der Theologie zum kirchlichen Bekenntnisse, gegen die kirchliche Richtung. Wenn Krummacher sage: „Wir werden hinfort mit unserem Evangelium beim Volke einen ungleich reicheren Eingang finden als seither, weil nunmehr der weitverbreitete Verdacht, als liege es in der Tendenz aller Geistlichen der Gegenwart, die Gemeinden in die Banden eines neuen Papst- und Hierarchenthums zu schmieden, durch unsere Versammlung und deren Verhandlungen gründlich widerlegt und beseitigt worden ist,“ so ist das Luftspiegelung, eitle Phantasie. Durch Concessionen wird die Welt nur in ihrem Wesen bestärkt. Die Heilsbedürfniß im Herzen tragen, wenden sich am meisten dahin, wo ihnen kirchliche und biblische Wahrheit unverkürzt in all' ihrem Ernste und Strenge vorgetragen und Nichts vom Rathe Gottes „verhalten“ wird. Solche Hoffnungen also sind schwärmerisch. Dennoch brachte die evangel. Allianz einen großen Vortheil, nämlich Anfechtung und Versuchung, die für das Leben der Kirche von der größten Bedeutung ist. Nur kommt es darauf an, daß man ihr widersteht. Dazu Waffen zu bereiten, betrachten wir als unsere Mission. Eine der größten Gefahren der Kirche in unserer Zeit, und speciell in Berlin, ist die Zerflossenheit und Zerfahrenheit, der Mangel an Solidität und Treue. Als Verkörperung dieser Gefahr stellte sich die Allianz dar. Gelang es, sie zu bekämpfen, so konnte dadurch ein schöner Fortschritt errungen werden. Wir freuen uns, unser Ziel im Ganzen als erreicht betrachten zu können. Gegenüber den großartigen Anstrengungen englischer Energie war das Resultat ziemlich ärmlich. Die Zahl der theilnehmenden Geistlichen betrug noch nicht die Hälfte des Berliner Kirchentages. Die Zahl der Laien war winzig im Verhältniß zur Größe der Stadt und zur Ausdehnung der christlichen Erweckung in ihr. Und viele Namen stehen nur „zufällig und gleichsam wider Willen“ auf der Liste der Mitglieder.

Unter dem Einflusse der „Versammlung evangel. Christen“ litt der neue deutsche evangel. Kirchentag zu Stuttgart. Von jener kamen mehrere Mitglieder electrirt und erregt gegen ihre Gegner hierher und pflanzten ihre Stimmung um so leichter fort, je mehr pietistische und daher gegen die Kirche und ihre Lehre gleichgültige Elemente sich in dem christlichen Leben Württemberg's finden. * Ziemlich fruchtlos liefen die Verhandlungen über das erste Thema, die Heidenmission, ab. Der Referent (Gen. Superintendent Hofmann) war abwesend. Auch mischte er in sein Reserat, was mehr zu den brennenden Kirchenfragen der Heimath als zur Mission gehört, so daß er

* Es ist zu bedauern, daß Hengstenberg sich durch persönliche Verbitterung zu solchem viel zu allgemein gestellten Urtheil hinreißen läßt. Er soll einmal probiren, den württembergischen Pietisten überhaupt z. B. statt ihrer lutherischen Lehre von den heil. Sacramenten eine andere Lehre unterzuschieben und er wird finden, daß jene „Gleichgültigkeit“ nicht gar weit geht. Daher gehört, daß der Rationalismus in Württemberg nie so heimisch wurde, wie in Hengstenberg's nächster Nähe, wo eine radicale Cur freilich unerlässlich schien. Die Heb.

dadurch die Versammlung in zwei Heerlager spaltete. Schlimm war die scharfe Betonung des Unterschiedes zwischen der jetzigen Kirche und zwischen der apostolischen Urkirche, auf deren Gestalt die Heidenmission hinarbeiten müsse. Es zerstört dies die Zuversicht zu der Wahrheit überhaupt. Die Kirche wird da in eine unselige Schwelbe gestellt zwischen ihrem alten, herkömmlichen Glauben und der zukünftigen Erneuerung der „apostolischen Urkirche.“ Vielleicht die Anwesenheit des Referenten hätte manchen Anstoß gemildert. Es gereichte der Versammlung zur Ehre, daß sie sich des Abstimmens über die Thesen enthielt. Sie hätte sie aber mißbilligen und erklären sollen, daß man von dem unmittelbar aus Gottes Wort genommenen Bekenntnisse nirgends etwas fahren lassen könne.—Auch in den Verhandlungen über evangelische Katholizität kam Manches vor, was für die lutherische Seite beschwerlich war. Wenn der im ganzen mild gehaltene, ansprechende Vortrag des Referenten zu verstehen gab, daß die „Seltenheit persönlicher Erweckungen zu wahrer Buße und lebendigem Glauben“ durch übertriebenes Gewichtlegen auf das Bekenntniß verschuldet sey, so leugnen wir zum Theil die Thatsache. Das Werk Gottes geht doch im Stillen fort. Zeiten besonderer Lebensfrische kann man nicht machen. Es war aber Alles von einem Hauche eines zu weit gehenden Liberalismus in der Lehre durchweht. Weit mehr aber als der Referent betraten die Redner nach ihm gefährliche Bahnen. So Decan Lechler, der die Ueberzeugung aussprach, „daß keine sichtbare Kirche, sey sie noch so gesund in Lehre und rein im Leben, dem Christen einen Platz im Reiche Gottes sichere, sondern daß dies nur die Wiedergeburt durch den heil. Geist und die lebendige Gemeinschaft mit Gott in Christo vermag,“ und der „so liebevoll war, zu insinuiren, daß wir die Gegenlehre führen.“ Nachher warnte Pfarrer Brem vor den „Mängeln der Schroffheit und Ausschließlichkeit eines starren Doctrinarismus, einer Selbsttäuschung, der zum Pharisäismus führt.“ Die Vertreter der kirchlichen Richtung nahmen das Alles geduldig hin. Aber auch zum Wort zu kommen, mußten sie verlangen. Das führte für sie D.-C.-R. Stahl. Er verletzte die Grenzen des kirchlichen Anstandes mit keinem Wort. Daß von der Gegend des Altars her ein mit der Heiligkeit des Ortes nicht im Einklang stehender Tumult entstand, fand in der Behauptung, daß der Präsident (Stahl) nur zu resümiren habe, nur eine Scheinrechtfertigung. Das Herkommen sprach für Stahl. Der gesunde Sinn der Versammlung entschied für ihn. Aber das war nicht genug. Die Versammlung hätte ihren Schmerz aussprechen sollen über die Verletzung des kirchlichen Anstandes, die Kränkung des Rechtes der Brüder und des Präsidenten. Diese Sühne ist nicht geschehen. Wir wenden uns aber deshalb nicht von der Sache ab, auf der noch ein Segen des Herrn ruht, welchen zu verderben wir Schen tragen, hoffend, daß nicht Aehnliches wiederkehrt, und uns zuletzt doch nöthigt, den für uns schmerzlichen Schritt zu thun.*

* Uns will es nach Hengstenberg's kritischen Bemerkungen zur Allianz bedünken, daß er und seine Partei nur durch eine Inconsequenz sich noch beim evangel. Kirchentag betheiligen mag. Die Red.

Wohlthuend und erquickend waren die Verhandlungen über das Gesangbuchwesen. Der Vortrag des ersten Referenten (Oberhofpr. Dr. von Grüneisen) war ausgezeichnet durch Gediegenheit und feine, geistige Auffassung. Erfreulich waren die Nachrichten von Bestrebungen der letzten Jahre zu einem Besseren auf diesem Gebiete. In die Klage des Referenten, daß das Eisenacher Gesangbuch nicht überall unbedingt aufgenommen sey, können wir nicht ganz einstimmen. Manches ist darin, das beseitigt werden sollte, z. B. die Veränderungen in dem Liede: Schmücke dich, o liebe Seele. Mit Freuden erfüllte uns die Zustimmung, die vom Ref. und der Versammlung das Bayrische Gesangbuch erhielt. Der Ref. zeigte sich erhaben über schlechten Patriotismus, wenn er die bedeutenden Mängel des Würtemb. G.-B. v. J. 1851 mit voller Offenheit rügte. Würdig schloß sich das Correferat von Oberlehrer Scholz in Gütersloh dem Referate an.

Auch die Verhandlungen über innere Mission zeugten, daß für den Kirchentag ein weites und breites gemeinsames Gebiet da ist, daß die allerdings nicht unwichtigen Gegensätze von einer lebendigen und wirksamen Einheit überwogen werden. Gott gebe, daß das Bewußtseyn um sie nimmer schwinde. Auf den reichen Stoff selbst können wir uns nicht weiter einlassen. Man hat auch die Straßenpredigten empfohlen für Deutschland. Wir zweifeln, ob sie hier nicht mehr schaden als nützen würden. Es fehlt uns die in England noch vorhandene Grundlage nationaler Frömmigkeit. Man würde oft Perlen vor die Säue werfen; auch stößt dem Deutschen die Anschauung tief, daß das Heiligthum nicht profanirt werden darf, daß es sich nicht mit dem Lärm der Straßen verträgt, sondern nur mit der Stille heiliger Orte.*—Wir freuten uns, daß es als wünschenswerth bezeichnet wurde, daß die Kirche sich bei den Begräbnissen von Jung und Alt, Arm und Reich theilige. Dies ist sehr oft nicht der Fall in Deutschland, aber die Erfahrung hat selbst in Berlin gezeigt, daß man dem Schaden leicht abhelfen kann, wo man will.—Dem von Kapff gestellten und einstimmig angenommenen Antrage: „Der Kirchentag drückt seinen Schmerz darüber aus, daß die Evangelischen deutscher Zunge in Schleswig noch immer in Kirchen und Schulen des Gebrauchs der herkömmlichen deutschen Sprache beraubt und dadurch überhandnehmender Unkirchlichkeit ausgesetzt seyen,“ stimmen wir von Herzen bei. Es ist nicht Mangel an Interesse, wenn wir in der Ev. K.-Z. nicht öfter auf diesen Gegenstand zurückkommen. Er wurde schon gründlich in einem eingehenden Artikel beleuchtet.

Es ist interessant, die Verhandlungen des evangel. K.-T's mit denen der neunten Generalversammlung der katholischen Vereine zu vergleichen, die ebenfalls im September (zu Salzburg) gehalten wurden. Bei aller den Kirchen der Reformation eigenthümlichen Neigung, zunächst sich selbst zu richten, müssen wir doch sagen, daß diese kathol. Generalversammlung des

* Und auch nicht mit schaaalen Witzworten und komischen, lachenerregenden Anekdoten, wie wir dergleichen auch in Amerika so oft selbst bei gottesdienstlichen Versammlungen zu hören bekommen. Die Red.

Erfreulichen weit weniger, des Betrübenden noch weit mehr darbietet. Fast ganz fehlt ein praktisches Resultat. In theoretischer Hinsicht zeigt sich eine Leerheit, die erschrecken müßte, wäre diese Versammlung nicht neben dem Ganzen der Kirche etwas Untergeordnetes, da auch bedeutendere Leute davon weg blieben und sogar Gefahr für die kath. Kirche erwarten. Selbst die Bischöfe der nächsten Sprengel fehlten. Statt theologischer Gedanken, herzerhebender Anschauungen, finden sich geschmacklose rhetorische Floskeln die Fülle. Das höchste Maaß darin erreicht die Wislosigkeit eines Prof. Kreuzer von Cöln, der u. A. sagte, Christus sey auch Papist, er habe am Kreuze den Papa, den Vater gerufen. Welch' ein Zeugniß, daß dieses ungesalzene Subject in Salzburg Beifall fand! Und wie viel renommirt wurde mit den angeblichen Märtyrern des Ultramontanismus und gegen den Protestantismus, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Wo ein Geist sich öffentlich kund thut, der so auffallend an die litteras virorum obscurorum erinnert, da darf man wohl fragen, ob es zeitgemäß war, daß der Papst die Philosophie des katholischen Priesters Günter verdammt.

Das rechte Verhältniß der christl. Kirche zur Philosophie darf nicht erst gesucht werden, es ist in der Hauptsache längst bestimmt und schon durch Anselm die Frage zwischen Theologie und Philosophie zu einem gewissen Abschluß gebracht. Das mit festem Glauben Ergriffene mit der Vernunft zu erschauen, war die Aufgabe, die er sich und jedem Speculativbegabten stellte. Trägheit ist's, nicht trachten zu verstehen, was wir glauben. Die göttliche Offenbarung ist nicht nur Ausgangspunkt, sondern auch Correctiv für die Erkenntniß. Allerdings ist die Grenze zwischen Philosophie, so weit sie auf überfinnliche Dinge sich bezieht, und zwischen systematischer Theologie nur eine fließende. Man klagt über die Gleichgültigkeit der jüngeren Generation der Theologen gegen die Philosophie. Man kann daselbe bei Juristen und Medicinern klagen. Schuld daran ist die Philosophie selbst durch ihre windigen Versprechungen und ihren Abfall von Gott. Laßt sie umkehren, und die Theologen werden sie am freudigsten begrüßen. Aber sie ist herabgekommen, es ist keine Kraft in ihr, kein Glaube an sie. Das Volk gegen das Geistliche abstumpfsend, hat man es abgestumpft für das Geistige überhaupt, und der Materialismus mußte folgen. Auch seine intellectuellen Kräfte kann unser herabgekommenes Geschlecht nur durch die Rückkehr zum Quell alles Lebens wieder gewinnen. Was nun Günter's Philosophie betrifft, so mag man wohl die Opposition gegen den philosophischen Pantheismus als ihren Grundtrieb betrachten; aber sie hat nicht den Muth, mit der Speculation des Tages völlig zu brechen. Den Ausgang nicht vom Worte Gottes, sondern vom Menschengenosse nehmend, stellt sie sich mit ihr auf das gleiche Terrain. Der Mensch wird zu einer mit der Schrift unverträglichen Selbstständigkeit neben Gott hinaufgeschraubt, und der Sündenfall, dies unüberwindliche Hinderniß jeder nur aus dem Menschengenosse herausgesprungenen Religionsphilosophie, wird nur zum Schein anerkannt. Neutralisirt aber wird er durch die Fiction

von einer sogleich nach ihm eingetretenen Incarnation des Logos im Gewissen, die in der persönlichen Menschwerdung des Logos nur ihre Vollendung fand. Es fehlt nicht an Abweichungen vom Lehrbegriffe der heil. Schrift und der Kirche. Besonders wird die Lehre von der heil. Dreieinigkeit bis zur Unkenntniß entstellt. Bei dem Allem kann man zweifeln, ob das päpstliche Verdammungsurtheil zeitgemäß war. Denn im Großen kommt Günter doch mit den Dogmen seiner Kirche zusammen; das Christenthum ist und bleibt ihm doch das Correctiv für den Menschengenoss; sein Semipelagianismus ist der römischen Kirche keineswegs entgegengesetzt; namentlich aber bedarf diese, da ihr der Sporn der Schriftforschung fehlt, der Philosophie, um vor völliger Stagnation bewahrt zu werden. Besonders bedenklich aber ist der Zustand des Imperialismus in der kath. Kirche unserer Zeit. Der Papst kann beinahe sagen: Die Kirche, das bin ich! Der äußeren Machtentwicklung bringt das zwar Vortheil. Aber die schlimmen Folgen werden in nicht sehr ferner Zukunft sich zeigen. Der Nachtheil solcher Centralisation fällt besonders auf die unterste Stufe des Organismus, den Priesterstand. Die Bischöfe wissen sich durch den Druck nach unten zu entschädigen. Man hat hier einen Erklärungsgrund, warum eine bedeutende Anzahl römischer Priester sich zur Irvingistischen Secte, namentlich in Bayern, hingezogen fühlte. Dazu hilft auch die wieder aufgekommene Ueberspannung der Lehre, daß außer der römischen Kirche kein Heil sey. „Zu erklären,“ sagt einer der Excommunicirten, * „daß außer der kath. Kirche kein Heil sey, ist mir geradezu unmöglich. Wer glaubt und getauft ist, erklärt Jesus Christus, wird selig werden; wer nicht glaubt, verdammt werden. Man glaubt aber und wird getauft auch außerhalb der röm. Kirche.“ Auch die Ueberspannung des so offenbar und handgreiflichen Mariendienstes mit seinem neuesten Dogma läßt eine bittere Wurzel der Unzufriedenheit aufwachsen. Geht das so fort, so wird in der röm. Kirche eine Bewegung ausbrechen, die ihr weit gefährlicher ist, als die wurzelfaulen der Deutsch-katholiken, deren Verschuldung unter anderem auch darin besteht, daß sie tieferen und berechtigten Reactionen für längere Zeit den Boden entzogen und rohem, das deutsche Gemüth verletzendem Ultramontanismus Vorschub geleistet hat.—

Mangel an Raum gestattet uns nicht, den weiteren Erörterungen des Vorwortes über andere für einzelne Gebiete besonders wichtige Fragen zu folgen: über die Union und die Frage der Ehescheidung auf preussischem Gebiete, die bayrische Generalsynode und den Streit über die Hofmann'sche Versöhnungslehre; auch über das über England gekommene Gerücht in Ostindien und den Bußtag, der England „als ächten Sohn der Reformation bewährt“ und gezeigt hat, daß „England und das lutherische Deutschland, trotz der wichtigen confessionellen Verschiedenheiten, von einem Fleisch und Bein sind.“

* Luz, Gottes Werk in unserer Zeit. S. 146.

Bücherschau.

Hinterlassene Gedichte von Joh. Simon Dumser, evangel.-luther. Prediger zu Monroe, Michigan. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben auf Verlangen seiner Gemeindeglieder und Freunde. New York, gedruckt bei H. Ludwig, Nr. 39 Centre-Straße, 1858.

Den in die ewige Ruhe nach schweren Leiden eingegangenen Verfasser dieser Gedichte haben wir nie gesehen und sind mit ihm überhaupt nie in persönliche Berührung gekommen. Je und je vernahmen wir gerne Klänge seiner Harfe aus dem Luther. Herold. Viel näher ist er uns im Geiste gerückt durch die hier wie in einem Chor vereinten Stimmen seines Gesanges. Sie verdienten es wahrlich, also auf würdige Weise zusammengestellt zu werden. Mit Kreuz und Harfe ist der Dulder dem Himmel zugewandert und wir freuen uns des Vermächtnisses, das er uns hinterlassen. Der durfte singen, denn ihm war „Gesang gegeben“, und so mußte er auch singen. Da ist ein Strauß dichterischer Blumen vor uns, dessen sich die deutsche Litteratur Nordamerika's keineswegs zu schämen hat. Man klagt oft über den Mangel an schriftstellerischem Talent unter den Deutschen der Neuen Welt. Die Klage ist billig trotz der Menge von deutschen Tagesblättern, ja, sogar wegen ihr. Freilich auf anderem Gebiete steht manches schöne Zeugnis deutschen Wissens, deutschen Fleißes in dieser neuen Heimath, und nicht zu vergessen ist, daß hier die Arbeit und Plage jedes Tages nur wenigen Glücklicheren noch Zeit und Kraft für litterarische Thätigkeit gestattet. Jene Klage trifft besonders zu auf dem Gebiet der Dichtung. Man dürste sich nicht wundern darüber, wenn man Lenau glauben wollte, der es im unpoetischen Amerika nicht aushalten konnte, weil dort „kein Vogel singt und nicht einmal die Hunde bellen.“ Aber es fehlt nicht an deutschen Dichtern und Künstlern in Amerika. Doch gilt namentlich ihr Gesang der Welt und weltlicher Lust und Geselligkeit und da ist viel Bacchantisches, Nativales, Tendenzlöses zu finden, selten Etwas, das sich, so weit wir damit bekannt sind, über das Mediocre erhebt. Man freut sich um so mehr, aus älterer und jüngerer Zeit deutsche Harfenklänge auch aus dem Heiligthum des Herrn in Amerika zu vernehmen. Die Lieder des seligen Dr. Helmutz sind zum Theil in Gesangbücher übergegangen. Vor einiger Zeit hat uns Pastor H. Fick eine in mancher Hinsicht ansprechende Liebergabe geboten. Andere Namen möchten noch genannt werden. In der Gegenwart erfreuen wir uns je und je an den munteren Gaben des Methodistibruders Peter Mölling, der neben dem Blick auf die Angstbank noch ein offenes Auge für die Natur und die Herrlichkeit Gottes in ihr hat, ein grunddeutscher Methodist bleiben zu wollen scheint und sich nicht daran stoßt, daß er unter seiner Bruderschaft ganz singt nach seiner Weise, nämlich wie ein lustiger Kanarienvogel unter den Raben. Ist er ein Typus deutscher Methodisten, dann sind sie wahrlich heitere Christen. Ihm ist entschiedene poetische Begabung nicht abzuspüren, aber etwas mehr Schule und Schulzucht würde seinem Pegasus nicht schaden. Der Duft der „Golfblumen“ würde süßer.

Neben diesen und anderen Namen besteht der unseres Dumser nicht zu Schanden. Seine Gedichte quellen aus edler, natürlicher Empfindung mit einer oft überraschenden Wahrheit der Auffassung und Darstellung in Natur- und Menschenleben. Manche davon sind kräftig schwunghaft, andere ungesucht sinnig und innig, alle von einem wohlthuenden Geiste lebendiger Religiosität durchhaucht. Sie rühren aus einem Zeitraum von zwanzig

Jahren; man erwartet schon deshalb bei ihnen keine durchgehende Gleichheit, findet aber einen entschiedenen Fortschritt in Gehalt und Sprache und fühlt es schmerzlich, aus ihnen nur den Schwanengesang des früh heimgegangenen Sängers zu vernehmen.

Geistliche Lieder von Georg Wilhelm Schulze. Halle, Verlag von Richard Mühlmann. 1858.

Die Gabe des Liedes wurde dem Verfasser zum Segen auf einem mit vielen Kreuzen bezeichneten Lebenswege. Diese Lieder sind geistlich im wahren Sinne, dem Leben mit Gott in Christus geweiht. Sie sind durchdrungen von Bibelgedanken, wir möchten sie poetische Glossen zu Bibelworten nennen. Die Sprache ist mit großer Leichtigkeit und Reinheit behandelt. Man muß keine großen Ansprüche an Originalität, an neue, geistreiche Gedanken mitbringen und man wird hier, wo es nur am geistlichen Leben bei uns selbst nicht fehlt, erquickt und erbaut werden.

Geistliche Lieder der evangel. Kirche aus dem 17ten und der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, von Dichtern aus Schlesien und den umliegenden Landschaften verfaßt. Zusammengestellt und nach den ältesten Drucken herausgegeben von Dr. Jul. Mügel, königl. preuß. Provinzial-Schulrath. Mit Bemerkungen über die Geschichte der Lieder, litterar-geschichtlichen Beigaben und Registern. Erster Band. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1858.

Der weilläufige Titel des Buches besagt hinreichend, was in demselben auf 394 Octavseiten großen Formates geboten wird. Es ist wieder ein Werk deutschen suchenden und sammelnden Fleißes auf dem Gebiet der Hymnologie, ein neuer Beweis, wie viel hier für die Kritik noch zu thun ist. Man lernt eine vergangene Zeit des kirchlichen Lebens nicht kennen ohne ihre Lieder; und wo der Kirche der Gegenwart Gesangbücher geboten werden sollen, muß es sich um die Resultate hymnologischer Forschung handeln, damit man der Gemeinde die ächten Schätze der Vergangenheit biete. Hierauf ruht, außer dem allgemeineren litteratur-geschichtlichen Interesse, der große Werth solcher mühevollen Arbeiten.

Admonitions of a friend to youth, against the most dangerous enemy of youth; or instruction in regard to secret sins, their consequences, cure and prevention. Commended to the affectionate consideration of the young and their teachers. By Dr. S. C. Kapff. Translated from the sixth improved German edition. Philadelphia, Schaefer & Koradi, 1858.

Wenn Prälat Dr. von Kapff nichts Anderes geleistet hätte, als daß er der Jugend und ihren Erziehern dies Büchlein als ein Antidotum gegen eine Pest, die im Finsternen schleicht, gab, so hätte er den Dank von Tausenden verdient. Dafür giebt der Inhalt dieser Schrift selbst Zeugniß. Und möge auch der englische Uebersetzer, der seine schwierige Aufgabe mit Geschick zu lösen wußte, solchen Dank finden. Es giebt Schriften genug, die bald mehr von medicinischem, bald mehr von pädagogischem Standpunkte aus denselben Gegenstand behandeln. Aber wie oft fördern sie Böses mehr, statt es zu hindern; oder wie wenig führen sie zur einzig wahren Heilquelle auch gegen dieses Uebel. Hier handelt es sich um die ächt evangelische Spezialpflege erkrankter Seelen und wie sie zu führen mit dem vollsten Ernste und theilnehmender Liebe, mit züchtiger Offenheit und zugleich heiliger Klugheit, das ist in vorliegendem Büchlein zu lernen. Wie wir von Erziehern, Schulmännern und Aerzten vernehmen, so kommt daselbe auch in diesem Lande einem tief gefühlten Bedürfniß entgegen.

Kirchenchronik.

Die alte evangelisch-lutherische Synode von Pennsylvanien und den angrenzenden Staaten hielt ihre diesjährige Versammlung zu Easton, Pa., vom 30. Mai bis 3. Juni. Es kamen neben den gewöhnlichen Geschäften mehrere bedeutendere Fragen zur Verhandlung; einige, deren Entscheidung seit längerer Zeit vorbereitet war, wurden diesmal bereinigt.—Schon seit einigen Jahren wurde eine neue Gemeinordnung von mehreren Seiten her gefordert. Ein Entwurf einer solchen war vorgelegt und den Districtconferenzen zur Berathung übergeben worden. Eine besondere Committee hatte deren Urtheile und Wünsche zu benützen und so wurde diesmal eine gänzlich umgearbeitete Recension der Synode vorgelegt. Diese wird nun in den gedruckten Verhandlungen erscheinen und im nächsten Jahre ein Endbeschluß gefaßt werden. In diesem umgearbeiteten Entwurfe werden nicht nur Pflichten und Rechte für die beim Gemeinwesen Theilhabenden, sondern namentlich auch die biblischen, evangelischen Grundsätze ausgesprochen, auf welchen Pflichten und Rechte in der Gemeinde beruhen.—Ein besonderer Punkt der Ministerialordnung hatte bisher der deutschen Sprache ausschließliches Recht in der Synode zugesichert. Allerdings wurden die Verhandlungen englisch sowohl wie deutsch seit lange gedruckt; auch war es längst rein unmöglich, jenen Punkt in seiner Strenge praktisch durchzuführen. Der Vorschlag ihn zu streichen wurde im vorigen Jahre gemacht; da es sich aber dabei um eine Aenderung der Ministerialordnung handelte, so konnte darüber gesetzlich erst in diesem Jahre abgestimmt werden; in einer Synode, welche theoretisch das Recht des Deutschen seit 110 Jahren—eine lange Zeit für Amerika—so ausschließlich festgehalten hatte und welche nicht zufällig oder bloß dem äußeren Titel nach die Deutsche hieß, handelte es sich um das Aufgeben eines altgewohnten Principes. Da die an die Stelle jenes Punktes fernerhin tretenden einstimmigen Beschlüsse in mehreren deutschen und englischen Blättern nicht ganz richtig gegeben wurden, theilen wir sie hier mit: „Wir werden zwar das Deutsche, die Sprache unserer Väter im Glauben, stets in besonderen Ehren halten. Allen aber, die sich des Englischen mit mehr Vortheil bedienen, gestatten wir, in dieser Sprache zu reden. Die Synodalpredigt soll ferner gehalten werden in der Sprache, die vorherrscht in der Gemeinde, in welcher sich die Synode versammelt. Das Protokoll mag in beiden Sprachen zugleich geführt werden, wenn die Mehrheit solches verlangt.“—Auch darin wurde die Ministerialordnung verändert, daß das Licenzwesen aufgehoben ist und daß Predigtamtsandidaten ordinirt werden sollen, so bald sie examinirt und an eine Stelle berufen sind. Damit aber dem Befehl, Niemand schnell die Hände aufzulegen, möglichst gewissenhaft kann nachgekommen werden, hat das Ministerium eine Committee ernannt, welche bei der nächsten Versammlung die wichtigsten, hierin leitenden Maassregeln aussprechen soll, die dann in Erwägung gezogen werden.—Von der Uebersetzung der neuen Liturgie dieser Synode in die englische Sprache legte die dazu ernannte Committee einige Proben vor, welche mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurden. Die Meinung der Synode ist nicht, daß das ganze umfangreiche Werk in's Englische soll übersetzt werden, sondern daß die Committee sich auf das Lauglichste mit Berücksichtigung der kirchlichen Bedürfnisse beschränke.—Erfreulich war es der Synode, aus dem Bericht des deutschen Professors, Dr. C. F. Schäffer, am Collegium und Seminar zu Gettysburg, Pa., zu vernehmen, daß die Gründung dieser Professur in wenigen Jahren vielversprechend geworden ist. Namentlich hat das Seminar einen bedeutenden Zuwachs

an Studenten gewonnen, die dem deutschen Unterrichte beizuwohnen. Die Synode hat den Wunsch ausgesprochen, daß der deutsche Professor des Sprachunterrichts am Collegium völlig enthoben und seine Stelle dort durch einen andern Lehrer ersetzt werde, damit er seine Zeit und Kräfte ganz dem Unterrichte im Seminar widme. Auf Grund eingehender Untersuchungen gab ein Mitglied des Ministeriums einen sehr anregenden Bericht über das ausgebehnte Arbeitsfeld unter den Deutschen Nordamerika's, zu welchem die vorhandenen kirchlichen Kräfte in gar keinem adäquaten Verhältnisse stehen. Es fehlt an Predigern für eine Menge Gemeinden und ebenso an Mitteln, Prediger zu erziehen, die namentlich auch im Deutschen im Stande wären. So finden sich innerhalb dieser Synode selbst ganze predigerlose Districte, während noch immer der große Uebelstand herrscht, daß einzelne Prediger viel mehr Gemeinden bedienen, als sich mit einer schärferen Berücksichtigung der geistlichen Bedürfnisse vereinigen läßt. Dies ist um so bedenklicher, je weniger sich Parochialschulen mit regelmäßigem Religionsunterricht finden.—

Europa.—Aus England vernimmt man, daß Cardin. Wiseman, der bekannte Schildhalter Rom's in Großbritannien, von unheilbarer Krankheit ergriffen sey.—In Berlin ist Vater Gohner, einst römischer Priester, seit vielen Jahren ein treuer evangelischer Seelsorger, ein warmer Missionsfreund und als Schriftsteller besonders bekannt durch sein erbauliches „Schäpftchen“, in hohem Alter entschlafen. In der Nacht vom 11.—12. Mai starb der durch seine Grammatik des neuteamentlichen Sprachidioms, sein biblisches Real-Wörterbuch, seine vergleichenden Tabellen und andere gelehrte Arbeiten um die Theologie wohlverdiente Kirchenrath, Professor Dr. G. B. Winer, nach zurückgelegtem 69sten Lebensjahre.—Betreffend die Entlassung Professor Baumgarten's in Rostock lassen sich in vielen deutschen Journalen, und zwar auch politischen, die Stimmen für und wider vernehmen.—Der Prinz von Preußen soll bei öffentlicher Gelegenheit die Bemerkung angebracht haben, daß in Folge einer jetzt wieder herrwerbenden theologischen und kirchlichen Richtung die Universitäten und besonders die theologischen und philosophischen Facultäten ihren mächtigen Einfluß auf die Bildungszustände namentlich in Preußen verloren haben.—Die Papiere eines sächsischen Advocaten in Berlin, der stark gegen die Freimaurerei agitirt hatte, sollen, nach der Pr. R.-Z., mit Beschlagnahme belegt worden seyn.—Bunfen ist in den Freiernstand erhoben worden. Der Adelsittel soll übergeben auf seinen ältesten Sohn.—Dr. Krummacher hat vor Kurzem für gut gefunden, öffentlich auf's Entschiedenste vor dem neuen Bibelwerke Bunfen's zu warnen, weil es ganz geeignet sey, die Hochachtung vor der heil. Schrift als dem Worte Gottes zu stürzen.—In Stuttgart fielen bei den Debatten der Ständekammer über Verbesserung der ökonomischen Lage der Volksschullehrer heftige Aeußerungen, die ihre Spitze in dem Satz fanden, daß Heil für die Schule nur in ihrer Trennung von der Kirche sich finde. (Pr. R.-Z.)

Aus Baden kommt eine Reihe milder Stiftungen zur öffentlichen Kenntniß. Das Frankf. Journ. bemerkt dazu: „Da zuweilen auf die große Dyferwilligkeit der römischen Kirche hingewiesen wird, so wollen wir nach diesem einen Verzeichnisse ein Muster vom Charakter dieser Stiftungen geben! Römischer Seits wurden gestiftet: 4,563 fl 6 kr.; evangel. Seits 3,290 fl 12 kr. Unter den römischen Schenkungen finden sich bloß 220 fl für Arme, etwa 600 fl für Bauaufwand an Kirchen; die ganze übrige Summe ist für Abhaltung von Messen, Jahrtagen, Engelämter, Anniversarien oder Statuen, Föhnlein u. s. w., also zum größten Theil für die Geistlichen. Unter den evangelischen Schenkungen finden sich 2,450 fl für Arme und verwahrloste Kinder, 810 fl für Kirchenbau, 30 fl 12 kr. für Ausschmückung der Kirchen.“

Programm des deutsch. evangel. Kirchentages zu Hamburg 1858.—In Ausführung der Beschlüsse des vorjährigen Kirchentages wird, so Gott will, der zehnte

deutsche evangel. Kirchentag, mit Einschluß des Congresses für innere Mission, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag, den 14. bis 17. September dieses Jahres zu Hamburg stattfinden. Als Gegenstände der Verhandlung sind festgesetzt: I. An den beiden ersten Tagen (Dienstag und Mittwoch, den 14. und 15. September dieses Jahres), unter Leitung des engeren und weiteren Ausschusses, nach vorgängiger Berichterstattung des Präsidiums über die Geschäftsführung, 1) der Anspruch der Gemeinde auf specielle Seelsorge, eingeleitet durch die Herren General-Superintendent Dr. Jasbis aus Stettin und Pfarrer Taube aus Barmen; 2) vom Mißbrauch der gerichtlichen Eide, eingeleitet durch den Herrn Kreisrichter Dr. Ebers aus Hörter; 3) über die Vereinigung der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinbeämter, eingeleitet durch den Herrn Prof. Dr. Herrmann aus Göttingen; 4) von der Stellung des Christen zum zeitlichen Gute, eingeleitet durch den Herrn Consistorialrath Carus aus Posen. II. An den beiden anderen Tagen (Donnerstag und Freitag, den 16. und 17. September d. J.), unter Leitung des Central-Ausschusses für die innere Mission, nach zuvor erstattetem Berichte, 1) die bürgerliche Armenpflege in großen Städten, eingeleitet durch Herrn Oberbürgermeister Lischke aus Elberfeld; 2) der heidnische Aberglaube in unserem Volksleben, eingeleitet durch Herrn Prof. Dr. Wuttke aus Berlin.

Außerdem soll über folgende Gegenstände in Special-Conferenzen verhandelt werden: 1) Ueber Sonntagsheiligung, geleitet durch Herrn Pastor Engelmann in Hamburg. 2) Ueber Gefängnißwesen, geleitet durch Herrn Dr. Asher in Hamburg. 3) Ueber Magdalenenstifte, geleitet durch Herrn Director Wolff in Hamburg. 4) Ueber Wohnungs-Angelegenheit, geleitet durch Herrn Dr. Abendroth in Hamburg. 5) Ueber religiöse Kunst, geleitet durch Herrn Geheimen Ober-Regierungsrath Dr. v. Bethmann-Hollweg aus Berlin.—Der Central-Ausschuß selbst wird wie gewöhnlich mit seinen Agenten u. zu einer besonderen Conferenz zusammentreten.—Eine Conferenz von Abgeordneten deutscher Bibelgesellschaften wird unter dem Vorzuge des Herrn Professor Dr. Lehler aus Leipzig stattfinden.

Alle evangelischen Christen, welche mit ihrem Glauben auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen und die angestrebte Conföderation der lutherischen, reformirten und unitarischen Kirche unseres deutschen Vaterlandes im Herzen tragen, besonders auch sämmtliche Agenten, Correspondenten und Freunde des Werkes der inneren Mission, sind hiermit eingeladen, an der Versammlung Theil zu nehmen. Die kirchlichen Gemeinschaften, Vereine und Anstalten aber, welche dem Kirchentage sich angeschlossen haben, sind freundlichst gebeten, die Verhandlung durch schriftlich bevollmächtigte Abgeordnete zu unterstützen. Zu den nöthigen Vorbereitungen an Ort und Stelle hat sich in Hamburg ein Local-Committee gebildet, welches zugleich freundlichst übernommen hat, für die Beschaffung von Logis nach Möglichkeit Sorge zu tragen. Diejenigen Gäste, welche davon Gebrauch zu machen wünschen, wollen daher ihren Besuch bei demselben unter der Adresse des Herrn Directors Wolff in Hamburg gefälligst bis spätestens zum 15. August dieses Jahres anmelden und der Aufschrift desfalliger Briefe die Worte „Kirchentags-Angelegenheit“ hinzufügen. Sonstige Zuschriften und Gesuche in Sachen des Kirchentages bleiben bereit in Empfang zu nehmen der Secretair im engeren Ausschuß, Legationsrath Jordan hier selbst, Grabenstraße Nr. 24, und soweit sie speciell die innere Mission betreffen, der Secretair des Central-Ausschusses Dr. Biernapf hier selbst, Eichhornstraße Nr. 4. Falls etwa über noch andere Gegenstände die Veranstaltung von Special-Conferenzen gewünscht werden sollte, würden die näheren Anträge nebst Vorschlägen von Referenten bis spätestens zum 15. August dieses Jahres bei den genannten Secretairen erwartet werden. Berlin, den 20. Mai 1858. Die vereinigten Ausschüsse des deutschen evangelischen Kirchentages und für innere Mission. Dr. v. Bethmann-Hollweg. Dr. Stahl. Dr. v. Müller.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

August 1858.

No. 8.

Johann Calvin's Leben und Wirken.

(Schluß.)

In specula nostra ad finem usque perstemus.
Calv. Farello.

21) Calvin's häusliches Leben, Krankheit und Tod. Charakteristik.

Schon während seines Aufenthalts in Straßburg in den Jahren 1539 und 1540 hatte Calvin das Bedürfnis gefühlt, sich ein eigenes Hauswesen zu gründen und, trotz seiner vielen Arbeiten, Zeit gefunden, sich angelegentlich mit Heirathsprojecten zu beschäftigen. Wie er bemüht war, mehreren seiner Freunde Frauen zu verschaffen, so suchte er für sich selbst eine Gehülfin, die er auch, nachdem ihm mehrere andere Pläne an der Ungunst der Umstände gescheitert waren, endlich in der Wittwe eines bekehrten Anabaptisten, der Jdel ette v. Büres, fand. Der sonst so ernste Mann, der, wo es die Wahrheit Gottes galt, mit unbeugsamer Strenge verfuhr, war also keineswegs ohne Sinn für gemüthliches Familienleben und häusliches Glück, und die Ansicht, die ihm alles innere Gemüthsleben abspricht und ihn zu einem finsternen, gefühllosen Stoiker macht, ist bloß eine vorgefaßte Meinung und entbehrt aller historischen Wahrheit. Das zeigt uns auch sein ganzes Verhältniß zu seinen Freunden und Collegen, das von der Art war, daß es nicht zarter, herzlicher und aufrichtiger gedacht werden kann. Und wenn auch Calvin in seinem häuslichen Leben keineswegs dem lebensfrohen Luther gleich, und nicht wie dieser auf einem so scherzenden Fuße mit seiner Frau stand, so war dennoch sein Verhältniß zu ihr das innigste, das sich denken läßt. Welches die Gesichtspunkte waren, die ihn bei der Wahl seiner Lebensgefährtin geleitet haben, hat er sehr schön und bündig in einem Briefe an Farel ausgesprochen, worin es heißt: „Erinnere Dich, was ich von einer Lebensgefährtin erwarte; denn ich gehöre nicht zu dem Haufen verlebter Thoren, die, wenn sie von der schönen Gestalt einmal verblendet sind, ihre Liebskosen selbst an das Laster verschwenden. Willst Du

wissen, welche Schönheit allein meine Seele gewinnen kann? Wenn Holdseligkeit und Sittsamkeit sich mit Einfachheit, Genügsamkeit und Sanftmuth verbinden, und ich zugleich hoffen kann, daß solche Frau auch um mein äußeres Wohlfeyn besorgt seyn werde.“ Diesen Anforderungen entsprach Idelette vollkommen. Calvin selbst, der wenig sprach und selten Jemand lobte, sagt von ihr, sie sey eine Frau von seltenem Lebenswandel (*singularis exempli foemina*) gewesen. Nur neun Jahre dauerte ihr eheliches Glück, und nur ein Sohn, der bald starb,* wurde ihnen geschenkt. Im Frühjahr 1549 starb Idelette nach langwieriger Krankheit zum großen Schmerz Calvin's. In einem Briefe an Biret vom 7. April 1549 äußert er sich über dieses Ereigniß folgendermaßen: „Obgleich der Tod meiner Frau mich sehr hart angegriffen hat, so suche ich so viel wie möglich meine Traurigkeit zu überwinden, und meine Freunde thun wetteifernd, was sie können, um mich zu trösten. Freilich aber kann ihre und meine Sorgfalt nicht ausrichten, was zu wünschen wäre; wie klein aber auch der Nutzen ist, so ist er mir doch ein so großer Trost, daß ich es kaum sagen kann. Da Du die Zärtlichkeit oder vielmehr die Schwachheit meines Herzens kennst, bist Du gewiß überzeugt, daß, wenn ich nicht die ganze Kraft meines Geistes aufgeboden hätte, ich meinem Schmerz erlegen wäre. Ich bin von der besten Lebensgefährtin (*optima socia vitae*) getrennt, die, wenn mir noch etwas Härteres begegnet wäre, die freiwillige Gefährtin nicht nur des Mangels, sondern selbst des Todes gewesen seyn würde. Während ihres Lebens war sie mir eine treue Gehülfin in meinen Amtsgeschäften. Sie ist mir nie im Kleinsten entgegengewesen etc.“ Ueber ihre letzten Augenblicke spricht sich Calvin in einem Briefe an Farel vom 11. April also aus: „—Man sah, daß ihr Herz weit über die Erde erhaben war. Sie rief von Zeit zu Zeit: O herrliche Auferstehung! O Gott Abraham's und aller unserer Väter! Die Gläubigen haben auf dich gehofft von Anbeginn, in allen Zeiten, und keiner ist in seiner Hoffnung zu Schanden geworden: ich auch warte auf dein Heil!“—Und als sie fühlte, daß ihre Stimme sie bald verlassen werde, sprach sie: „Lasset uns Gott bitten, lasset uns beten! Ihr alle, flehet Gott für mich an!“—Als Calvin sieben Jahre später seinen Freund Richard von Valleville, Prediger der französischen Gemeinde zu Frankfurt a. M., über den Verlust seiner Frau zu trösten hatte, so konnte er diesem sagen, er fühle wohl an ihm selber, wie schmerzhaft und brennend die Wunde seyn müsse, die der Tod seiner Frau seinem Herzen geschlagen habe. Diese Bemerkung zeigt, wie wenig Calvin auch späterhin seine dahingeschiedene Frau vergessen konnte.

Calvin's häusliches Leben trug den Stempel der größten Einfachheit, ja Dürftigkeit. Mit vollem Recht konnte er dem Apostel Paulus es nach-

* „Der Herr hat uns gewiß eine große Wunde geschlagen durch den Verlust unseres kleinen Sohnes, den wir bitter fühlen. Aber Er ist Vater und weiß, was seinen Kindern Noth thut. Lebe wohl, der Herr sey mit Dir etc.“ Brief Calvin's an Biret (Ep. 387. Ed. Laus.).

sagen: „Ich habe euer Keines Silber, noch Gold, noch Kleid begehret.“ Sein ganzer Gehalt belief sich auf 50 Thaler, 12 Strich Getraide, 2 Tonnen Weins und freie Wohnung. Später verzichtete er noch auf 20 Thaler von diesem dürftigen Gehalte. Entschädigung für die Reisen, welche er in Angelegenheiten des Staates gemacht hatte, schlug er beharrlich aus; und als ihm der Rath (im J. 1563) 25 Thaler für die Kosten einer schweren Krankheit, welche er zu bestehen gehabt hatte, aufnöthigen wollte, schwur er sogar, die Kanzel nicht mehr betreten zu wollen, wenn man ihn zwänge, das Geld anzunehmen. Nie erwartete oder forderte er ein Honorar für seine zahlreichen und vielgelesenen Schriften. Die Verläumdungen seiner Feinde, daß er im Geheimen Reichthümer sammle, wurden durch seine Hinterlassenschaft, die in Allem nicht 225 Thaler überstieg, auf die schlagendste Weise widerlegt. Treffend sagt Drelincourt (*La défense de Calvin etc.*, pag. 184 etc.):—„Kein verständiger Mensch wird es verkennen, daß, da Calvin einer der ausgezeichnetsten Männer seines Jahrhunderts war, er auf die ersten Ehrenstellen in der katholischen Kirche hätte Anspruch machen können, wenn er ihr treu geblieben wäre. Aber wie Moses achtete er, daß die Schmach Christi eine weit größere Herrlichkeit sey, als alle Reichthümer Aegypten's.“ Derselbe Schriftsteller theilt die Nachricht mit, daß der Cardinal Sadolet, als er einst incognito durch Genf reiste, den Reformator zu sehen wünschte und selbst hinging, an seine Thüre zu klopfen. Er dachte sich denselben in einem Palaste wohnend und von Dienern umgeben, und staunte nicht wenig, als man ihm ein kleines Haus in der rue des Chamoines zeigte, und, als er angeklopft, ihm Calvin selbst, sehr einfach gekleidet, die Thüre öffnete. Als der Cardinal ihm hierüber seine Verwunderung ausdrückte, bemerkte Calvin, daß er in seinem Thun und Handeln nicht Fleisch und Blut zu Rathe gezogen; er habe nicht den Zweck gehabt, sich zu bereichern und in der Welt groß zu werden, sondern Gott zu verherrlichen und die Wahrheit zu vertheidigen. Welch' ein Contrast zwischen einem fürstlichen römischen Cardinal und dem armen Genfer Reformator! Hier bestätigt sich die Wahrnehmung, daß, wer große Einkünfte hat, oft am wenigsten thut; und wer kärglichen Lohn empfängt, in der Regel am thätigsten ist, weil er seinen Lohn bei Gott sucht.

Calvin besaß von Haus aus einen schwächlichen, elenden Körper, und die mannigfaltigen schweren Arbeiten und Sorgen seines Amtes untergruben frühe seine Gesundheit, so daß ihn endlich ein ganzes Heer von Krankheiten* bestürmte. Nur durch die größte Mäßigkeit und Enthalttsamkeit (10 Jahre hindurch aß er täglich nur einmal, und öfters hungerte er 36 Stunden) konnte er sich aufrecht erhalten. Sein Geist aber behielt bis zuletzt dieselbe Kraft und

* Er litt mit- und nacheinander am Podagra, an der Steinplage, an der Kolik, an den Hämorrhoiden, an Blutgeschwüren, dem viertägigen Fieber, dem Gliederreißen, an Magenschwäche; sein Nierenleiden jedoch scheint ihn am empfindlichsten geplagt zu haben. Siehe den Brief Calvin's an die Herzogin zu Montpellier. Ed. Laus. Ep. 343; bei Paul Henry II, 184.

Frische, die ihm in seiner Jugend eigen war; und mit bewundernswürdiger Geduld ertrug er seine vielen Leiden und arbeitete rastlos fort, bis seine letzte Kraft zusammenbrach. Beza erzählt, Calvin habe, wenn seine Leiden am stärksten waren, die Augen gen Himmel gerichtet und gesprochen: „Wie lange noch, o Herr!“ (*Jusquos à quand, Seigneur!*); und wenn ihn seine Freunde hielten, er möchte sich doch in seiner Krankheit des Schreibens und Dictirens enthalten, so antwortete er: „Wollt ihr, daß der Herr mich müßig finde, wenn er kommt?“ Am 6. Februar 1564 hielt er seine letzte Predigt. Er ließ sich jedoch noch öfters in die Congregation tragen, sprach aber nur wenig. Als am 10. März Beza und mehrere Prediger aus der Stadt und vom Lande ihn besuchten, fanden sie ihn an seinem Arbeitstische sitzen, das müde Haupt auf die Hand gestützt. Nachdem er eine Weile, in tiefes Nachdenken versunken, geschwiegen hatte, sprach er mit schwacher Stimme, aber mit einem heiteren, freundlichen Gesichte: „Geliebte Brüder! ich danke euch sehr für eure Theilnahme, und ich hoffe in 14 Tagen euch alle noch einmal, aber zum letzten Male zu versammeln (es war der Tag, der den brüderlichen Censuren bestimmt war). Alsdann, denke ich, wird der Herr offenbaren, was er über mich beschlossen hat, und es wird geschehen, daß er mich zu sich hinaufnimmt.“ An jenem Tage, dem 24., censirte er die Brüder der Reihe nach und wurde von ihnen censirt, verlangte ein französisches Neues Testament, las mehrere Randbemerkungen aus demselben vor und wünschte die Meinungen seiner Collegen darüber zu vernehmen, weil er es unternommen habe, dieselben zu verbessern. Am 27. ließ er sich, wie Beza erzählt, gestützt auf zwei Begleiter, in den Rathssaal führen, und nachdem er dem Senate einen neuen Rector für die Schule vorgestellt, nahm er sein Varet vom Haupte und dankte für die Wohlthaten, die er vom Rathe erhalten, besonders aber für die Güte, die man ihm in seiner letzten Krankheit bewiesen. Er fühle, daß er zum letzten Male hier erscheine. Unter allgemeinem Weinen nahm er Abschied von den Rathsherren. „Am 2. April,“ erzählt Beza weiter, „als dem Ostertage, obgleich sehr schwach, ließ er sich in einem Sessel nach der Kirche tragen, hörte der ganzen Predigt zu empfangend das heilige Abendmahl aus meiner Hand; er stimmte auch noch mit der Gemeinde das letzte Lied (Herr! laß deinen Diener in Frieden fahren!) an, obgleich mit zitternder Stimme, und auf dem Gesichte des Dahinscheidenden nahm man deutlich die Zeichen einer christlichen Freude wahr.“

Am 25. April ließ er in aller Form sein Testament aufsetzen, das von sieben Zeugen, von ihm selbst und dem Notar unterschrieben wurde. Nach den üblichen Eingangsworten sagt Calvin darin: „Erstlich danke ich Gott, daß er sich nicht nur seines armen Geschöpfes erbarmt hat, mich aus dem Abgrunde der Abgötterei gezogen, um mir zur Klarheit seines Evangelii zu helfen, und daß er mich der Lehre des Heils hat theilhaftig werden lassen, deren ich ganz unwürdig war, ja daß seine Barmherzigkeit und Güte meine so zahlreichen Fehler und Sünden, die wohl verdient hätten, daß er mich tausendmal verworfen hätte, so gütig und sanftmüthig ertragen. Aber vorzüglich erhebt sich

meine Seele mit Dank für die große Gnade und Liebe des Herrn, der sich meiner Arbeit hat bedienen wollen, um sein Evangelium zu verkünden und zu verbreiten. Ich bezeuge, was ich in der Seele habe, daß ich leben und sterben will in diesem Glauben, den er mir gegeben, keine andere Hoffnung habend, als seine freie Erwählung (*gratuita ipsius adoptio*), in welcher mein ganzes Heil stehet, von ganzem Herzen umfassend die Gnade, welche mir Christus bereitet, damit alle meine Sünden durch das Verdienst seines Todes und Leidens begraben werden. Ich flehe demüthigst, ich möchte also gereinigt und abgewaschen werden durch das Blut dieses großen Erlösers, welches für alle armen Sünder geflossen, daß ich bestehende vor seinem Richterstuhle und sein Bild an mir trage. Ich bezeuge auch, daß ich nach dem Maaße der Gnade, die mir geworden, sein Wort rein gelehret habe, in Predigt, Werken und Erläuterungen der heiligen Schrift; ja, in allen Streitigkeiten, die ich gegen die Feinde der Wahrheit gehabt, bin ich nicht so sophistisch verfahren, sondern rund und geradezu habe ich seinen guten Kampf bestanden. Aber wehe mir! der gute Wille, den ich gehabt, und der Eifer, wenn man es so nennen kann, ist so etwas Laues und Kaltes gewesen, daß unendlich vieles mir gefehlt zur Erfüllung meines Amtes, und ohne Gottes unendliche Güte wäre dieser gute Wille wie ein Rauch gewesen; ja, es würde selbst die Gnade, die Gott mir verliehen, mich vor ihm strafbarer machen, daher ich denn feierlich auch bezeuge, daß ich keine andere Kraft des Heils anerkenne, als daß Gott, welcher der Vater der Barmherzigkeit ist, sich als Vater eines so elenden Sünders (*d'un si misérable pécheur*) erzeuge. Im Uebrigen begehre ich, daß mein Körper nach meinem Hinscheiden nach der gewöhnlichen Weise zur Erde bestattet werde und daselbst ruhe bis an den Tag der seligen Auferstehung.“ Hierauf wünschte Calvin noch einmal zu dem Rathe und den Syndicis zu reden und wollte sich am folgenden Tage in den Rathssaal tragen lassen. Mit freundlicher Zuversicht jedoch begaben sich die Mitglieder des Rathes am 30. April in feierlichem Zuge zu dem kranken, dem Tode nahen Calvin, und dieser nahm alle seine Kräfte zusammen, um ihnen in kurzer, eindringlicher Rede das Wohl der Republik an's Herz zu legen. Zuverlässig danke er ihnen in den rührendsten Ausdrücken für das Wohlwollen, das er stets von ihnen erfahren, für den Beistand, den er bei ihnen gefunden und für die Geduld, mit der sie seine vielfältigen Schwachheiten getragen. Sodann bittet er sie um Nachsicht für die geringen Dienste, die er redlichen Herzens dem Staate geleistet, und dankt ihnen besonders für die Sanftmuth, mit welcher sie seine manchmal ungezügelter Heftigkeit (*vehementiam*) ertragen haben. Er bezeugt ihnen ferner, daß er das Wort Gottes lauter und rein unter ihnen gelehret habe. Wenn dem nicht so wäre, so wisse er wohl, daß jetzt Gottes Zorn seinem Haupte drohen würde. Er erinnert sie an die vielen Wohlthaten Gottes, die der Herr über alle ausgegossen, und an die großen Gefahren, aus denen der Herr ihren Staat errettet; allein der allmächtige Gott sey derjenige, der die Königreiche und Staaten erhalte; ihm sollten sie vertrauen in aller Demuth, ihn ehren

und ihm dienen in wahrer Gottesfurcht; denn er ehre die, die ihn ehren, seine Verächter aber werde er verderben. „Ich kenne wohl,“ fährt er weiter fort, „das Gemüth und die Sitten eines jeglichen unter euch, und weiß, daß Ihr der Ermahnung bedürftig seyd. Keiner, selbst der Trefflichste ist da, dem nicht noch vieles fehlte. Ein Jeder erkenne sich selbst also genau, und erlese vom Herrn, was ihm noch abgeht. Wir sehen, wie viel große Mängel in den meisten Versammlungen herrschen, welche irdische Staaten regieren. Diese erkalten und vernachlässigen das öffentliche Wohl, um ihren eigenen Nutzen zu befördern; jene überlassen sich ihren eigenen Leidenschaften; andere benutzen nicht die herrlichen Gaben Gottes, wie sie sollten; andere noch werden stolz, und mit einem gewissen Selbstvertrauen verlangen sie, daß das, was sie gut heißen, von Allen genehmigt werde. Die Greise ermahne ich im Namen Gottes, daß sie nicht die jüngeren Leute, wenn sie mit einigen Gaben Gottes geschmückt sind, beneiden. Die Jüngeren ermahne ich, daß sie fern von aller Erhebung sich bescheiden zeigen. Der eine stehe nicht störend gegen die andern auf. Vermeidet persönliche Feindschaften und alle jene Bitterkeiten, welche so Viele in der Regierung der Republik von dem rechten Wege abgebracht haben. Dies werdet ihr vermeiden, wenn Jeder sich in den Schranken seiner Pflicht hält und jeder einzelne den ihm anvertrauten Theil der Republik mit Treue verwaltet. In der Handhabung der öffentlichen Gerichte, beschwöre ich euch, sey nie von Gunst oder Feindschaft die geringste Spur. Keiner verdrehe das Recht durch Umwege und Künste, Keiner suche durch Empfehlungen der Strenge des Gesetzes zu widerstreben, Keiner weiche ab vom Billigen und Rechten. Wird einer einmal von einem unrechten Gefühl gefesselt, so widerstehe er ihm mit Standhaftigkeit und blicke nur nach oben auf den, der ihn hier zu dieser Würde emporgehoben, und erlese von ihm den heiligen Geist. Zuletzt bitte ich noch einmal, verzeihet mir meine Schwachheiten, welche Gott und den Engeln bekannt sind, und die ich vor euch, sehr verehrte Herren, mich nicht scheue zu bekennen.“ Und nun befahl er in einem brünstigen Gebete sie und den Staat der Gnade des guten Gottes, reichte einem Jeden die Hand und entließ sie, die mit thränenden Augen und betrübtem Herzen von ihm, wie von einem sterbenden Vater, schieden.

Eben so rührend war seine letzte Unterredung mit seinen Amtsbrüdern, den sämtlichen Predigern der Genfer Kirche zu Stadt und Land, die er am 28. April zu sich geschieden hatte. Er ermahnte sie, nach seinem Tode muthig in ihrem guten Werke zu beharren, im Frieden und in der Liebe mit einander zu wirken und den ihnen vom Herrn angewiesenen Posten nicht zu verlassen. Er erinnerte sie daran, in welchem Zustande Genf gewesen, als er zum ersten Male in diese Stadt gekommen, und wie er von den Feinden der Wahrheit unendlich viel Schändliches habe erdulden müssen. Der Herr aber habe ihn, den von Natur Furchtsamen und Schüchternen, so gestärkt, daß er ihren Angriffen nicht unterlegen sey. Auch aus Straßburg sey er gegen

seinen Willen zurückgekehrt, weil er fürchtete, nichts wirken zu können; und erst als er in seinem Werke voranschritt, habe er aus dem Erfolge seiner Arbeit gemerkt, daß Gottes Segen mit ihm sey. „Beharret also auch ihr in diesem Berufe, haltet fest an der eingefegten Ordnung, wirket zugleich dahin, daß das Volk in der Liebe zur Lehre unterhalten werde. Denn es giebt unter uns noch einige böse und hartneckige Gemüther. Das Ganze, wie ihr sehet, ist jetzt nicht übel bestellt, darum würdet ihr desto schuldiger vor Gott seyn, wenn durch eure Schlassheit Alles wieder erschüttert würde. Ferner bezeuge ich euch, meine Brüder, daß eine wahre und aufrichtige Liebe mich stets mit euch verbunden, und daß ich mit demselben Gefühle von euch scheide. Wenn ihr mich manchmal in dieser Krankheit weniger freundlich gefunden habt, so verzeihet es mir; ich kann euch nicht genug danken, daß ihr, während dies Leiden mich hält, die Last meiner Geschäfte auf euch genommen.“ Hierauf reichte er ihnen allen die Hand, und mit betrübtem Herzen und nassen Augen schieden sie von ihm.

Als er vernahm, daß sein alter, kranker Freund Farel von Neuenburg nach Genf reisen wollte, um ihn noch einmal zu sehen, schrieb ihm Calvin in lateinischer Sprache folgenden schönen Abschiedsbrief: „Lebe wohl, mein bester und redlichster Bruder! Und da Gott will, daß Du mich überleben sollst, so lebe stets eingedenk unserer innigen Verbindung, welche, insofern sie der Kirche Gottes nützlich war, auch noch bleibende Früchte für uns in dem Himmel tragen wird. Ich will nicht, daß Du Dich meinetwegen ermüdest. Mein Athem ist schwach, und beständig erwarte ich, daß er mir ausgehe. Es ist mir genug, daß ich Christo lebe und sterbe, der den Seinigen Gewinn ist im Leben und im Sterben. Noch einmal lebe wohl mit den Brüdern. Genf, den 2. Mai 1564.“ Der 80jährige Farel kam dennoch nach Genf, um seinen Calvin noch einmal im irdischen Leben zu umarmen. Viret wirkte damals zu Lyon für das Evangelium, sonst würde auch er noch herbeigeeilt seyn.

„Die übrigen Tage bis zu seinem Ende brachte er fast in einem beständigen Gebet zu. Freilich war seine Stimme schwach, des kurzen Athems wegen waren es nur immer Seufzer, die man hörte, aber seine Augen glänzten hell bis zu letzt, und er hielt sie gen Himmel gerichtet mit einem solchen Ausdruck, daß man den Eifer des Gebets deutlich darin wahrnehmen konnte.“—„Herr, ich habe meinen Mund nicht aufgethan, weil du es gethan,“—„ich seufze wie eine Taube,“—und: „du zermalmest mich, o Herr! aber es ist mir hinreichend Trost, ich leide es gerne, denn es ist deine Hand,“—diese und ähnliche Seufzer wiederholte er öfters in seinen Schmerzen. Groß war der Jubel derer, die ihn noch zu sehen wünschten. Da er aber nicht mehr im Stande war, mit ihnen zu reden, ließ er sie bitten, sie sollten lieber für ihn beten, als daß sie sich durch den Anblick seiner Leiden betrübten. Auch sah er es nicht gerne, wenn seine Freunde um seinetwillen ihre Amtsgeschäfte versäumten.

„So lebte er noch,“ sagt Beza, „sich und seine Freunde tröstend, bis zum 19. Mai, an welchem Tage wir die Gewohnheit haben, die Censur über die

Prechtler vorzunehmen, und ein brüderliches Mahl zu halten zum Zeichen der Freundschaft, weil wir zwei Tage darauf das Abendmahl zum Pfingstfeste nehmen. Da er erlaubt hatte, daß wir an diesem Tage bei ihm das Mahl bereiteten, und er seine Kräfte sammelnd von seinem Bette nach dem nächsten Zimmer gebracht worden war, sprach er: „Ich komme zum letztenmale zu euch, meine Brüder, und werde nicht mehr mit euch zu Tische sitzen,“ welches der traurige Anfang dieses Mahles war. Dennoch sprach er das Gebet, nahm etwas Speise, und sein Gespräch war heiter, so viel es zur Zeit möglich war. Das Mahl war nicht beendet, als er sich in das Nebenzimmer tragen ließ und zur Versammlung mit dem freudigsten Ausdruck sagte: „diese Zwischenwand wird nicht verhindern, daß ich, obgleich leiblich abwesend, eurer Versammlung doch im Geiste gegenwärtig seyn werde.“ Seit dem lag er still darnieder bis am 27. Mai. An diesem Tage schien er weniger leidend, und sprach mit geringerer Schwierigkeit. Es war dies, wie Beza sagt, der letzte Aufschwung der Natur. Abends 8 Uhr zeigten sich die sicheren Anzeichen des Todes. Auf die Nachricht hievon eilte Beza herbei, fand ihn aber bereits hinübergegangen. Er starb ganz ruhig, ohne Zuckungen und Todeskampf, so daß man kaum seinen letzten Augenblick merkte, und im Tode glich er mehr einem Schlafenden als einem Gestorbenen. „Also ist,“ sagt Beza, „an diesem Tage mit der untergehenden Sonne das glänzendste Licht der Welt, welches der Kirche Kraft war, in den Himmel zurückgezogen worden.“ Eine allgemeine Trauer herrschte in der ganzen Stadt. „Der ganze Staat beweinte den Propheten des Herrn, die Kirche betrauerte den Heimgang ihres treuesten Pfarrers, die Academie einen so großen Lehrer; alle bejammerten, daß ihnen ein Vater genommen, der nach Gott ihr wahrer Tröster war. Viele Einwohner verlangten ihn noch todt zu sehen und konnten selbst nicht von seinen Ueberresten entfernt werden.“ (Beza, bei P. S. III, 591.) Unter feierlicher Begleitung des Rathes, der Geistlichkeit, der hohen Schule und der Bürgerschaft ward er ohne Pomp auf dem Stadtkirchhof zur Erde bestattet, und nach seiner ausdrücklichen testamentarischen Verordnung ward ihm weder ein Monument erbaut, noch sein Grab mit einem Leichenstein bezeichnet, so daß man jetzt auf dem mit Denkmälern geschmückten Gottesacker die Stelle nicht mehr aufweisen kann, wo Calvin's Gebeine ruhen.* „Er bedurfte keines weitem Denkmals,“ sagt einer seiner neuesten Biographen, „die Tausende der Gemeinden, welche in so vielen Ländern seinen Lehren, seinen kirchlichen Anordnungen gefolgt sind, sind ihm ein dauernderes Denkmal, als eine Inschrift in Stein und Erz.“ Doch wurde ihm zu Ehren auf das Genfer

* Beza schrieb ihm eine Grabschrift, die zu Ende seiner Geschichte steht:

In communi coemeterio quod planum palatium (Plein-Palais) vocant nulla penitus extraordinaria pompa, nulloque addito cippo (sic enim mandaverat) conditus.—Cui tamen parentavi his versiculis:

Cur adeo exiguo, ignotoque in cespite clausus—Calvinus lateat rogas? Calvinum assidue comitata modestia vivum—Hoc tumulo manibus condidit ipsa suis.—O te beatam cespitem tanto homine—O cui invidere cuncta possint marmora.

Reformationsfest 1835 eine Denkmünze geprägt, die folgende Inschrift trägt: Johannes Calvinus Natus Novioduni. 1509. Mortuus Genevae. 1564. Die andere Seite stellt Calvin's Kanzel dar, mit den Worten: Il teint ferme comme s'il eust veu celuy qui est invisible. Hebr. XI, 27. Genev. Jubil. Ann. 1835; und in der Umschrift die Worte: Corpore fractus: animo potens: Fide victor: Ecclesiae Reformator—Genevae—Pastor et Tutamen.

Beza, der treue Freund und würdige Nachfolger Calvin's, hat dem Verstorbenen in einer trefflichen Charakteristik (am Schluß seiner Histoire de la vie et mort de J. Calvin etc. Geneve. 1564) ein schönes Denkmal gesetzt. Mit dieser Charakteristik, die wohl zum Besten gehört, was über den Reformator Genf's gesagt worden ist, beschließen wir unsere Arbeit über dessen Leben und Wirken. Beza sagt: „Calvin's Gestalt war nicht groß, seine Farbe blaß und bräunlich, seine Augen hellleuchtend bis zum letzten Augenblicke, mit einem Ausdruck, der die Schärfe seines Geistes anzeigte: Luxus kannte er in seinem äußern Leben gar nicht, sondern nur die größte Reinlichkeit, wie es seiner großen Einfachheit zukam. Seine Lebensweise war so eingerichtet, daß er einen gleichen Abscheu vor Ueppigkeit und Kargheit hatte. Nahrung nahm er so wenig, daß er viele Jahre hindurch, bei der Schwachheit seines Magens, sich mit einem Mahle begnügte. Schlaf hatte er fast gar nicht. Sein Gedächtniß war fast unglaublich, so daß er selbst nach vielen Jahren diejenigen sogleich wieder erkannte, die er einmal gesehen, und wenn er, an einem Werke arbeitend, auch mehrere Stunden in der Arbeit unterbrochen worden war, so konnte er doch augenblicklich darin fortfahren, ohne das Geschriebene wieder durchzulesen, und von allen den Einzelheiten, die er von Amtswegen wissen mußte, vergaß er nie das Geringste, obgleich er von einer unglaublichen Menge von Geschäften wie erdrückt war. Sein Urtheil war so scharf und richtig in allen den verschiedenartigsten Geschäften, über welche man seinen Rath einholte, daß er manchmal die Gabe zu haben schien, in die Zukunft blicken zu können, denn ich erinnere mich nie gehört zu haben, daß wer seinen Rath befolgte, einen unrichtigen Weg betreten habe. Die Wohlredenheit verachtete er und war vielmehr kurz in seiner Rede; doch schrieb er vortrefflich, und kein Theologe hat zu seiner Zeit so klar, nachdrucksvoll und scharfsinnig geschrieben als er, obwohl er so vieles ausgearbeitet hat wie irgend einer der Zeitgenossen und Väter. Diese Fertigkeit verdankte er den vielen Studien in seiner Jugend und der Schärfe seines Geistes, die noch durch die Uebung des Dictirens erhöht wurde, so daß ihm die passende und würdevolle Rede nie fehlte, denn so wie er schrieb, so sprach er auch. In der Lehre, die er zu Anfang aufgestellt, hat er nie etwas geändert und ist ihr bis zuletzt treu geblieben, was nur bei wenigen Theologen dieser Zeit der Fall gewesen.“

Obwohl ihn, was seine Sitten und seinen Charakter anbetrifft, die Natur mit würdevollem Ernst ausgestattet, so war doch im gewöhnlichen Umgang Niemand angenehmer als er. Er verstand es auf außerordentlich vorsichtige Weise die Fehler anderer, die von Schwachheit herrührten, zu ertragen, so daß

er nie jemand durch unzeitige Vorwürfe beschämte, oder seine schwachen Brüder einschüchterte, so wie er auf der andern Seite nirgends die Laster schonte oder sie übersah. Feind aller Schmeichelei, haßte er die Verstellung, vorzüglich jede unredliche Gesinnung in Bezug auf Religion, und war daher ein eben so kräftiger und stürmischer Feind solcher Untugenden, als er ein inniger Freund der Wahrheit, Einfalt und der aufrichtigen Treue war. Von Natur war sein Temperament entschieden choleric, und diesen Fehler hatte sein äußerst thätiges Leben noch vermehrt. Doch hatte der Geist Gottes ihn gelehrt, seinen Zorn also zu mäßigen, daß auch kein Wort je von ihm gehört worden ist, welches eines rechtschaffenen Mannes unwürdig gewesen, noch weniger hat er gegen Andere Ungerechtigkeit geübt. Auch wurde er nur dann über das Maas bewegt und erschüttert, wenn es auf die Sache des Glaubens ankam, und er gegen verhärtete Sünder zu kämpfen hatte*."

* Am 19. Aug. 1564 schrieb Beza über „den Geist und die Majestät seines Charakters“: „Ich will nicht einen Engel aus ihm machen (seine stürmische Festigkeit charakterisirend). Dieser eine Fehler aber, der einzige, den ich in ihm gekannt, war im gewöhnlichen Leben so gemildert durch liebliche Tugenden, und so wenig von den andern Fehlern begleitet, welche gewöhnlich mit ihm verwandt sind, daß kein Freund je durch ihn beleidigt worden ist. Nicht ein gewöhnlicher Zorn war es. Gott hat diesen Eifer herrlich für sein Reich gebraucht, wie die heilige Entrüstung der alten Propheten der Kirche für alle Zeiten nützlich gewesen ist. Und so kam es, obgleich er nichts suchte, was in seiner äußeren Erscheinung hätte Furcht einflößen können, indem der Herr seinen treuen Diener mit einer so großen Gewalt umgab, daß die Hartnäckigsten und Bösesten sich vor ihm beugen mußten, und alle die, welche seine Schriften lesen und mit geradem Herzen nur die Ehre Gottes suchen, werden darin seine Majestät (auch der Genfer Rath sprach in amtlichen Erlassen von „der Majestät seines Charakters“) leuchten sehen, von welcher ich spreche. Die welche ihn nicht kennen, werfen ihm Ehrgeiz und Herrschsucht vor; wenn er sie gesucht, wer hätte ihn gehindert, diese Lüste zu befriedigen, wer hätte ihm den ersten Platz streitig machen können? Wo hat er je Mißbrauch mit seiner Kraft und seinem Ansehen getrieben, auch nur gegen die Geringsten unter uns, oder ein Ding unternommen ohne die Zustimmung oder gegen die Meinung der Seinigen? So oft er ein Buch geendet in seinen Vorlesungen oder Predigten, obgleich er es besser verstand, welcher Text am geeignetsten seyn würde für die Erbauung der Kirche, so hat er nie ein anderes angefangen, ohne zuvor den Rath seiner Kollegen einzuholen. Und welcher Unterschied fand Statt zwischen ihm und uns als Dieser, daß er uns allen durch seine Demuth überlegen war, daß er mehr Mühe und Arbeit als wir alle hatte, und sie mit mehr Treue besorgte, mit mehr Muth und Kraft durchführte, ohne auf das Äußere zu sehen. Man kann wohl sagen, daß Gott so in ihm gewirkt, daß, soviel wie es das Leben der Gläubigen in dieser Welt gestattet, er ein Mann war, der Demuth zeigte ohne Schwachheit, und Größe ohne Stolz. Ich sage es laut vor aller Welt: nie werde ich mich trösten können über den Verlust eines so herrlichen Mannes, wenn ich mir seine seltenen, trefflichen Tugenden vergegenwärtige. Dennoch, obgleich ich nicht ohne tiefen Schmerz an seinem Tod denken kann, so tröstet mich doch bei seinem Hinscheiden aus der Welt der Gedanke: daß dieses schöne Ende wie eine Krone und ein Schmuß seines ganzen Lebens gewesen ist.“—Wie dem Elisa bei der Entrückung Elias, so war es Beza beim Hinscheiden Calvin's zu Muth, daß nämlich nun mit dem Scheiden des großen Mannes eine große Schutzwehr dem Volke Gottes entzogen worden. Darum rief er ihm voll Wehmuth die

„Es wird sich aber Niemand wundern, daß so große und herrliche Tugenden im häuslichen und öffentlichen Leben ihm eine große Menge Feinde zugezogen, wenn man nur einen Blick auf die Geschichte der Männer unter allen Völkern wirft, die sich durch Tugenden ausgezeichnet haben. Wie sollte es uns also Wunder nehmen, daß ein so gewaltiger Vertheidiger der reinen Lehre und ein so strenger Sittenlehrer sowohl in seinem Wohnort, als in der übrigen Welt so heftig angegriffen worden? Darüber aber wollen wir uns eher wundern, daß er, allein stehend, wie jener starke Held des Alterthums, unter den Christen mächtig genug war, so viele Ungeheuer zu bändigen, indem er sich der kräftigsten Keule, nämlich des Wortes Gottes, bediente. Wie viele Gegner ihm Satan auch erweckte (denn nie hat er andere gehabt, als solche, die der Frömmigkeit und Sittenreinheit den Krieg erklärt hatten), so gab der Herr doch seinem Diener die Macht, den Sieg über alle zu feiern.“

„Nachdem ich 16 Jahre hindurch Zeuge seines Wandels gewesen, habe ich die Geschichte seines Lebens und Sterbens mit aller Treue verfolgt und bezeuge mit vollem Recht, daß jeder Christ in diesem Manne ein herrliches Vorbild eines wahrhaft christlichen Lebens und Sterbens finden wird, welches freilich eben so leicht zu verläumdern ist, als schwer nachzuahmen.“ S. P. H. III, 593 ff.

Calvin's Leben ist vielfach beschrieben worden. Paul Henry erwähnt in seiner großen Biographie Calvin's, Bd. I. Weil. I an 40 verschiedene kleinere und größere Arbeiten über Calvin, deren mehrere in feindseligen, verläumderischen Sinne abgefaßt sind, die meisten aber für Calvin in die Schranken treten. Außer Gieseler's Kirchengeschichte, und einigen anderen Schriften habe ich bei Abfassung meiner Artikel über Calvin hauptsächlich „das Leben Johann Calvin's, des großen Reformators u. von Paul Henry, Dr. der Theologie u. 3 Bände 1835—1844. Hamburg, bei Fr. Perthes“ benutzt, auch manche zusätzlichen Angaben der kleinen Ausgabe des genannten Werkes berücksichtigt.

J. G. Bahner.

Worte Elisa's nach: „Mein Vater! Mein Vater! Wagen Israel's und seine Reuter!“ 2. Kön. 2, 12. P. H. kleine Ausgabe.

Ueber den Gedankengang des Briefes St. Pauli an die Römer vom 1ten bis 11ten Capitel.

(Schluß.)

C. Der durch die Gerechtigkeit aus dem Glauben begnadigte Mensch ist selig.

40. Der Apostel hat das Elend des Menschen ohne Rechtfertigung, außerhalb der Gnade Gottes in Christo, geschildert. Er stellt jetzt gegenüber den seligen Zustand des Gerechtfertigten und vollendet damit die Entwicklung des Gehaltes der Gerechtigkeit aus dem Glauben.—Er stellt dar die Seligkeit der in der Gnade Stehenden als eine schon gegenwärtige (c. 8, 1–17) und als eine in der Zukunft völlig entfaltete (V. 18–39).

41. Das selige Leben unter der Rechtfertigung als ein gegenwärtiges besteht nun in der Freiheit von Verdammung. Der Gerechtfertigte ist in Christo und wo vorher nur Gesetz und Sünde war, ist jetzt Geist und Leben, V. 1–4; denn seine ganze Lebensrichtung, der die fleischliche als Contrast parallelisiert wird, ist jetzt geistlich und eben darum steht er auch mit Gott in einem Verhältnis der Liebe und des Friedens, V. 5–9; in ihm wohnt aber der belebende Geist Gottes und Christi, V. 10, 11; er ist die herrschende und treibende Lebenskraft, der Zeuge der Gotteskindschaft und verbürgt die jenseitige Herrlichkeit der Miterbschaft Christi, V. 12–17.

42. Nun das Einzelne.—Als Folgerung aus, aber als Gegensatz zu dem Vorhergehenden sagt der Apostel: Darum ist keine Verdammung mehr in Beziehung auf die in das Heil in Christo, in Gnade und Rechtfertigung Aufgenommenen; die Sünde ist weg als Schuld und ihre Herrschaft ist gebrochen; nicht das Fleisch, sondern der Geist ist jetzt die Macht in ihrem Leben, V. 1. (mit var). Denn von der zuvor regierenden Autorität (*νόμος*) der Sünde und des Todes hat sie befreit die jetzt regierende des Lebensgeistes in Christo Jesu, V. 2. Folgt die Erläuterung, warum dies so ist. Das Gesetz war unfähig, von Sünde frei zu machen; so gut es war, seine Wirkung wurde gebrochen durch das fleischliche Wesen des Menschen (s. oben c. 7). Da sandte Gott seinen Sohn, der in Ähnlichkeit des der Sünde dienenden Fleisches erschien, um der Sünde, des Sündenzustandes willen und ließ Gericht am Fleisch, denn da herrschte sie bisher, über die Sünde ergehen, V. 3. Somit ist die Sünde abgethan. Der Zweck aber war, daß weil Sünde am Fleisch abgethan war, nun der Rechtswille des Gesetzes sich an uns erfüllen möge, die wir nicht wandeln nach Fleischlichkeit, sondern nach dem Geist, V. 4.

43. Der Unterschied fleischlicher und geistlicher Menschen ist ja ein durchgreifender, sich in der ganzen Gemüths- und Lebensrichtung kundgebend, V. 5. Die fleischliche Richtung strebt auf das, was wir als Tod erkennen; die geist-

liche auf das, was nicht dem Fleischn, sondern dem Geist angehört, nämlich das rechte Leben und Frieden, V. 6. Eben darum muß aber auch das fleischliche Leben Feindschaft, nicht Frieden mit Gott seyn; denn es ordnet sich nicht dem Gesetze Gottes unter, es kann es auch nicht, es ist an ihm selbst im Widerspruch gegen das Gesetz, V. 7. So kann auch kein göttliches Wohlgefallen darauf ruhen, V. 8. Der Gerechtfertigte aber, in dem der Geist Gottes wohnt (cf. 5, 5), ist kein fleischlicher Mensch mehr; das Geistliche ist jetzt sein Element. Wo der Geist, Christi Geist nicht ist, da ist Beweis, daß keine Theilnahme an Christus und seiner Gnade ist, V. 9. Ist nun Christus, sein Geist in euch, so ist wohl euer irdisch-leibliches Leben dem Tode verfallen, des Todes theilhaftig, aber der Geist des Gerechtfertigten ist Leben, das ist sein Wesen, weil er gerechtfertigt, sein Verhältnis zur Sünde und zum Gesetz ein ganz anderes geworden ist, V. 10. Der Geist aber, der in euch wohnt, der Geist dessen, der Christum auferweckte, der ist Bürge, daß Gott auch eure sterblichen Leiber lebendig machen wird und zwar durch, vermittelt seines in euch wohnenden Lebensgeistes (*διὰ c. gen.*), V. 11.

44. Paränetisch gehaltene Folgerung aus dem Vorhergehenden. Weil nun dies Alles also ist, so steht der Gerechtfertigte auch in gar keinem bindenden Verhältnis zum Fleisch und Fleischesleben. Sie haben das Recht an den verloren, in dem der Geist das Lebensprincip geworden, V. 12. In den Tod gehen wäre für ihn fleischlicher Wandel; durch den Geist das Treiben des Fleisches tödten, abthun, führt zum Leben, entfaltet mehr und mehr das ihm geschenkte Leben, V. 13. Die und nur die, in denen der Gottesgeist als die lebende, treibende Kraft sich erweist, sind Gottes Kinder, V. 14. Und Kinder Gottes sollen die Gerechtfertigten seyn, denn sie haben nicht einen Sklavengeist der Angst gegenüber Gott, wie solche Angst einst stattfand, empfangen, sondern den freudigen, vertrauenden Kindeschaftsgeist, V. 15; jener Gottesgeist selbst, der uns geschenkt, giebt uns unmittelbares, inneres Zeugniß und Gewißheit unserer Gotteskindschaft, V. 16. Aus unserem Kindesrecht geht von selbst hervor Erbrecht, so daß wir von Gott, und zwar an Christi Erbschaft mittheilhabend, das Erbe empfangen, wenn wir auch an Christi Leiden theilnehmen im Blick auf die einstige Verherrlichung mit ihm, V. 17.

45. Schon ist der Apostel angekommen bei der Aussicht in die zukünftige Seligkeit der in der Gnade Stehenden. Die erhärtet er V. 18–39. Zunächst spricht er davon, daß der Zustand der Gegenwart überall Sehnsucht nach Verherrlichung wecke, V. 18–23. Selig sind wir als Gerechtfertigte, aber wesentlich in Hoffnung, geduldig wartend der Erfüllung, gestärkt durch den Geist, der uns Schwache stärkt und uns in steter, inniger Gemeinschaft mit Gott erhält, V. 24–27. Auch wissen wir, daß uns, die wir Gott lieben, Alles Segen bringen muß, V. 28–31. Von der Liebe Gottes kann uns Nichts reißen, wir haben „Nichts zu fürchten, Alles zu hoffen“, V. 32–39.

46. Zunächst (V. 18), eng mit V. 17 verbunden, Beurtheilung der zeitlichen Leiden als verschwindend gegenüber der in der Hoffnung anticipirten künf-

tigen Glorie. Auf Verklärung der Gotteskinder wartet wie mit unruhiger Sehnsucht das creatürliche Seyn, V. 19. Wider Willen ist es dem Befehl der Vergänglichkeit, unter dem der Mensch steht, von Gott auch unterworfen worden, doch auf Hoffnung eines Bessern, V. 20. Denn die Natur um uns her wird auch aus den Banden der Vergänglichkeit los werden zu der Freiheit, die zur Herrlichkeit der Gotteskinder gehört, V. 21. Denn es liegt am Tage, es ist bekannt, daß die ganze Natur wie mit Einem Seufzen sich sehnt und ringt bisher in Wehen nach einem Neuen, nach Verklärung, V. 22. So aber ist's auch bei uns; solches Sehnen nach der herrlichen Offenbarung unserer Kindtschaft und nach Erlösung von Vergänglichkeit dieses irdischen Leibeslebens ist auch in uns, denen die Erstlingsgaben des Geistes als Zeichen und Bürgschaft der Anwartschaft auf Höheres gegeben sind, V. 23.

47. Unsere Seligkeit in der Gegenwart ist darum noch nicht, was sie einst seyn wird. Zu dem Einstigen, zu jenseitiger Herrlichkeit, die wir noch nicht sehen, fehlt aber nicht die Hoffnung. So warten wir auf die Erfüllung in Geduld, V. 24. 25. Dabei wird der Gottesgeist uns mit unsern Schwachheiten (Mangel an geistigen Kräften) zur Hülfe. Denn uns fehlt wohl zum rechten Anbeten Licht und Kraft. Aber der Geist legt in stillen Seufzern, wo Worte uns fehlen, Fürbitte für uns ein, V. 26. Der aber die Herzen durchforscht, versteht auch des Geistes stille Gebetsprache, daß er nämlich der Heiligen Fürsprecher bei Gott ist, V. 27.

48. Das Alles besagt, wie nahe wir Gott stehen, wie lieb wir ihm sind, die wir ihn lieben. Darum ist uns auch gewiß, daß uns, die er nach seinem Rathschlusse erwählt hat, Alles, auch Leiden und Harren in Geduld, zum Segen werden muß, V. 28. In jenem Erwählten liegt schon eingeschlossen eine durch Alles hindurchgehende, unsere Verherrlichung bezweckende Liebe Gottes. Denn die zuvor Ersehenen hat er auch bestimmt zur Gestaltung nach dem Bilde seines Sohnes; daß er sollte sein der Erstgeborene unter vielen Brüdern, die seiner Herrlichkeit Mitgenossen sind, V. 29. Die er aber zuvor bestimmte, die hat er auch berufen und sie hat er auch gerechtfertigt, und die Gerechtfertigten verherrlicht er auch, V. 30.

49. So haben die Gläubigen Grund genug zur Seligkeit. Welchen Feind sollten wir fürchten, wenn Gott für uns ist; Gott hat seinen Sohn für uns alle gegeben; diese Liebe ist uns Bürgschaft, daß er auch alles, was uns gut ist, uns noch geben wird, V. 31. 32. Wir fürchten keinen Verkläger, Gott spricht uns frei; kein Verdammungsurtheil, Christus ist für uns gestorben, auferweckt, erhöht, unser Fürsprecher, V. 33. 34. Wir fürchten nicht, daß uns irgend Jemand, irgend ein Leiden lostrenne vom Genuß der Liebe Christi zu uns. Leiden freilich trifft uns, wie schon voraus gesagt ist (V. 44, 23), V. 35. 36. Doch in dem Allem bleiben wir sicher die Sieger durch den Beistand dessen, der uns geliebt hat, V. 37. Nun der Ausdruck der persönlichen Ueberzeugung des Apostels zur Bekräftigung des Gesagten. Er ist überzeugt, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, noch Mächte, weder

Gegenwärtiges noch Künftiges, weder Höhe (Obere) noch Tiefe (Untere) wird im Stande seyn, uns abzutrennen von der Liebe Gottes, die (uns geworden) ist in Christo Jesu, unserem Herrn, V. 38. 39.

III. Die Gerechtigkeit aus dem Glauben, objectiv begründet aus dem göttlichen Rathschlusse.

c. 9—c. 11.

50. Nach einer den Schmerz des Apostels über das Fernstehen seiner Volksgenossen vom Heile in Christo ausdrückenden Einleitung zu dem neuen Gegenstande der Betrachtung (c. 9, 1—5) folgt zunächst die Rechtfertigung Gottes, dessen Verheißung wahr bleibt, ob auch die Erfüllung nicht nach menschlichem Ermessen erfolgt, c. 9, 6—29. Die Schuld liegt im Unglauben der Juden selbst, 9, 30—10, 21. Trost aus der Erfahrung der Gegenwart, und Hoffnung im Blick in die Zukunft, 11, 1—32. Den Schluß bildet die Lobpreisung der unerforschlichen Weisheit und Liebe Gottes, 11, 33—36.—Der ganze Theil polemisch gehalten. Die Entwicklung weniger gleichmäßig fortschreitend.*

51. Die Einleitung. Von der Seligkeit der Gerechtfertigten hat der Apostel zuvor geredet. Jetzt spricht er unter Bezeugung seiner Wahrhaftigkeit seinen tiefen Schmerz aus c. 9, V. 1. 2, und er wünschte wohl selbst ein Fluch zu seyn, losgerissen von Christo dem Verderben übergeben zu werden für seine Volksgenossen, V. 3. (Kein Opfer wäre ihm zu groß, könnte er sie damit jener Seligkeit der aus Glauben an Christus Gerechtfertigten theilhaftig machen.) Sie sind ja Israeliten, mit den Vorzügen der (theokratischen) Kindtschaft, des Erscheinens der Herrlichkeit Gottes in ihrer Mitte, der Gottesbündnisse, des Gottesdienstes, der Verheißungen, V. 4; dazu auch die Patriarchen gehören ihnen an, und von ihnen (den Israeliten) her kommt auch Christus nach dem Fleische, der da ist über Alles Gott, gelobet in Ewigkeit, V. 5.

A. Rechtfertigung Gottes, der in seinen Verheißungen wahr bleibt, ob auch die Erfüllung nicht nach menschlichem Ermessen, sondern nach Gottes freiem Herrscherwillen zutrifft.

c. 9, 6—29.

52. Zunächst (V. 6—13) erinnert der Apostel, daß die Verheißung ihrem eigentlichen Sinne nach nicht den Juden überhaupt gelte, sondern einer Auswahl. Darum bleibe Gott wahrhaftig, trotz dem jetzigen Ausgeschlosseneyn der Juden im Ganzen vom Heile in Christo.—Nicht rede ich also, als wollte ich damit sagen, als hätte das Wort Gottes nicht zutreffen, als sey die Verheißung zu Nichts geworden. Es kommt darauf an, Wem sie galt. Und da ist nicht zu vergessen, daß nicht alle Israeliten (wahre) Israeliten sind, V. 6; auch nicht sind sie alle (wahre) Abrahamskinder, das sind nur die, die durch

* Zu Capitel 9 s. den Artikel im Kirchenfreund 1852, October und November, von Dr. Schaff.

Isaak von Abraham stammen, V. 7. Das meint, die Gotteskindschaft, das Eingerechnetseyn in die Verheißung beruht nicht auf natürlicher Abstammung, sondern zu ihr gehören nur die, auf welche die Verheißung sich wahrhaft bezieht, V. 8. Denn was zu Sarah gesagt war, war eine besondere Verheißung, V. 9. Der ganz freie Weg, den Gott nahm, zeigt sich besonders auch an dem Verhalten zu den Kindern Isaak's. Sie waren beide seine Kinder, beide noch nicht geboren, hatten noch Nichts, weder Gutes noch Böses, gethan. Da wird nicht Beiden, sondern, damit der frei wählende Wille Gottes, der nicht nach Verdienst auf unserer Seite fragt, sondern Gnade erweist, wo er will, gültig bestehn, dem Jüngeren die Verheißung, die Auszeichnung gegeben, wie das die Schrift deutlich sagt Mal. 1, 2, 3, V. 10–13.

53. Der Apostel weist den Einwurf ab, Gott sey darin ungerecht. Er bezieht sich dabei auf die Zeugnisse der Schrift, die von Gott als einem nach freier Wahl Handelnden reden (und wo kein Raum ist für Zweifel an seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit).—Fern sey von uns der Gedanke, Gott sey darum ungerecht, V. 14. Bei Moses finden wir, daß Gott es ausspricht als seine Sache, Wen er begnadigen, besonderer Liebe theilhaftig machen wolle, V. 15. Der Thatbestand also ist, daß es nicht auf unser Willen und Bemühen ankommt, sondern auf den durch keine Bedingung, die außer ihm wäre, gebundenen Liebeswillen Gottes, V. 16. Ebenso steht auf anderer Seite Pharaon, den Gott setzte zu einem Beispiel seiner Macht und zur Verherrlichung seiner selbst vor der Welt, als Zeugniß desselben unbeschränkten Waltens Gottes, V. 17. So manifestirt sich also Gott in Liebe und Ernst, welcher letztere an Pharaon's Verstockung erscheint, V. 18.

54. Dem Einwurf, daß bei diesem Verhältnisse sittliche Zurechnung unstatthaft seyn müsse, begegnet V. 19–21. Wolltest du sagen, dann ist Beschuldigung unbillig, weil der Wille des Menschen gebunden ist, V. 19, so vergiß nicht, o Mensch, wer du bist und was Gott ist, daß du es wagen solltest, ihm drein zu sprechen. Dazu hast du so wenig Recht, als das Gebild des Bildners ihn fragen darf: warum hast du mich so gemacht? V. 20. Er hat das Recht, das eine Gebild zu Ehren, das andere zu Unehren zu bestimmen, V. 21.

55. Was aber zunächst als Willkühr erscheinen könnte, dabei zeigt sich bei genauerer Erwägung ein fernerer, heiliger Zweck Gottes, V. 22, 23, die in Frageform stehen und die Antwort dem Leser überlassen. Gott trug Pharaon mit Geduld, Langmuth, und so auch andere Gefäße des Zorns. Aber das diente freilich zu herrlicherer Offenbarung seines heiligen Unwillens wider die Sünde und seiner Macht, V. 22. Auf der andern Seite tritt auch um so mehr in's Licht die Fülle seiner Herrlichkeit an den zur Verherrlichung Vorausbestimmten, V. 23.

56. Die A. T. Beispiele verallgemeinernd, wendet der Apostel das an ihnen erkennbare Gesetz göttlichen Waltens auf die Dekonomie des N. T. an, auf die zum Heil Erwählten aus Juden und Heiden, und zwar mit Belegen aus

dem A. T., V. 24–29. Als Gefäße der Gnade berief Gott auch uns, die Gläubigen in Christo, und zwar nicht nur aus den Juden, sondern auch aus den Heiden, V. 24. Darauf zielt das Wort Hos. 2, 23, V. 25. Darauf, was Jos. (10, 22, 23) ruft über Israel, daß, wäre ihre Zahl wie der Sand am Meere, der Rest, dem Gericht entrinnend, wird umkehren zum Heil; denn sein Wort vollendet und beschleunigt der Herr in Gerechtigkeit; die beschleunigte Verheißung wird er ausführen auf Erden, V. 27, 28. Und darauf bezieht sich auch das andere Wort des Propheten (Jos. 1, 9): Hätte uns der Herr Zebaoth nicht Saamen (den Rest, die Geretteten) übrig gelassen, wir wären wie Sodom und Gomorrha, V. 29.

B. Die Schuld liegt im Unglauben der Juden.

c. 9, 33–10, 21.

57. Auf die Heiden hat der Apostel schon V. 24 ff. hingewiesen. Jetzt stellt er sie den Juden gegenüber. Die Heiden erlangten Gerechtigkeit aus dem Glauben. Israel, obwohl ihm das Gesetz gegeben war, erlangte sie nicht durch das Gesetz. Es wollte aber den Weg des Glaubens nicht gehen, sondern beharrte beim Gesetz und nahm Aergerniß am Glauben, V. 30–33.—Was wollen wir nun sagen (zu dem von der freien Wahl Gottes Behaupteten)? Die Sache ist die, daß die Heiden, die (beim Mangel des positiven Gesetzes) nicht nach Gerechtigkeit strebten (wie die Juden), Gerechtigkeit empfangen, aber die, die nicht ohne Glauben, sondern aus Glauben kommt. Sie glaubten, V. 30. Israel, am Gesetz der Gerechtigkeit hängend, hat gerade das Gesetz der Gerechtigkeit nicht erlangt, d. h. Erfüllung des Gesetzes, welche Gerechtigkeit ist, V. 31. Der Grund davon ist sein Fehler, zu meinen, auf dem Wege der Gesetzeswerke sie zu erlangen, den des Glaubens verschmähend. Sie stießen an den Stein des Anstoßes. Da erfüllt sich das Schriftwort (Jes. 28, 16, 8, 14) von dem in Zion gesetzten Stein des Anstoßes, Fels des Aergernisses. Wer im Glauben auf ihn fest steht, wird nicht zu Schanden, V. 32, 33.

58. Noch ferner (c. 10) erläutert der Apostel den Fehler Israel's, den es in Verwerfung der Glaubensgerechtigkeit begeht, die sich uns frei, ohne Werk des Gesetzes anbietet, V. 1–13.—Herzlich und lebendig wendet sich der Apostel an seine Leser. Er wünscht und betet für Israel's Heil, V. 1. Denn das Zeugniß giebt er ihnen, daß sie zwar für Gottes Ehre eifern, nur nicht nach Maßgabe rechter Einsicht, V. 2. Der Grund davon ist, daß sie die Gerechtigkeit Gottes verkannten und im Streben, ihre eigene Gerechtigkeit zu statuiren, der von Gott gegebenen Gerechtigkeit sich nicht beugten, V. 3. Denn seit Christus Gerechtigkeit Gottes uns brachte, hat es mit Gesetz und Gesetzesgerechtigkeit ein Ende, so daß Jeder, der da glaubt, Gerechtigkeit erlangt, V. 4. Dafür zeugt auch das A. T. Moses schreibt von der Gerechtigkeit aus dem Gesetz (3. Mos. 18, 5), wer seine Forderungen hatte, dem werde das zum Leben gereichen, V. 5. Nun führt der Apostel die Gerechtigkeit aus Glauben

selbstredend ein und läßt aus 5. Mos. 30, 11–14 den Sinn hervortreten: Sage nicht bei dir selbst: Wer wird mir Heil von oben, vom Himmel her bringen? Als ob du Christum erst vom Himmel holen müßtest. Oder: Wer steigt in den Abgrund? Als ob nicht Christus von den Todten auferweckt wäre. Nicht also. Sondern ganz nahe ist das Wort, in deinem Mund und Herzen, nämlich das Wort vom Glauben, die Predigt von Christo, B. 6–9. So bekenne nur mit dem Munde Jesum als den Herrn, und glaube an ihn als den Auferweckten und du wirst Heil empfangen, B. 10. Denn auf die Bedingung des bekennenden, lebendigen Glaubens kommt es bei Gerechtigkeit und Heil an, wie das auch die Schrift sagt, cf. c. 9, 33. Und das ist gesagt von Allen ohne Unterschied, Juden oder Griechen; es ist über Alle Ein Herr, reich für Alle, die ihn anrufen, wie das (Joel 3, 9) die Schrift bezeugt, B. 11–13.

59. Zum Glauben muß vorausgesetzt werden die Verkündigung. Die ist geschehen reichlich, aber sie haben nicht glauben wollen trotz der Predigt. Dies ferner und abermals unter Belegen aus dem N. T. Erläuterung, warum Israel selbst Schuld hat, wenn es noch fern von der Gnade Gottes in Christo ist, B. 14–21. Wie sollten nun, die an Gott noch nicht glauben, ihn anrufen? Wie können sie glauben lernen ohne Verkündigung? Woher Verkündigung, ohne die zu diesem Zweck Gesendeten, deren herrlichen Beruf schon Jes. 52, 7 bezeichnet? B. 14, 15. Gepredigt ist worden; aber der Fehler ist, daß nicht Alle gehorchen, glauben, wie das auch schon Jes. 53, 1 ausspricht, B. 16. Dies bezeugt, daß Glaube kommt aus dem Vernehmen, welches wieder vom verkündeten Wort Gottes abhängt, B. 17. Daran aber hat es nicht gefehlt. Das kann man nicht einwenden. Denn allerdings zeugt auch dagegen schon das N. T., Ps. 19, 5, und redet von einer Verkündigung über die weite Welt hin, B. 18. Das aber blieb Israel nicht unbewußt. Schon bei Moses (5. Mos. 32, 21) und hier zuerst spricht der Herr, er wolle Israel auf die Heiden eifersüchtig machen, die doch nicht sein Volk seyen und nicht die Erkenntniß (Israel's) haben, B. 19. Und bei Jesaias (c. 65, 1) steht das starke Wort, daß Gott sich finden ließ von denen, die ihn nicht suchten, offenbar wurde denen, die nicht nach ihm fragten. Betreffend Israel, das Gottesvolk, heißt es, die Anklage gegen seinen Unglauben vollendend (Jes. 65, 2), daß Gott den ganzen Tag zu diesem ungehorsamen und widerstrebenden Volke seine Hände ausgestreckt habe, B. 20, 21.

C. Trost aus der Erfahrung der Gegenwart und der Hoffnung auf die Zukunft.

c. 11, 1–32.

60. Der Apostel hat von Israel's Unglauben geredet und denselben als eine Schuld auf Israel's Seite vor Gott erkennen lassen. Da liegt der Grund, warum Israel noch ferne ist von der (rechten) Gerechtigkeit. Das allgemein ausgesprochene Urtheil beschränkt er jetzt. Also steht es doch nicht mit dem ganzen Israel. Ueberhaupt hat Gott sein Volk nicht verstoßen. Da war und

da ist auch jetzt ein Rest, ein Theil Gläubiger nach Gottes gnädigem Willen. Die Uebrigen sind verstoßen, wie das das N. T. kräftig bezeugt, c. 11, 1–10.

61. Eine falsche Folgerung, die man etwa aus dem Bisherigen hätte machen können, daß nämlich Gott sein Volk verstoßen habe, mit Abscheu abweisend, erinnert der Apostel, daß er auch Israelite, daß ein Gedanke der Art bei ihm nicht möglich sey, B. 1. Das Volk, das Gott erwählt, hat er nicht verstoßen. Was aber das Verhältniß ist, macht die Geschichte des Elias deutlich. Der bringt schwere Anklage gegen Israel vor den Herrn (1. Kön. 19, 10). Ihm aber offenbart Jehovah, daß er sich in diesem gottlosen Israel 7000 gläubige Seelen habe übrig bleiben lassen (1. Kön. 19, 18), B. 2–4. Dies wendet der Apostel an auf die Gegenwart. Neben den vielen ungläubigen Juden ist ein übriger Theil gläubig nach göttlicher Gnadenauswahl, B. 5. Dies giebt dem Apostel Anlaß, jeden Gedanken an Werkverdienst auf Seiten dieser Gläubigen abzuweisen, wie das an sich im Begriff Gnade liegt, B. 6. Jetzt Zurücklenkung auf den Zustand des ungläubigen Israel's. Was Israel, das außer der Gnade stehende, sucht, Gerechtigkeit, hat es (auf seinem Wege) nicht erlangt. Die Auserwählten erlangten's (durch Glauben). Die Andern sind verstoßen worden, B. 7. Dafür giebt wieder das N. T. Zeugniß (5. Mos. 29, 3. Jes. 29, 10. Ps. 69, 23, 24), welche Stellen der Apostel auf Israel, das ungläubige, überhaupt bezieht. (Unwillkürlich faßt man diese Uebel als gerechte Strafe für gottwidriges Verhalten), B. 8–10.

62. Ein anderer tröstlicher Gedanke liegt darin, daß die Verstockung Israel's diente, das Heil den Heiden zu bringen, was wieder eine Rückwirkung zur Nacheiferung auf die Israeliten haben soll. Israel's erstes Recht, seine ursprüngliche Bestimmung zum Heil, bleibt. Aber Israel's Ausschließung um seines Unglaubens willen, und die Aufnahme von Heiden statt seiner mache die Heiden nicht stolz, sondern sie sollen sich hüten, daß nicht auch sie wieder abgethan werden. Auch kann's mit Israel anders kommen. Es kann glauben lernen und wieder zu Gnaden aufgenommen werden, B. 11–24.

63. Von Israel's Verstockung war die Rede. Jetzt die Frage, ob Israel gestraucht habe, damit solches Verderben über dasselbe komme? Nein. Nach Gottes Fügung ist Israel's Fehltritt, Unglaube, Mittel geworden, daß die Heiden Glauben und Heil fanden, um wiederum Israel zur Nacheiferung anzureizen, B. 11. Noch zu größerer Hoffnung steigt der Apostel auf in seinem Blick in die Wege der Vorsehung. Er parallelisirt Gegensätze. War Israel's Fehltritt Ursache des Reichwerdens für die Welt, sein Zukunftskommen Ursache des Reichwerdens für die Heiden, wie viel mehr muß seine Vollzahl (wenn sie eintritt) Gewinn bringen! B. 12. Dieser Gedanke begleitet den Apostel bei seinem Dienst unter den Heiden. Darum sagt er den Gläubigen unter diesen, er sey allerdings Heidenapostel und er strebe nach dem Ruhme seines Dienstes, ob er etwa Israel, sein Fleisch, anreizen könne zur Nacheiferung und Etliche von ihnen retten, B. 13, 14. Denn (cf. B. 12) hat schon Israel's Verwerfung der Welt Mittel der Versöhnung mit Gott werden müssen, was anders

als Aufleben von den Todten, völlige Erneuerung, wird sein Angenommenwerden bewirken, V. 15.

64. Die bereits angedeutete Hoffnung einer Umwandlung des noch ungläubigen Israels begründet der Apostel mit dem Gedanken, daß der hohe, herrliche Anfangspunkt Israel's Bürgschaft, Siegel der wohl temporair ver-schwindenden, aber endlich doch wieder hervortretenden Herrlichkeit Israel's sey. Darum nachher auch die Paränese an die gläubigen Heiden, V. 16–24. Israel's Anfang war heilig. Der Erstling vertritt das Ganze. Der Erstling vom Teige, wenn er rein, gut ist, heiligt die ganze Masse. Ist die Wurzel, der Ausgangspunkt gut, so sind's die daraus aufwachsenden Zweige, das Volk, das aus der alten Gottesverheißung sein Leben schöpft, seine Geschichte ableitet, V. 16. Etlliche Zweige wurden ausgebrochen. Du, Heide, wurdest als ein wildes Gewächs, wilder Delbaum, an ihrer Statt eingepfropft und nimmst Theil an der Wurzel und Kraft, Segen (Fett) des (zahmen) Delbaumes. So hast du keine Ursache zu stolzem Rühmen gegen die (ausgebrochenen) Zweige. Willst du dich aber rühmen gegen sie, so bedenke, daß nicht du die Wurzel trägst, sie trägt dich. (Du stehst als eingepfropft da auf dem Gebiet des N. T. Bundes und der Verheißung, gewissermaßen fremd, wo der Israelite natürliches Heimathrecht hat), V. 17. 18.

65. Nun im engen Anschluß an diese Gedanken die mehr paränetische Wendung.—Allerdings sind jene Zweige ausgebrochen worden, damit du, Heide, hineingepfropft, in die Gemeinschaft der göttlichen Heilsökonomie aufgenommen würdest. Sie waren ungläubig und darum wurden sie ausgebrochen. Du bist jetzt gläubig und darum stehst du. Das sey dir Warnung! V. 19. 20. Gott hat jener (aus der Wurzel entsprossenen) Zweige nicht geschont; er möchte auch dein nicht schonen, V. 21. Es ist hier zu lernen: Gottes Strenge an denen, die fielen (von ihrer ursprünglichen Höhe und Würde); Gottes Gütigkeit an dir, wenn du von der Gütigkeit nicht abweichst. Denn dann würdest du auch abgeschnitten, V. 22. Jene aber, wenn sie nicht im Unglauben beharren, mögen eingepfropft, in's (alte) Gnadenrecht eingesezt werden. Gott hat die Macht dazu. Das Factum selbst, daß die Heiden, das von Natur wilde Gewächs, aufgenommen wurden in die Heilsökonomie, wird dem Apostel Grund der Hoffnung, daß noch viel mehr die Israeliten, Zweige vom zahmen Baume, ihm, dem Heilsbunde, dem Gnadenreiche werden eingepfropft, einverleibt werden, V. 23. 24.

66. Zu freudigster Hoffnung erhebt sich der Apostel im Blick auf das vor seinem Auge enthüllte providentielle Walten, das alle Dunkelheiten über Israel, dem Volk der Wahl, in der Zukunft lösen wird. Die Verstockung Israel's, der Heiden Nutzen, bleibt nur, bis die Heiden das Heil gefunden haben. Dann wird auch für ganz Israel die Heilszeit kommen, nach N. T. Weisagung, V. 25–27. Denn obwohl es jetzt wegen seines Unglaubens in Feindschaft mit Gott steht, so bleibt es doch das Volk der Wahl, V. 28. 29. Auch die Heiden standen ja im Ungehorsam fern von Gott. Israel's Unglaube diente, sie in den

Gnadenbund zu bringen. So wird der Heiden Begnadigung wiederum dienen, dem jetzt ungehorsamen Israel Gnade zu vermitteln, V. 30. 31. Und schließlich spricht der Apostel das Geheimniß der Wege Gottes an den Menschen, an Juden und Heiden aus. Gott hat über Alle den Unglauben herrschen lassen, um an Allen seine Erbarmung zu manifestiren, V. 32.

67. Die schon in den vorangehenden Verfassungen ausgesprochene Hoffnung für Israel wird näher begründet, und zwar durch die Enthüllung eines noch nicht geschichtlich enthüllten Planes Gottes. Diese Enthüllung muß auch ein Motiv zur Demuth für die Heiden seyn, sie sollen nicht denken, Alles zu wissen. Verstockung wurde zum Theil das Loos Israel's, aber temporair, bis daß die Vollzahl, Menge der Heiden wird eingegangen seyn (in das Gnadenreich), V. 25. So zielt also Gott auf eine Rettung des ganzen Israel's hin, worauf auch deutet das prophetische Wort, Jos. 59, 20. 21. 27, 9, V. 26. 27. Diese Hoffnung geht dem Apostel hervor aus der Wahl Israel's zum Volke Gottes. In Beziehung auf ihren Unglauben zwar, in dem sie um der Heiden willen zu deren Vortheil stehen, sind sie Feinde, Gott muß sie als solche ansehen. Aber, auf das Erste, Ursprüngliche zurückgehend, die Wahl, so sind sie doch die Geliebten um der Väter willen; was diese Gott gewesen, was er ihnen geschenkt, kommt ihnen zu gut, V. 28. Denn betreffend seine Gnadenerweisungen und seine an Israel ergehende Berufung ist bei Gott keine Neue, Zurücknahme denkbar, V. 29. Auch die gegenwärtige wunderbare Führung der Heiden be-stätigt jene Hoffnung für Israel. Wie ihr Heiden auch vormals Gott ungehorsam gewesen seid, jetzt aber Erbarmen erfuhret durch den (gegenwärtigen) Unglauben Israel's, so wird andererseits auch der jetzige Unglaube Israel's aufhören; derselbe diente zu eurer Begnadigung, eure Begnadigung wieder zum Aufhören des Unglaubens bei ihnen, zu ihrer Begnadigung, V. 30. 31. Denn die große Absicht Gottes, da er Alle, Juden und Heiden, zusammenschloß unter den Unglauben, war, über Allen seine Erbarmung zu manifestiren, V. 32.

Schluf.

68. Die große Hoffnung aus der Enthüllung providentieller Liebesabsicht über Juden und Heiden ist ausgesprochen. Man wird versöhnt mit den Dunkelheiten des gegenwärtigen Entwicklungsganges des Reiches Gottes auf Erden. Da bricht der Apostel in eine die ganze Erörterung feierlich abschließende Lobpreisung der immer für uns in ihren Tiefen unerforschlich bleibenden Weisheit und Liebe Gottes aus, V. 33–36.—O tiefe Unergründlichkeit des Reichthums (wo keine Armuth an irgend Etwas ist wie bei uns) und der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unerforschlich sind seine Richtersprüche, unausspürbar seine Fügungen, die Wege, dadurch er zum Ziele kommt, V. 33. Denn es ist wahrlich, wie die Schrift sagt Jos. 40, 13. Hiob 41, 3, V. 34. 35. Der Mensch muß anbetend sich beugen im Gefühl seines Nichts vor dem, der der Urgrund, die Urkraft, das Urziel aller Wesen und Dinge ist. Ihm Ehre in Ewigkeit! Amen, V. 36.

Die Jesuiten in Berlin.

Von
G. Schweder,
Archidiaconus an St. Nicolai.

(Aus der „Protestantischen Kirchenzeitung“.)

Ob schon vor dem Maimonat 1858 Mitglieder der Gesellschaft Jesu in Berlin gewesen sind oder nicht, das ist von keiner wesentlichen Bedeutung. Daß sie jetzt in öffentlicher Thätigkeit, eine Mission in der wichtigsten protestantischen Stadt Deutschlands, in der Hauptstadt des Königreichs Preußen, abzuhalten hergesendet worden sind, das ist dagegen ein sicheres Anzeichen von herannahenden wichtigen Ereignissen. Wenn sie nun in dieser Sendung auftreten und ohne Hindernisse thun dürfen, was ihnen gut und angemessen scheint, so halten wir dies für ein bedeutsames Merkmal entweder von arger Sorglosigkeit, in der sich der Protestantismus befindet, oder von großartiger Ruhe und Entschlossenheit, mit welcher er den Angriff des mächtigen Gegners erwartet. Vielleicht hat beides dazu mitgewirkt, den Jesuiten Kanzel und Altar in Berlin zu öffnen. Mag dem seyn, wie ihm wolle, so ist es jedenfalls gut, so lange sie sich nur auf kirchlichem Gebiete bewegen und nicht in die Staatsrechte eingreifen, keinerlei äußerliches Hinderniß ihnen in den Weg zu legen, hinter keinem Polizeiverbot sich zu verstecken, keine Staatsgewalt als schützenden Schild vorzustellen, sondern dem angreifenden Feinde entschlossen die Brust entgegenzuwerfen und zu erwarten, wenn Gott den Sieg verleihen werde. Mit dem Erscheinen der Jesuiten in Berlin soll wahrscheinlich der von der römischen Kirche schon lange verkündigte Entscheidungskampf „auf dem märkischen Sande“ ernstlich anfangen, sie will den Protestantismus in seinem Herzen angreifen. Sie hält diese Zeit, da die reactionaire Strömung, welche der Revolution von 1848 nachgefolgt ist, noch in vollem Fluß sich befindet, für die geeignetste zu ihren Zwecken. Sie ist sich dessen bewußt, daß sie aus der scheinbar vernichteten Revolution die reichste Siegesbente davon getragen hat. Sie steht in äußerlicher Einheit fester als je; kein Gallikanismus, kein Jansenismus, kein Hermetismus, keine Günther'sche Philosophie, keine Baader'sche Theosophie, kein Deutschkatholicismus stört sie jetzt in ihren Absichten; keine bischöfliche Aristokratie erhebt sich wider die päpstliche Allmacht, da das Bisthum im Ultramontanismus einig geworden ist; da es den niederen Klerus und die Schulen in scharfe Disciplin genommen hat; da es gelungen ist, zahlreiche Klosterstiftungen zu machen, in vielen Laien einen Feuerzeifer für die Kirche zu erwecken, um dem italischen Bischof von Rom seine Macht in Deutschland widerzugeben; da der Widerstand der Staatsregierungen, seyen sie nun ganz oder überwiegend katholischen oder protestantischen Bekenntnisses, gegen die Anforderungen der hie-

rarchischen Consequenz und Kühnheit ein sehr schwankender und nachgiebiger ist. Was bleibt also noch zu thun übrig, als die große protestantische Kezerei entschlossen anzugreifen, sie wo möglich in ihrer Uneinigkeit und Wehrlosigkeit über den Haufen zu werfen und den Statthalter Christi zu Rom wieder zum Herrn der Welt zu machen?

Hier höre ich im Geiste zahlreiche Stimmen sich erheben: „Paule, du rasest!“ u. s. w. Was ist das für ein athemloses Eifern wegen der Erscheinung etlicher Patres des Jesuitenordens bei der katholischen Gemeinde in Berlin, die seit länger als einem halben Jahrhundert besteht und aus vielen Gründen in neuerer Zeit ansehnlich gewachsen ist? Bedarf sie, bedürfen nicht die katholischen Gemeinden, welche in den letzten Jahren in den kleinen Städten rings um Berlin entstanden sind, der Mission zur Stärkung in sich selbst? Und wenn sich viele Protestanten zu den Jesuitenpredigten drängen, wer zwingt sie, wer will ihnen wehren? Und nun diese wenigen Männer! Predigen sie nicht in ruhiger Weise, mit feiner Beredsamkeit, der modernen Bildung Rechnung tragend bis zu einer stark rationalistischen Färbung? Behandeln sie nicht in ihren Predigten moralische Wahrheiten, ohne bedeutend in die katholische Dogmatik einzugehen und fern von aller Polemik gegen die protestantische Lehre? Zeigen sie nicht ihre Pastoralklugheit darin, daß sie den verschiedenen Ständen, Altern und Geschlechtern Anweisung zum sittlichen Wandel und kirchlichen Verhalten geben, laden sie nicht die katholischen Christen sanftmüthig und wirklich mit geringen Leistungen sich begnügend zur Beichte ein, freilich wohl als zu dem einzigen Mittel, um die Sünde und ihre Verdammniß los zu werden? Und wenn nicht hier und dort eine Wundererzählung von der heil. Jungfrau oder etwas Aehnliches mit unterliese, so würde man gar nicht errathen können, daß dies Predigten aus dem Munde katholischer Priester sind. So haben sie sich anderwärts auch gezeigt, man hat gehört, daß sie dieselben Gegenstände in derselben gemessenen Weise behandelt haben—wo ist denn hier etwas besonders Feindliches und Gefährliches zu finden?

Aber so steht die Sache nicht und Niemand lasse sich von der Weise, wie der Kampf eingeleitet wird, über die Art desselben täuschen. Ein Jesuit kommt nie allein, thut nichts aus sich selbst und nach eigenem Ermessen; er hat sich und seine ganze Persönlichkeit dem Orden geopfert, lebt nur in diesem, für diesen, ist in der Hand seiner Vorgesetzten wie ein „todter Leichnam“. Gehorsam ist seine einzige Pflicht. Die Organisation des Ordens ist bekannt in ihrer bewunderungswürdigen Consequenz und Klugheit, wodurch jedes Glied an seine Stelle gesetzt ist, nur zu thun, was ihm geboten ist und nur so es zu thun, wie es ihm geboten ist, so daß alle Fäden der gesammten Thätigkeit in den Händen des Ordensgenerals zusammenlaufen, daß alle Antriebe und Unternehmungen nur von ihm, von Rom ausgehen und geleitet werden. In Rom hat man geboten, daß diese Ordensglieder jetzt in Berlin, daß sie so auftreten, wie sie es thun; in Rom wird man dafür Sorge tragen, daß sie nicht umsonst gesendet werden. Und ihre Sendung ist nicht blos zu Gunsten der Hiesigen und benach-

barten Katholiken, sie ist auch gegen die Protestanten geschehen, sonst wären nicht Jesuiten geschickt worden, zu deren drei Mönchsgelübden der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams noch das vierte hinzukommt, der unbedingten Dienstbarkeit gegen den Papst. Sie sind noch nie anders unter den Protestanten erschienen, als um mit den verschiedensten Waffen, wie sie eben Zeit und Gelegenheit darbietet und forderte, gegen den Protestantismus und für die allein seligmachende Kirche zu streiten. Der Jesuit, als der unbedingte Diener des äußerlichen Kirchenthums, der Autorität der Kirche als göttlicher Institution, die allein das Heil hat und durch den Priester verwaltet, ist der radicale Gegensatz gegen den Protestanten, der durch den Glauben allein an die Gnade Gottes in Christo, also nur als eine sittlich-religiöse selbstständige Persönlichkeit durch die freie, innerliche Aneignung des Heiles, seiner Seligkeit gewiß ist und keinen andern Mittler kennt als Christum.

Wer also die Bedeutung erkennen will, die den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu beizumessen ist, der darf nie auf die einzelne Persönlichkeit und ihr Thun oder Lassen den Blick beschränken. Will er erfahren, welcher Zweck die Jesuiten nach Berlin getrieben habe, so muß er die Ordensbrüder in ihrer Wirksamkeit auch vor Augen haben, z. B. bei der heil. Linde in Ostpreußen, wo sie das Proselytenmachen unter der verarmten protestantischen Jugend in's Große treiben, und in den überwiegend katholischen Gegenden in Posen, Schlesiens, Westphalen, wo sie gegen Katholiken und Protestanten nicht so leise auftreten, als hiesigen Ortes. Er muß über die östreichische Grenze schauen und dort das neue Concordat bei seiner Handhabung unter der Leitung der Jesuiten betrachten, er darf die scharfen Kämpfe in der oberrheinischen Kirchenprovinz nicht übersehen, er muß das Treiben der klerikalen Partei in Belgien beachten und die Kundgebungen der ultramontanen Zeitschriften in Frankreich, den „Univers“ an der Spitze, wohl beherzigen. Er darf die Reaction des Puseyismus und Katholicismus in Großbritannien nicht vergessen, muß zu erforschen suchen, welche Früchte die Macht der Jesuiten in der katholischen Schweiz, in ganz Italien und Spanien, in Südamerika getragen hat, wie sie in den Missionen, im Morgenlande verfahren, wie es in Rom selber, dem Mittelpunkte aller ihrer Bestrebungen, aussieht, damit er nach des Heilandes Ausspruch an ihren Früchten sie erkenne. Nur der Ueberblick über die Wirksamkeit auf dem ganzen Ordensgebiete giebt einen sicheren Aufschluß über den Anfang, der in Berlin gemacht wird und über das Ende, zu welchem er führen soll. Und wer recht sicher werden will, der blicke in die Geschichte der Vergangenheit, etwa des dreißigjährigen Krieges, der Religionskämpfe in den Niederlanden und in Frankreich, der lese Pascal's Provinzialbriefe oder Ellendorf's Buch über die Jesuiten (beide gehören der katholischen Kirche an). Denn der Orden ist noch derselbe; Papst Ganganelli ging unter, der den Orden aufhob, der Orden wurde aber in Wahrheit nicht aufgehoben. Er tauchte nur unter, als der Strom des Lebens gegen ihn war, er tauchte wieder auf, sobald er von günstigerer Strömung getragen wurde.

Also der Anfang ist gemacht, das Ende, wohin er führen soll, ist jedem klar, der offene Augen hat, Hierarchie, römische Kirchenherrschaft um jeden Preis, mit jedem Mittel. Wie steht es nun um das Gelingen? Die Lage der Dinge muß in Rom große Hoffnungen erweckt, man muß erkannt haben, daß der günstige Augenblick gekommen sey. Denn Rom übereilt sich nie, es weiß zu warten, scheinbar nachzugeben, wie es festzuhalten und vorzuschreiten weiß; in der Politik, kirchlich und staatlich, ist es unübertroffen. Prüft man die Lage des Protestantismus in Deutschland mit unbefangenen Blicke, so findet man so viele Zeichen seiner Schwäche und Gefährdung, man findet ihn von vielen Seiten her so gehindert und gebunden, daß er noch nicht einmal überall seines Princip's sicher ist, also noch weniger die richtige Gestalt zur freien Entfaltung seiner Kraft und Wahrheit gewonnen hat. Während der Katholicismus seine Kraft und Einheit in dem fest geschlossenen Priestertum besitzt und die Hierarchie eigentlich die über den Gläubigen stehende Kirche bildet, ist es dem Protestantismus wesentlich, die Kirche nur als die Gemeinde der Gläubigen zu fassen, also in der Gemeinde seine Kraft und die gesunde Entfaltung seines eigenthümlichen Lebens zu besitzen. Darin stimmen alle Reformatoren und Luther voran so entschieden überein, daß es nicht nöthig ist, deswegen noch eine Beweisführung anzutreten. Möge statt derselben hier nur der einzige Ausspruch Luther's angeführt werden: „Kirche hin, Kirche her; nicht die Kirche, sondern Christus ist die Wahrheit. Nicht der Gehorsam gegen die Kirche, der Glaube an Christus rechtfertigt vor Gott... Die Kirche ist Gemeinde, versammeltes Volk, das heilige christliche Volk, das da gläubet an Christum und das den heiligen Geist hat, die heilige Christenheit.“ Nun aber beweiset die bisherige Geschichte des Protestantismus und der evangelischen Kirche, daß wohl Staats- und Kirchenregiment, daß der geistliche Stand zu Recht und Wirksamkeit gekommen, die Gemeinde aber namentlich in dem lutherischen Theil der evangelischen Kirche leer ausgegangen sey. Ja es beweiset die Geschichte auch, daß in Folge der mangelhaften Durchführung des evangelischen Gemeindeprincip's und des dadurch gefälschten Begriffes von der Kirche zu Zeiten immer wieder der katholische Kirchenbegriff, wenn auch nicht in ganzer Vollständigkeit, hervorgetreten ist und zwar jetzt in einem Umfang und mit einem Eifer vertheidigt wird, wie noch nie.

Bei der Erscheinung der Jesuiten in Berlin, d. h. bei der Eröffnung des positiven Kampfes der römischen Hierarchie gegen den Protestantismus in einem Hauptlager desselben, sind natürlich, veranlaßt durch die eingenommene hervorragende Stellung dieser Partei, alle Blicke auf sie gerichtet und jedermann fragt: Was werden sie thun zur Sicherung des protestantischen Glaubens und Lebens; werden die ausgesprochenen Sympathien für Katholicismus und Jesuiten sie weiter hinüberziehen, oder werden sie, da es nun das Handeln von Angesicht zu Angesicht, da es nicht blos Reden und Schreiben, sondern da es Thaten nach Pflicht und Gewissen vor Gott und Menschen gilt, werden sie nun mehr beherzigen, was da scheidet und mit entschlossenem Muthe für die

evangelische Glaubensgemeinschaft eintreten? Werden die Gemeinden ihrem Ruf, ihrer Leitung folgen? Ein unparteiischer Mann, der diesen in lutherischen Confessionseifer gehüllten Katholicismus in ganz Deutschland beobachtet hat, nannte ihn eine „Predigerkrankheit“, welche von den Gemeinden nicht geheilt werde. Schwierig ist die Lage des neuen Lutherthums. Mit so anhaltendem Feueereifer hat es gegen den Nationalismus gestritten und nun kommen die Jesuiten und bringen ihn wieder heran, nicht ohne Absicht, da es sich von diesem Standpunkte aus so gemüthlich und faßlich zu der oberflächlich aufgeklärten Menge reden läßt, die am Ende lieber von den Jesuiten sich sagen läßt, was ihr gefällt, als daß sie den eigenen Predigern bei deren Schelten darüber stillhalten sollte. Wird unser orthodoxes Lutherthum auch gegen den Nationalismus losbrechen, der von den Jesuiten als bahnmachendes Mittel für den orthodoxen Ultramontanismus gebraucht wird, oder nicht? Wird es stillschweigend gelten lassen, daß die Beichte vor dem Priester das einzige, aber leicht zu gewinnende Hülfsmittel gegen die Sünde sey, daß es nur auf die Beichte der Todsünden, nicht der läßlichen, ankomme, oder wird es sich auf sein Grundprincip der Gerechtigkeit aus dem Glauben allein besinnen, es ernstlich lehren und verfechten, dann aber auch den bisher gehegten katholischen Sympathien, namentlich seinem großen Eifer für die Privatbeichte, für den Vorzug der Liturgie und der Sacramente vor der Predigt des Wortes, für die göttliche Autorität des Amtes, wie es gar nicht anders seyn kann, Valet sagen und sich wieder voll und ganz auf den Protestantismus mit allen seinen nothwendigen Folgerungen stellen? Eine Prüfung der Geister, eine Sichtung vieler Unklarheiten halte ich für ein willkommenes Ergebnis, das uns vielleicht bevorsteht. Es wird nicht möglich seyn, nach katholischen Grundsätzen die Kirche zu bauen und ihre Verfassung zu ordnen und sie nur durch einen protestantischen Lehrbegriff vor dem Uebergewicht des Romanismus zu schützen. Denn wie leicht das Dogma überwunden und der Schritt in den vollen römischen Katholicismus gethan wird, das haben Beispiele sehr eifriger Neulutheraner gelehrt. Es wird eben so unmöglich seyn, zum entschiedenen Protestantismus sich zurückzuwenden, ohne die katholisirende Anschauung von der Kirche aufzugeben und das gemeinsame evangelische Leben auf die protestantische Lehre von der Gemeinschaft der Gläubigen zu gründen; Entschiedenheit ist die Grundbedingung für Sicherheit des Bestehens und Gedeihens, das Hinken auf beiden Seiten geht auf die Länge nicht an.

Können wir um der zu hoffenden Entscheidungen willen das schärfere Andrängen der römischen Kirche willkommen heißen, so werden diejenigen unter uns, welche mit Bewußtseyn und Ueberzeugung der Union zugethan sind oder der reformirten Kirche angehören, nicht mit Besorgniß in den Streit treten, da in ihnen das protestantische Princip lebendig, die Gewißheit, in der Gemeinde der Heiligen zu stehen, rege ist, da ihnen die Predigt des Wortes, das den Glauben weckt und nährt, das Zeugniß der Schrift, welches wider Menschenfassung und Autorität streitet, das Bewußtseyn der durch Christum, sein Ewan-

gelium, seinen heiligen Geist erleuchteten und geheiligten sittlichen Persönlichkeit, solch' eine geistige Macht verleiht, daß sie getrost Alles hoffen und wagen dürfen, was zur Abwehr der herandrängenden Kirchenmacht, zur Vertheidigung der evangelischen Glaubensgemeinde dient. Aber ist nicht gerade die Gemeinde in einem hohen Grade zerfloßen und der Kirche entfremdet, ist nicht in einem großen Theile derselben das religiöse Bewußtseyn, die Kenntniß der Glaubenswahrheiten, die Ehrfurcht und Liebe zur heiligen Schrift, das Verlangen nach den Sacramenten, der Zusammenhang mit den Dienern des göttlichen Wortes verloren gegangen; herrscht nicht, wo noch nicht völliger Unglaube die Seelen gefangen genommen hat, in der Laienwelt die von christlichen Elementen entblößte Aufklärung oder im besten Falle der Nationalismus, von dem doch schon seit Jahren die Rede ging, daß er überwunden und zu Grabe getragen sey?

Das sind gewichtige Einwürfe, sie deuten auf eine andere schwache Seite der evangelischen Kirche hin, sie legen uns die verhängnißvollen Folgen davon zu Tage, daß die Reformation nicht zu der vollen Ausprägung ihrer Grundsätze, die evangelische Kirche nicht zu der Ausbildung der Gemeindeordnung und Kirchenverfassung gelangt ist, in der sich ihr Gemeindeleben voll und rein entwickeln konnte. Zugleich finden wir hier eine Andeutung, daß der Boden sorgfältig geprüft worden ist, auf dem die Jesuitenmissionaire auftreten sollten; wir sehen, warum sie Reden von allgemein moralischem und Aufklärung athmendem Inhalt geben, als wären sie dem Katholicismus wesentlich eigen. Man ist zu der Vermuthung berechtigt, als sollten sie Gegenstücke der eifrigen Strafreden seyn, die neuerdings so oft von evangelischen Kanzeln ertönt sind, und als sollte die Probe gemacht werden, welche von beiden mehr Anklang in der Menge des Volkes finden würden. Mügen nun aber auch die Zustände noch so ungünstig seyn, so hindert dies nicht, uns auf das protestantische Gemeindeleben zu berufen. Und haben wir uns die vorhandenen Schattenseiten in demselben nicht verschwiegen, so können wir auch um so gewisser von den Lichtseiten reden. Blicken wir zuerst auf die untersten Schichten des Volkes, so bieten sie uns wie überall viel Trauriges an Sünde und Elend, an Noth und Unwissenheit, an leicht aufstobenden Leidenschaften, an Bitterkeit über ihr Geschick, an stillem Neid und Haß gegen die anscheinend Glücklicheren dar. Es ist eine Menge, die eben so leicht von jeder aufregenden Partei zu einem Hoffanna wie zu einem: Kreuzige ihn! zu bewegen ist. Einzelne, hin und wieder Familien, werden, wenn mancherlei Einflüsse wirken und mancherlei Mittel verwendet werden, sich dem herannahenden Katholicismus zugänglich zeigen, die größere Menge aber dennoch nicht. Der thut sehr unrecht, der die große Volksmenge nur als Pöbel verwerfen, nur als eine willenlos hin- und hergeworfene Masse betrachten will, in der gar kein Geist, kein sittlicher Halt, kein Interesse über das rohe Fleisch hinaus zu finden wäre. So gut die katholische Tradition im Volksleben von Geschlecht zu Geschlecht geht, thut es die evangelische auch und sie haftet fest als Volksgewohnheit und Sitte, sie hat ihre sichereren Handhaben und Mittel, an denen sie hält und weiter geht. Da sind Lieber,

Bibelsprüche, Katechismusstücke, Gebete, Sprüchwörter, bisweilen eine ganz biblisch gefärbte Anschauung und Sprache, da sind die Erinnerungen aus der Familien-, Orts- und Staatsgeschichte, die noch von Geschlecht zu Geschlecht gehen, in denen sich des Volkes Sinn und Weisheit kund giebt und die es nicht mit dem Ave Maria und Heiligenlegenden vertauscht. Da ist innerhalb des schwer geprüften, politisch und kirchlich so zerrissenen deutschen Volkes in den alten preussischen Provinzen ein Volkscharakter durch eine in Wachstum und Niederlagen großartige Geschichte ausgeprägt worden, der sich besonders an den großen Kurfürsten, Friedrich II., Friedrich Wilhelm III. als hervorleuchtende Führer heftet. Und diese Geschichte ist durch und durch protestantisch, die Feinde, welche bekämpft werden mußten, waren katholisch, das Papstthum ist stets wider Preußen, die großen Fürsten Preußens sind stets energische Vorkämpfer und Beschützer des Protestantismus gewesen. Dies ist Volksgefühl, lebensvolle Eigenthümlichkeit, wenn auch viele nichts Genaueres davon wissen, und es läßt sich durch Nichts wenden oder unterdrücken. Staat und Volk in Preußen behält seinen protestantischen Ursprung und Charakter, obgleich es jetzt mehr als ein Drittel katholischer Genossen hat. Es erwächst ihm daraus nur die hohe und bei dem gegenwärtigen Streben des Katholicismus nicht leichte Aufgabe, den katholischen Glaubensgenossen im Lande gerecht zu werden, ohne die römische Hierarchie mit ihren ungemessenen Ansprüchen eine zweite fremde Macht im Staate werden zu lassen, ohne den eigenen Charakter zu verlieren, ohne den evangelischen Unterthanen, der Freiheit und Sicherheit der evangelischen Kirche etwas zu vergeben. Dieses Preussenthum, das seine geschichtliche Berechtigung in der Entwicklung des deutschen Volkes hat, nur daß es nicht in eine schroffe und hochmüthige Einseitigkeit gegen die andern Volksstämme umschlagen darf, ist so sehr mit dem Protestantismus verwebt, ist seit zweihundert Jahren so sehr die Stütze des deutschen Protestantismus, hat seitdem so viele Kämpfe gegen den Katholicismus zu bestehen gehabt, daß eine Neigung für denselben in den preussischen Stammländern nur vereinzelt und vorübergehend erscheinen, in Berlin wohl schwerlich feste Wurzeln fassen kann.

Sollte aber der in den Mittelständen so allgemein verbreitete Rationalismus, an den sich die Jesuitenpredigt besonders zu wenden scheint, ihren Zwecken, vorläufig ein günstiges Vorurtheil für den Katholicismus zu erwecken und auch wohl einige Proselyten zu machen, in gemischten Ehen die Erziehung der Kinder im Katholicismus zu erlangen, nicht förderlich seyn? Die Möglichkeit läugnen wir nicht, wohl aber müssen wir einen großen Erfolg bezweifeln. Was uns von Eindrücken der Jesuitenpredigt auf Protestanten zu Ohren gekommen ist, ist dies: Etliche erwarteten interessante Neuigkeiten zu hören, fanden sich getäuscht und gingen unbefriedigt davon. Andere wunderten sich, dort auch zu hören, was ihnen bekannt und genehm war und sind von der katholischen Predigt wider Erwarten zufrieden gestellt worden. Die Urtheile erfahrener und einsichtsvoller Protestanten übergehe ich, weil sie ein jeder sich selbst denken kann. Auffallend ist aber sogleich für jeden aufmerksamen Beobachter die Zu-

sammenhangslosigkeit der Predigten aufgeklärten Inhaltes mit denen, wo die eigentliche Anforderung des katholischen Priesters hervortritt, wenn er z. B. die Beichte als einziges Hülfsmittel gegen die Sünde hinstellt, zur Generalbeichte der Todsünden mit Uebergehung der läßlichen dringend und freundlich auffordert und es für das Beste erklärt, das Gewissen und die Führung desselben ganz in die Hand des Priesters zu geben, weil alsdann alle Verantwortung für das Seelenheil des Beichtkinds ganz auf den Priester und die Kirche übergehe. Ob diese Forderungen und Zusagen bei den katholischen Christen vertrauenden Gehorsam finden, haben wir nicht zu untersuchen. Dem Protestanten, mag seine Aufklärung und sein Rationalismus ihm noch so wenig von dem positiven Inhalt des Evangeliums übrig gelassen haben, wird diese Sicherstellung durch die Vermittelung des Priesters schwerlich zusagen. Denn immer wird ihm noch das Bewußtseyn bleiben, daß er eine sittliche Persönlichkeit sey, welche in ihrem Gewissen mit allem Thun und Lassen vor Gott und Menschen verantwortlich ist, welcher also auch kein Mensch und keine menschliche Institution die Schuld und das Gericht abnehmen könne, sondern nur Gott allein. Immer wird sich sein Inneres dagegen sträuben, durch die Leitung des Priesters zu werden, was dieser Priester selbst ist, wenn er dem Jesuitenorden angehört, ein willenloses Werkzeug in der Hand des Oberen. Denn ein Oberer wird der Priester jedem, der sich zur Ohrenbeichte entschließt; indem er die Kenntniß aller Thatfachen des Lebens erhält, welche der Mensch sich anrechnet, ist ihm auch der Ueberblick über das ganze Leben, durch die verweigerte oder ertheilte Absolution, durch die aufgelegten Bußen und ertheilten Rathschläge die Gewalt über das ganze Leben übergeben. Um dieses Opfer zu bringen, dazu gehört die Geburt und Erziehung innerhalb des Katholicismus, oder eine so überschwängliche poetische Auffassung desselben, daß sie in unserem kühlen Norddeutschland wohl nur zu den Seltenheiten gehören wird. Der principielle Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten ist zu groß. Jene sind lebenslänglich von ihrer Kirche angeleitet worden, ihr irdisches Leben mit allen seinen Gütern und Gaben der Kirche, d. h. dem Priesterthum zu opfern, damit diese zum Lohn dafür ihre ewige Seligkeit vermittele. Die Protestanten aber sind berufen, das durch Christum auf Erden offenbarte Reich Gottes unter seiner durch den Glauben gewonnenen Mittlerschaft allein zu suchen und ihm in sittlicher Selbstständigkeit und Freiheit zu dienen, weil solcher Treue dann von selbst die Frucht des seligen Lebens, hier im Glauben, dereinst im Schauen nachfolgen wird.

Und bietet denn die Gemeinde der Gläubigen außer dem in kirchlichem Zusammenhang bewahrten Rest nur das Bild der Zerfahrenheit und des verfallenen Glaubens dar? Ich kann mich davon nicht überzeugen, sondern im Gegentheile trägt die neuere Geschichte des religiösen und kirchlichen Lebens innerhalb des Protestantismus so viel Spuren von der wachsenden Lebendigkeit der Gemeinde an sich, von der still aber unaufhaltsam sich stärkenden Bedeutung derselben, obgleich ihr die Organisation zur Erweisung ihrer Kraft so sehr fehlt und die Anerkennung ihres Rechtes und Werthes ihr so hartnäckig

versagt wird, daß wohl das Herannahen der Zeit außer Zweifel steht, wo sie mit entscheidender Kraft die Hindernisse ihrer reichen Lebensentfaltung besiegen wird. Während der Gemeinde noch die Verfassung fehlt, welche sie berechtigt und befähigt, ihr Kirchen-, Schul- und Armenwesen selbstständig zu verwalten, ist es doch Thatfache innerhalb der ganzen evangelischen Christenheit, daß christliche Liebeswerke jeder Art, von kleinerem oder größerem Umfang anders gar nicht mehr in's Werk gesetzt werden können, als mit Hülfe der Gemeinden, und bei mangelnder Organisation derselben durch Vereine. Die freiwilligen Vereine sind ein höchwichtiges cultur- und religionsgeschichtliches Element der neueren Zeit geworden, ihre Thätigkeit erstreckt sich auf alle Gebiete des Staates, der Kirche, der Kunst und Wissenschaft und des gesellschaftlichen Lebens. Sie treten überall ein, wo die vorhandenen Formen und Mittel des Staates, der Kirche, der einzelnen Glieder der Gesellschaft nicht ausreichend sind, dringenden Zeitbedürfnissen zu genügen, sie bieten ihre freie Hülfe dar, wo ein Gebot nicht gegeben, eine Zwangspflicht nicht aufgelegt werden kann. Aus der mangelhaft organisirten Gemeinde treten sie als Organisationen zum zeitlichen Nothbehelf hervor und je mehr sie sich bilden, je vielfacher sie in die verschiedenen Lebensgebiete eingreifen, desto nothwendiger werden sie, desto sichtbar werden aber auch die Mängel, welche in ihrer Vereinzelung liegen, die sich selbst bis zur gegenseitigen Behinderung und Verfeindung steigern können, desto unabwiesbarer drängt sich das Bedürfnis der einheitlichen Organisation zu einem umfassenden Gemeindeleben mit seinen Thätigkeiten auf. Wir lassen alle anderen Vereine unberücksichtigt und sehen nur auf die protestantisch-religiösen in ihrer Stellung zum Katholicismus. Dieser fordert, daß die gläubigen Christen im Gehorsam gegen den Priester, dieser gegen die Autorität des Bischofs, dieser wiederum gegen die Autorität des Papstes untergehe, so daß es eigentlich in der ganzen Christenheit nur einen absoluten Willen, den päpstlichen, geben, das ganze Christenthum in dem Papstthum aufgehen soll. Der protestantische Verein dagegen ist das freie Einswerden von Christen, welche durch einerlei Geist und Ueberzeugung getrieben irgend ein Liebeswerk gemeinsam in die Hand nehmen und es nach den Regeln auszurichten suchen, die sie selbst dafür aufgestellt haben. Hier tritt uns der Gegensatz der absoluten Gebundenheit, die alles Leben nur zu einem Institut des äußerlichen Kirchenthumes versteinert, und der individuellen, persönlichen Freiheit in Glauben und Liebe entgegen, welche was sie als einen Gotteswillen innerlich empfangen hat, in gemeinsamer Thätigkeit in's Werk setzen will. Es begegnen sich also das katholische und das evangelische Lebensprincip, durchkreuzen einander, gerathen öfters in entschiedenen Widerstreit. Der Katholicismus ist alt und seine Organisationen fest und einheitlich; das evangelische Vereinsleben ist noch jung, seine Organisationen sind sehr mannichfaltig, beweglich, unabhängig. Wo ist nun die größere Kraft im Wirken? Denn auch hier gilt ja die untrügliche Regel des Herrn: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

Ich wähle zuerst die Bibelgesellschaft, jedoch nicht in ihrer einheimischen und beschränkten Thätigkeit, wie wir sie kennen, sondern in ihrem die ganze Erde und alle Völker und Sprachen umfassenden Wirken, wie es von London ausgeht. Sie beruht nur auf freier Vereinigung und hat nur die Mittel, welche ihr freiwillig zur Ausbreitung der heiligen Schrift in allen ihr zugänglichen Sprachen dargeboten werden. Unter den evangelischen Christen ist die Schrift Bedürfnis der Gemeinde und jedes Einzelnen, für die Belehrung und Befehrung der Ungläubigen ist sie der evangelischen Mission absolut nothwendig; denn der Glaube kommt aus der Predigt, das Predigen durch das Wort Gottes. Das katholische Priestertum ist dagegen principieell ein Feind der Schrift in den Händen der Laien, gestattet sie seinen eigenen Mitgliedern auch nur in beschränktem Maße und unter autorisirter Auslegung. So mußte denn der schon ein halbes Jahrhundert dauernde Kampf zwischen der Hierarchie und der Bibelgesellschaft ausbrechen. Wohin neigt der Sieg, zu dem Papste, der die Bibelgesellschaft verflucht, zu den Priestern, die tausend Bibeln wegnehmen, zerreißen, verbrennen, während die doppelte und dreifache Zahl ihnen verborgen in den Händen ihrer eigenen Weichkinder bleibt, oder zu der evangelischen Gesellschaft, welche nicht müde wird, das Wort Gottes zu verbreiten? Kaum kann man anders sagen als: Noch ein halbes Jahrhundert treuer Bibelverbreitung, und die heilige Schrift entscheidet über Alles in der Christenheit, auch über die Hierarchie. Da ist die evangelische Mission, die nicht den Vortheil der Bibelgesellschaft besitzt, einheitlich nach festen Statuten geleitet zu werden, sondern nach Confessionen und Localitäten gespalten ist. Vergleicht man die Früchte der noch so jungen und durch Trennungen geschwächten evangelischen Mission mit denen der um Jahrhunderte älteren, von dem Centralpunkte Rom aus geleiteten, mit reichen Mitteln versehenen katholischen Mission, bedenkt man, daß mit dieser zugleich das Sclavenjoch auf die Heiden geworfen und festgehalten wurde, während jene mit der Predigt des Evangeliums zugleich unablässig das Wirken für die Aufhebung der Sclaverei verband, während sie ganz neue Culturzustände in Afrika und auf vielen Inseln des Weltmeeres hervorgerufen hat, so berechtigt der Anblick dessen, was geschehen ist, zu der vollen Hoffnung, daß diese aus der evangelischen Gemeinde hervorgegangene Mission eine große Zukunft vor sich habe, zumal wenn sie von manchen Einseitigkeiten befreit und durch Eintracht stark gemacht wird. Gedenken wir endlich noch des Gustav-Adolph-Vereines, wie klein er vor fünf und zwanzig Jahren in Sachsen anfang, wie bald er durch den Darmstädter Aufruf in anderen deutschen Ländern Anklang fand, wie er trotz aller Gegenarbeit in Preußen hervortrat, unter welchen Kämpfen er die inneren Zerwürfnisse überwinden und den Charakter evangel. Einheit aufrecht erhalten, wie er durch die Gleichgültigkeit der Menge, durch die Ungunst der Revolution und Reaction, durch die Erbitterung einer feindlichen kirchlichen Partei, durch den Jorn und die vielen Hindernisse der römischen Kirche sich hindurcharbeiten mußte und nun als ein schönes Bild wachsender deutscher und evangelischer Einheit in einem so gesegneten Liebeswerke dasteht,

daß auch das Kirchenregiment in Preußen, von der hohen Bedeutung desselben durchdrungen, dem Vereine freundlich die Hand geboten und in seinem Wirkungskreise ihm hülfreich zur Seite getreten ist. Wer sollte bei solchen Erfahrungen sich nicht von der unerschöpflichen Kraft überzeugen, die in der evangel. Gemeinde ist, wer sollte für sie nicht große Hoffnungen hegen, daß ihre mächtigere und für den evangelischen Glauben siegreiche Entfaltung nicht ausbleiben kann!

Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Die römische Hierarchie hat bei der Sendung ihrer Jesuitenmissionaire nach Berlin Alles, was in die Augen fällt und was vom Standpunkt der äußerlichen Kircheninstitution aus berechnet werden kann, wohl vorgesehen und den rechten Zeitpunkt zum Versuch gewählt, ihre Macht in unserer Mitte zu erweitern. Sie bricht durchaus nicht mit der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, wie unsere Eiferer so oft thun, sondern braucht sie so lange als Mittel zu ihrem Zweck, bis dieser erreicht ist; dann freilich wird dies Mittel auf's stärkste verdammt werden. Es reimt sich also ganz gut mit einander, daß nach dem Bericht der Bossischen Zeitung vom 21. Mai ein Jesuitenpater bei einem österreichischen Gymnasium erklärt, ihm seyen die milchgebenden Thiere lieber, als Alexander von Humboldt, weil jene Nutzen aus ihrem Botanisiren schaffen, dieser aber mit seinen Büchern die Welt verderbe, und nun für diese sehr eigenthümliche Wahlverwandtschaft seine jungen Zuhörer zu begeistern sucht, während in Berlin aufgeklärte Predigten von Jesuiten gehalten werden, die wir freilich, was ihren Gehalt betrifft, nicht mit Herrn von Humboldt's Werken vergleichen wollen. Die römische Hierarchie rechnet auf Sympathien in unserer Kirche, deren sie durch die Wucht ihrer einheitlichen Kraft und Consequenz Meister zu werden hofft. Und allerdings sind von vielen Seiten her mit vielen Worten solche Kundgebungen erfolgt, daß man nun mit Spannung darnach aufsehen muß, welche Thaten denn diesen Worten nachfolgen, wohin die Sympathien und Antipathien sich neigen werden. Die Hierarchie erwartet bei dem Staatsregiment nicht eben große Hindernisse und bei der Zerfahrenheit der Gemeinden, bei den Streitigkeiten der Theologen hinreichenden Raum zu gewinnen, um sich hier und da festzusetzen und ihre Ansprüche durchzuführen. Aber auf das, was in der protestantischen Gemeinde lebt, hat sie nicht gerechnet, weil es in den Herzen wohnt, weil es geistig will gerichtet seyn, weil der Gedanke der Gemeinde der Gläubigen, der sittlich-religiösen Selbstständigkeit und Persönlichkeit, des im Fortschritt der Menschheit sich auf Erden entwickelnden Reiches Gottes ihr ganz fremd und ihr Widerspiel ist. So übersteht sie denn, daß es auch eine protestantische Ueberlieferung in Familie und Gemeinde giebt, daß ein Nationalbewußtseyn in uns lebt, das ganz im Protestantismus wurzelt und dem Katholicismus widersteht, daß die Früchte des evangelischen Lebens auf allen Gebieten der Gesellschaft, der Kunst und Wissenschaft, der Schule, des Staates und der Kirche so reichlich gewachsen sind, daß sie unsern gesammten Lebens- und Bildungszustand ausmachen, daß endlich aus der Fülle des evangelischen Gemeindelebens die Ergänzungen und

Ausgleichungen für die Unvollkommenheit unserer kirchlichen Zustände so reichlich zuströmen, daß hieraus das Fortschreiten des Protestantismus klar zu erkennen ist. Wir können also ruhig den Erfolgen der Jesuitenmission entgegensehen, vorausgesetzt, daß wir offene Augen und guten Willen haben, und nicht nehmen zu lassen, was unser ist. Wir können sie vielleicht willkommen heißen, wenn sie dazu beiträgt, die Zerwürfnisse und Krisen innerhalb unserer Kirche zu schnellerer Entscheidung zu bringen. Wir können auf diese Mission sogar eine recht baldige und gar nicht mißverständliche Antwort geben, welche die Launen und Säumigen, so wie unsere Kirchengenossen mit katholischen Sympathien und die römische Kirche selbst belehren würde, weiß Gottes Kinder wir sind. Diese Antwort wäre eine unter unsern evangelischen Mitbrüdern recht gesteigerte und doppelt thätige Theilnahme an dem Gustav-Adolphs-Verein, zu welcher ich hiermit eben so herzlich als dringend eingeladen haben will.

Die geheimen Gesellschaften der Chinesen in und außer China.

(Aus dem „Ausland“.)

Die geheimen Gesellschaften der Chinesen kommen schon früh vor, wenn sie auch nicht, wie Kesson will, bis zum dritten Jahrhundert nach Christo hinauf sich verfolgen lassen. Sie führten zu Zeiten verschiedene Namen, den der Rothbärte, der Weißjacken, der Kurzdegen, der Verbindung der weißen Wasserlilie, der Gesellschaft des Ruhmes und Glanzes, der See- und Landsocietät etc. Die bedeutendste war die der Pelten-kiao, die im vorigen Jahrhundert öfter als die Urheberin von revolutionairen Bewegungen genannt wird und die Verfolgung der Christen, die man damit verwechselte, mit veranlaßte. Ihr Zweck soll Sturz der Mandschu-Dynastie und Wiederherstellung der Ming gewesen seyn. Eine Prophezeiung ließ eins ihrer Glieder Kaiser von China werden, und bei ihren Privatzusammenkünften gaben sie ihrem Haupte daher den Kaisertitel. Der Aufstand in Schan-tung 1771-74 unter Weng-lun und einem Bonzen Jan-wei, und der in Schen-si 1777 soll nach P. Bourgeois von ihnen ausgegangen seyn. Unter Khia-king breitete die Secte der Wasserlilie (vielleicht ein Zweig der vorigen) sich in fünf Provinzen aus und soll nach Kesson in acht Jahren 1 Million stark geworden seyn. 1830 entdeckte man in Peking die wunderreiche Association. Das Haupt wurde strangulirt, die Anhänger verbannt. Eine andere gefährliche Gesellschaft war die Tsing-tschha-men-kiao, d. i. die Theesecte, so genannt, weil sie ihrer Gottheit Theespenden machte. Nach Milne (Hindo-Chines. Gleaner No. IV) war es eine buddhistische Secte. Sie verehrten Himmel, Erde, Sonne, Mond, Feuer, Wasser, die Ahnen und drei Buddhas:

Amida, dessen Zeit vorbei, Schafia, den der gegenwärtigen Periode, und Mile, den der künftigen. Den 1. und 15. jeden Monats verbrannten sie zu ihren Ehren und zu den der Stifter Weihrauch. Ihr Haupt wurde in Stücken gehauen, seine Verwandten verbannt, ihre Güter confiscirt. Eine andere geheime Gesellschaft, die Vereinigung der Himmelskönigin (Thian-heu-hoei), die in ihren geheimen Versammlungen gegen den Kaiser conspirirte, sollte 1807 vernichtet seyn, erschien alsbald aber in Korea, Siam, Cochinchina und den Südprovinzen wieder. Später kommt in Canton und Fu-kian die Gesellschaft Thian-ti-hoei, d. i. „die Gesellschaft der drei Vereinigten“ genannt, vor. Milne (Trans. of the As. soc. 1837. T. 1) gab über sie einige Nachrichten. Von Canton und Fu-kian breitete sie sich über Malakka, Java und den indischen Archipel aus, conspirirte gegen die Regierungen, trieb Seeräuberei, hemmte die Justiz, und wollte auch die Mandchu vertreiben und die Ming wieder herstellen. In Canton ließ der neue Vicekönig 2–3000 Theilnehmer festnehmen. Die Aufnahme geschah Nachts; der Aufzunehmende mußte das aus Papier geschnittene Bild des regierenden Kaisers zerreißen. 1824 wurden sie in Schan-tung entdeckt. Sie waren förmlich organisirt. Viele wurden hingerichtet. Sie unterstützten arme Brüder; ein geheimer Handgriff und das Pafswort empfahl den hungrigen Bruder der Gastfreundschaft des Reicheren. So breiteten sie sich auch außer China aus; neue Ankömmlinge wurden gleich eingeladen, sich dem Bunde anzuschließen, oder verfolgt; Verräther ermordet, Mörder durchgeholfen. Sie warben besonders unter Kulis, faulen Arbeitern, Bagabunden, dem Spiel ergebenden Soldaten und bankerrotten Kaufleuten. In Malakka machten sie sich 1826 in einem Auflauf bemerkbar; sie sollten in den verschiedenen Pflanzungen und Zinnminen 4000 Waffenfähige zählen, hatten mehrere Mordthaten begangen und überfielen 1834 im September die Malayen. Sie wollten, wie sie erklärten, den furchtbaren Contrast zwischen Elend und übertriebenem Reichtum auf Erden vernichten. Die Erben irdischer Gewalt und die Reichen seyen ganz wie ihre unterdrückten Brüder auf die Welt gekommen; der Höchste beabsichtige nicht, daß Millionen Himmelsöhne für wenige Tausende zur Sklaverei verdammt würden, und diese verschwendeten, was gleichmäßig Millionen gehöre. Die Erde mit ihren reichen Schätzen sey ein Gemeingut Aller, das den Händen der Tausende entrißen werden müsse, um die Millionen nackter Brüder zu erfreuen. Es sey die Pflicht des Vereins, die Welt von Unterdrückung und Elend zu befreien, und dies müsse geschehen durch Einheit, Muth und Unternehmungsgeist. Das Unternehmen sey schwierig; man solle anscheinend den Mandarinen gehorsam seyn und die Polizei durch Geschenke zu gewinnen suchen, bis die Mehrzahl der Bewohner in allen Städten ihnen zufalle, dann werde das alte Königthum sich zertrümmern und das neue sich errichten lassen; ein unzeitiger Aufstand vereitelte nur den Plan. Man sieht hier einen Communismus, der die Gewalt nicht scheut und nur klug den rechten Moment abwartet. Zum gemeinsamen Handeln und zur Sicherung des Geheimnisses war aber eine Organisation nöthig. Die oberste

Leitung hatten drei, das Haupt Ko, mit einem älteren und jüngeren Bruder, Hiong und Ti, von denen alle Anordnungen ausgingen. In jeder Stadt konnten die drei fähigsten Glieder diesen Titel annehmen, waren aber jenen drei Oberen verantwortlich. In Malakka, einem Zweige der Gesellschaft, hießen die drei: der große oder älteste, zweite und dritte Bruder (Tai-Ti und San-ko); jede Gesellschaft hat auch einen Schatzmeister, dem jedes Mitglied beim Eintritt 2 Pfd. St. zu den Kosten des Locals für die Zusammenkünfte zahlt. Vor dem Eintritt muß ein Jeder den Eid der Treue und der Verschwiegenheit schwören, auf dessen Bruch bei der Entdeckung unmittelbar der Tod steht. Das neue Mitglied kniet vor einem Bilde und während es den Eid, den der Ko ihm vorträgt, nachspricht, halten der ältere und jüngere Bruder, ebenfalls knieend, jeder ein scharfes Schwert, so daß sie ein Dreieck bilden, über seinem Haupte. Unter den 36 Artikeln der Eidesformel ist der wichtigste: „Ich schwöre, daß ich weder Vater noch Mutter, Bruder noch Schwester, Weib noch Kind, sondern die Brüderschaft allein anerkenne; wohin diese führt, dahin will ich folgen, und was sie erstrebt, ich erstreben, und ihr Feind soll der meinige seyn.“ Der Novize macht dann mit dem Messer, das er zuvor von dem Vorstande erhalten hat, einen Einschnitt in seinen Finger und läßt drei Tropfen Blut in eine Schale mit Arak fallen; die drei Oberen thun dasselbe, mischen Blut und Arak zusammen und trinken stehend jeder einen Theil davon. Das neue Mitglied haut dann einem weißen Hahn den Kopf ab, was bedeutet, daß, so wie diesem mit seiner weißen (reinen) Seele der Kopf abgehauen sey, so das neue Mitglied seinen Kopf verlieren solle, und ebenso Alle, die der Vereinigung untreu oder feind würden. Tomlin (Journ. of As. soc. T. VI) hat die 36 Gesetze der Gesellschaft übersezt. Jedes endet mit einer Verwünschung, wenn er eins nicht erfülle. Sonst athmen sie nur brüderliche Liebe und praktisches Wohlwollen; z. B.: kommt ein Bruder zu dir und du hast Reis oder dickes Reiswasser, gib es ihm, oder du sollst an einem großen Geschwür umkommen. Ein Bruder muß die Speise mit ihm theilen, oder ein Tiger soll ihn verschlingen—wenn er arm ist—ihm helfen, oder er soll auf dem Wege sterben. Dem Bruder, der für seine Mutter nicht sorgt, gib 36 Bambushiebe; wer, wenn er Zeit hat, an seines Bruders Hochzeit nicht theilnimmt, erhält 12; wer eines Bruders Wort nicht respectirt, 108; die mit einander streiten, 98; die die 36 Artikel der Brüderschaft verrathen, 216 Hiebe mit dem rothen Holze; wer Ehebruch mit eines Bruders Weib treibt, den durchbohre mit dem Schwert; verkauft einer Opium und der Vorsteher (Kung-fi) erfährt es, dem schneide man beide Ohren ab; hat der Verstorbene kein Geld zu einem Grabsteine, so muß jeder Bruder etwas dazu beitragen, oder er soll einsam umkommen; besitzt er eine Dschunke und ein Bruder will in ein fremdes Land gehen, so muß er ihm die Ueberfahrt zugestehen; will er Geld borgen, um es nach China zu schicken, und du leihst es ihm nicht, so magst du als Witse sterben u. s. w.

Das Buch der Gebote, ebenfalls 36, das der Tai-ko der Gesellschaft bewahrt, enthält Ermahnungen zu ähnlichen Tugenden und zur Gastfreund-

schaft. Die Mitglieder werden aufgefordert, die Gebräuche der Gesellschaft nicht zu verrathen, fleißig zu seyn, nicht zu stehlen, das einem Bruder gestohlene Eigenthum wieder zu erstatten, den Armen zu leihen, die Kranken zu unterstützen, Almosen zu geben, den armen Bruder nicht gering zu schätzen, noch seine schlechte Lage kund zu geben, für eines Bruders Haus in seiner Abwesenheit Sorge zu tragen, einen fernen Bruder gastlich zu bewirthen; wenn ein armer Bruder unter die Geister gegangen ist, ihn beerdigen zu helfen, und keine Bestechungen anzunehmen, um einen Bruder zu fassen.

Die Mitglieder erkennen sich, wie die Freimaurer, an verschiedenen geheimen Zeichen, zumal am Siegel der Gesellschaft, das jeder, auf ein Stück rothes Zeug gedruckt, gewöhnlich bei sich führt. Andere solche Zeichen sind z. B. beim Eintritt in ein Haus, seinen Kopf mit der Rechten zu fassen und von der Linken zur Rechten zu drehen; mit drei Fingern hebt ein Mitglied seinen Sonnenschirm, seine Tasse Thee, oder Krak auf; mit drei Fingern macht er den Händedruck, und bringt die Zahl drei bei Sprüchwörtern und in bildlichen Reden öfter an. Ein Bruder giebt sich weiter zu erkennen, indem er seinen rechten Arm aus dem Ärmel zieht und durch die Oeffnung vorne in die Weste (Badju) steckt. Jeder hat in den weiten Ärmeln seiner Jacke (Ma-kua) einen röhrenförmigen Stock von 9 Zoll Länge, mit einem Stück rothseidenen Bandes umwunden, der ihn jedenfalls kenntlich macht; ebenso, wenn er sagt: er bete den 9., 15. und 25. jeden Monats. Will Einer vom Andern borgen und betritt dessen Haus, so nimmt er eine Schale Thee oder Krak und stellt sie, ohne zu trinken, an die Ecke des Tisches; will der Wirth ihm Geld leihen, so muß er die Schale nehmen und davon trinken; wo nicht, stellt er sie auf die Mitte des Tisches, ohne den Trank zu kosten. Auf ihrem Siegel steht eine chinesische Ode, deren Reime ein Jeder auswendig wissen muß, sich im Dunkeln zu erkennen; begegnet Einer dem Andern und sagt Jng, d. i. Huld, so muß der Andere antworten Hiung, d. i. Trupp; legt beim Eintritt in ein Haus Einer mit drei Fingern seinen Sonnenschirm nieder, so fragt der Andere, ob er von Osten (Thian-fung) komme, und wenn er es bejaht, erkennen sie sich als Brüder; wie wenn zwei auf der Straße sich begegnen, er auf die Frage: woher er komme, antwortet: „aus der Bruderfamilie (Kofay)“, und auf dessen Gegenfrage, wie schwer seine Last, antwortet: „2 Cattis 13 Tael,“ das ist das Gewicht des Schwertes, das einst ein Kaiser von China der alten Pfirsichgarten-Gesellschaft, die ihm das Leben rettete, angeblich der Mutter der jetzigen, verliehen haben soll, nach andern das Gewicht der Vase mit Asche, das ursprünglich vor dem Idol stand. Jedes Mitglied besitzt einen Abdruck des Siegels (Tschop) der Gesellschaft. Es ist fünfeckig, in den Ecken stehen die Namen der fünf Elemente, die den fünf Planeten entsprechen. E. H. Röttger* und nach ihm

* Thien-thi-hoih, Geschichte der Bruderschaft des Himmels und der Erden, der communistischen Propaganda China's. Berlin, 1852. 8. John Kesson The Cross and the Dragon or the Fortunes of Christianity in China with some account of the Chinese secret Societies. London, 1854. 8.

Kesson geben einen Abdruck mit der Erklärung: „Der ältere Bruder vereinige sie zur Schlachtordnung; jeder bereite sich dazu auf das Signal der Chefs vor; der geschwollene Bergstrom ergießt sich in Canäle; die 10,000 Jahre sind jetzt verfloßen.“ Dies soll darauf gehen, daß nach dem Ablauf einer Periode von 10,000 Jahren (1851) ein Himmelssohn erscheinen, die alte Ming-Dynastie wieder herstellen und Frieden auf Erden bringen werde.

Diese geheimen Gesellschaften haben gewiß einen bedeutenden Antheil an dem jetzigen Aufstande in China, obwohl das Haupt der Aufständigen (der Thai-ping), Hung-sieu-tsiuen, sich später von ihnen losgesagt hat.

Wir erwähnen noch ihrer geheimen Gesellschaften (Hoeis) in Pinang, die wir etwas näher kennen. Es gab deren fünf. Die beiden ersteren nähern sich der Dreieinigkeitsgesellschaft China's, die eine davon, die Gi-hin, correspondirt mit der Bruderschaft des Himmels und der Erde (Thian-ti-hoei), besteht vorzugsweise aus Macao-Leuten und soll in Pinang und Wellesley 15,000 Mitglieder zählen; die zweite, Ho-seng—die auch Malayen, Portugiesen, Klings und Jedermann zuläßt—3-5000; die Tschin-tschin Tschin-tschin-Männer 2-3000; die Töpe-king desgl. 3-4000; die Hyn-san 1-2000. Die drei letzteren haben sich in Pinang gebildet, alle sind aber einander ähnlich; keine läßt Frauen zu. Ueber ihre Einrichtung erfuhr man etwas durch einen mohammedanischen Malayen, der 3-4 Jahre Mitglied mehrerer Gesellschaften war, durch seinen Priester aber zum Austritt veranlaßt wurde und den geleisteten chinesischen Eid auf Weheimhaltung, da er nicht auf den Koran geschworen war, für nicht bindend hielt. Man wird durch ein Mitglied eingeführt, der Name in das Gesellschaftsbuch eingetragen, wofür 25 Cents bezahlt werden. An der Thüre stehen zwei Männer mit Schwertern; der Candidat erklärt seine Absicht, ein Bruder werden zu wollen, und schwört (?) vor einem Priester, alle Befehle streng befolgen und nichts, was er auch sehe oder höre, verrathen zu wollen. Die Gebote lauten den obigen ähnlich, einen Bruder nicht zu betrügen, noch zu bestehlen, dessen Frau und Tochter nicht zu verführen und seinen Frieden nicht zu stören. Bei Uebertretung derselben unterwirft er sich der Züchtigung und Strafe der Gesellschaft, und darf deshalb nicht an die Polizei oder an das Gericht gehen; begeht er aber ein schweres Verbrechen, wie Mord, Raub u., so stößt die Gesellschaft ihn aus und kein Bruder nimmt ihn auf. Einen Bruder, der ein Verbrechen begeht, darf er nicht anzeigen, aber auch dem Justizbeamten, der ihn festnehmen will, nicht in den Weg treten; einen schuldigen Bruder der Polizei zwar nicht entziehen, aber einem unschuldigen auf alle Weise beistehen. Die Brüder erkennen sich an bestimmten Zeichen, die ihnen mitgetheilt werden. Für die Aufnahme zahlte der Malaye 1 Doll. 10 Cts. Ihre Versammlungen, zu Zeiten 3000 Mann stark, finden an keinem festgesetzten Tage statt. Hat Einer ein Vergehen begangen, so wird der Verein zusammen berufen und der Betheiligte, wenn er für schuldig erklärt wird, gepeitscht, mit Geld gestraft, ausgestoßen u. s. w. Einzelne erlangen durch diese Verbindungen großen Einfluß. Ein chinesischer Uhrmacher z. B., der in

Bengalen geboren, aber schon 50 Jahre in Pinang und sehr wohlthätig war, ein kleines Hospital für Kranke errichtet hatte und auch sonst noch viel Geld zu milden Zwecken verwandte, brauchte bei einem Auslaufe nur die Chinesen aufzufordern, nach Hause zu gehen, und alle gehorchten. Diese geheimen Gesellschaften, wie die Genossenschaften, die wir früher erwähnt haben, stiften zwar manches Gute, schlichten kleine Streitigkeiten und bestrafen kleine Vergehen, namentlich die ersteren, treten aber wohl der englischen Justiz häufig bei ihrer Ausübung in den Weg: die Jury findet keinen Zeugen gegen einen Beklagten, der zur Genossenschaft (Kung-fi) gehört; denn diese hat sie nach China fortgeschafft. Sie betrachten ihre Genossenschaft als die einzige legitime Gerichtsbehörde, die englische als Werkzeug der Tyrannei. Nach Abdullah* scheinen Mitglieder derselben sich auch wohl zu Räubereien und Diebstahl zu verbinden, wenigstens die der Thian-ti-hoei in Singapore. Er sah einer Versammlung zur Aufnahme neuer Mitglieder zu.

Die chinesischen Auswanderer zu Lande sind Colonisten; sie erweitern China, wie Nordamerikaner, die nach Westen ziehen; die zur See aber sind bis auf Siam zum großen Theile nur arme Handwerker und Tagelöhner, die draußen Arbeit suchen, wie an manchen Orten bei uns, und wenn sie irgend können, mit dem Erübrigten heimkehren, dort in Genossenschaften zu gegenseitigem Schutz und Trug vereinigt leben und isolirte Gemeinden bilden.

Was den Charakter der chinesischen Auswanderer betrifft, so gesteht selbst Bowring (Siam I. S. 242), daß unter geeigneter Controle keine Classe von Ansiedlern so nützlich sey, als diese; selbst ihr Streben, Reichthum zu erwerben, welches sie Alles wagen läßt, empfehle sie. Ihr Geist der Subordination, ihr angeborener Respekt vor der Autorität, ihr Associationsgeist könne ebenso preiswürdig, als gefährlich werden; es bedürfe aber einer tiefen Kenntniß ihres Charakters, um alles dieses zum Guten zu wenden. Ihre geheimen Gesellschaften sind freilich eine böse Krankheit, sie entstanden aber nur aus und unter dem Druck der Fremdherrschaft in China, und in ihrer verlassenen traurigen Lage in der Fremde und unter dem Druck der europäischen Machthaber. Bei geeigneter, humaner Behandlung der Europäer werden sie gegen diese nicht mehr conspiriren. Freilich bleibt ihre selbstständige, so eigenthümlich ausgeprägte Nationalität, an welcher sie auch im Auslande so fest halten und die Abneigung der europäischen, namentlich der angelsächsischen Race, sich mit ihnen zu vermischen, immer eine Hauptschwierigkeit, da sie zu intelligent und kräftig sind und die Zeit auch vorbei ist, wo die Europäer sie zu einer neuen Sklaverei herabdrücken könnten.

* S. Hikayat Abdullah bin Abdul Kadir Moou-hee, übersetzt von T. Braddell; auch im Journal of the Indian Archipelago T. VI.

Kirchenchronik.

Deutschland.—Ein Bericht aus Stettin in der Allg. N. Z. schildert uns Zustände im Zusammenhang mit der dortigen freien Gemeinde, die uns sonst nur in Amerika nicht mehr auffallend erscheinen. Es wird gemeldet, daß das Versammlungslocal die Menge der Zuströmenden während der Frühjahrsfeste der Kirche kaum zu fassen vermocht habe, und der Bericht fährt fort: „Da nun die Zahl der eigentlichen Gemeindeglieder eine nur sehr geringe ist, so liegt es am Tage, daß es meistens abtrünnige Glieder der evangel. Kirche sind, die sich hier an einer Speise genügen lassen, die im Vergleich mit den herrlichen Wahrheiten des Schriftglaubens kaum an die Träger reichen dürfte, mit denen der verlorne Sohn im Evangelium sich zu sättigen beehrte. Man könne sich billig über diese Erscheinung wundern, da die Vorträge des Redners sich weiter durch besondere Tiefe, noch durch eine gewisse Begeisterung auszeichnen, häufig sogar der gefunden Logik entbehren, und es bleibt daher zur Erklärung nur jenes Wort der Schrift: „Sie werden sich selbst Prediger ausladen, nach denen ihnen die Ohren jucken.“ Und allerdings, was ihnen dort mit Schlangenklugheit und in schlangenglatte, schlauberer-meter und gewandter Weise gepredigt wird, geht dem natürlichen Menschen glatt genug ein, und von wissenschaftlicher Kritik kann bei der Zuhörerenschaft nicht die Rede seyn. Immerhin bleibt es aber eine im höchsten Grade betrübende Wahrnehmung, daß hier systematisch der letzte Rest von Pietät und Glauben untergraben und zerstört und ein großer Theil des Volks um seine heiligsten Güter betrogen wird. Sonntäglich wird die heil. Schrift profanirt, dadurch, daß Bibeltexte dazu gemißbraucht werden, um alles Göttliche zu läugnen und zu verneinen und den Offenbarungsglauben zu lästern; am letzten Charfreitage suchte der Redner die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung des Heilandes in's Lächerliche zu ziehen; ein andermal bewies er aus dem Worte des Herrn an den Schwächer am Kreuze, daß von einer persönlichen Verantwortlichkeit im Jenseits nicht die Rede seyn könne (er läugnet überhaupt die persönliche Fortdauer), da der Gottessohn und der Verbrecher an einen und denselben Ort gehen. Das sind die Gottesdienste der „Freien“, und daß dergleichen „religiöse Erbauungen“, als welche sie angekündigt werden, nun schon länger als ein Jahrzehnt mit unerminderter Theilnahme in unserm Maueru fortbestehen, wirft ein trauriges Licht auf die kirchlichen Zustände unserer Stadt.“

Aus Schwerin wird gemeldet: „Der h. Oberkirchenrath hat bereits früher ein neues Tauf- und Trau-Ritual eingeführt, in welchem er auf die alte liturgische Form zurückgegangen ist. Ebenso hat er in Betreff des Begräbnisses die alte liturgische Ordnung wieder hergestellt. Unter dem 19. Januar d. J. hat der Oberkirchenrath nun auch, wie der „N. C.“ mittheilt, eine Confirmations-Form den Pastoren zugefertigt. Danach wird eine freie Katechisation nicht gehalten, sondern der kleine lutherische Katechismus ist vollständig nach allen seinen Hauptstücken mit der Auslegung so abzufragen, daß jedes Kind mindestens eine Frage bekommt. Alles Rangwesen bei der Aufstellung der Kinder soll vermieden werden, wenn nicht anders, so durch Aufstellung derselben nach dem Alter, oder so, daß die Zöglinge der einzelnen Schulen nach ihrem Familiennamen alphabetisch geordnet werden.“

In Moskau hat, wie die Prot. N. Z. schreibt, eine von hundert Mitgliedern der Moskauer Kirchengemeinde beauftragte Deputation dem Großherzoge ausgesprochen, wie die von dem Prof. Baumgarten in den letzten Jahren vor zahlreich versammelter Ge-

meinde gehaltenen Predigten dem in derselben lebendigen lutherischen Bekenntnisse entsprächen, und die allgemeine Achtung und Liebe bekundet, welche Prof. Baumgarten durch seine segensreiche Wirksamkeit in der hiesigen lutherischen Kirchengemeinde genieße. Der Großherzog geruhete, dieses Zeugniß gnädig entgegenzunehmen und die gleichzeitige Uebersendung eines Exemplars der Predigten des Prof. Baumgarten, nebst der daran gebundenen Schrift des Prof. v. Hofmann zu Erlangen: „Beleuchtung des über Dr. Baumgarten's Lehrabweichungen abgegebenen Consistorial-Erachtens“ huldvoll zu gestatten. — Wir fügen bei, daß Prof. Baumgarten bis auf weiteres im Genusse seiner Besoldung bleibt, wenn er dieselbe beziehen will. Auch soll sich der Großherzog ein Gutachten von Nitzsch und Stahl über den Fall erbeten haben.

Die Synode Württemberg's, welche bisher aus den sechs activen Prälaten oder Generalsuperintendenten und den Mitgliedern des Consistoriums, mit Einschluß der zu letzterem gehörigen Juristen, bestand, hat ihre Erweiterung zu einer Landessynode beim Könige beantragt, d. h. es sollen ein Abgeordneter der theol. Facultät, einer von den Vorstehern der evangel. niederen Seminare, einer der Diöcesan-Decane und je drei Abgeordnete der Geistlichkeit und der Kirchenältesten der Generalsuperintendenturen der bisherigen Synode beigeordnet werden. — So mager diese Repräsentation der evangel. Landeskirche auch ist, so wäre doch damit ein Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand gemacht. Eine andere Frage ist die nach der Competenz dieser erweiterten Synode, worüber noch Nichts verlautete.

Aus Wien wird gemeldet, daß der Plan der Gründung einer protestantischen Universität für Oestreich wieder in Anregung gebracht werde.

Prof. Dr. Tholuck in Halle hat in Begleitung seines Amanuensis eine Ferienreise nach Aegypten und dem kleinen Atlas angetreten. Er wird wohl auch Bona, das alte Sippo Regius, den Bischofsitz des heil. Augustinus, besuchen. (N. P. 3.)

England. — Die indische Mission war der Hauptgegenstand, welcher auf einer neuen Specialversammlung der kirchlichen Missions-Gesellschaft unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury berathen wurde. Der Secretair gab Zeugnisse von der Treue vieler eingeborener Christen in Indien, welche in den schwersten Versuchungen bewährt erfunden sey. Manche seyen als Märtyrer ihres Glaubens und ihrer Anhänglichkeit an das englische Gouvernement standhaft gestorben. Dadurch seyen die eingeborenen Christen nicht bloß in der Achtung der Europäer gestiegen, sondern speciell auch in der Achtung der an ihnen arbeitenden Missionaire, welche zum Theil nur geringere Zuversicht zu den jungen Christen gehegt hatten. Der kürzlich aus Indien zurückgekehrte Missionair Neuter bestätigte diese Mittheilungen und hob hervor, wie eng sich bei den vom Christenthum angefaßten Indiern die Liebe zum Evangelium mit der Liebe zur englischen Nation verbinde. Wo nur die Missionaire Schulen gehabt hatten, trafen sie auf der Flucht auf die entschiedensten Sympathien und das deutlichste Mitleid der Bewohner.

Die stehende Committee der Gesellschaft für die Ausbreitung christlicher Erkenntniß hat sich entschlossen, zu beantragen: daß 1000 Pfd. jährlich während der fünf folgenden Jahre besonders auf die Förderung der indischen christlichen Schulen verwendet werden sollen; namentlich denkt man an Pensionate für Mädchen und Lehrerseminare.

(Deutsche Zeitschr. für Wissensch. u. christl. Leben.)

Italien. — Nach dem Interdicte, mit welchem der Bischof von Bergamo die „Gazetta di Bergamo“ belegt hatte, wollte kein Drucker in jener Stadt den Druck des Blattes übernehmen. Jetzt hat der Redacteur der genannten Zeitung sich der geistlichen Behörde gegenüber verpflichtet, in Allem die geistlichen Bestimmungen über die Presse zu befolgen und darauf hin in einem neuen Hirtenbriefe wieder die Erlaubniß erhalten, die Zeitung herauszugeben. Der Bischof findet gut, ausdrücklich hinzuzufügen, daß das Geschrei der protestantischen und liberalen Presse u. dgl. ihn nicht zur Aenderung seines Entschlusses vermocht habe.

(News of the Ch.)

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

September 1858.

No. 9.

Das heilige Land und die Gegenwart.

Wünschet Jerusalem Glück; es müsse wohl gehen denen, die dich lieben. Es müsse Friede seyn inwendig in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen!

In diese Worte des 122sten Ps. stimmt jedes Herz, das liebt die Zeugnisse des Herrn, auch heute noch freudig ein. Und nicht nur die alte Stadt des großen Königs, sondern das ganze heilige Land der Verheißung schließen wir mit ein in den frommen und herzlichen Segenswunsch.

Was ist die Stadt auf den sieben Hügeln gegenüber der Stadt bei Zion und Moriah? Was alle Länder mit ihren Wundern in Natur und Geschichte gegenüber Canaan mit seinen Wundern und den Geschichten, die da geschehen sind? Da ist das Heiligthum und draußen die Vorhöfe; da ist „Bethlehem und Golgatha“, das eine die Wiege einer neuen Menschheit, das andere der Hochaltar, darauf die Versöhnung der Welt geschehen; da ist der Centralpunkt, von dem aus Licht und Leben in die Welt floß, um den sich alle Kämpfe der Weltgeschichte bewegen. Um seinen Besitz haben sich Freunde und Feinde des Kreuzes geschlagen. Noch streiten sie um das heil. Grab, um welches noch heute die Ungläubigen Wächter bestellen, und suchen den Lebendigen unter den Todten.

Daß die Aufmerksamkeit der Christenheit aller Orten wieder mehr auf Palästina gelenkt wird, gehört zu den eigenthümlichen Erscheinungen unserer Zeit. Ein Enthusiasmus, wie ihn das schwärmerische Mittelalter äußerte, ist jetzt nicht mehr zu erwarten, obwohl von „des Türken Mord“ lange nicht mehr so viel zu fürchten wäre wie damals. Daß die Kreuzzüge so unglücklich abließen, weil sie mit unendlich mehr Kühnheit als Klarheit, mit viel mehr Heldenmuth und unverständigem Eifer als mit Würde und Ueberlegung geführt wurden, muß bedauert werden. Denn es schien, die Vorsehung selbst wolle den Sieg des Halbmonds über das Kreuz, der Geist des falschen Propheten trat mit siebenfacher Kühnheit nachher auf, die Sache des Christenthums galt als ent-

Kirchenfreund. 11r Jahrg. No. 9.

21

ehrt, der Orient blieb evangelischen Einflüssen verschlossen und so weit der Halbmond mit fahlem Schein die grellen Schatten warf, war an ein Erblühen der Bildung, an eine Erweckung zu geistigerem Leben nicht zu denken. Die kurze Periode seines edleren Schwunges war im Osten längst vorbei und kam nicht wieder. Der einst blühende Garten war ein Feld voll Todtengenbeinen geworden. Kein Land seufzte härter unter dem Fluche als das Land der Verheißung.

Sind Zeichen da, daß der Fluch sich wenden wird? Wenigstens halten wir es nicht mit denen, die meinen, daß er sich nie wenden werde. Das verlassene Land und der wandernde Jude, beide sind Zeugnisse der gerechten Gerichte Gottes. Davon reden die Trümmer der Nation in aller Welt und die Trümmer der Werke ihrer Herrlichkeit zeugen davon dem Pilger, der scheu und voll Wehmuth durch Canaan hinzieht.

Aber neben allem Jammer, den „der Mensch mit seiner Qual“ brachte, steht noch die alte Schöpfungsherrlichkeit im Lande, da Milch und Honig floß und heute noch fließen könnte.

Wenn irgendwo so sind auch jetzt noch in Palästina alle Bedingungen vereinigt, deren Zusammenwirken den Menschen eine beneidenswerthe irdische Wohnstätte bereiten könnte. Die insularische Lage des Landes, bei welcher es durch Wüsten, Hochgebirge und Meeresküste, trotz einer centralen Stellung nahe dem Verührungspunkte dreier Welttheile, von der Welt abgeschlossen erscheint, bringt ihm auch heute noch keinen wesentlichen Nachtheil. Das verhältnißmäßig kleine Land ist das unabhängigste, es ist eine Totalität, eine Welt für sich, wie seine Geschichte der Typus der Weltgeschichte ist und ihre obersten Grundzüge, die göttliche Weisheit im Gang der Dinge der Menschen kund thut. Da sind die höchsten Höhen und die tiefsten Tiefen, vom Scheitel des Libanon bis zum Spiegel des todtten Meeres, der viele hundert Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt, und da ist auch das Gedächtniß der höchsten Erhöhung und des tiefsten Versinkens der nach Gottes Bild geschaffenen Natur—dort ein Tabor und ein Berg der Himmelfahrt; hier ein Sodom und Gomorrha. Dort ein blühendes Leben; hier die rettungslose Erstarrung des Todes.

Und doch hält Palästina mit all' seinen schroffen Contrasten zwischen den Extremen der Wärme und Kälte eine glückliche Mitte. Jerusalem liegt etwa unter derselben Breite mit Marocco, aber die durchschnittliche Wärme des Sommers wird sich in seiner Umgegend auf kaum mehr als 23 Grade (Réaum., unter 85 Fahrenh.) belaufen. Kühler ist schon durchschnittlich die Gegend Galiläa's. Wärmer das tiefgelegene Jordantal. Schnee ist um Jerusalem im Winter keine Seltenheit und die kalten Nordwinde lassen den Frühling öfters so spät eintreten, daß „selbst im Anfang Juni die Mönche des griechischen Klosters zuweilen wieder ihre Pelzkleidung anlegen.“ Doch hat das Land keinen rechten Frühling und Herbst, sondern hauptsächlich eine Regenzeit, den Winter; eine trockene, heiße Zeit, den Sommer.

Auf Fruchtbarkeit deutet schon die geognostische Structur des Bodens hin. Kalk (Kreide- und Juraformation) herrscht vor, besonders die letztere, in der sich auch die bekannte Menge der Höhlen findet. Ueberall nährt sich, wo Wasser und Wärme nicht fehlen, eine reiche kräftige Vegetation auf dem Kalkboden. Der Sand, die Plage des Morgenlandes, legt im gelobten Lande der Arbeit des Feldes keine Schwierigkeit in den Weg. Das fruchtbare Erdreich in Thälern und auf den Ebenen ist „Thon oder Mergel, letzteres bekanntlich eine Mischung aus Thon und Kalk“ (Winer). Basalt tritt da und dort in geringer Menge schon im Westen des Jordans auf, östlich dagegen, im Moabitischen Gebirge, in erstaunlicher Mächtigkeit.

Nicht zu einem schwelgerischen, kraftlosen Dahinleben, einem Fortschlummern am üppigen Busen der Natur ladet das Land der Verheißung ein, sondern zum Fleiß. Aber den lohnt es. Schubert sagt, beim Anblick des Landes sey es ihm unbegreiflich gewesen, wie Reisende von diesen Gegenden als von einer „natürlichen Einöde“ haben reden mögen. Diese Lüge hat schon Voltaire in beliebter Weise zum Spott auf das Land und die Verheißung verbreitet. „Wer die unverwüsthliche Fülle des Pflanzenreichthums am Carmel und am Saume der Wüste, wer die grünenden Gefilde von Esdrälon und in der Jordansaue, die Laubwäldungen am Thabor, wer die Ufer des Tiberias- und des Meromsees gesehen, denen nichts fehlt als die anbauende Menschenhand, welche dem üppigen Boden ihre Saamenkörner und Pflanzungen anvertraut, der mag doch sagen, welches andere, von tausendjährigen Kriegen entvölkerte Land unserer Halbkugel er günstiger zum Wiederaufbau gefunden? Freilich war es auch hier, ja hier vor allem, der Segen von Oben, der die Fülle des Gedeihens gab; aber der Canal, durch den der Strom des Segens sich ergoß, ist noch jetzt weit geöffnet, wie vormals.“* Dem Volke der Verheißung war Segen und Fluch vorgehalten. Jenen sah es täglich über die paradiesischen Gefilde ausgebreitet; dieser stand ihm im Todten Meere allezeit schreckend nahe genug.

Der Ackerbau mit den ihm verwandten, an ihn sich anschmiegenden Künsten war es, zu dem das Land nach allen seinen natürlichen Verhältnissen providentiell bestimmt war. Doch fehlte auch ein Binnenmeer mit lebhaftem Kleinhandel und Fischfang nicht. Aber es steht mit keinem Weltmeere in Verbindung und auch keine schiffbaren Flüsse setzen als natürliche Canäle die kleine Welt Canaan's mit der großen Welt in Wechselwirkung. Die Anknüpfungspunkte sollten geistiger Natur seyn. Da sollte Israel nicht aufnehmen, sondern geben.

Eine gebirgige Formirung des Bodens, wie wir sie in Palästina finden, fordert überall den Menschen zur Arbeit, zum Kampf um seine Existenz auf. Sie bietet ihm aber auch wieder Unterstützung und Hilfe an. So brechen auch in den Gebirgen des gelobten Landes Quellen in reicher Anzahl hervor. Sie

* Schubert, Reise in's Morgenland, III, p. 111 f.

weise zu erhalten, besonders für die trockene und heiße Sommerzeit ihre Spenden zu benützen, kostete Arbeit, aber lohnende Arbeit. So erscheinen noch heute selbst in ihren Trümmern die berühmten Teiche Salomo's bedeutend; aus der glänzendsten Zeit des Volkes Gottes herrührend, zeigen sie, daß Mühe und Fleiß unerläßlich seyn werden, wenn andere Segensquellen des Landes wieder fließen sollen. Davon zeugen auch die Ueberreste herrlicher Wasserleitungen, die einst den Städten das Labaal frischer Quellen zuführten. Dem Felde kommt der starke, nächtliche Thau auch in der trockenen Jahreszeit zu Hülfe. Dort versteht man die Bedeutung des Wortes Hof. 14, 6: „Ich will Israel wie ein Thau seyn, daß er blühen soll, wie eine Rose!“

Trotz aller Vernachlässigung ist die Vegetation des Landes noch immer mannigfach und kräftig. Selbst in der Verwilderung erscheinen seine Gefilde wie ein Garten. Ein Meer duftender Blüten, besonders der hoch stämmigen Oleander, wogt auf den Ufern des Sees Genesareth. Der Weinstock gedeiht in üppiger Fülle auch ohne Pflege; besonders im südlicheren Theile des Landes soll er an Größe und Menge der Trauben und an der feurigen Kraft ihres Saftes von keinem andern Weinstock der Erde übertroffen werden. „Im Koran der Muhamedaner schwört Gott bei der Feige und bei der Olive, das heißt bei Damaskus und bei Jerusalem. Der Delbaum war und ist noch jetzt der Fürst unter den Bäumen dieses Landes, das seine natürliche Heimath zu seyn scheint. Ich habe nirgends so alte Delbäume gesehen, als hier; ihre Anpflanzungen könnten und würden freilich, wenn solche fleißige Hände ihrer pflegten, wie die der Provenzalen, ungleich ausgedehnter und einträglicher seyn. Das Del, welches man aus der Frucht gewinnt, ist vortrefflich. Aber auch der andere Baum, den der Koran neben die Olive stellt, wächst in ungemeiner Menge in Palästina, und seine Pflanzungen bedecken namentlich in der Umgegend von Jabrut, auf den Hügeln zwischen Bir und Sedschil ganze, fast unübersehbare Landstriche. Die Frucht ist von ganz besonders lieblichem Geschmacke und aromatischer Süßigkeit, dabei aber meist kleiner, als die der Umgegend von Smyrna.“* Viele Getreidearten—jetzt werden meistens die in Aegypten gebräuchlichen Arten gebaut—gehen in manchen Gegenden des Landes von selbst auf als „verwilderte Nachkommen der vormals hier bestandenen Saatzfelder, und bezeugen hierdurch noch jetzt, welch' herrliches Getreideland einst Palästina gewesen.“ „Der Boden des Gefildes Jesreel, oder Esdrälon, ist ein Feld des Getraides, dessen Saamen keine Menschenhand ausfäet, dessen reife Aehren kein Schnitter erntet. Denn wenigstens der größte Theil des Getraides, in dessen hohen Halmen die Maulthiere bis an den halben Leib verdeckt gehen, säet sich von selber aus den reifen Aehren aus, deren Ueberfülle kein Bewohner des Landes benützt und genießt. Die Herden der Schaafe und Ziegen, so wie der Stiere, treten in diesem verwilderten Saatzfelde der Natur mehr nieder, als sie abweiden.“ † Herrlich gedeihen Drangen, Citronen

* Schubert, l. c. 111, p. 112, 113.

† Schubert, ibid. p. 166.

und der niedrigere Strauch der Granate. Selbst die Palme gedeiht nicht nur im tieferliegenden Jordanthale, sondern auch vereinzelt, jedoch so kräftigen Wachstums wie bei Alexandrien, bei Nazareth und um Tiberias. Burkhard will selbst den in Arabien heimischen Balsamstrauch hier gefunden haben. Leicht gedeiht die Baumwolle, und „die Mönche von Nazareth bauen unter andern auch Tabak an, aus welchem sie eine Art von Spaniol bereiten, welcher dem besten spanischen nicht nachsteht.“

Dies ist noch heute der reiche Segen im Lande der Verheißung. Aber der Fluch lastet dennoch auf ihm. Bei all' der Ueppigkeit der Natur, bei all' dem Reichthum des Lebens der Pflanzen- und Thierwelt ist es ein armes, elendes Land, ein Garten Gottes, aber verwildert. Das Unkraut ist Herr geworden. Die treue Verwaltung und Pflege der anvertrauten Schätze hat gefehlt, und inmitten all' dieser Hülle und Fülle fristet der Mensch ein armes, elendes Daseyn. Ganz Canaan sollte ein Bethlehem, ein Brodhaus sein; aber seine Bewohner müssen oft bitterm Hunger dulden. Mit milden Beiträgen, namentlich von Europa aus, werden zur Noth die Erben des Landes, die Kinder Israel's, erhalten; das Erbtheil ist von ihnen genommen und Andern gegeben; da führen sie in Jerusalem, aus allen Ländern der Welt kommend, ein hungriges Leben, und zu den Thränen an den Bruchstücken des alten Tempelbaues haben sie tausend Ursachen. So wenige Bewohner das Land jetzt hat, in welchem einst auf einer geogr. Quadratmeile etwa 10,000 Einw. glücklich lebten, wo Jeder „bei seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaume“ des Lebens froh werden sollte, so finden oft diese Wenigen, Zerstreuten kaum, was sie bedürfen. Oft haben die Reisenden Mühe, das Nöthigste zu erhalten. In der Gegend um das einst so fruchtbare, volkreiche Jericho fand Schubert mit seinen Begleitern keinen Bissen Brodes. Armselig sind die Wohnungen des Landvolkes; selbst die Städte bieten ein trauriges Bild der Vernachlässigung, des Stillstandes, des Mangels an Energie und des Herabkommenseyns. Einzelne Klöster, die mit ihrer Eleganz und Solidität den Fremden an die Heimath mahnen, sind das Werk vergangener Zeiten, oder werden erhalten durch fromme Freigebigkeit des christlichen Auslandes.

Es sind der Uebel viele, darunter das arme Land leidet. Manche derselben sind auch nicht neu, sondern uralte: Landplagen, wie sie mehr oder weniger jedes Land treffen, Gerichte Gottes, zeitenweise Heimsuchungen Dessen, der „sein Angesicht im Augenblicke des Zornes ein wenig vor uns verbirgt,“ (Jes. 54, 8), aber „sich wieder zu uns kehrt und seinen Knechten gnädig ist,“ (Ps. 90, 13).

Jene Landplagen lernen wir schon aus dem alten Testamente kennen; es ist besonders anhaltende Dürre und Trockenheit, es sind Heuschrecken und wilde Thiere, es ist, wie wieder in unserer Zeit, das Erdbeben, es ist der Würgengel, „die Pestilenz, die im Finstern schleichet, die Seuche, die am Mittag verderbet,“ (Ps. 91, 6). „Willst du,“ sagt Gad im Namen des Herrn zu David, „daß sieben Jahre Theurung in dein Land komme? Oder, daß du drei Monate vor

deinen Widersachern fliehen müßtest? Oder, daß drei Tage Pestilenz in deinem Lande sey?" (2. Sam. 24, 13). Das sind besonders die drei großen Plagen, die wieder und wieder das arme Land heimgesucht haben. Namentlich ist es der Krieg, der seit Jahrtausenden und bis in die neueste Zeit sein Unheil über die einst so gesegneten Fluren Canaan's ausgeschüttet hat. Und wo wurden Kriege mit schauerlicheren Greueln verbunden, als hier? Man denke an die Zeiten der Maccabäer, den Vernichtungskampf der jüdischen Nationalität und den Sturz der heil. Stadt, und an die Scenen der Kreuzzüge.

So groß aber auch alle diese Uebel sind, so sehr sie den Wohlstand und das Gedeihen eines Volkes beeinträchtigen, sie sind doch nicht das absolute Hinderniß nationaler Blüthe, wenn sonst, wie in Palästina's Natur, so viele günstige Bedingungen für diese sich vereinigen. Ein Volk erholt sich bei rüstiger Kraft und Energie in einer Reihe von Jahren von den traurigsten Folgen der Seuche, oder des zeitweisen Mangels der Ernte, oder von den Nachwehen des Krieges. Davon zeugt die Geschichte der alten und neuen Zeit.

Aber Palästina leidet unter dem Drucke ganz anderer Uebel, und leidet Jahrhunderte lang darunter, ohne sich von ihnen befreien zu können. Und wie lange wohl wird es darunter noch leiden müssen?

Diese Uebel sind eine grundsätzliche Administration des Landes in national-ökonomischer und polizeilicher Beziehung, und eine Bevölkerung, in der kein rechter, thatkräftiger Geist, kein höherer Lebenstrieb ist.

Vor Allem kommt die Regierung in Betracht. Sie ist der Ausdruck des schlaffen, sensualistischen und dabei brutalen Türkenthums nach der Seite der Staatsverwaltung. Es ist eine rechtslose Paschawirtheft, ein Satrapenregiment, dabei das herrlichste Land zu Grund gehen muß. Von einem sicheren Rechtszustande ist da gar keine Rede. Ueber Jedem schwebt das Schwert despotischer Willkür. Die Obrigkeit ist da nicht eine Dienerin Gottes, zum Schutz und Förderung der Guten, zum Schrecken der Bösen. Sie ist zufrieden, wenn nur der Zustand der Unterordnung existirt, um die sonstige Unordnung bekümmert sie sich wenig. Sie fordert ihren Tribut, aber für die Sicherheit des Eigenthums und Lebens sorgt sie nicht. Das ist so im ganzen Umfang des türkischen Reiches, und vielleicht steht es in Palästina in dieser Hinsicht noch besser, als in anderen Provinzen.*

So kommt es, daß alle Reisenden bittere Klage führen müssen über die Gefahr, der man von Seiten der Beduinen und anderer Landstreicher überall im Lande ausgesetzt ist. Chateaubriand wurde beim Kloster Saba von Räubern überfallen. Schubert war mehrmals der Mißhandlung preisgegeben; nahe bei Jerusalem wurden er und seine Gattin mit Steinwürfen verfolgt; am See Genezareth wäre er wohl durch Mörderhand gefallen, hätte die glück-

liche Ankunft seiner Begleitung nicht die bösen Pläne vereitelt. Das aber geschah in einer Zeit, wo der gefürchtete Ibrahim Pascha ein strengeres Regiment führte, als man es sonst von der türkischen Regierung gewöhnt ist. Und doch sagt Schubert auch von jener Zeit: „Der christliche Pilgrim muß als ein Fremdling im Feindeslande hier herumschleichen, der seinen Mund nicht aufthun darf.“ Und wieder: „Die Unsicherheit des Besitzes, der das unglückselige Land so viele Jahrhunderte unterlag, hat alle Freudigkeit zum sorgfältigeren Anbau verschleucht.“ „Die Fülle der äußeren Fruchtbarkeit, so leicht sie auch noch jetzt ihre Wohnung fände, ist gewaltsam verschleucht worden.“*

Und eine Menge von Zeugnissen ließe sich mit Leichtigkeit anführen, die alle eben so viele einstimmige Anklagen gegen eine ihrer Aufgabe in gar keiner Weise gewachsenen Regierung des unter diesem Fluche besonders seufzenden Landes wären. Aus der allerneuesten Zeit meldet die Augsb. Allg. Zeitung eine Schand- und Frevelthat, welche ein Paar Unterbeamte der Polizei des Pascha selbst an einer Colonistenfamilie verübt hatten. Gleich darauf hören wir, daß amerikanische Missionaire überfallen, beraubt und schmähslich behandelt wurden. So beschreibt auch Bischof Gobat in Jerusalem in seinem diesjährigen Briefe an die Jewish Society in London den Zustand Palästina's als in politischer Hinsicht sehr traurig. Die Muhamedaner werden mit jedem Tage unverschämter und unduldsamer, auch deswegen, weil sie sehen, daß Beleidigungen gegen Christen von ihrer Regierung möglichst ignoriert werden. Der Boden des heil. Landes ist zwar fruchtbar und unendlicher Verbesserung fähig; aber es wird Nichts daraus unter der nachlässigen und tyrannischen Verwaltung (trotz allem guten Willen des Sultan's), unter der gottentfremdeten Bevölkerung, die in Mangel und Elend vegetirt und bei häufigen blutigen Mezeleien und Räubereien nicht zur Ruhe kommt. Während in Constantinopel und seiner Umgebung die Predigt des Evangeliums bei den Moslems mehr Eingang findet, scheinen sich in Palästina ähnliche Scenen wie in Indien vorzubereiten; nicht selten hört man von der Ermordung aller Christen sprechen. Noch vor kurzer Zeit schlossen viele Christen ihre Häuser und Läden zwei Tage lang, weil zwei lateinische Christen einen Effeni getödtet haben sollten und ein Ausbruch des Hasses zu befürchten stand. † Dies stimmt auch mit den neuesten blutigen Nachrichten von Jedda, an der arabischen Küste am Nothen Meere, auf überraschende Weise überein.

Von einer Regierung, die so schlecht polizeiliche Ordnung zu erhalten weiß, erwartet man in national-ökonomischer Hinsicht auch nichts Gutes. Und sie leistet auch in diesem Stücke nur den Beweis ihrer gänzlichen Unfähigkeit. Sie dürfte nur für die Sicherheit des Besitzes und Erwerbes, der Straßen und Wohnplätze sorgen und die Quellen des Landes würden sich öffnen und

* Schubert, l. c. III, p. 10, 12, 59.

† Siehe Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben, 1858, No. 19, p. 152.

* Besonders hat davon ein ausgezeichnet engl. Reisender im Gebiete von Syrien, und hauptsächlich bei Palmyra und im Ostjordanlande in neuester Zeit traurige Erfahrung gemacht. Siehe Five years in Damascus, by Rev. J. L. Porter. London 1855. 2 vol.

Abgaben, die jetzt kaum mit Gewalt zusammenzufordern sind, würden sich ohne besondere Anstrengung vervielfältigen lassen. Allein eine Regierung, die sich selbst auf unwürdigste Weise mit Räuberhorden abfinden muß, die die Straßen des Landes nicht sicher zu machen weiß, die sorgt natürlich auch nicht für ein gehöriges System von Straßen, Brücken, Postverbindungen und allen sonstigen Mitteln des Volksverkehrs; sie leistet dem Capitalisten oder der Association so wenig Hilfe, als der Tüchtigkeit und dem guten Willen des Einzelnen; sie thut Nichts, um die Lage der Unterthanen zu verbessern, Nichts, um den Unternehmungsgeist zu wecken. Sie ist ein arger Baum, der arge Früchte bringt, und verdient, weggeworfen zu werden.

Man muß sich daran erinnern, was die ganze Levante, was Kleinasien, Syrien, Aegypten, Nordafrika, Griechenland und die europäische Türkei einst war, was diese Gebiete sind in der Gegenwart und was sie seyn könnten, um die rechte praktische Lehre daraus zu ziehen. Da ist „das Salz dumm geworden.“ So war es auch Nichts mehr nütze. Statt eines evangelischen Christenthums ist ein falsches Prophetenthum gekommen und Herr geworden; so steht die mohamedanische Welt da als ein sprechendes Zeugniß, daß wo das evangelische, christliche Leben sinkt, wo man den Leuchter des Wortes Gottes von seiner Stelle stößt und etwas Anderes dafür substituirt, da geht der Segen und der Fluch kommt. Und es macht Nichts zur Sache, welchen Namen das „falsche Prophetenthum“ führt.

Natürlich wäre es unwahr und unbillig, auch im heil. Lande alle Schuld des Elendes nur der schlechten türkischen Regierung zuschieben zu wollen. Sie ist wesentlich auch bei der Bevölkerung selbst zu suchen. Regierung und Volk stehen überall in innigster Wechselwirkung. Das Eine ist Exponent und Factor des Andern. Sie spiegeln sich gegenseitig ab.

Das ist auch so im heil. Lande. Da fehlt es vornweg an einer Nation im wahren Sinne des Wortes. Volk und Land sollen auch in einer kräftigen Beziehung zu einander stehen. Aus gegebenen Naturverhältnissen, aus empirischen Bedingungen erwächst ein Volk, mit seiner originalen Natur, seinem charakteristischen Nationalgeist. Was wir aber jetzt in Palästina finden, das ist gar kein heimisches Volk, sondern eine bunte Musterkarte von elenden Bruchtheilen von Völkern. Es ist gar kein Ganzes, keine Einheit, sondern ein buntes Durcheinander, darüber das Türkenthum mit dem Recht der Gewalt und des Eroberers die Ruthe schwenkt. Unter all' diesen Ingredienzien der Bevölkerung ist gar keine Affinität, sondern „die Hand des Einen ist wider die der Andern,“ sie stoßen sich alle auf's Schroffste von einander ab, es herrscht das äußerste Mißtrauen, die rohe Gewalt, wo der Stärkere hofft, sie ungestraft zu üben, ängstliche, kriechende Furchtsamkeit auf der andern Seite. Welche gemeine Eifersucht unter den christlichen Parteien spielt, was für Scenen sich gerade am heil. Grabe erleben lassen, weiß, zu ihrer unvergiltbaren Schmach vor aller Welt, die ganze Christenheit. Und was ist all' das Wallfahren an die heil. Orte, was ist das stereotype Beten und Welken und Segnen werth?

Was das thatlose, sentimentale Romantisiren an den heil. Stätten? Es geht nicht einmal ein Segen von den vielen, zum Theil wohlversorgten Klöstern auf das umliegende Land aus; sie sind wohl Herbergen der Pilger, Sicherheitsplätze der Weltflüchtigen, aber es geht keine Cultur Anregung, kein Lebenstrieb zum Wohl des Landes von ihnen aus, wie einst im Occidente Klöster die Quellpunkte christlicher Cultur gewesen sind. Die ganze Bevölkerung hat gar keinen Muth, tüchtig Hand an's Werk zu legen, kräftig den Boden zu bauen. Nothdürftig zieht man Getraide für den heimischen Bedarf, ebenso Wein, etwa von einem Jahr zum andern, obwohl Traubensyrup ausgeführt wird, wozu das üppige Gedeihen der Pflanze die Hand bietet beinahe ohne Mühe. Allein, was hierin, oder in der Erzeugung der Feige, des Dels, der Mandel u. s. f. geschieht, kommt gar nicht in Betracht gegen das, was geschehen könnte und sollte. Ein großer Theil des Landes liegt todt, und wo früher herrliche Felder standen, da treiben Hirten ohne viel Aufwand von Verstand und Kraft ihre Heerden.* Da begegnet uns ein Haufe berittener Beduinen, dem man gerne ausweicht; dort stoßen wir vielleicht auf durchziehende, trostig blickende Maroniten; hier zieht eine Schaar europäischer Pilger, die Einen, um Gott, die Andern, um ihrer Neugierde zu dienen; bald sind wir an den Pforten eines griechischen oder lateinischen, spanischen oder armenischen Klosters und werden mit ängstlicher Behutsamkeit zum Quartier eingelassen; bald suchen wir umsonst in zerstreuten Dörfern ein Nachtlager, oder lassen uns lieber unter einer mächtigen Sykomore nieder, als daß wir in unreinlichen Hütten uns dem Ungeziefer preisgeben. Dort ziehen Engländer auf einer großen Tour nach der heil. Stadt, hier hat ein deutscher Handwerker sich angesiedelt, da begegnen wir amerikanischen Missionairen, dort irrenden Juden, die Fremdlinge sind im Lande ihrer Väter (5. Mos. 25, 33); hier zieht eine Caravane an's Meer, dort treiben türkische Kawaffen mit gewohnter Brutalität die Steuer ein. Wer Etwas hat, erscheint zu Hause wie draußen zu Schutz und Trug gewaffnet und nicht einmal die Armuth der Hirtenhütte ist vor Gewaltthat gesichert. Beinahe nirgends sieht man die erfreulichen Spuren eines thatlustigen Bemühens; Alles, in Stadt und Land, ist verwahrlost, nur zur Noth erhalten. Es ist kein gesundes Leben, sondern ein kraftloses und endloses Dahinsterben.

Und soll es immer so bleiben? Wird nie der Fluch, der das arme Land niederdrückt, verwandelt in Segen?

Gerne folgt das Auge jeder Spur, die eine Andeutung seyn will, daß ein Neues, ein Besseres für das heil. Land anbrechen soll. Man will und kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß Segen auch dahin zurückfließe, von wo Segen ausgegangen ist auf alle Welt.

Frägt man, welches die Mittel seyen, durch die den vielen Nothständen Palästina's abzuhelpen ist, so kann die Antwort, und zwar die einzige, allein zutreffende Antwort nicht schwer seyn. Es ist das Christenthum, und zwar ein

* Schubert, l. c. III, p. 25.

evangelisches Christenthum. Die Hoffnung der Welt ist auch die Hoffnung Canaan's. Es bedarf einer totalen Erneuerung des ganzen öffentlichen und privaten Lebenszustandes, einer erneuten Menschheit, wenn wieder Segensquellen im gelobten Lande fließen sollen. Dazu kann aber Nichts in aller Welt helfen, als das Evangelium. Wenn durch seinen Ruf die Schläfer aufwachen und die Todten auferstehen, dann wird's besser werden. Wo die Saamentkörner des Wortes der Wahrheit aufgehen, da wo sie ihre zeugende Kraft erproben (Jac. 1, 18), nur da steht eine neue Menschheit auf, die wieder Zeugungskräfte in sich trägt und etwas Tüchtiges, Heilsames zu erstreben vermag.

Man hat es immer wiederholt und man muß es gerade in neuester Zeit bis zum Ueberdruß vernehmen, daß das heil. Land den Juden gehöre, und daß man ihre Einwanderung dorthin befördern solle. Nichts ist unrichtiger, Nichts auch im Angesichte des Wortes Gottes verkehrter. Eben als Juden haben die Juden das Anrecht an das Erbtheil der Väter längst verloren. Was Gottes Gedanken mit ihnen sind, wenn sie einmal Den erkennen, den sie als den Heiland, mit dem sie ihr Heil verworfen haben, das wird die Fülle der Zeiten kund thun und den Schlüssel zu manchem prophetischen Worte der Schrift bieten. Aber so wie die Juden jetzt sind, wie wir ihre Menge in der weiten Welt geartet finden, dürfen wir keineswegs denken, sie seyen geeignet, dem heil. Lande Segen zu bringen, oder in ihm Segen zu finden. Die Juden haben gerade das nicht, was dasselbe nach allen seinen Naturverhältnissen am allermeisten fordert, nämlich Lust zu einem stillen, ruhigen Anwohnen auf einem heimischen Grundbesitze und zu dem stetigen Fleiße des Ackerbaues. Sie sind eben die „wandernden Juden“, die im unstillen Verkehre mit der weiten Welt eine stete Zerstreuung äußerlich und innerlich suchen, als ob es ihnen Bedürfniß wäre, jeder Sammlung, der inneren wie der äußeren, möglichst zu entziehen. Sie sind Nichts, betrachtet als ein Ganzes. Sie existiren überall nur als Fragmente. Man sieht sie darum überall, aber man hält sie nirgends. Es ist ihnen in einer möglichst losen, äußerlichen Anklebung an das Völkerleben am liebsten. Sie ziehen den Herdhaufen des Weltlaufs überall nach, die Markender der Weltgeschichte. Der Handel mit seinem Reize, seiner Spannung, seiner Ebbe und Fluth, seiner Beweglichkeit ist daher das Ausschließliche, was die Masse der Juden anlockt; die Vielseitigkeit, der Wechsel seiner Beschäftigung reizt sie mehr als irgend ein anderer Lebensberuf. Mit dem Sinken der alten, starren Orthodoxie ist eine Sucht nach schillernder, vielseitiger und oft sehr oberflächlicher Bildung bei ihnen eingetreten und das Schwankende eines rein skeptischen, kritischen Verhaltens zu den festen Gestalten der Welt und Weltgeschichte in Religion, Staat, Kunst, Sitte zog sie an, wie sonst und noch das Schwanken der Staatscourse und Werthpapiere. So konnte in unserer zerfahrenen, blasirten Zeit das „junge Judenthum“, namentlich associirt mit dem „jungen Deutschland“ während der dreißiger Jahre in der leichten, belletristischen, seelenlosen, gespreizten Litteratur „Geschäftchen machen“.

Das Gift der Verbissenheit mit der Welt steckt tief im Juden. Wo er das Haupt erheben darf, da rührt sich der Geist, der durchbrechen und herrschen möchte, gewaltig. Und wahrlich—es schlummern tüchtige Kräfte im Juden noch heute. Aber es ist wildes Gewächs, Neben vom rechten Weinstock gebrochen, für sich treibend und wuchernd in aller Welt.

Man wundert sich nicht, so wenige Juden unter dem Handwerkerstande und beinahe gar keine unter den Agriculturisten zu finden. Sie handeln gerne mit Land, aber sie lieben nicht das stete, einförmige Leben und Arbeiten des Ackerbauers. Im Censur der Bevölkerung der Ver. Staaten vom Jahre 1850 soll sich unter der großen Masse Juden, die sich in Nordamerika aufhalten und denen kein Land der Welt günstigere, der Natur des Juden entsprechendere Verhältnisse bieten kann, nur ein einziger, eigentlicher jüdischer Farmer finden.

Eben darum kann es auch nicht auffallen, daß die Juden selbst gar keine Lust zeigen, nach Palästina zu ziehen und dort sich anzusiedeln. Es fehlt gar nicht an Juden, namentlich in Jerusalem. Aber sie gehören durchschnittlich zu der elendesten und ärmsten Classe. Nirgends sollen Juden tiefer entwürdigt und erniedrigt erscheinen, als gerade am Schauplatze ihrer einstigen Größe. Sie sind keineswegs geeignet, dem Lande zum Segen zu werden.

Daß einzelne Juden des Auslandes, die unermessliche Schätze gesammelt haben, dieselben verwenden werden, um dem Lande ihrer Väter Wohlthaten damit zu erweisen, große Landstücke aufzukaufen und bebauen zu lassen, das hat sich, so oft man es auch hörte, stets als ein chimärischer Gedanke erwiesen. Diese Herren kennen die Juden und die Türken viel zu gut, um es mit Beiden im gelobten Lande wagen zu wollen. Dem Juden, dem es im Auslande wohl geht, liegt wenig an Palästina; er handelt und lebt nach der Maxime: ubi bene, ibi patria. Der arme Jude, der es sonst in der Welt zu Nichts bringt, erweckt keine Hoffnungen, es in Palästina weiter zu bringen. Der gebildete Jude, der mit seiner ganzen geistigen Existenz oft nicht einmal mehr im alttestamentlichen Glauben wurzelt, wartet auf keinen Messias mehr und erwartet kein Heil vom Lande seiner Väter.

Die evangelischen Missionsversuche, die seit Jahren in Palästina gemacht werden und wobei besonders auch die Bemühungen amerikanischer Missionaire anerkannt werden müssen, verdienen alle Beachtung und werden mit in Rechnung gebracht werden müssen, wenn einmal die Verhältnisse des Landes und seiner Bevölkerung eine günstigere Wendung nehmen. Nur ist eben wenig in's Ganze auszurichten bei der jetzigen Lage der Dinge. Sind auch die Saamentkörner nicht verloren, so ist das eigentliche in Arbeit genommene Feld verhältnißmäßig äußerst klein. Und wie viel der Arbeit evangelischer Mission neben allen andern Schwierigkeiten besonders auch durch die buntfarbige Repräsentation des Christenthumes innerhalb des heil. Landes selbst Steine in den Weg gelegt werden, bedarf kaum einer Bemerkung.

Das heil. Land bedarf einer radikalen Umgestaltung seiner Bevölkerung, wie aller seiner sonstigen gesellschaftlichen Zustände. Es muß ein anderes

Volk erstehen, oder es wird nicht besser werden. Der Influx eines anderen Blutes wird ein Hauptimpuls werden, um ein neues Leben zu wecken. Palästina bedarf der Einwanderung und der Colonisation. Und zwar wünschen wir ihm eine tüchtige Einwanderung etwa von deutschen Handwerkern und Agriculturisten. Da würden wir die furchtbaren Tollheiten der Kreuzzüge und der Kreuzzügler nicht wiederholt sehen. Daß aus diesen Colonisationen, so großartig sie betrieben wurden, kein tüchtiges Resultat hervorging, das ist leicht begreiflich. Sie ließen zuletzt nur klägliche Spuren zurück. Wir wünschen aber dort eine Einwanderung im Wege des Friedens. Es ist eine Schmach, daß die vielen Tausende von Pilgern, die das heil. Land besuchen aus fernen Christenländern, ihm keinen bleibenden Segen bringen. Sie ziehen herum an den heil. Orten jahraus, jahrein, aber während sie Erbauung suchen, bauen sie Nichts auf. Sie begafften Alles mit ehrfurchtsvollem Staunen, aber dann gehen sie davon. Erst an Ostern dieses Jahres sollen 12,000 Pilger zu Jerusalem gewesen seyn. Palästina braucht keine müßigen Zuschauer, sondern tüchtige, fleißige Arbeiter. Man sammelt Geld genug alle Jahre in der weiten Christenheit, um die Klöster und ihre Bewohner an den heil. Orten zu erhalten. So erließ der Erzbischof von Köln neuestens eine Verfügung, worin es heißt: „Die heil. Stätten der Erlösung sind noch fortwährend in der Gewalt der Feinde des Kreuzes in der Kirche. Gott hat es bisher zugegeben, daß verblendete und verhärtete Feinde, wo sie ehemals den Erlöser der Menschen verfolgt und an's Kreuz geschlagen haben, noch immer um Golgatha sich lagern und den durch Leiden und Sterben des Gottmenschen geheiligten Boden ihrer Herrschaft unterworfen haben. Die frommen Väter, welche als Wächter des heil. Grabes bestellt sind, und der ehrw. Patriarch, den der heil. Vater zum Oberhirten der Gläubigen im heil. Lande berufen, haben unausgesetzt mit Beschwerden, Hindernissen und Verfolgungen zu kämpfen. Um sie zu unterstützen, ist „Der Verein vom heil. Grabe“ in's Leben gerufen worden. Der Verein hat ein hier erscheinendes Organ und schon bedeutende Mittel erzielt, von denen ein großer Theil am Charfreitage in einer allgemeinen Collecte zusammenfließt. Die Pilgerschaft, welche vor einigen Tagen von vier Mitgliedern des „Vereins vom heil. Grabe“ angetreten wurde, hat auch den Zweck, „daß jene am Rhein gesammelten Liebesgaben persönlich in Jerusalem überreicht werden.“ Es ist eine Masse Geldes, die alle Jahre auf ähnliche Weise aus den verschiedenen Ländern Europa's nach dem heil. Lande fließt, ohne dort irgend eine heilsame Frucht für das Land zu bringen. Namentlich theilhaftig sich dabei Rußland in besonderem Grade. Der frühere Minister des Unterrichtes, Noroff, der selbst Palästina durchpilgert und eine Reisebeschreibung geliefert hat, mahnte vor Kurzem öffentlich die Russen an ihre Pflichten gegen die rechtgläubigen Pilger im heil. Lande. Eine andere Schrift schildert die üble Lage derselben in Palästina und dringt auf Abhilfe. Auch geschehen gegenwärtig großartige Sammlungen im russischen Reiche, um großartige Anstalten in russisch-griechischem Interesse an den heil. Stätten zu

gründen. Daß die von der russischen Regierung stets sehr begünstigten Pilgerfahrten nach dem heil. Lande und alle anderen unter dem Titel der Religiosität mit Beziehung auf dasselbe angelegten Pläne noch eine andere Seite haben, bedarf keiner Erwähnung. Es gilt namentlich auch, den „Lateinern“ den Vorsprung abzugewinnen und den ersten, vorherrschenden Einfluß zu gewinnen. Der neu ernannte griechische Bischof zu Jerusalem bestach vor Kurzem die türkischen Kawaffen und hielt zu einer Zeit, die eigentlich den Lateinern zugesprochen war, feierlichen, dreistündigen Gottesdienst in der Kirche des heiligen Grabes. So drängen sich Neid, Eifersucht, Verdammungsgeist, gehässige Gemeinheit der Gläubigen zum Ekel der Ungläubigen um diese heilige Stätte. Der Krieg um die Donau und Sebastopol führt selbst zurück an's heil. Grab. Es war auch dieses Kampfes Geburtsstätte.

Nach dem oben Gesagten können wir Colonisationsversuchen, die in neuester Zeit im heil. Lande von protestantischer Seite gemacht werden, unsere Theilnahme nicht versagen. Das Beten allein thut's nirgends, auch nicht im gelobten Lande. Das tüchtige Arbeiten muß hinzukommen. Deutsche Colonisten bringen, das hoffen wir, Lust und Kräfte zur Arbeit mit. Sie wird nicht leicht seyn. Manche bittere Erfahrung wird gemacht werden müssen, manche Geduldsprobe zu bestehen seyn. Aber wir sehen Summen Geldes, die auf diese Weise verwendet werden, weit lieber dem heil. Lande zugetragen, als daß etwa faule Mönche und schwärmerische Pilger davon erhalten werden. Wir hören, daß auch einige Amerikaner sich bereits in Palästina förmlich als Landbebauer niederließen. In den einstigen Gärten Salomo's soll ein Engländer sich äußerst bequem angesiedelt haben.

Soll aber die Colonisation des gelobten Landes wirklich Fortschritte machen, so muß freilich ein Anderes behülfflich seyn, ja, es ist dies Andere eine *conditio sine qua non* für das Gedeihen jener. Dies ist aber nicht weniger noch mehr als eine ganz andere Regierung. Und die wäre längst da, wäre nicht die zammervolle Eifersucht der christlichen Großmächte im Wege. Sie ist's, der das türkische Reich sein Fortbestehen verdankt. Jede Regierung, die dem gelobten Lande eine Wohlthat seyn will, muß in religiöser Hinsicht liberal, zugleich aber energisch und stark seyn. Denn sie hat es mit rauhen Elementen zu thun. Wenn sie aber Leben und Eigenthum zu sichern und strenge polizeiliche Ordnung zu handhaben weiß, dann wird die Colonisation, das Ansiedeln einer tüchtigen Bevölkerung nicht ausbleiben. Palästina ist in den letzten Jahrzehnten viel weiter, namentlich auch in den Gesichtskreis der europäischen und amerikanischen protestantischen Christenheit hereingerückt worden. Viele Reisende haben uns mit den dortigen Verhältnissen vertrauter gemacht. Die Mission hat ihr Augenmerk dorthin gerichtet. Die Gründung des englisch-preussischen Bischofthums in Jerusalem hat neues Interesse für die heiligen Stätten unter uns geweckt. Es fehlt gar nicht an Protestanten, die aus frommem Sinne jenen Stätten gerne zum Segen würden, auf denen die großen Thaten Gottes geschahen, wo der Menschensohn lebte, litt und starb. Man

braucht gerade kein Schwärmer zu seyn, um sich besonders dorthin gezogen zu fühlen.

Wir wünschen, die christlichen Mächte würden den Sultan auf dem Wege eines friedlichen Vertrages dahin vermögen, ihnen das heil. Land förmlich abzutreten. Es sollte eine den Verhältnissen des Orients angepasste, aber strenge Zucht haltende und Gerechtigkeit unparteiisch handhabende Regierung, die kein Institut einer Staatskirche und auch kein Kirchenstaat seyn dürfte und für perpetuirlich neutral zu erklären wäre, dort errichtet werden. Hätten wir nur erst die Erfüllung dieses Wunsches, dann würde der Influx eines frischen Lebensblutes schon von selbst folgen, die Frucht eines lebendigen und darum in's Leben greifenden Christenthums offenbar werden, und dann möchte aus dem Lande des Fluches auch mit der Zeit wieder ein Land des Segens werden.

Philadelphia.

W. J. M.

Gedanken zur Confirmationsfrage.

1.

Confirmation im evangelischen Sinne des Wortes ist diejenige kirchliche Handlung, durch welche der Einzelne auf Grund seines persönlichen Bekenntnisses zu der christlichen Heilslehre seinem eigenen Wunsche gemäß in die Pflichten und Rechte der Glieder einer bestimmten evangelischen Gemeinde und dadurch der Kirche eingeseht und wobei auf ihn unter Handauslegung der göttliche Segen zur Treue im evangelischen Bekenntniß und Wandel erseht wird.

2.

Confirmation ist kein Sacrament, denn dazu fehlt ihr, trotz der biblischen Anknüpfungspunkte für sie als urkirchliche Ordnung, das Merkmal der Einsetzung Christi und der wesentlichen Eigenschaften eines Sacramentes. Aber zu Wort und Sacrament steht sie in so fern in engster Beziehung, als sie die Aneignung des in Wort und Sacrament angebotenen Heils auf Seiten der Einzelnen beurkunden will.

3.

Es ist einleuchtend, daß Confirmation eintreten soll als Resultat einer Thätigkeit der Kirche und des Confirmanden. Die Kirche arbeitet lehrend und ermahmend an ihm. Er muß mit thätiger Theilnahme das ihm Mitgetheilte auffassen und es mit festem Willen in sein Leben einführen. Fehlt es hieran, so ist dieser Fehler durch keinen kirchlichen Confirmationsact zu ersehen.

4.

Darum wird jeder Confirmationsact besonders dem lebendigeren religiösen Sinne anstößig seyn, bei welchem zwar die Confirmanden ein Bekenntniß des christlichen Glaubens in Folge empfangenen Unterrichtes abzugeben wissen, aber das Vertrauen auf eine religiös-sittliche Kräftigung, eine lebensvolle Aneignung des Heils von Seiten der Confirmanden nicht vorhanden ist.

5.

Wiederum wird jeder Confirmationsact dem gesunden kirchlichen Sinne anstößig seyn, wo auf eine zeitweilige religiöse Erregung der Confirmanden der Hauptnachdruck auf Kosten einer gründlicheren Erkenntniß der Glaubenswahrheiten und der Befestigung in ihnen gelegt wird.

6.

Jener erstere Fehler (Th. 4) wird leichter eintreten da, wo ein gewisser Mechanismus kirchlicher Ordnungen herrschend geworden ist. Der zweite (Th. 5) leichter da, wo eine einseitige Gefühlreligiosität die Oberhand gewonnen hat. Dort ist mehr Gefahr eines kirchenamtlichen *opus operatum*, hier mehr die einer rationalistisch-pelagianisirenden Schwärmerci.

7.

Die gesetzliche Festsetzung eines bestimmten Lebensjahres, in welchem an den betreffenden Individuen Confirmation vollzogen werden soll, gehört besonders zu den großen Uebeln des Staatskirchentums und muß der Natur der Sache nach großes Aergerniß stiften. Dadurch eben ist es dahin gekommen, daß der Confirmationsact nicht sowohl als eine ernste kirchlich-religiöse Handlung, sondern vielmehr als ein Act von Bedeutung für die bürgerliche Lebensstellung der Betheiligten weithin betrachtet wird. Die Taufe der Unmündigen hat ihren guten Sinn. Aber die Confirmation Solcher, die im Wesentlichen auch noch unmündig sind, widerspricht sich selbst.

8.

Gewiß dieses Uebel ist groß genug, auch wenn die Confirmation Nichts mit sich brächte, als daß sie ein Bekenntnißact von Seiten der Confirmanden, ein Weißeact von Seiten der Kirche wäre. Aber es wird unendlich größer dadurch, daß es stehende Ordnung geworden ist, mit der Confirmation den erstmaligen Abendmahlsgeuß in sehr enge Verbindung zu bringen. Hierdurch wird das Heiligste einem kirchlich-bureaukratischen Formalismus preisgegeben und eine Menge Leute unter die Classe der eigentlichen Fideles aufgenommen, welche noch lange nicht ordentliche Catechumeni sind.

9.

Bestehendes Gesetz und herrschende Sitte haben sich vereinigt, um das Bekenntniß und den Empfang des heil. Abendmahls, welche beide der Natur der Sache nach die freiesten Acte der Einzelnen seyn sollten, unter eine Art

von Zwang zu bringen, der in seinen Folgen im Ganzen nur verderblich wirken muß. Noch bedenklicher wird der Zustand dadurch, daß auf den Confirmations- und Abendmahlszwang hin gewöhnlich die kirchliche Ueberwachung beinahe ganz aufhört und die ungemessenste Freiheit nachher dem vorherigen Zwange Hohn spricht.

10.

So gewiß Confirmation, und was damit zusammenhängt, eine Quelle reichen Segens werden kann, so gewiß ist es, daß Beides, Theorie und Praxis in diesem Stücke noch immer gar sehr im Argen liegen. Jene ist über Wesen, Form und Bedeutung der Confirmation mehr oder weniger unklar; diese schleppt sich dabei mit großen Nebeln für die Kirche und Gemeinde im Ganzen, für die Träger des Amtes und für das christliche Leben der Einzelnen.

11.

Dies wird so bleiben, so lange man in der Confirmation verschiedenartige Momente in einem Act und in einen Zeitpunkt zusammendrängt, welche an sich innerlich geschieden sind und keineswegs in einem Zeitpunkt vereint seyn müssen.

12.

Ein Anderes ist der Unterricht und die Confirmandenprüfung, und ein Anderes ist das freiwillige Ablegen eines Bekenntnisses und Weihe mit Gebet und Handauflegung. Und wieder ein Anderes ist die Beichte und der Empfang des heil. Abendmahles. Ein Anderes ist das schulmäßige Anlernen und ein Anderes ist das lebendige Innwerden, die Erkenntniß der Heilswahrheiten. Ein Anderes ist die Uebernahme von allgemeinen Christen-Pflichten und Rechten, und wieder ein Anderes das Eintreten in besondere Pflichten und Rechte eines Gliedes einer besonderen Kirche und Gemeinde. Letzteres muß namentlich in der freien, nicht staatskirchlich regierten, sondern sich selbst regierenden Kirche und deren Gemeinden in Betracht kommen.

13.

Wenn das bei der Confirmation abzulegende Bekenntniß rechter Art ist, d. h. ächt evangelisch, so ist es an ihm selbst schon Sündenbekenntniß. Wenn es nicht rechter Art ist, also nicht ächt evangelisch, so wird es durch ein besonderes, nachher eintretendes Sündenbekenntniß bei der Beichte nicht gut gemacht. Man hat an vielen Orten so viel von der jugendlichen Unschuld der Confirmanden bei der Confirmation vernommen, daß man nicht weiß, was die nachfolgende Beichte dabei zu thun hat.

14.

Daß Jemand die Glaubenswahrheiten auswendig lernt, das läßt sich bis zu einem gewissen Grade erzwingen und eben darum auch, daß er darin ein Examen bestehe. Aber das Inwendiglernen setzt ein freies Eingehen

in den Lehrstoff, eine Hingabe an die Wahrheit, eine freie, persönliche Aneignung derselben voraus und ist auf keine Weise zu erzwingen. Es ergibt sich hieraus, was das Ablegen des Bekenntnisses, wie es zumeist bei Confirmanden sich findet, werth ist. Das Bekenntniß mag gut seyn; aber wissen bei dem in der Sache herrschenden Zwang von staatskirchlichen Befehlen oder sich hinschleppender Gewohnheit die Meisten, was sie dabei thun?

15.

Confirmation will der Anfang eines entschiedenen kirchlich-frommen Wandels seyn, zu dem sich ein Confirmand freiwillig verpflichtet. In viel tausend Fällen ist die Confirmation der Anfang vom Ende der Verbindung der Einzelnen mit der Kirche, ja, Confirmation und erstes heil. Abendmahl der letzte kirchliche Act vieler. Das kann ja bei dem Zerfall des kirchlichen Lebens in den Familien nicht anders seyn. Sollte aber diese Wahrnehmung nicht auf die gewöhnliche Manier und Handhabung der Confirmation ihre Rückwirkung haben?

16.

Die Bedeutung, welche die Confirmation für den Einzelnen haben sollte, ist, daß er, nachdem er durch einen zusammenhängenden Unterricht über die Kraft seines Taufbundes und des bei der Taufe abgelegten Glaubensbekenntnisses klarerer Einsicht gewonnen hat, die ihm mitgetheilte Summe der Heilslehre als seinen Glauben öffentlich affirmirt und sich feierlich zu diesem kirchlichen Bekenntniß auf Leben, Leiden und Sterben verpflichtet; sodann daß er auf dies abgelegte Bekenntniß hin in die vollen Pflichten und Rechte eines Gemeindegliedes eingesetzt und ihm unter weisender Handauflegung Confirmation, Bestärkung im christlichen Bekenntniß und Wandel durch das vereinte Gebet der Gemeinde ersleht wird.

17.

Für die einzelne Gemeinde hat die Confirmation die Bedeutung, daß sie dadurch eine Pflicht und ein Recht ihrer Selbsterhaltung übt, indem sie sich sicher stellen will gegen das Eindringen solcher Glieder, welche weder nach ihrer Erkenntnißstufe noch nach ihrem Verhalten zur Handhabung der Privilegien eines Gemeindegliedes befähigt sind. In so fern ist Confirmation ein wesentliches Stück der Kirchenzucht.

18.

Für die Kirche als solche hat die Confirmation die Bedeutung, daß sie, die da tauft, auch die Pflicht des Lehrens im besondern Sinne erfüllt und zwar in Uebereinstimmung mit ihrem kirchlichen Bekenntniß, so daß die Confirmation für sie ein öffentlicher Bekenntnißact und durch sie ein Weiheact über die sich zu ihr freiwillig Bekenntenden wird.

Philadelphia.

W. J. W.

Die moderne Bildung.

Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 22. März 1858 gehalten zu Berlin von Dr. Schmieder.

(Aus der Evangel. Kirchen-Zeitung.)

Das Element, worin wir leben, die Atmosphäre, welche uns umgiebt, ist die Bildung unserer Zeit, welche wir zum Unterschied von der antiken oder mittelalterlichen Bildung oder auch von derjenigen, welche dem reformatorischen und jedem andern Zeitalter angehört, die moderne nennen, ohne durch dieses etwas zweideutige Wort ein ungünstiges Vorurtheil erwecken zu wollen. Freilich ist es ein kühnes Unternehmen, wenn in einem anerkannten Hauptort der modernen Bildung vor einer gewählten Versammlung ein Auswärtiger, dessen Heimath fast nur von dem Ruhm vergangener Jahrhunderte zehrt, sich unterfängt, über die Bildung der gegenwärtigen Zeit, über die moderne Bildung sich vernehmen zu lassen. Indessen dürfte doch das Wagniß weniger verwegend seyn, als es scheint, da es anerkannt ist, daß ein ruhiger fester Standpunkt außerhalb der Bewegung nicht nur mehr zur Betrachtung einladet, sondern auch geeigneter dazu ist, als wenn man sich mitwirkend und mitbewegt mitten in einer Lebensströmung befindet. So faßt der Zuhörer, der einem Sängerkhor gegenüber steht, den vollen Zusammenklang leichter, als der mitten drinnen stehend etwa auch seine Stimme mit erschallen läßt. Ein vorübersegelndes Schiff überschaut der Wanderer auf der Brücke bequemer als alle diejenigen, welche sich im Schiffe befinden. Nun kann zwar ein gebildeter Geist über die Sphäre, in welcher er lebt, ja über sich selbst betrachtend sich erheben; aber um es zu thun, wird er doch gewöhnlich eines Anstosses von Außen bedürfen und deshalb darf ich hoffen, es wird dieser verehrten Versammlung nicht lästig seyn, das Geräusch der großen Stadt und die stete Bewegung eines Meeres von Bildungstoffen für eine stille Stunde zu verlassen, um wie eine Lerche sich in das ruhige Blau zu erheben und so in der Vogel-Perspective das Feld, in dem sie nistet, und die Acker, auf denen sie sich nährt, zu überschauen. Der Standpunkt, den wir genommen, bewahrt uns schon davor, daß wir uns nicht in die unendlichen Einzelheiten der gebildeten Welt verlieren, sondern die Bildung unserer Zeit nach ihrem allgemeinen Charakter, der ihr als Bildung und besonders als einer bestimmten Art von Bildung eignet, betrachten, insofern sie als Eigenthum einer Persönlichkeit dem Leben derselben eine besondere Signatur aufprägt und den Werth, der einem Menschen zuschreiben ist, erhöhen oder erniedrigen kann. Es ist, kurz gesagt, der sittliche Standpunkt, von dem aus wir die moderne Bildung in's Auge fassen.

Und dieser Standpunkt ist nicht willkürlich gewählt: er ist nicht etwa nur einem Gaste, der vielleicht keinen andern kennt, nachsichtsvoll zu gestatten, sondern

er ist vollkommen berechtigt, weil die Bildung selbst eine Tochter des sittlichen Strebens ist und auf die Sittlichkeit einflußreich zurückwirkt. Denn alle Bildung, welcher Art sie auch sey, ob ächt oder falsch, ob gut oder böse, geht aus der Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes hervor, der nach der Richtung seines Willens die rohe blinde Natur bearbeitet, um ihr eine bestimmte Form und Gestalt zu geben, die dem Bildenden gefällt. Der Stoff aber, an welchem diese Arbeit des Bildens geübt wird, ist nicht ein Gegenstand außerhalb des Menschen, wie dies bei der Arbeit des Handwerkers und Künstlers und bei bloßen Fach- und Brot-Studien der Fall ist, sondern die leibliche und geistige Natur des Menschen selbst, und der Zweck ist unmittelbar eine wirkliche oder doch vermeintliche Steigerung des persönlichen Werthes, das Ergebnis eine wo nicht gebiegene, doch wenigstens anständige Darstellung dieses Werthes. Die ganze Mitgift, mit welcher die menschliche Natur ausgestattet ist, gehört zu dem Stoffe, dessen sich der Bildungstrieb bemächtigt, nicht nur Geist und Sprache, sondern auch Hände und Füße, Augen und Ohren: ja auch Haut und Haare sind nicht ausgenommen. Jedoch hat keine Tüchtigkeit oder Schönheit eines einzelnen Gliedes oder einer einzelnen Gabe für sich selbst durch ihre Ausbildung das Vorrecht, ihren Inhaber zu einem Gebildeten zu machen. Ein guter Reiter, ein gewandter Tänzer, auch ein ausgezeichnete Gelehrter gilt darum noch nicht für einen gebildeten Menschen: alle diese Eigenschaften können nur den Werth einer gebildeten Person erhöhen, aber keinen Menschen durch sich allein zum Gebildeten machen. Umgekehrt können viele, ja fast alle solche Talente einer Person mangeln, ohne daß man ihr Bildung, ja hervorragende Bildung absprechen kann, wenn sich die Persönlichkeit als solche auf eine der herrschenden Sitte entsprechende Weise wohlgestaltet darzustellen weiß. So sehr ist Bildung eine Sache der Person, des ganzen Menschen, in so fern er sich selbst zu besitzen und zu geben gelernt hat.

Auch hieraus ist die sittliche Bedeutung der Bildung zu erkennen und man könnte versucht seyn zu fragen, ob denn überhaupt noch ein wesentlicher Unterschied zwischen Bildung und Verfüttlichung oder Sittlichkeit anzunehmen sey. Es ist nun allerdings zuzugestehen, daß niemand in Wahrheit ein vollkommen gebildeter Mensch seyn kann, ohne auch ein sittlich-vollkommener Mensch zu seyn, und umgekehrt. Aber daraus geht nur hervor, daß Bildung und Sittlichkeit sich gegenseitig bedingen, nicht aber, daß beide dasselbe sind. Sie bedingen sich aber einander, wie der Leib alle Glieder bedingt, alle Glieder hinwiederum das Ganze des Leibes. Die Sittlichkeit ist das Ganze, die Bildung nur ein Glied des Ganzen und nicht das nothwendigste Glied, nicht das Herz der Sittlichkeit. Das Herz der Sittlichkeit ist nichts anders als das geheiligte Herz des Menschen. Heiligung und Bildung sind die beiden entgegengesetzten Pole, zwischen denen das sittliche Streben sich bewegt. Beide verneinen einander; die Bildung spricht: Ich bin nicht Heiligung! die Heiligung spricht: Ich bin nicht Bildung! Aber beide fordern auch einander, und während in unlautern Zuständen Bildung und Heiligung sich gegenseitig bekämpfen, ja ausschließen

können, während ächte Bildung eine falsche Art der Heiligung, ächte Heiligung jede falsche Bildung von sich stößt, während auf niedern Stufen des Werdens das Streben nach Bildung und das Ringen nach Heiligung sich fremd oder feindlich gegen einander verhalten können, vermag die vollkommene Heiligung nicht ohne Bildung, die vollkommene Bildung nicht ohne Heiligung zu bestehen. Die Heiligung hat ihren Sitz in dem Gott zugekehrten Centrum des Menschen, in dem Herzen, die Bildung aber in dem der Welt zugekehrten Gebiete, in den Gaben. Es ist die Stimme der Welt, die Bildung verlangt, welche aus Schiller spricht:

„Gott nur sieht das Herz.“—D'rum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches seh'n.

Die Macht der Bildung wird überschätzt, wenn man auch von einer Bildung des Herzens redet, wodurch viele Erzieherinnen und Mütter sich täuschen lassen. Alle Bildung bezieht sich, wie das Wort selbst sagt, nur auf Formung, Gestaltung und Schönheit, und setzt einen gegebenen Stoff voraus, der gebildet wird, wenn auch dieser nur in einem Vorrath von Anlagen und Naturtrieben bestehen sollte. Das Herz aber, der innerste Lebensquell selbst, ist keiner Gestaltung durch menschliche Willkür und Uebung fähig: es hat aufgehört Herz zu seyn, wenn es der Bildung unterliegen kann. Daher darf man, wenn man richtig redet, vielleicht von Bildung der Seele, aber nicht von Bildung des Herzens sprechen, wie man ja auch schöne Seelen kennt und rühmt, aber nie schöne Herzen, wiewohl auch schöne Seelen immer etwas Bedenkliches sind. Das Herz bedarf der Läuterung, der Heiligung, auf daß es gesund und rein werde, und das geschieht nicht durch Bildung, sondern durch neue Geburt aus dem Geist. Ein gutes frommes geheiligtes Herz kann kein Mensch durch Bildung erwerben, kann kein Mensch dem Andern an bilden: Gott schafft es in denen, die brünstig und beharrlich bitten: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz! Die Anmaßung, das Herz bilden zu wollen, ist unevangelisch und ist ein Nest von Heidenthum und Pharisäismus: sie giebt in der Menschenhände, was nur Gott gehört: sie ist die Grundfünde der jesuitischen Erziehung.

Weil aber die Aufgabe der Bildung sich an den der Welt zugekehrten Gaben des Menschen vollzieht, so empfängt alle Bildung des Einzelnen auch ihre Gestalt und Färbung von der Welt, in welcher er lebt. Unsere Bildung steht wesentlich unter dem Einfluß der Familie, des Standes, des Volkes, der Gesellschaft, des weiteren oder engeren Kreises, dem wir durch Wahl oder durch Fügung angehören. Die Welt, in der wir leben, führt uns die Bildungsmittel zu und wirkt auch unabsichtlich auf die Bildung unsers Geschmacks, unsrer Sitten und unsres Geistes. Wer eine allgemeine Bildung erwerben will, muß die Mittel seiner Bildung in verschiedenen Ländern und Zeiten suchen: er muß reisen und studieren. Jedes Volk, jedes Zeitalter hat seine eigenthümliche Art und sein beschränktes Maas von Bildung. Wenn der feingebildete Cicero oder selbst der gewandte Alcibiades plötzlich nach Berlin versetzt werden könnte, sie würden große Lücken in ihrer Bildung entdecken:

ebenso Wolfram von Eschenbach oder Kaiser Friedrich II., nicht minder der Mediceer Cosmus oder Erasmus, ja selbst Männer, die unsrer Zeit näher stehen, wie Leibniz und Lessing. Dagegen würde auch unsre Zeitbildung nicht ausreichen, um uns in der antiken, oder mittelalterlichen, oder reformatorischen Welt, die wir doch studiert haben, sogleich zurecht zu finden.

Um aber die Art der Bildung, unter deren Einflüssen wir aufgewachsen sind, um die moderne Bildung, diesen vielgestaltigen Proteus, zu fassen, um nicht gleich dem Ungebildeten blind von den verschiedenen Bildungsmitteln, die sich uns aufdrängen, übermannt zu werden, um das Rechte von dem Falschen zu unterscheiden, das unsrer Bestimmung Angemessene auszuwählen und richtig anzuwenden, liegt es uns ob, den Charakter dieser modernen Bildung zu prüfen. Mein geringer Dienst wird sich dabei nur auf wenige bescheidene Andeutungen beschränken.

Das auffallendste Merkmal der modernen Bildung ist die Selbstherrlichkeit, zu deren Entwicklung und Darstellung dieselbe hindrängt, recht als ob jeder Mensch wüßte, daß er berufen sey, das Bild Gottes auf Erden in seiner persönlichen Selbstständigkeit zu vergegenwärtigen, während eine andere ebenbürtige Seite des menschlichen Berufs, die Aufgabe, ein Diener seiner Brüder zu seyn, mehr in den Hintergrund tritt und vielleicht öfters versäumt wird. Freilich war eine frühere Bildung zum gehorsamsten und ergebensten Diener in eine pedantische Verbildung und in leeren Schein ausgeartet. Zur Selbstherrlichkeit der neuesten Zeit bereitete schon die Reformation durch die Erneuerung der evangelischen Freiheit vor: zur Entwicklung im gefelligen Leben kam sie aber erst durch das Hinzutreten weltlicher Hebel, dergleichen auf dem Gebiete der Poesie die Göthe'sche und Schiller'sche Dichtung, ferner aber die Kant'sche Philosophie mit ihren Töchtern, und endlich die französische Revolution war, mit dem ganzen Umschwung der Geister, der daraus folgte. Wie aber früher die Dienerbildung, so hat auch die gegenwärtige Herrenbildung ihre Caricaturen, die Ekel erregen und Spott verdienen. Was ist erbärmlicher als die Selbstherrlichkeit eines Knaben, eines Schülers oder Lehrlings, der als Sinnbild seiner vollendeten Bildung zum jungen Herrn eine Cigarre im Munde führt! was ist für jeden reinen Sinn empörender als die Emancipation, die man den Frauen hat aufdrängen wollen! Durch solche Mißgeburten dürfen wir aber nicht irre werden an dem großen Gedanken, der das Ziel der modernen Bildung ist, daß jeder Mensch dahin geführt werden soll, die volle freie Persönlichkeit, das Ebenbild Gottes, in sich darzustellen, zu welchem Ziele in Wahrheit ein sehr ernster und schwieriger Weg der Bildung durchwandert werden muß. Wenn Alle zur Selbstherrlichkeit gelangen, wenn in Jedem das Bild Gottes geehrt werden soll, so muß der Gebildete nicht nur alle Rohheit und Härte, sondern auch alle Anmaßung und Eitelkeit abgelegt haben und wirklich ganz Herr über sich und seine Leidenschaften geworden seyn. Die trefflichsten Novellen und Romane der Neuzeit haben versucht, in den Gesprächen der Handelnden die freie rhythmische Bewegung der gebildeten Unterhaltung in diesem

Sinne darzustellen, während in den antiken Dialogen selbst bei Plato nur die eine durchgebildete Persönlichkeit des Sokrates auftritt, die Uebrigen aber nur als freiwillige oder unfreiwillige Schüler erscheinen. In der Wirklichkeit sind die Gesellschaften noch felten, wo die allgemeine Selbstherrlichkeit in ihrer vollen Wahrheit als die Frucht einer vollkommenen Selbstbeherrschung bei einem reichen und geordneten inneren Leben erscheint. Aber zur Aufgabe hat dies Allen, die zu den Gebildeten zählen wollen, die Richtung der modernen Bildung gestellt.

Ein zweites Merkmal dieser Bildung scheint dem ersten, der Selbstherrlichkeit, entgegengesetzt zu seyn und wird doch von demselben gefordert. Dies ist die *Vielseitigkeit* der Bildung, durch welche allein es möglich wird, bei der Ausdehnung des allgemeinen Gesichtskreises sich überall frei und sicher als Herr zu bewegen. Der große Umfang, in welchem das neueste Europa von der ganzen Erde, von der Bewegung der Himmelskörper, von den Kräften der Natur und den Gesetzen ihrer Wirkungen, von der Geschichte und den Sprachen der Völker Kenntniß genommen, nöthigt den Einzelnen zu einer ausgebreiteten Anbildung und Durchbildung des Wissens, wogegen Salomo in seiner Weisheit noch ein Kind ist. Dazu kommt, daß die Kunst und die schöne Litteratur fast aller gebildeten Völker ein Gemeingut aller Gebildeten geworden ist. Diese Vielseitigkeit ist erstaunenswürdig, aber auch für die wahre Bildung sehr gefährlich, da sie diejenigen, die nicht reich begabt sind oder sich auf einen engeren Kreis zu beschränken wissen, verleitet, nach allen Seiten herum zu naschen, nicht um sich zu bilden, sondern um sich den Schein der Bildung anzueignen. Diese Noth verdanken wir der Presse, die uns mit Stoff überhäuft, den nur Wenige verarbeiten können. Unfre Welt ist eine Lesewelt, unfre Bildung großentheils eine Lesebildung, welche die innere bildende Kraft überwuchert: viel Papier und Druckerwärze, aber wenig wahrhaft gebildete Leser. Denn zur Bildung gehört nothwendig eine gründliche Arbeit des Geistes, ein selbstthätiges Angreifen und Nachschaffen dessen, wovon wir Kenntniß nehmen. Das eilige Lesen aber gewährt nur eine oberflächliche Berührung, die nicht bildet. Diese *Oberflächlichkeit* verschuldet es aber auch, daß unfre Bildung weit mehr in einem bloßen Wissen als in einem Können und Thun sich gewährt. In einem tüchtigen Landwirth ist mehr bildende Kraft und daher auch mehr Bildung, als in einem bloßen Leser landwirthschaftlicher Schriften; in einer tüchtigen Hausfrau, die ihr Haus und ihre Hausgenossen weise regiert, mehr als in einer viel lesenden, aber nichts thnenden Dame. Darum ist die Vielseitigkeit unsrer Bildung, die uns zu einer viel lesenden Nation macht, ein gefährliches Ding, das in Vielen, die vor Andern Gebildete heißen, keine gesunde Bildung aufkommen läßt. Wo aber ein Geist die unendliche Mannigfaltigkeit der dargebotenen Bildungstoffe zu bewältigen vermag, ohne dadurch verflacht, verwirrt oder erschläft zu werden, da wird er bildend und gebildet ein wahrhaftiger Beherrscher der Natur und der Dinge und stellt das Bild Gottes, des

Herrschers aller Welt, in gebührendem Maaße in sich dar, wenn auch nur wie der Thautropfen die Sonne.

Ein drittes Merkmal unsrer modernen Bildung ist, daß sie vorzüglich eine Bildung des *Geschmacks* seyn will, und dies folgt nothwendig aus den beiden ersten Eigenschaften, aus dem Anspruch auf Selbstherrlichkeit und Vielseitigkeit. Denn die Vielseitigkeit überhäuft uns, die wir uns bilden wollen, so reichlich mit Stoff aller Art, gutem und schlechtem, uns verwandtem und fremdartigem, daß wir prüfen müssen, was der Aneignung werth ist und was wir als schädlich abzustossen haben. Dies fordert das Urtheil, die Kritik heraus. Die Selbstherrlichkeit aber giebt dem Gebildeten das vermeintliche Recht, das Urtheil nicht nach einem allgemein gültigen Maaßstabe, dessen Autorität er sich unterwirft, auszuüben, sondern sich selbst, sein Gefühl und seine Meinung, sein persönliches Wohlgefallen oder Mißfallen, also die Zunge seines Geistes, zum Richter zu machen. Dies ist ein unermesslich hoher Anspruch: denn er setzt stillschweigend voraus, daß der Geschmack des Einzelnen mit dem vollkommenen Gesetz des Wahren und Guten zusammenfällt, und ein gebildeter Geschmack, von welchem dies gerühmt werden kann, ist Eine der höchsten Gaben, wie denn die lateinische Sprache die Weisheit als Geschmacksstückigkeit, *Sapientia*, bezeichnet, worin sie mit der hebräischen Sprache übereinstimmt.— Die griechische Sprache aber unterscheidet vorsichtig die gewisse Erkenntniß des reinen Geistes, *Sophia*, von der unsichern Erkenntniß durch den Sinn, durch die Empfindung (*Aesthesis*). Unsere moderne Geschmacksbildung ist jedoch wesentlich *ästhetisch*, auf der Wahrnehmung durch Sinn und Empfindung beruhend, und dies hat seinen Grund einestheils darin, daß dies das leichteste und bequemste Mittel ist, um zu einem Urtheil zu gelangen, freilich nicht das sicherste, andertheils darin, daß unfre Geschmacksbildung von den Dichtern und von der Beurtheilung des *Schönen* ausgegangen ist, wobei mit Recht die Empfindung eine vorwiegende Bedeutung hat. Aber die moderne Bildung liebt es, nicht nur auf dem engeren ästhetischen Gebiet, sondern überhaupt das Urtheil nach dem Geschmack zu bestimmen. Man trägt dies auf das wissenschaftliche, politische und religiöse Gebiet über und es ist ein wesentlicher Bestandtheil der Unterhaltung in gebildeter Gesellschaft, die Erscheinungen in Kunst und Wissenschaften so wie die Ereignisse des Lebens nach *eigenem* Geschmack zu kritisiren, und die Ausgleichung der Meinungen, die der Verschiedenheit des Geschmacks einen Ausdruck geben, ist eine Hauptwürze des Gesprächs. Dagegen tritt die Gabe der Erzählung in der gebildeten Gesellschaft zurück und wird immer seltener, wiewohl sie ein vorzügliches Zeichen des bildenden und gebildeten Geistes ist: man überläßt sie den bevorzugten Talenten der *Zeitungs- und Roman-Schreiber*. Da nun aber ein reiner wirklich gebildeter Geschmack nur die Frucht der höchsten Bildung seyn kann, so ist es unvermeidlich, daß eine große Mehrzahl sich mit dem Scheine des selbstständigen Geschmacks-Urtheils begnügt und ihre vermeintliche Selbstherrlichkeit im Stillen durch die Urtheile der Presse und durch Parteimeinungen, durch das, was man für

die herrschende öffentliche Meinung hält, bestimmen läßt. Nur ein reines Herz, verbunden mit festem Charakter und mit einem umsichtigen Geist, kann den Geschmack so läutern und verfeinern, wie es die ächte Bildung unsrer Zeit fordert.

(Schluß folgt.)

Brahminenthum und die englische Herrschaft in Ostindien.

Ein pensionirter Offizier der englisch-ostindischen Armee theilt in einem Artikel in der englischen Zeitung Record seine Ansichten über den dort herrschenden Aufruhr und dessen Ursachen, und über die Mittel, ferner ähnlichen Revolten zu begegnen, in sehr belehrender Weise mit. Wir geben das Bedeutendste des Artikels.

Zuerst lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Fortschritte des ErziehungsweSENS in Bengalen während der letzten 30 Jahre. Aus den Bildungsanstalten der Regierung, der freien Kirche, der Episkopalisten, der Independents, der Baptisten und der Römischkatholischen ging alle Jahre eine bedeutende Anzahl gebildeter junger Männer hervor, die der Brahminischen, Mohammedanischen, ja, jeder religiösen Partei angehörten. Zum Beweis, wie weit der Einfluß europäischer Schulbildung sich erstreckt, führe ich, ohne mich auf speciellere statistische Notizen einzulassen, nur an, was mir vor zwei Jahren der wohlbekannte Dr. Duff, Vorsteher des Collegiums der freien Kirche zu Calcutta, mittheilte. Auf meine Frage, wie viele tüchtig gebildete Eingeborene wohl aus seiner Anstalt schon hervorgegangen seyen, sagte er mir: Mehr als 23,000! Natürlich ist das nur ein Beispiel, dem viele aus ähnlichen Instituten an die Seite gestellt werden könnten. Ich weiß, daß ich nicht übertreibe, wenn ich behaupte, daß allein auf der bengalischen Seite von Ostindien eine Viertelmillion junger Ostindier europäische Erziehung empfangen haben. Dies ist vielleicht überraschend, aber zugleich höchst befriedigend im Blick auf die nöthige Grundlage einer künftigen guten Regierung des Landes.

Nun entsteht aber die Frage, was wird aus diesen gebildeten jungen Leuten Bengalen's? Man sollte denken, die Regierung werde, nachdem so viel Geld und Mühe für die Erziehung dieser Eingeborenen in den verschiedenen Zweigen der Litteratur, der Wissenschaften und Künste angewendet worden ist, sehr bereit seyn, diese einheimischen Talente und Kräfte in ihren Dienst zu ziehen und zum Besten des Landes zu verwenden. Es unterliegt aber nicht dem geringsten Zweifel, daß dies keineswegs der Fall ist. Was nun auch

die Ursache seyn mag—und die Generalgouverneure, Staatsräthe und Directoren wissen eine Menge Klugheitsrücksichten anzugeben, warum man keine große Zahl solcher eingeborenen Beamten haben will—gewiß ist, daß von diesen gebildeten jungen Ostindiern nur etliche Wenige aus Hunderten von der Regierung angestellt werden. Dazu kommt, daß auch die höher stehenden europäischen Privatleute aller Classen sich vor der Berührung mit gebildeten Eingeborenen scheuen, als ob sie fühlten, daß ihre eigene höhere Stellung dahin sey, sobald Ostindier als Genossen derselben höheren Bildung anerkannt werden.

Ich traf in London in einem Privathause einige ostindische Personen fürstlichen Blutes mit ihrem Dolmetscher. Während der Unterhaltung fragte ich den Letzteren, wo er seine europäische Bildung empfangen habe. Er antwortete mir, daß er ein Schüler von Dr. Duff sey. Auf die Frage, ob er noch ein Muhamedaner sey, antwortete er zögernd nach einer Pause: Ja, diese Prinzen, bei denen ich mich befinde, sind Muhamedaner. Aber, fuhr ich fort, warum gehen Sie in Dienst bei Eingeborenen? Wer sonst, erwiederte er, wird uns nehmen? Ist ja kaum ein Civilist im Lande zu finden, der seine Leute nicht lieber unter den ordinairsten Schwarzen im Bazaar herausucht, als daß er einen gebildeten Ostindier anstellt! Auf die Frage, woher das komme, sagte er: Sie fürchten, wir schreiben vielleicht für ostindische Zeitungen, oder wir seyen unerwünschte Beobachter ihres Privatlebens, Manche auch wollen jene Classe Menschen unter sich haben, welche sie treten und mißhandeln dürfen oder willkürlich fortjagen, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Die Folgen dieses Zustandes sind leicht einzusehen. Von den Europäern abgewiesen, müssen diese gebildeten Ostindier sich eben wieder an Ostindier halten. Sie werden Correspondenten von Hinduzeitungen, oder sie tragen ihre Dienste bei Hindufürsten an, denen sie gerade recht sind, um ihre Verhältnisse zur englischen Regierung zu leiten; sie übersetzen ihnen die englischen Zeitungen und unterlassen nicht, ihre Abneigung gegen die Europäer und die englische Regierung, die sie erzieht, aber nachher ihre Dienste abweist, wie sie können zu vermehren.

Wie weit solche getäuschten und unzufriedenen Eingeborenen einen schlimmen Einfluß ausüben müssen, ist mir aus einer Bemerkung klar geworden, welche Dr. Duff mir machte. Er sagte: „Ich reiste von Calcutta an den Himalajah, dann den Indus hinab und weiter bis Ceilon, von da nach Madras und wieder nach Calcutta, und kaum fand ich eine größere Stadt, in der ich nicht auf einzelne meiner alten Schüler stieß, die mir ihren Besuch machten, mir ihre Theilnahme und Dank für den empfangenen Unterricht bewiesen.“ Ich fragte ihn, wie viele von seinen 23,000 Zöglingen Christen geworden seyen. Er sagte, nur sehr wenige. Ich fragte ihn, ob sie Götzendiener oder Muhamedaner blieben. Er sagte: Ja, äußerlich; obwohl sie von der Thorheit ihres religiösen Glaubens so fest überzeugt sind, als von den Ungereimtheiten ihrer sonstigen Weltanschauung; aber der Tag kommt, der ihnen Aussicht auf eine günstige

Veränderung ihrer Lage bringt und man wird dann staunen über die Masse derer, die aufzutreten und ihren Glauben an die Wahrheit des Christenthums bekennen werden; nur wird es einer Revolution bedürfen, um die Vorurtheile und Hindernisse zu beseitigen, welche sich diesem bereits vorhandenen mächtigen Werkzeug für gute Zwecke jetzt in den Weg stellen; geschaffen haben wir es selbst, aber nachher uns gefürchtet, es mit unserer Herrschaft in Ostindien in naturgemäße Verbindung zu bringen.

Aus allem diesem läßt sich mancher Schluß auf die jetzige schreckliche Revolte in Ostindien ziehen, auf deren Geheimniß ich jetzt zu reden komme. Zunächst ist der Einfluß der allgewaltigen, trotzigen, hochfahrenden, dabei schlauen Brahminenkaste in's Auge zu fassen. Scheinbar demüthig vor uns, haßten sie unsere Herrschaft; sie waren früher nur ruhig, weil sie von der Regierung in allen Stellungen bedeutenden Geldgewinn hatten. Sie ließen sich für ihre Dienste bezahlen. Aber die Fortschritte der letzten dreißig Jahre haben ihren Interessen den bedeutendsten Schaden zugefügt, und zuletzt ist der alte Kastengeist in offener Feindschaft ausgebrochen. Mit nicht verhaltenem Worte haben sie ihre Abneigung gegen die Verbreitung europäischer Bildung ausgesprochen; eine junge Generation wuchs hervor, denen die veralteten Lehren und Ceremonien mit den Ansprüchen des Supremats der Kaste zum Gespött wurde. Früher genossen jene Brahminen trotz unserer Regierung hohe Ehren an den Höfen der kleinen Fürsten in unserem Territorium. Aber zu ihrem Bedauern mußten sie sehen, daß jene erzogenen, europäisch-gebildeten jungen Leute an jenen Höfen vorzogen wurden und daß durch deren Einfluß manche jener Fürsten sich von ihrer bisherigen Unterordnung unter brahminischen Aberglauben und Priestergewalt losmachten. Zugleich mußten sie sehen, daß die Zahl der Missionaire aller christlichen Parteien wuchs, daß zugleich deren Thätigkeit, Muth, Erfahrung, Hülfsmittel zunahmen und daß durch ihren Einfluß dem gemeinen Volke, wenn es auch nicht zum Christenthum übertrat, die Augen gegenüber brahminischen Ansprüchen geöffnet wurden. Eingeborene von Bildung traten ihnen an hohen, christliche Missionaire in niederen Orten entgegen. Unter dieser Verschlimmerung ihrer Lage trösteten sie sich mit dem Einfluß, den sie doch noch da und dort an kleinen ostindischen Höfen hatten, mit Anstellungen bei der Polizei, der Armee und namentlich mit der Uebersetzung, daß die ostindische Regierung nie die Hand bieten werde, den alten brahminischen Kastenadel in irgend einer Weise zu verletzen; an dieses Vorrecht glaubten sie so fest wie an ihre Ansprüche auf Bedienstung bei der Regierung, auf Verehrung von Seiten der Volksmasse und ihre priesterlichen Einkünfte.

Aber was mußten sie erleben! Dieselbe Regierung, die, so lange es ging, den Missionsversuchen alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt, die dort in Serampore die baptistischen Missionaire gewaltsam beengt, den religiösen Eifer europäischer Beamten gehemmt und verfolgt hatte, ging jetzt in diesen sentimentalen Zeiten missionirender Philanthropie so weit, daß sie zum Aerger

der Brahminen deren Wittwen vom brennenden Holzstoß riß und den Kindermord verbot, der seit undenklichen Zeiten an kleinen Mädchen verübt wurde, um das weibliche Geschlecht in der Kaste nicht all' zu zahlreich werden zu lassen und so Verbindungen mit niederen Kasten vorzubeugen. Sie mußten es erleben, daß auch ein vom Hinduismus Abgefallener gesetzlich erben, daß eine Brahminenwittwe sich wieder verheirathen konnte. Vollends trieb sie Lord Dalhousie zur Verzweiflung, dessen Politik es war, die Ueberreste der kleinen ostindischen Höfe vollends zu beseitigen, die Gebiete Ostindien's in großem Style zu annexiren und das weite Reich in allen Theilen unter britische Gewalt zu bringen.

Was sollten sie thun? Alles schien ihnen sich umzugestalten und zwar nach europäisch-christlichem Styl, Gesetzgebung, Erziehung, die Mission machte Fortschritt, ostindische Fürstengeschlechter traten ab, altherkömmliche Sitte wurde verpönt, sie sahen schon im Geiste die Eisenbahnen über das Land gestreckt, überall Kastenbefleckung und auf was zielte das hin, als auf das Sinken brahminischer Würde und Verderben der ganzen Kaste? Es galt, entweder die Stunde ihres Sturzes weiter hinauszuschieben oder den Kampf der Verzweiflung vielleicht zu Gunsten der Kaste zu wagen. Die Regierung hatte ihr Vertrauen verloren, nicht weniger „jung Ostindien“, dessen Glauben an Brahminenthum sehr zweifelhaft zu werden begonnen hatte. Da schien sich nun von einer Seite her eine Hülfe zu bieten. Das war das Brahminenthum in der englisch-ostindischen Armee. Hier bedurfte es nur der Verdächtigung, daß die englische Regierung die Kaste zu entweihen, sie von ihrem privilegierten Standpunkte herabzustürzen und mit den Christen gleichzustellen beabsichtige. Wenn solcher Verdacht Wurzel faßte, dann war ein Schlag zu führen für die alte väterländische Tradition, die alten Fürstenhäuser, die alten Vorrechte der Priesterkaste.

Unter diesen Verhältnissen ist es kein Wunder, daß jene mysteriösen „heiligen Kuchen“ durch brahminische Polizeiagenten von Delhi bis Calcutta über Städte und Dörfer verbreitet wurden. Man trat mit Eidschwur in einen Bund, die Regimenter der Armee werden durch brahminische Commissaire aufgewiegelt, dazu hilft das brutale, unkluge Benehmen englischer Offiziere mit und die „mit Thierfett beschmierten Patronen“ lassen die längst angelegte Mine springen. Dies ist eigentlich das Geheimniß der Revolte. Absichtlich wurden mit ihr jene schauerlichen Greuel verbunden, um die über Indien hin zerstreuten Europäer um so kräftiger zu schrecken und um die rebellischen Soldaten um so tiefer in Schuld zu verketten, damit schon die Furcht vor der Rache der Engländer eine Rückkehr zu Subordination unmöglich mache.

Fragt man, warum die Brahminen die muhamedanische Königsfamilie von Dehli wieder an die Spitze stellten, so ist die Antwort nicht schwer. Es lag das ganz im Interesse der brahminischen Politik. Denn sie litten nicht unter muhamedanischem Despotismus, sondern blühten dabei. Zugleich aber schmeickelten sie durch jene Maßregel den muhamedanischen Sepoys für die

Theilnahme am Aufruhr gegen die englischen Eindringlinge. Es ist kein Zweifel, daß man diesen Sepoys es in die Ohren geraunt hatte, daß die Dynastie von Dehli so gewiß werde aus dem Wege geschafft werden als das Königshaus von Dube; daß die Gerichtshöfe ferner nicht mehr Eingeborene zu Beamten haben sollen, sondern britische Soldaten werden angestellt werden; daß man jetzt für alle Bevorzugungen der Ausländer und anderen Unbilligkeiten sich an den Englischen werde rächen können.

Schließlich muß es sich darum handeln, was zu wirklicher Abhülfe dieses bedenklichen Zustandes geschehen könne. Ich beschränke mich auf einige Vorschläge.

Man nehme das brahminische Element auf in die Administration des Landes, indem man die gebildeten Ostindier nicht mehr weder in Ostindien noch im Auslande mit Verachtung behandelt oder sie Furcht merken läßt und ihnen kein Amt anvertraut. Bisher haben die Brahminen einen Vortheil dabei gefunden, mit euch Engländern, ja sogar für eure Oberhoheit ihren Einfluß zu gebrauchen; jetzt aber müßt ihr versuchen, eine entschieden bessere Classe, die gebildeten Eingeborenen an euer Interesse zu binden, die bisher bevorzugte und doch treulose Kaste aber fahren zu lassen. Bildet selbst jene Classe heran, erziehet sie für diese Zwecke, ihr Einfluß ist im Steigen in der Gesellschaft Ostindien's, während der der Brahminen = Kaste entschieden im Sinken begriffen ist.

Sodann: Vergebet als eine herrschende und gesetzgebende Macht eurem christlichen Bekenntniß Nichts. Stellt euch nur fest und mannhaft ohne Furcht auf die Seite der Wahrheit. Die Meinung ist nicht, daß ihr mit Gewalt den religiösen Glauben der Eingeborenen antasten, christlichen Cultus aufzwingen sollt. Aber eine christliche Regierung gebe kein Geld mehr für heidnische Tempel und brahminische Priester. Duldet ferner nicht, daß Jemand um religiöser Meinung willen Gewalt an Leben oder Besitz leide. Die höchste Obergewalt gebe unverhohlen ihre Sanction zu allen Unternehmungen christlicher Wohlthätigkeit in Ostindien.

Dazu verstärket nach Kräften die europäische Armee, verbessert die Civilverwaltung und ganz besonders das elende System des Ausleihens der Ländereien, welches nach dem Zeugniß aller Missionaire nur taugt, das Landvolk zu ruiniren und durch schmäbliche Mißhandlung die englischen Dividenden zu steigern. Wir wollen uns ja nicht schmeicheln, daß die Masse des Landvolkes, weil sie bisher sich ruhig verhielt, auf unserer Seite sey, unsere Herrschaft liebe und mit der Revolte keine Sympathie habe. Sie wartet nur auf den Ausgang des Kampfes und fällt dem Stärksten zu. Liebe zu uns ist keine da.

Indessen laßt den Gedanken fahren, Ostindien ohne eine Armee Eingeborener regieren zu können. Die ostindischen Fürsten habt ihr besetztigt. Aber wenn ihr den kriegliebenden Classen der Ostindier keinen Armeedienst anbietet, was sollen sie thun, wie sollen sie sich ernähren? Die ererbte

Vorliebe für das Soldatenwesen könnt ihr nicht ausrotten noch auch diese Leute an Ackerbau oder andere bürgerliche Berufsarten gewöhnen. Das Experiment kostet euch zur Erhaltung Ostindien's 400,000 europäische Truppen. Dagegen gebet weise eurer Armee von Eingeborenen eine andere Gestalt, laßt die Offiziere nicht fern vom Regimente ihr Leben hinbringen, entfernt nach Kräften das brahminische Element aus der Armee und seydt billiger, gerechter in Bezug auf Beförderungen und Pensionen.

Endlich, weil doch ein Beispiel gesetzt werden muß nicht aus Rache, sondern um der Gerechtigkeit willen, so fasset die ärgsten Verräther und Mörder der Revolte und strafet sie, aber seydt milde gegen Alle, die sich nur verleiten ließen und auf Milde rechnend die Waffen strecken. Aber die Regierung gehe fest darauf aus, alle möglichen Zeugnisse über den brahminischen Einfluß bei der Revolte zu gewinnen. Laßt die Schande der Brahminen vor allem Volke an's Licht kommen, damit man wisse, daß sie in der Ausschließung von allen höheren Aemtern nur gerechte Strafe zum Schutze der britischen Regierung tragen. Auf diesem Wege rächt sich dieselbe an den eigentlichen Urhebern der Revolte, nimmt ihnen als einer Kaste öffentlich von ihrem Ansehen und Einfluß, ermuthigt und gewinnt für sich eine Classe gebildeter Eingeborener und kann sich auf sie verlassen im Falle künftiger aufrührerischer Machinationen und schafft namentlich das allergroßte Hinderniß auf die Seite, welches bisher den ganzen industriellen, socialen, religiösen Bildungsfortschritt unserer ostindischen Unterthanen im Wege stand.

Liederproben in Uebersetzung.

Ein Pfingstlied.

Nach dem Lateinischen Veni Creator Spiritus um's Jahr 800.

Komm, Schöpfer, Geist, in unsre Brust,
Erfülle sie mit Himmelslust!
Sey unsrer Seele süßer Gast,
Die du für dich bereitet hast.

Du Beistand, Tröster, höchstes Gut,
Du Himmelslicht und Liebesgluth,
Du Quell der Wahrheit und der Kraft,
Die neues Leben in uns schafft!

Du siebenfaches Gnadengut,
Du Gotteshand, die Wunder thut,
Du hast des Vaters Rath vollbracht
Und aufgelöst der Sünde Nacht.

Zünd' uns ein Licht an im Verstand,
Entflamm' das Herz in Liebesbrand;
Stärk' unser schwaches Fleisch und Blut
Und gieb uns deiner Zeugen Muth.

Den Feind der Seele schein' fort
Mit deinem Schwert und Lebenswort;
Laß deinen Frieden in uns blüh'n
Und allem Uebel uns entlich'n.

Vom Vater und vom Sohn gesandt,
Mach' uns mit beiden wohlbekannt;
Und führ' uns auf der Glaubensbahn
Zum sel'gen Schauen himmelan!

Philipp Schaff.

Das Gebet.

Nach dem Englischen von Montgomery: Prayer is the soul's sincere desire.

Gebet ist unser tiefftes Sehnen,
Ob lautlos oder ausgedrückt
In Worten, Seufzern, Blicken, Thränen,
Ein heilig Jen'r, das uns durchzückt.

Gebet ist Klagen im Wehe,
Ein Hülfesruf aus tiefer Noth,
Ein Sehnsuchtsblick zur Himmelhöhe,
Wenn niemand sieht und hört, als Gott.

Gebet ist aller Sprachen nächste,
Die selbst auf Kindeslippen bebt;
Gebet der Melodien höchste,
Die uns zu Gottes Thron erhebt.

Gebet ist ängstlich Händeringen
Des Sünders, der im Bußkampf liegt;
Doch Engel schau'n auf ihn und singen:
Sieh', wie er betet, wie er siegt.

Gebet ist Lebenslust dem Herzen,
Sein Labetrunk und Freudenmahl,
Sein letzter Trost in Todeschmerzen,
Sein Lobgesang im Himmelsaal.

Philipp Schaff.

Kirchenchronik.

Religiöse Feier bei Ankunft der telegraphischen Expedition in Trinity Bay.—Nachdem die Besatzung der Schiffe mit dem Ende des telegraphischen Laues vor dem Hause der Station, das auf einem die Bay überschauenden Hügel erbaut ist, angelangt war, so richtete Captain Hudson, Commandeur der Fregatte Niagara, einige Worte an die Versammlung, die wir zum Gedächtniß des bedeutungsvollen Aktes für spätere Zeiten in Uebersetzung hier mittheilen: Wir haben ein Werk zu Stande

gebracht, welches die Aufmerksamkeit und Theilnahme der ganzen Welt auf sich gelenkt hat. Dies Werk ist nun durchgeführt, freilich nicht etwa durch uns, nein, eine allmächtige Hand war über uns und half uns, und ohne diesen göttlichen Beistand wäre dieser siegreiche Ausgang des Unternehmens nicht denkbar gewesen. Diese Ueberzeugung sollte tief in unsern Seelen wurzeln und dann werden wir auch erkennen, daß wir der göttlichen, Alles beherrschenden Vorsehung, die auch die Wasser des Meeres bedeckt wie mit einer Hand, den Dank unserer Herzen schuldig sind: nicht uns, Herr, nicht uns sey Ehre, sondern Deinem Namen gebühret Ruhm und Anbetung! Es ist meine Hoffnung, daß der Tag nicht komme, an dem wir in allen unsern Unternehmungen das vergessen würden, daß die göttliche ewige Allmacht herrscht über Alles. Der Herr ist es, der zum Sturme spricht: sey stille! und zu den Wogen des Meeres, daß sie sich legen. Er führt Sein Volk auf wunderbaren Wegen; Sein Fuß wandelt auf tiefen Wassern; Seine Gewalt muß der tobende Sturm offenbaren; Ihn rufen wir an in der Zeit der Noth und Er hört uns. Und doch—wie undankbar sind wir für alle Seine Wohlthaten! Wie bald, wenn die Noth verschwunden ist wie Sommerwolken und Morgenthau, vergessen wir Seiner und des Dankes! Aber viel lebendiger denn sonst sollten wir bei einem so feierlichen, ernstern Anlaß, wie der gegenwärtige ist, fühlen, was wir Gott schuldig sind. Mit tiefer Bewegung des Herzens sollten wir erkennen, wie viele Güte und Treue Er uns erwiesen hat. Sollte Eines unter uns Allen seyn, dessen Herz nicht überfließen würde von herzlichem Danke gegen den Herrn, wenn wir hinblicken auf das große Werk, zu dessen Vollbringung Er Gnade gegeben hat? Sollte Eines von uns nicht mit uns sein Herz erheben in vereintem Dankgebet für die glückliche Vollendung dieses Unternehmens? So laßt uns denn mit einander beten:

O du ewiger Herr und Gott, der Du allein den Himmel ausbreitest und die Wegen des Meeres in Deiner Gewalt hast, der Du die großen Wasser hältst in ihren Gränzen, bis einst Tag und Nacht ein Ende nehmen, Dem Wind und Wellen gehorchen, blicke, wir bitten Dich, mit Erbarmen auf uns, Deine Knechte, die wir uns dem Throne Deiner Gnade nahen und laß unser Gebet angenehm seyn vor Dir. Du hast uns befohlen, daß wir auf allen unsern Wegen an Dich denken und all' unser Werk Dir befehlen sollen; und Du hast uns gnädiglich verheißten, Du wollest unsere Pfade lenken und das Werk unserer Hände wollest Du fördern. Und weil wir glauben, daß ohne Deine Hilfe und ohne Deinen Segen kein Werk gelingen oder gedeihen kann, so wollen wir von ganzem Herzen Dir danken und Dir befehlen Alle, die bei diesem Unternehmen theilhaftig sind, daß Du für sie sorgest, sie schüttest und leitest. Es hat Dir wohlgefallen, uns zu segnen, daß wir dies Werk vollenden konnten, das wir, von Dir dazu geleitet, unternahmen, damit es, begonnen und fortgeführt im Hinblick zu Dir, im Vertrauen auf Dich, dienen möge zu Deiner Ehre, zum Wohl aller Völker, zur Förderung des Friedens und der Eintracht unter ihnen. Laß Alle erkennen Deine allmächtige und schützende Hand, daß Alle von Herzen sprechen mögen: nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gebühret Ehre, damit Dein Name geheiligt und unter uns und durch uns verherrlicht werde. Du hast mit Deinem Arm geherrscht über Sturm und Wellen, Du hast günstige Witterung uns verliehen, daß wir in der Tiefe des Meeres dies Tau von Erdbheil zu Erdbheil legen konnten. So bitten wir endlich, laß allezeit wohnen in unsern Herzen einen Geist der Demuth und ein lebendiges Gefühl der Abhängigkeit von Dir, daß unser Denken und Reden sey: „So der Herr will, wollen wir dies oder das thun!“ Höre uns, o Gott, vernimm unser Gebet, wie Du verheißten hast, um unsern Herrn Jesu Christi willen!

Das „Amen“, das diesem Gebete folgte, that den freudigen Widerhall kund, den es in den Herzen aller Anwesenden gefunden hatte. Ihr erinnert Euch, fuhr Capt. Hudson fort, was unser Herr Jesus Christus zu seinen Jüngern gesagt hat, daß sie, so sie Glauben hätten so groß wie ein Senfkorn, so sie Berge versetzen könnten. Wir haben so eben ein Werk zu Stande gebracht, oder besser—wir danken Gott, daß wir's zu Stande bringen konnten, das Viele als eine reine Unmöglichkeit bespöttelt haben. Es ist uns besondere

Gnade widerfahren, daß wir die Werkzeuge Gottes zur Ausführung dieses Unternehmens seyn durften. Laßt uns gerne und willig anerkennen, daß durch den Willen göttlicher Vorsehung dies Werk nun vollendet ist!—

Deutschland.—Bei Gelegenheit eines vom preussischen Ständehaus angenommenen Antrags auf Beseitigung der öffentlichen Spielhäuser in Deutschland hielt Prof. Stahl als Mitglied des Herrenhauses vor Kurzem eine Rede, die im Wesentlichen also lautet: „Man hat früher den Nachtheil geschildert, den die Spielhöllen auf das Volk ausüben; ich will Ihnen das Verderbliche derselben für die Macht und das Ansehen der deutschen Obrigkeit darlegen. Das Verwerfliche des Spiels besteht darin, daß der Spieler ohne Arbeit und ohne Fleiß Reichthümer erwirbt, daß er Werthe, für welche andere ihren Schweiß einsetzen, dem Zufall verbannt. Außerdem besteht das Verwerfliche auch darin, daß er sein eigenes Vermögen, das ihm zur Erfüllung seines Berufsberufes dienen soll, auf's Spiel setzt. Aus dem Spiel folgt die Nichtachtung der heiligsten Pflichten: Ruin des Vermögens, Zerrüttung der Familienbände, Entmenslichung der Sinesart, und das Ende ist oft genug Verzweiflung. Ich unterscheide freilich zwischen jenem Hazardspiel, das nur ein leichtes Ergötzen am Spiel des Zufalls bieten soll, und dem eben geschilderten. Aber wie leicht ist der Uebergang! An den Spielbanken ist das leichte Ergötzen die Annahme, da herrscht die Spannung der Habsucht vor. Welche Stellung nimmt nun dem gegenüber die Obrigkeit ein? Ist sie nicht gewissermaßen als moralische Urheberin zu betrachten? Pflicht und Amt der Obrigkeit ist, die Unterthanen vor dem Verderben zu wahren. Wie nun, wenn sie, wie in diesem Falle, dieselben preisgibt, ja indirect selber verleitet? Die öffentliche Meinung der deutschen Nation hat sich mit einer beispiellosen Einstimmigkeit gegen die Spielhöllen ausgesprochen; zwei Versammlungen von dem verschiedensten Charakter, die in der Paulskirche tagten, die deutsche Nationalversammlung und der evangelische Kirchentag, haben beide einstimmig gegen die Spielhöllen entschieden. Etwas anderes ist es, wenn die Obrigkeit Verirrungen der Nation, als wenn sie der sittlich begründeten öffentlichen Meinung Widerstand leistet. (So ungefähr lautete der Sag. Der Ref.) Die Spielhöllen stammen aus Frankreich, von wo man sie verjagt hat, England duldet sie nicht, Dänemark hat selbst das Zahlenlotto aufgehoben, alle größern deutschen Staaten verbieten sie, nur in den kleinern können sie blühen. Sie lassen die Unterthanen aller deutschen Länder zu, während sie ihren eigenen das Spiel untersagen. Wird dadurch nicht der Gedanke nahe gelegt, daß wenn Deutschland eins wäre, das Uebel beseitigt würde? Frommt es das Volk, zu solchen Gedanken anzuregen? Die deutsche Nationalversammlung hat das Spiel an den öffentlichen Banken abgeschafft, und Homburg, welches allein sich dagegen stemmte, durch Execution dazu gezwungen. Dagegen beim Bundestag sind seit zwanzig Jahren alle dahin zielenden Bemühungen vergebens! Heißt das nicht das deutsche Volk zu einer Vergleichung herausfordern? Zu einer Vergleichung darüber, daß was die aus dem Volke hervorgegangene Nationalversammlung zum allgemeinen Segen befehlte, die Regierungen, welche im Namen Gottes geführt werden, gestatten? (Lebhaftes Bravo!) Ich habe stets (der Redner führt einzelne Data an) für das göttliche Recht der Obrigkeit gekämpft, und vindicire mir das Recht, mitzusprechen, wo das göttliche Recht der Obrigkeit in Frage gestellt wird. Meine Herren! Die vielen Verordnungen des deutschen Bundes zu Gunsten des monarchischen Princips können schwerlich den Schaden gut machen, den er durch Befestigung des öffentlichen Spiels anrichtet. (Bravo!) Durch Verstüpfung der Lippen und Einschüchterung der Presse können sie nicht auf die Dauer die öffentliche Meinung unterdrücken und eine Regierung stützen, das ist stets der Anfang des Endes gewesen! (Hört, hört!) Wir Antragsteller haben das unantastbare Recht der Souveränität jedes einzelnen Staates vor Augen gehabt. Diejenigen Männer, welche zur Zeit der allgemeinen Erschütterung die Throne stützten, haben ein Recht, zu verlangen, daß von den Regierungen nichts gethan werde, was das monarchische Princip schwächen muß.“ Er hofft ferner, daß durch den vorliegenden Antrag auch die Aufhebung des Lotto angebahnt werde. (Nat.-Ztg.)

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

October 1858.

No. 10.

Ueber die Behandlung der Kirche im Herzogthum Schleswig durch die dänische Staatsmacht seit dem schleswig-holsteinischen Kriege.*

Die Verbindung der Kirche mit dem Staat, wie sie in den europäischen Ländern seit Constantin mit geringen Unterbrechungen und wenigen Ausnahmen fortdauernd und überall bestanden hat und noch besteht, und wie sie im Laufe der Jahrhunderte in den beiden sich entgegenstehenden und doch nahe verwandten Phasen des Kirchenstaats und der Staatskirche erschienen ist, ist in neuester Zeit zu einem der in den Vordergrund tretenden theologischen und kirchenrechtlichen Probleme geworden, über das viel gedacht und viel geredet und viel geschrieben wurde. Wie man auch von principieller Seite darüber denken mag, es kann nicht geleugnet werden, daß in der praktischen Darstellung dieser Verbindung, wie die ältere und neuere Kirchengeschichte sie zeigt, sich den Vortheilen, welche man derselben zugesprochen hat, ebenso gewichtige Nachtheile gegenüberstellen, so daß, was man als Vortheil hervorgehoben hat, großentheils, wenn man auf das tiefere Leben der Kirche sieht, in die Kategorie der Nachtheile umschlägt. Die tiefe Entwürdigung, in welche die Kirche durch diese Verbindung im Laufe ihrer Entwicklung hineingezogen worden ist, am meisten da, wo sie dem Namen nach die herrschende war, wie es uns die Geschichte des Mittelalters in einer überreichen Fülle von Beispielen vor Augen stellt, ist der Art, daß man sich mit einem tiefen Schauer davon abwendet, und nicht umhin kann zu wünschen, es möchten lieber blutige Verfolgungen über sie fortgedauert haben, als daß sie durch irdische Ehre und Macht in solchen weltlichen Pfuhl der Verworfenheit hineingezogen worden wäre. Noch ist es viel erbaulicher, diejenige Erniedrigung zu sehen, welche in neuerer Zeit dadurch über sie gekommen ist, daß man sie zur dienenden Magd des Staats herabgesetzt, und

* Wir verdanken diese interessante Darstellung der Feder eines mit den Verhältnissen gründlich bekannten schleswigschen Dänen. Bei den zwischen der deutschen Bundesregierung und Dänemark in der Gegenwart stattfindenden Verwickelungen verdient der Artikel um so mehr Beachtung.

dieser sie vielfach den Händen seiner unwürdigsten Diener preisgegeben hat. In neuester Zeit freilich war den flagrantesten Uebergriffen dieser Art von Seiten politischer Willkür und dynastischer und aristokratischer Lizenz durch die immer lauter sich geltend machenden und die Gewalten einschüchternden und auf ihre Hut stellenden Stimmen der Völker gewehrt worden, aber doch war es oft noch vorgekommen, daß sie unter der Bevormundung durch den Staat zu leiden gehabt hatte, und in ihrem Regiment, ihren eigenen Lebensinteressen fremde Gesichtspunkte geltend gemacht worden waren. Trotz allem philosophischen und theologischen Scharfsinn daher, der aufgeboten worden, um von principieller Seite die Verbindung zu rechtfertigen, ging ein Sehnen durch die Herzen der lebendigsten Glieder der Kirche nach einer Befreiung aus der Zwangsjacke, in die sie nach ihrem Gefühl durch jene Verbindung eingeknüpft war, und es wurde, als vor zehn Jahren die Lösung aller politischen Bande freies Wort gab und neue Hoffnungen weckte, von allen Seiten her laut ausgesprochen. Die Reaction der folgenden Jahre machte diese Hoffnungen mit so vielen anderen zu nichte, die Bande des alten Verhältnisses wurden wieder geknüpft, und wie sehr auch seitdem die Kirche in ihrem Verbande mit dem Staat Gefahr läuft, zur dienenden Magd politischer Interessen und Parteizwecke erniedrigt zu werden, davon bietet gerade die Behandlung der Kirche des Herzogthums Schleswig durch die dänische Staatsmacht seit der Beendigung des daselbst in den Revolutionsjahren geführten Krieges ein in die Augen fallendes Beispiel dar.

Da die von dieser Seite über die schleswig'sche Kirche ergangenen Verdrängnisse in Deutschland allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt haben, auch in anderen Ländern wie in England nicht ganz unbeachtet geblieben sind,—so mag es auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht ganz ohne Interesse seyn, wenn ihm einige Mittheilungen über dieselben vorgelegt werden. Es ist nicht unsere Absicht, eine vollständige Darstellung derselben nach ihrer historischen Entwicklung und ihrem ganzen Umfange zu liefern, wozu uns die nöthigen gedruckten oder geschriebenen Materialien und Daten gar nicht zur Hand sind. Wir wollen nur, auf hiezu an uns ergangene Aufforderung, versuchen, den Leser in den Ursachen und dem Charakter dieser Bedrückungen einigermaßen zu orientiren, und ihm einige mehr deskultorische Mittheilungen machen über den daraus resultirenden Zustand der schleswig'schen Kirche, wie er uns theils selbst während eines längeren Aufenthaltes im Lande vor Augen, theils durch zuverlässige Berichte vor Ohren gekommen ist.

Für den nicht kundigen Leser mag es nöthig seyn, über das sonst auswärts so wenig beachtete, und früher seit mehr als hundert Jahren so ruhig seinen Gang gehende Land einige kurze statistisch-historische Notizen voranzuschicken. Es ist ein Ländchen an Areal um ein ziemliches kleiner als der Staat Connecticut, mit kaum 400,000 Einwohnern. Dennoch trägt es eine ziemlich verschiedenartige Bevölkerung, indem hier eben der Uebergang vom germanischen zum skandinavischen Volksstamm sich findet; und es werden auf

dem kleinen Gebiet nicht weniger als drei zwar noch verwandte und deutliche Spuren eines allmählichen Uebergangs in einander zeigende, aber doch unterschiedene und topographisch deutlich von einander abgegrenzte Sprachen gesprochen, nämlich im südlichen Theil die plattdeutsche, in der nördlichen Hälfte ein Dialect der dänischen, und in einem Theil der westlichen Marschgegenden die friesische Sprache, welche letztere jedoch nicht zur Schriftsprache erhoben worden ist. Die älteste Geschichte des Landes verliert sich hier wie anderwärts in undurchdringliches Dunkel, in das höchstens durch die in neuester Zeit so emsig betriebene Alterthumsforschung ein matter Schimmer fällt. Der Sage nach soll hier in der Mitte des fünften Jahrhunderts der Ausgangspunkt der angelsächsischen Auswanderung nach dem jetzigen England gewesen seyn, wie denn noch ein Theil des Landes den Namen Angeln trägt. Wo die Geschichte sich aufzuhalten beginnt, scheint es seine eigenen Fürsten gehabt zu haben, die nur über kleine Gebiete herrschten; ein solcher war es, der an den Hof Ludwig des Frommen kam, und bei seiner Rückkehr im Jahre 826 den ersten christlichen Glaubensboten, Ansgarius, mit sich führte. Etwas später wurde es von den dänischen Königen unterjocht, und blieb in den nächsten Jahrhunderten in einem Verhältniß bald unmittelbarer bald feudaler Abhängigkeit gegen sie. Vom dreizehnten Jahrhundert an jedoch bekam es dauernd seine eigenen in Lehnspflicht gegen die dänischen Könige stehenden Herzöge, trat dann in enge Verbindung mit Holstein unter dem schauenburgischen Grafenhaus, und blieb unter den Sprößlingen dieses Hauses als Herzog von Schleswig-Holstein, bis ihr Stamm mit dem Herzog Adolph im Jahre 1460 ausstarb, während dieser Zeit meistens in friedlicher Stellung zu Dänemark, welches in langen Kriegen fruchtlose Anstrengungen machte, es wieder zu gewinnen. Zwölf Jahre vor dem bezeichneten Zeitpunkt war in Dänemark die oldenburgische Dynastie auf den Thron gekommen mit Christian dem Ersten, einem Verwandten des letzten schleswig-holsteinischen Herzogs, und die Stände der Herzogthümer wurden nun vermocht, den dänischen König zugleich zu ihrem Herzog zu wählen, was sie jedoch thaten mit ausdrücklichem Vorbehalt ihrer besonderen Rechte und Freiheiten, wie er niedergelegt wurde in dem noch vorhandenen Staatsdocument, über das neuerlich so vielfach gestritten worden ist. Auf dieser Basis jedoch ruht geschichtlich und staatsrechtlich unleugbar die von da an bis jetzt bestandene Verbindung Schleswig-Holstein's mit Dänemark unter der oldenburgischen Dynastie, und war daher dem Rechte nach nichts weiter als eine Personalunion. Unter den folgenden oldenburgischen Königen wurde es Sitte, die jüngeren Söhne des Königshauses mit Theilen der Herzogthümer zu belehnen, was jedoch das staatsrechtliche Gesammtverhältniß Schleswig-Holstein's nicht verührte. Da aber diese Belehnungen erblich wurden, so entstanden neue regierende Linien, die allmählich die Lehnspflicht von sich abzuschütteln und sich unabhängig zu machen suchten. Hieraus entstanden vielfache Streitigkeiten, bis endlich im vorigen Jahrhundert der gottorp'sche Herzog mit den Waffen vertrieben wurde, und sich nach Rußland

flüchtete, dessen Kaiserhaus in männlicher Linie von ihm abstammt. In den Herzogthümern selbst blieben nur, da andere bereits ausgestorben waren, die nicht regierenden Seitenlinien der Augustenburger und der Glücksburger Herzöge, von denen die ersteren im letzten Kriege vertrieben, von den letzteren hingegen ein Sprößling zum präsumtiven Thronerben in Dänemark berufen worden ist, da die gegenwärtig regierende Linie dem Aussterben entgegen geht.

In den oben kurz bezeichneten geschichtlichen Punkten, namentlich in dem staatsrechtlichen Verhältniß der Herzogthümer zum Königreich seit 1460, nach den Bedingungen, unter welchen damals die Verbindung Beider unter Einem Haupte vollzogen worden war, wurzelten die Fragen, über welche, nachdem sie schon lange in den Tagesdebatten und Parteibestrebungen brennende Fragen gewesen waren, es endlich im Jahre 1848 zum Kriege gekommen war. In den Herzogthümern war nämlich seit etwa zwanzig Jahren ein Bewußtseyn erwacht über die eigentliche Natur des früher selten zum Gegenstand der Reflexion gemachten Bundes, wodurch sie an Dänemark geknüpft waren; dieses Bewußtseyn hatte sich in einer politischen Verbindung verkörpert, deren Programm als Hauptpunkt hervorhob: die staatsrechtliche Zusammengehörigkeit der beiden Herzogthümer, unveräußerlich in ihrem rechtlichen Bestand gesichert durch den Vertrag und das Document von 1460,—die staatliche Selbstständigkeit Schleswig-Holstein's gegenüber vom Königreich Dänemark, mit dem es nur durch zeitweilige Personalunion geeinigt sey,—und die Beschränkung des Erbrechts darin auf die männliche Linie, während im Königreich es sich auch auf die weiblichen Descendenten erstreckte;—man hatte für die allgemeine Anerkennung dieser Grundsätze in den Herzogthümern mit großem Erfolg gewirkt, und arbeitete darauf hin, sie auch in den entscheidenden Sphären zur Geltung gebracht zu sehen. Da jedoch ihre praktische Weltendmachung in nicht ferner Zukunft eine völlige Lostrennung dieser Lande vom Königreich in Aussicht stellte, so hatten sie zunächst bei der Regierung von Anfang an entschiedenen Widerstand gefunden, und im Interesse des Thrones seiner Väter, wo es das Hauptaugenmerk der Regierung Christian des Achten (1840—1848) gewesen, Maßregeln zu treffen zur Abwehr einer solchen Zerstückelung des ohnehin kleinen Reiches. Zugleich hatte sich in nationalem Interesse im Königreich eine Partei erhoben, die mit bitterem Eifer gegen die schleswig-holsteinischen Ansprüche und Tendenzen anging. Da diese Partei es ist, die von dieser Seite bald allein und fast allgewaltig auf dem Schauplatze steht, und aus deren Tendenzen die über die schleswig'sche Kirche seit dem Kriege ergangenen Bedrückungen hauptsächlich geflossen sind,—so müssen wir auf eine genauere Bezeichnung und Charakteristik derselben eingehen.

Es hatte seit den Völkerkämpfen, welche der aggressive Charakter der französischen Revolution und der Napoleonischen Militairdespotie hervorgerufen hatte, die allgemeine Zeitströmung darauf hingetrieben, daß die Völker sich aus der bisherigen Apathie gegen ihr geistiges Selbst und der kosmopolitischen Verschwimmung ihres nationalen Selbstbewußtseyns aufrafften und sich im Werth

ihrer besonderen Eigenthümlichkeit mit Liebe erfassend darnach strebten, die Interessen solcher zum Selbstbewußtseyn erwachten Nationalität, theils im Gegensatz gegen die ohne Rücksicht über sie dahin schreitenden oder gar sie mit Macht unterdrückenden dynastischen Strebungen, theils wider fremde Nationalität, unter deren Einwirkung sie bisher gestanden hatten, und die sie mit Schwächung und Alterirung von innen oder mit Einengung von außen bedroheten, geltend zu machen. Diese allgemeine Richtung des Geistes der Zeit war in Dänemark noch durch die besondere ethnographische und geschichtliche Situation des kleinen Völkchens mächtig begünstigt und zu einem hohen Grade von Intensität gesteigert worden, und das erwachte Nationalitätsbewußtseyn hatte sich eben in der oben erwähnten Partei seine Verkörperung und sein Organ geschaffen. Die Seele dieser Partei war also der nationale Enthusiasmus, die Begeisterung für alles, was dänisch und nordisch war; ihr Streben die Läuterung, Erhaltung und Stärkung der dänischen Nationalität, ihre Behauptung gegen alle von innen oder von außen sie bedrohenden fremden Elemente. Denn von beiden Seiten her sah sie sich bedrängt und gefährdet. Durch die Abreißung Norwegen's von Dänemark, in den kriegerischen Verwickelungen, welche das Jahrhundert eröffneten und alle europäischen Völker mit in ihren Strudel hineinzogen, hatte sich die dänische Nationalität bereits auf sehr enge Grenzen eingeschränkt sehen müssen. Eine fernere Einengung schien ihr an ihren südlichen Grenzen bevorzustehen; von dieser Richtung her sah sie sich von einer gegenwärtigen und doppelten Gefahr bedroht. Denn nicht nur war die Sprache und der Einfluß des großen südlichen Nachbarvolkes in Schleswig im Vordringen begriffen, er hatte sich sogar in der vergangenen Zeit bis in's Herz des dänischen Volkes erstreckt, war seit Jahrhunderten fast ohne Opposition geübt worden, und in Anschauungen, Sprache, Wissenschaft und alle Verhältnisse des Lebens tief eingedrungen. Deutsche Sprache hatte an dem Hof der Könige aus dem oldenburgischen Stamme und in vielen der ersten Häuser und Familien des Landes die dänische fast verdrängt, und auch im Handel und Verkehr, der größtentheils von Hamburg beherrscht wurde, sich eine ausgedehnte Geltung verschafft; deutsche Wissenschaft war die Amme und Trägerin der dänischen gewesen, hatte ihr den größten Theil ihres Gedankenstoffs geliefert und ihr ihre Impulse gegeben, und selbst die nationalsten der dänischen Verfasser. Die Dichter hatten zum Theil deutsche Bildung genossen und waren in ihren Schöpfungen deutschen Musterbildungen gefolgt; ja man fand sogar bei der jetzt mit Vorliebe gepflegten Erforschung des nordischen Alterthums, daß selbst die dänische Sprache durch jenen Einfluß im Laufe der Jahrhunderte wesentlich alterirt worden war, und sich durch Aufnahme eines sehr bedeutenden Quantums von germanischem Stoff und germanischen Formen immer weiter entfernt hatte von dem altnordischen Urbild, wie es sich in verhältnißmäßiger Reinheit nur noch auf Island erhalten hat. Auch darf man sich hierüber nicht wundern, denn das dänische Volk in seinem gegenwärtigen Bestande ist keineswegs rein nordischer Abstammung, sondern in sehr starkem Maße mit germanischen

Elementen versetzt, besonders in den Kreisen, welche im öffentlichen Leben die tonangebenden sind, in der Aristokratie, dem Stande der militairren und civilen Beamten, der Geistlichen und Gelehrten, wie man sich schon dadurch davon überzeugen kann, wenn man nur einen Blick in den dänischen Staatskalender wirft, und in den langen Reihen von Namen fast die Hälfte deutsch findet. Bei der nun eintretenden Reaction aber gegen das apathische Sichhingeben der vergangenen Zeit an die Einwirkung fremder Elemente, gab diese so vielfache und schon so weit gediehene Gefährdung der Nationalität der aus ihrem neu erwachten Selbstbewußtseyn hervorgegangenen Partei eine desto größere Energie, und mit einem Enthusiasmus, der gelegentlich in Fanatismus überging und einen starken Ballast von nationaler Einbildung und Eitelkeit mit sich führte, suchte sie auf alle Weise das Fremde möglichst auszuschneiden und anzustoßen, und hingegen die ächt nordischen Grundstoffe des dänischen Volkslebens hervorzuheben und geltend zu machen. Während sie sich hiebei feindlich gegen Deutschland stellte, von dessen mächtiger Einwirkung sie sich in ihren Zwecken bedroht fühlte, suchte sie sich hingegen zu stärken und die Mittel zur Förderung ihrer Zwecke zu mehren durch eine engere Verbrüderung und einen regeren Verkehr mit den ihr näher verwandten skandinavischen Nachbarvölkern, eine Richtung, die unter dem Namen der skandinavistischen immer selbstständiger heraustrat, und in ihren verschiedensten Vertretern zu Plänen nicht nur einer immer engeren socialen Verbrüderung, sondern einer politischen Einigung der drei nordischen Königreiche gediehen ist, in der daher, wenn die geschichtliche Entwicklung der nächsten Zukunft sie begünstigen und ihr Spielraum geben sollte, zumal das schwedische Königshaus eifrig mit ihr liebäugelt, der Keim zu einer neuen Phase von Revolution vorliegt. Bei jener Wirksamkeit der Partei nach innen aber, hatte sie von Anfang an ganz besonders ihr Auge auf Schleswig gerichtet, wo sie die deutsche Sprache vordringen, die dänische zurückgedrängt werden, und selbst bei der dänisch sprechenden Bevölkerung fast alles Bewußtseyn von einer Verwandtschaft mit dänischer Nationalität entschwinden, ja zum Theil Abneigung gegen dieselbe an die Stelle getreten sah. Ganz Schleswig bis zur Eider, dem südlichen Grenzfluß gegen Holstein zu, sey von den ältesten Zeiten her ein dänisches Land, behauptete sie,—und wenn dies auch bei dem die älteste Geschichte umhüllenden und nicht zu erhellenden Dunkel zweifelhaft bleiben muß, so muß man ihr doch zugeben, daß allerdings gewichtige Andeutungen für die Annahme vorhanden sind, daß sich in älterer Zeit die dänische Sprache in Schleswig bedeutend weiter gegen Süden erstreckt hat, als sie jetzt thut. Diese Behauptung indeß bildete, bei der die eigentliche Lebens-tendenz der Partei constituirenden Opposition gegen das Eindringen und Vordringen der deutschen Sprache, von Anfang an einen Hauptpunkt in ihrem Programm, und darauf gründet sich ihre gewöhnliche Bezeichnung als die Partei der Eiderdänen. Holstein wollten die Entschiedensten der Partei ganz aufgeben, es nebst Lauenburg vom dänischen Staatsverbande gänzlich ausschließend, und es dem deutschen Bunde frei lassend, zum Herrn darüber zu

setzen, wen er wolle. In Schleswig hingegen sollten die entschiedensten Maßregeln angewendet werden, um dem Vordringen der deutschen Nationalität und Sprache ein Ziel zu setzen, und wo möglich die schon verdeutschten Theile der dänischen Nationalität wieder zu erobern, und es müsse von Dänemark, wie es bei einer skandinavischen Festversammlung ausgedrückt wurde, als Morgengabe zur großen skandinavischen Verbindung der drei nordischen Schwesterreiche mitgebracht werden. Schon geraume Zeit vor dem Kriege hatte sie daher angefangen, im nördlichen Schleswig dahin zu wirken, daß ein dänisches Nationalgefühl mit Vorliebe für dänische Sprache und Litteratur daselbst geweckt würde, hatte zu diesem Zwecke große dänische Nationalfeste und Versammlungen veranstaltet, dänische Associationen gestiftet, dänische Volksbibliotheken und Zeitungen gegründet, hatte aber für ihre Bestrebungen, mit so vielem Eifer sie auch betrieben wurden, im ganzen einen ziemlich sterilen Boden gefunden, der wenig Hoffnung gab, daß sie, wenn sie nicht wirksamere Unterstützung fänden, einen der Rede werthen Erfolg haben würden.

Denn es fehlte ihr bis dahin noch an der politischen Macht, und von der bestehenden absolutistischen Regierung sah sie sich in ihrem Wirken eher gehemmt als gefördert, stand überhaupt mit ihr auf keinem guten Fuß, wie sich gelegentlich bei dem Verfahren der Censur gegen ihre Organe in der Presse zeigte. Ihre Parteitendenz, selbst sofern sie eine nationale und nicht politische war, konnte nur innerhalb gewisser Grenzen von der absolutistischen Regierung, die als solche aller das politische Gebiet auch nur von ferne berührenden freien Bewegung im Volke von vorne herein abgeneigt war, gutgeheissen werden; denn die dynastische Macht, deren Sphäre neben den dänischen auch deutsche Provinzen umfaßte, hatte andere Zwecke und Ziele, mit denen die Consequenzen jener nicht anders als gelegentlich collidiren konnten. Eine Seite wenigstens jener Tendenz barg aber auch noch ein entschieden politisches Moment in sich, und zwar so weitgreifender Art, daß sie in ihrem letzten Ziel nicht nur, wie die schleswig-helsteinische Richtung, auf eine Zertheilung des Reichs, sondern auch auf eine Ueberweisung des Haupttheils an einen Staatsverband abzweckte, der unter einer völlig fremden Dynastie stand. So weit indeß mochte die skandinavistische Richtung der Partei damals wohl noch nicht ihre Consequenzen gereift oder wenigstens ihnen Aeußerung gegeben haben. Aber auch abgesehen davon war sie von Anfang an in Bund getreten mit demokratischen Neigungen und Bestrebungen, oder vielleicht vielmehr selbst in diesem Bunde zur Welt gekommen; denn es war ihr ja darum zu thun, dem nationalen Volksleben nach allen Richtungen hin seine volle Geltung zu verschaffen, auch seine spruchfähige und stimmberechtigte Vertretung in der Regierung. Während daher die Partei sich in der Erstrebung ihrer letzten Zwecke durch die herrschende Macht noch gehemmt sah, und darauf beschränkt, den nicht die Politik berührenden Theil derselben zunächst zu verfolgen, und im übrigen ihren Anhang immer zu mehren und ihre Stimme in der Presse und in den Ständekammern so viel als möglich geltend zu machen,—hatte sie

es doch fortwährend darauf abgesehen, selbst die politische Macht in ihre Hand zu bekommen, um sie zur ungehemmten Durchführung ihrer politischen und nationalen Pläne, namentlich auch in Schleswig, in Anwendung zu bringen, und stand auf der Warte, um die erste beste Gelegenheit zur Erreichung dieses Zieles zu benützen. Diese Gelegenheit bot ihr das politische Erdbeben, das im Frühjahr 1848 die Throne in ihren Fundamenten erschütterte und stürzen oder wanken machte, und sie hat sie mit dauerndem Erfolg benützt, als die demokratischen Volksparteien in Deutschland. Freilich war ihr der Weg dadurch geebnet worden, daß ein kurz vorher vor sich gegangener Wechsel in der Person des Vertreters der dynastischen Macht allen Widerstand von dieser Seite hinweggenommen hatte, so daß mittelst einer bloßen Demonstration alle Zügel der politischen Macht ihr in die Hände fielen, und ohne Kampf das fast zweihundert Jahre bestandene System des Absolutismus sich zu Grabe tragen ließ. Da von dieser Katastrophe nicht nur der gleich darauf folgende Krieg mit den Herzogthümern bedingt war, sondern auf ihr es auch beruhte, daß am Ende des Kriegs Schleswig sich schußlos den Zwecken und Maaßregeln dieser Partei preisgegeben sah, daß namentlich auch die Kirche ohne Scheu und Gewissen mit in den Kreis dieser Maaßregeln hineingezogen wurde,— so müssen wir noch, ehe wir auf den letzteren Gegenstand übergehen, die Hauptpunkte in dem Hergang dieses Ereignisses kurz bezeichnen.

Angenommen nämlich, daß ohne dieses Ereigniß der Krieg mit den Herzogthümern dennoch ausgebrochen wäre und im übrigen denselben Verlauf genommen hätte, daß also am Ende desselben das unterworfenene Schleswig in die Hände der absoluten Macht statt in die der nationalen Partei gefallen wäre,—so hätte es in diesem Falle ohne Zweifel besser fahren müssen. Denn von einer absoluten Regierung hätte man voraussetzen dürfen, daß sie in ihrem Verfahren gegen das überwundene Land wenigstens innerhalb der Grenzen geblieben wäre, welche die Grundsätze einer besonnenen Staatsklugheit vorgezeichnet hätten, und eine solche hätte es nimmermehr mit sich verträglich und dem Interesse des Fürstenhauses ersprießlich finden können, die Herzen der Unterthanen in denjenigen Landestheilen, die gerade den am meisten bedrohenden Grenzen des Reiches zu liegen, vollends demselben bis aufs äußerste durch Maaßregeln zu entfremden, die nichts anderes für sich hatten, als daß sie den Forderungen einer extremen Partei, hervorgehend aus einem bis zum Fanatismus erregten Nationalitätsinteresse, Genüge thaten. Ein König vollends, der mit selbstständiger Einsicht in die Bedürfnisse des Staats die Zügel der Regierung in höchster Instanz selbst in der Hand gehalten hätte, möchte auch durch ein Gefühl sittlicher Scheu und Einsprache des Gewissens abgehalten worden seyn, in so frevelnder Weise, wie es nachher geschah, Hand zu legen an die geheiligte Institution der Kirche, selbst wenn das Interesse solche Maaßregeln zu befürworten geschienen hätte. Aber keine Despotie ist so rücksichts- und gewissenlos, wie die einer fanatisch erregten Partei, wenn vor dem hinter Dämmen und Schleusen schon lange angeschwollenen Strom der Parteilich-

denschaft nun plötzlich alle Schranken sich öffnen, wie es eben hier geschah. Christian der Achte war im Januar des Jahres 1848 gestorben, ein Fürst, der, was man auch sonst von seinem Charakter und seiner Regierung sagen mag, wenigstens nach selbstständiger Einsicht bemüht war, sein Land zu regieren, und die schwierigen Fragen zu lösen, welche sich gegen die voraussichtlich nicht sehr ferne Zeit des Aussterbens seines Stammes, bei der verschiedenen staats- und erbrechtlichen Stellung der verschiedenen Landestheile, und in einer der Fürstenmacht durch sich gegenseitig bekämpfende gährende Partei- und Volksinteressen so bedrohlichen Zeit, erhoben. Sein Sohn und Nachfolger, der noch jetzt auf dem Thron sitzende König, Friedrich der Siebente, besaß nicht die Eigenschaften seines Vaters. Gutmüthig, aber nach dem übereinstimmenden Bericht der Dänen selbst, von höchst schwacher intellectueller Begabung, und durchaus grob- und gemeinkörniger psychischer Constitution, soll er sich früher nie um Staatsangelegenheiten bekümmert haben, und trat daher ohne Einsicht, ohne Orientirung in den politischen Verwickelungen der Zeit, und ohne die den aus ihnen drohenden Kämpfen gegenüber so nöthige Charakterkraft, die Regierung an,— ein Fürst gerade der Art, wie er einer Partei willkommen seyn mußte, die eben darauf ausging, die Fürstenmacht aller Realität zu entkleiden, nicht um den Volksinteressen der verschiedenen Landestheile gleiche Berechtigung und gleiche Vertretung in der Regierung zu verschaffen, sondern um auf den autokratischen Thron ihre Parteiinteressen zu erheben, und sie nicht nur zur herrschenden Macht in ihrem eigenen, sondern auch zur maaßgebenden Norm für die Regierung der übrigen Landestheile zu machen. Anfangs wandelte der neue König in der von seinem Vater ihm vorgezeichneten und möglichst geebneten Bahn fort, geleitet von den ihm von jenem hinterlassenen Rathgebern, und publicirte bald nach seinem Regierungsantritt eine von demselben entworfene Verfassung, welche theils, dem Vorbild der ihr vorausgegangenen preussischen folgend, die sich immer stärker erhebenden Ansprüche auf effectiven Antheil des Volkes an der Regierung beschwichtigen sollte, theils darauf berechnet war, die verschiedenen und so verschiedenartigen Landestheile durch ein gemeinsames ständisches Band zu verknüpfen, eine Verfassung, die jedoch im Königreich wie in den Herzogthümern gleichermaßen von den politischen Stimmführern ungenügend befunden wurde. Während in Flugschriften und Debatten der Parteien und ihrer Koryphäen diese Verfassung kritisiert und darüber verhandelt wurde, wie man sich ihr gegenüber zu verhalten habe, war in Frankreich die Revolution ausgebrochen, hatte im Sturmschritt ihren Lauf durch den größten Theil von Deutschland gemacht, und brachte nun auch hier eine plötzliche und gewaltfame Zerreißung der Knoten hervor, die sich in der bisherigen Entwicklung geschürzt hatten. Ungefähr zu derselben Zeit, als von einer politischen Versammlung in Rendsburg Abgeordnete nach Kopenhagen gingen, um beim König für die schleswig-holsteinischen Rechte und Forderungen Gehör zu finden, zogen in den Straßen Kopenhagens die Führer der national-demokratischen Partei an der Spitze eines großen vorher durch Reden entflammten Volks-

hausens vor das königliche Schloß, legten ihre Forderungen vor, und gaben ihnen Nachdruck durch die hinzugefügte Bitte, es möchte Seine Majestät nicht sein getreues Volk zwingen, zu Hülfsmitteln der Verzweiflung zu greifen. Der König, eben so sehr ohne Einsicht in die Bedeutung und Tragweite der gemachten Forderungen, wie ohne die Charakterkraft, die erforderlich gewesen wäre, um unter solchen Umständen Widerstand zu leisten, gewährte Alles, verabschiedete seine bisherigen Rathgeber, nahm ein Ministerium an von den Führern der Eiderdänen, und warf sich ganz in die Arme dieser Partei, die bisher seit vielen Jahren die entschiedenste Opposition gegen die Regierung gebildet hatte. Dies ist, selbst nach dänischen Blättern, was die wesentlichen geschichtlichen Züge betrifft, der Hergang der, wie dennoch behauptet wurde, durchaus *motu proprio* und aus völlig freier Selbstbestimmung erfolgten Entschließung des Königs zur Aenderung des bisherigen Regierungssystems. Als die schleswig-holsteinischen Abgeordneten ankamen, fanden sie alle Zugänge für die Geltendmachung ihrer Forderungen verschlossen. Eine der ersten und unverzüglichen Maaßregeln des neuen Ministeriums war, daß die Incorporation des Herzogthums Schleswig in das Königreich Dänemark erklärt wurde, trotzdem, daß wenige Wochen vorher, bei der Publication der erwähnten Verfassung, durch königliches Wort die Verbindung Schleswig's mit Holstein als zu Recht bestehend anerkannt und die unverlegte Aufrechthaltung dieses Verhältnisses zugesichert worden war; zugleich wurden Truppen aufgegeben und nach Schleswig beordert, um diesen schon längst begregten Lieblingsplan der zur Herrschaft gelangten Partei mit Gewalt durchzuführen, denn man sah voraus, daß die im Namen des Königs veröffentlichten, auf den loyalen und conservativen Sinn der Schleswiger berechneten Proclamationen nicht hinreichen würden, um einer so unbeliebten Maaßregel, die trotz aller Legitimation durch königlichen Namen ihr revolutionaires Gepräge an der Stirne trug, den guten Willen der Bevölkerung zu gewinnen. Gegen einen so flagranten Bruch alles geschichtlichen Rechts blieb unter diesen Umständen den Herzogthümern nichts anderes übrig, als zu den Waffen zu greifen. Von anderer Seite allerdings war schon längst an den Vorbereitungen zu einer solchen Entscheidung der schon seit Jahren vielfach verhandelten brennenden Fragen gearbeitet worden, und hier spielten Elemente hinein, die mit jenem Gesichtspunkt der Erhebung nicht gleiche Berechtigung hatten. Denn die Verfolgung der erbrechtlichen Seite der Frage, die dem augustenburgischen Fürstenhause und seinen nächsten Anhängern der Hauptgesichtspunkt im Streite gewesen war, führt in ein Labyrinth von historischen Untersuchungen, in dessen dunkeln Gängen es schwer, vielleicht unmöglich ist, einen sicher leitenden Ariadnesfaden zu finden, die jedenfalls Raum genug offen lassen für verschiedene Ansichten. Doch wir haben es hier mit einer Verfolgung der politischen Frage nicht zu thun, und können auch ohne nähere Erwähnung vorbeigehen an den einzelnen Ereignissen des Kriegs, der von dänischer Seite also unter den Auspicien des eiderdänischen Ministeriums geführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Amt, Stand und Person des evangelischen Predigers.

Soll noch ein Wörtlein gesagt werden über einen Gegenstand, über welchen in unseren Tagen so viele und zum Theil so hohe Worte gesagt worden sind? Vielleicht die Rechtfertigung eines kleinen Beitrags zu dem vielen bereits Zusammengetragenen liegt eben darin, daß man sich über die Hauptpunkte, die in Frage stehen, zu orientiren sucht, denn es ist hierin beinahe gegangen, wie es sonst oft geht, man sieht zuletzt vor Bäumen den Wald nicht.

Irren wir nicht, so sind die entscheidenden Fragen diese: Woher kommt, was ist das Amt in der evangelischen Kirche? Gibt es einen besonderen Predigerstand und was ist darunter zu verstehen? Wie verhält sich zu Amt und Stand die Person des Predigers?

Daß alle diese Fragen enge in einander greifen, das vergessen wir nicht, auch wenn wir sie trennen. Versuchen wir, uns über die Begriffe, um die es sich hauptsächlich handelt, möglichst klar zu werden. Manches, was von exegetischer oder historischer Seite her für unsere Erörterung von Bedeutung ist, dürfen wir nur andeuten oder als bekannt voraussetzen.

Was ist denn nun zunächst überhaupt ein Amt? Amt ist ein Beruf, eine Aufgabe mit Rechten, Pflichten, Dienstleistungen. Nun hat aber in gewissem Sinne jeder Einzelne seinen Beruf, seine Pflichten, Arbeiten u. s. f. Aber damit hat er noch kein Amt. Was er als solcher Einzelner thut, das thut er für sich. Er übt die dem Einzelnen zustehenden Rechte und Pflichten dabei aus. Ein Amt aber setzt nicht nur viele Einzelne voraus, sondern eine Allgemeinheit, welche zugleich eine Gemeinschaft, eine relative Einheit bildet. Das Amt besteht darin, daß Jemand Beruf, Pflicht, Dienst für die Gemeinschaft annimmt. Sie besteht aus vielen Einzelnen mit ihren Sonderzwecken; aber sie hat als Einheit allgemeine, alle Einzelnen umfassende Zwecke, Pflichten, Dienste. Die Verwaltung dieser ist Sache des Amtes. Das Amt ist ein bestimmter Kreis von Rechten und Pflichten, den ein Einzelner als Amtsträger für die Gesamtheit verwaltet. Er ist Herr jener Rechte und Pflichten, aber zum Dienst des Ganzen, der Gesamtheit.

Wird uns dies zugegeben, so findet es seine einfache Anwendung auch auf das Amt in der Kirche. Es mag Leute gegeben haben, welche in ihr durchaus kein Amt anerkennen wollten, weil sie nicht begreifen wollten, daß es in einer religiösen Gemeinschaft zu amten gebe, weil sie voraussetzen, alle Rechte und Pflichten vertheilen sich gleichmäßig unter alle Einzelne. Es ist uns hier gleichgültig, ob an solcher Ansicht innere Wahrheit ist oder nicht. Dagegen muß aber

an die Erfahrung erinnert werden, daß sich praktisch jene Ansicht nicht durchführen ließ. Das amtliche Walten gestaltete sich überall von selbst, auch wenn man das Wort Amt, amtliche Personen, Dienste u. s. f. geflüchtiglich vermied, auch wenn die Sache auf keine Weise eine förmliche Bestätigung erhielt, eine Rechtsanerkennung fand.

Sagt Jemand, daß Jeder, was er als Glied einer religiösen Gemeinschaft thue, stets thue mit Beziehung auf's Ganze, daß eben darum der Amtsbegriff sich nicht durchführen lasse, so ist daran zu erinnern, daß Dinge einander sehr verwandt seyn können, aber darum nicht identisch werden. Der Eine mag lehren und der Andere mag auch lehren. Jener und Dieser mag dabei eine Pflicht erfüllen. Aber die Frage: aus welcher Macht thuest du das? leitet auf den Unterschied hin. Der Eine stellt sich selbst der Oeffentlichkeit gegenüber; den Andern hat die Oeffentlichkeit—wie wir das meinen, wird später klar werden—hingestellt für sich und vor sich, an ihre Spitze. Jener stellt die Oeffentlichkeit auf die Spitze seines Ich. Dieser ruht mit seiner Thätigkeit auf der breiten Basis der Gemeinschaft. Hier ist Amt. Dort aber nicht.

So gilt also die innere Berufung Nichts? So macht also der Wille der Allgemeinheit erst das Amt aus? Hingegen ist zu erinnern, daß besondere Begabung allerdings dem Amt dienlich werden, zu einem Amt führen kann, aber sie macht das Amt nicht aus. Im Reiche Gottes führt die außerordentliche Begabung dazu, daß ein Mensch, der sie hat, eine außerordentliche Mission erfüllt, aber das ist kein Amt im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die außerordentliche Begabung und Mission wird sich aber in der Allgemeinheit, auf der Basis der Gemeinschaft zu legitimiren haben, und zwar auf Grund göttlichen Wortes. Hier muß sie ihre Anerkennung finden, oder sie wird nur als eine Prätenston eines Individuums erscheinen, das in Selbsttäuschung befangen ist. Johannes der Täufer redete von sich nicht als von einem Propheten. Das Prophetenthum war kein Amtsinstitut in demselben Sinne, wie das A. T. Priesterthum. Nicht zu diesem, wohl aber zu jenem gehörte außerordentliche Geistesgabe. Redete aber Johannes von sich in solcher Demuth, so war er doch Prophet. Die außerordentliche Begabung war die Bedingung der Erfüllung der ihm anvertrauten Mission für's Reich Gottes. Die Wirkung in der Gemeinschaft Israel's war so mächtig, daß auch die Schriftgelehrten die darin ausgesprochene Legitimierung nicht zu leugnen wagten. Das Amt im einfachen, selbstverständlichen Sinne des Wortes deutet auf den stetigen, gewöhnlichen Complex der Functionen, auf das Ordnungsmäßige. Jedes Organ des menschlichen Leibes hat seinen bestimmten Kreis von Functionen; wir leugnen nicht schlechtthin, daß ein Organ auch Functionen, die nicht gerade seines Amtes sind, vollziehen könne, aber eben das ist bereits ein Aufheben der bestehenden Ordnung. Jedes Organ aber vollzieht seine Functionen für den Organismus. Es dient dem Ganzen. Die Art und Weise, wie es ihm dient, ist sein Recht, wenn wir so wollen, sein Amtcharakter. Den kann es dem Organismus in toto nicht übertragen.

Ist nun das Leben der evangelischen Kirche absolut bedingt durch das Amt in ihr? Ja, aber Amt nicht verstanden, wie die römische Kirche es versteht. Wir können den Unterschied beider Gegensätze hierin dahin bezeichnen, daß bei den Römischen das Amt den Charakter des Mechanischmagischen an sich trägt, bei uns aber den des Organischen. Dort amtet das Amt für sich und zwischen Kirchenvolk und Kirchenamt ist keine rechte Wechselwirkung. Es ist ein priesterlicher, ceremonialdienstlicher Mechanismus, der sich des opus operatum getröstet und die Wirkung ist magisch. Die Gemeinde versteht nicht, was die Functionen des Amtes sind, sie staunt sie mit passivem Verhalten an. Das priesterliche Amtswort ist der Zauberspruch, der bindet und löst, Tod oder Leben giebt. Die Hauptsache fehlt, intellectuelle und sittliche Freiheiten durch das Evangelium. Das Amt hat die Gewissen gebunden. Die Priester sind das Gewissen der Gemeinde geworden. Das Amt hat also das religiös-sittliche Leben monopolisirt. Das eben ist das Unnatürliche und Unevangelische. Unnatürlich; denn kein Organ darf den Organismus neutralisiren, die Allgemeinheit seines Lebens absorbiren. Der Mund und seine Fortsetzung als assimilirendes System nährt freilich den Organismus des Leibes in besonderem Sinne. Das ist sein wesentliches Amt. Seine Thätigkeit erhält den Leib bei Leben. Aber die Lunge thut am Ende ebensoviel und die Poren der Haut über den ganzen Leib hin thun auch das Ihre, des Leibes Leben zu erhalten. Die Organe der Ernährung behalten ihr amtliches Vorrecht. Aber sagen zu wollen, daß sie allein das Leben des Organismus bedingen, wäre Unrecht.

Daß die römische Anschauung vom Amt unevangelisch ist, das hier erst erörtern zu wollen, wäre unnöthige Mühe. Die römische Kirche selbst läßt sich auf Bibelgrund auch bei diesem Streite nicht ein, sondern greift zur Tradition. Mögen einzelne evangelische Parteien in ihrer Amtsverfassung der Kirche den Römischen sich nähern, so dürfen wir doch sagen, daß sich alle im Amtsbegriff selbst noch weit von ihr scheiden. Sie machen Leben und Seligkeit nicht von der Amtsfuction als solcher abhängig. Der Begriff des allgemeinen Priesterthums glaubiger Christen zieht sich bald mehr bald weniger deutlich erkannt und anerkannt durch sie alle hin. Ueberall würde das evangelischfromme Bewußtseyn ein Amtiren in römisch-priesterlicher Weise von sich weisen. Nur zeitweise oder lokale Unklarheit mag sich mitten in der evangelischen Kirche ein Annähern an Römisches gefallen lassen. Aber auch da ist an eine consequente Durchführung des involvirten Principes nicht zu denken.

Warum aber bringen Manche in unseren Tagen wieder mitten in der evangelischen Kirche auf die Amts-Dignität und -Autorität? Man muß sagen, daß allerdings manchen Leuten in unserer Zeit das Unglück begegnet, daß sie, im Uebrigen gut evangelisch gesinnt, auf den evangelischen Kirchenrock den römischen Amtslappen aufkleben möchten. Es ist wirklich ein alter Lappen auf ein neues Kleid, dieser restaurirte priesterliche Mittlersdienst in der evangelischen Gemeinde. Sie möchten gerne jenen einfältigen, unbefangenen Glauben, jene kindliche Hingebung an, die arglose Unterordnung unter das geistliche Amt bei

den Laien wieder haben, die einmal da waren. Aber die Sache steht im Widerspruch nicht nur mit der Zeit, sondern principiell mit der ganzen Natur der evangelischen Kirche. Das Amt in ihr hat freilich furchtbar gelitten. Es hat sein Leiden sogar selbstverschuldet; es ist gegen sich und die Kirche untreu gewesen. Es hat von der glaubigen Kirche Glauben an seinen Unglauben gefordert. Jetzt fordert es von der unglaublich gewordenen Kirche wieder Glauben an seinen Glauben. Gott sey Dank für die Rückkehr des Amtes zu seinem Dienst und zur Treue. Aber das Amt als solches um seines bloßen Amtscharakters willen wird umsonst Ansprüche auf unbedingte Hingabe machen. Außerliche Berufung hilft da Nichts. Es bedarf eines anderen Zeugnisses.

Wer wollte aber nicht wünschen, daß unser evangelisches Predigtamt höchste Autorität erlangte? So lang es nur recht evangelisch bleibt, wäre das ja lauter Segen. Denn je mehr es ächt evangelisch ist, desto mehr wird es göttlichen Dienst thun, die Fülle des Heils fund thun und den Seelen zu eigen machen. Es ist seine Sache, zu vermitteln zwischen dem Herrn und der Gemeinde. Dies Vermitteln ist aber nicht der Mittlerdienst des römischen Priesters, der es gerade zur wahren Vermittlung nicht bringt, und bei welchem Göttliches und Menschliches nie recht sich zusammenfinden, was überhaupt der Grundzug des ganzen römischen Systems ist, und eben das Zeichen, daß es das Wesen des Christenthums nicht recht erfaßt hat. In der römischen Kirche ist darum die Hauptsache das priesterliche ceremonialdienstliche Treiben. In der evangelischen Kirche ist die Hauptsache, daß das kirchliche Amt einführt in die göttliche Erkenntniß, als aus welcher das ewige Leben kommt. Auch jede Administration, jedes amtliche Verwalten bei uns bezieht sich auf ein Erkennen auf Seiten derer, denen der Amtsdienst zu gut kommt. Jeder Unbefangene beantworte sich die Frage, welcher von beiden dem Bilde des sein Reich auf Erden stiftenden Herrn der Kirche näher steht, der römische Priester mit seinem Formelwesen und seinen zahllosen Manipulationen, oder der evangelische Prediger mit dem Reichthum des Wortes und der schlichten Verwaltung zweier Sacramente? Wir gewinnen Nichts, wenn wir auf die bloße Dignität des Amtes als eines ceremonialdienstlichen Institutes dringen. Die Reverenz vor dem Amt als solchem ist uns Nichts werth oder Etwas nur, so ferne ein pädagogischer Gesichtspunkt dabei in's Auge gefaßt wird. Es ist der Gehalt des amtlichen Dienens, es ist das mitgetheilte, angeeignete Heil, es ist das Fruchtbringen des verkündeten Wortes, es ist der ganze Segen des durch die Predigt von Christo erweckten lebendigen Glaubens, worauf es ankommt. Wird dieser Segen uns durch das Amt als das Werkzeug Gottes vermittelt, dann wird die Werthschätzung des Amtes wahrlich nicht ausbleiben.

Viele, die weit entfernt sind vom römisch-kirchlichen Amtsbegriff, wünschen doch dem Amte auch in der evangelischen Kirche eine ausschließliche Regierungsgewalt im äußerlichen kirchlichen Leben der Gemeinde, in Sachen des Cultus u. s. f. zu vindiciren. Auch hier ist Vorsicht nöthig. Man streift auch da gerne

an die römische Vorstellung hin. Dort ist Alles ein Institut, Alles wie auf ein himmlisches Gebot hin geordnet, verfaßt, geleitet. Was dort das Amt thut, ist Alles heilig. Aber das ist uns eben das Anstößige, daß mit Umgehung des Wesentlichen so viel Wesens mit Unwesentlichem gemacht wird. Wir denken uns aber auch unsere evangelischen Gemeinden nie so unmündig, so passiv, wie der römische Priester die seinige ansieht. Wir sind gar nicht zufrieden damit, daß unsere Gemeinden sich nur von Amtes wegen „maafregeln“ lassen, nein, wir wollen, daß wir in Allem, was wir thun, durch ihre Miterkenntniß, einsichtsvolle Zustimmung, freudige Mitthätigkeit zugleich getragen werden. Auch auf diesem Punkte zeigt sich, daß in der römischen Kirche der Mechanismus herrscht, bei uns aber die Freiheit eines Organismus. Dort ist die Priesterschaft mit ihrer Zuspizung im Papstthum die bewegende Kraft. Wie nach mathematischer Consequenz bewegt sich von der treibenden Feder aus jedes Rad in der Maschine. Es ist ein großartiges System, aber doch nur mechanisch folgerichtig bewegt. Die evangelische Kirche verzichtet auf diese äußerliche, scheinbare Einheit. Sie stellt das Leben eines Organismus dar, in dem am Ende eine viel tiefere, mächtigere Einheit ist, die allein zugleich Freiheit, Mannigfaltigkeit, individuelles und doch dabei wahrhaft gemeinsames, jeden Punkt in der Continuität durchbringendes Leben gestatten kann. Darum ist auch in unserer Mitte vor einem Amtsbegriff ernstlich zu warnen, der sich das Verhältniß zwischen Amt und Gemeinde absolutistisch denken will und zwar mit Beziehung auf das äußere Kirchenregiment. Ein äußerlicher Zwang bringt auf keine Weise, was wir wollen und bedürfen. Es liegt auch im Gesagten, warum Amt und Gemeinde, Amtsstand und Laienthum nie in der evangelischen Kirche so scharf geschieden werden können, wie sie in der römischen sind. Im Mechanismus ist Alles nur ein unvermitteltes Nebeneinander; im Organismus ein Ineinander und Miteinander, gegenseitige Mittheilung, Ein Leben, Eine Kraft durch alle Glieder hin.

Woher das Amt? Wir wollen die andere Frage daneben setzen: Wozu das Amt? Sie sind nicht so weit aus einander, als es scheinen möchte. Das Amt ist da zum Kirchendienst und Kirchenregiment, zum Lehren des Wortes, Verwalten der Sacramente, Leiten der Gemeinde. Mit anderem Worte: das Amt ist da zur stetigen geordneten Erhaltung des Gemeindelebens. Ohne Amt giebt es kein geordnetes Gemeindeleben; ohne Amt gab es nie ein solches. Woher nun das Amt? Rundweg aus einer Naturnothwendigkeit, die im Wesen der Gemeinde selbst liegt. Das Leben an sich selbst ist stets organisirend, das heißt, es bildet Organe, Glieder, Werkzeuge. Gott setzt dem Menschen nicht etwa nachträglich Ohren, Augen, Mund u. s. f. an, sondern das hat er in's Leben selbst gelegt, daß es Gliederung aus sich bildet. Wer zugiebt, daß Religion Leben ist, aber dann diesem Leben Eigenschaften, Kräfte, Thätigkeiten abspricht, die er dem Begriff Leben sonst vindicirt, mit dem ist nicht zu streiten. Der Begriff Leben, sogar Leib ist aber bekanntlich auch gar kein der heiligen Schrift fremder, besonders in Beziehung auf die Gemeinde

Christi. So sagen wir, das Leben der christlichen Gemeinde trägt's in ihm selbst, Gott, der Stifter alles Lebens, von dem auch alle Gewalt, Obrigkeit, Amt ausgeht, hat es in das Leben der Gemeinde gelegt, daß es Gliederung in die Gemeinde bringt, also Organe zur stetigen Regulirung und Erhaltung des Gemeindegelbens bildet. Wir könnten die Parallele zwischen dem Leben eines Leibes und der Gemeinde, zwischen Amt an ihr und zwischen den analogen Gliedern am wohlgebildeten Leibe weiter verfolgen.

Da treten wir nun zwei Ansichten entgegen, die beide verworfen werden müssen. Die eine ist die römische. Wir wissen sie wiederum nicht besser zu bezeichnen, als indem wir sie äußerlich, mechanisch nennen. Der Stifter der Kirche hat nach dieser Ansicht einen Kreis von Functionen festgesetzt und einen besondern Stand mit diesen Functionen betraut. Daneben steht die Gemeinde mundtot. Dieses Amt ist ein Kreis von Diensten, Thätigkeiten, der ganz jenseits der Gemeinde steht, hoch über ihr. Sie unterwirft sich ihm, ohne zu wissen, wie sie dadurch Segen erlangen soll, aber sie glaubt, daß sie ihn erlangt. Eine lebensvolle Communication ist nicht zwischen beiden Theilen. Der Priesterdienst ist der Zauberkreis, der dem Laien stets ein Geheimniß, ein Jenseits bleiben muß. Dort walten Kräfte, die diesem rein unzugänglich sind. Er nimmt nur hin als Drakelspruch, was ihm von dort geboten wird. So ist eine äußerliche, scharfe Scheidung zwischen Amt und Gemeinde herrschend. Das Amt ist das Heilige, das Abgesonderte, etwas vom Leben der Gemeinde völlig Separirtes. Von ihm nur fällt ein heiligender Schimmer auf die Gemeinde. Ihr Leben ist Nichts, es wird nur durch die amtliche Weihe Etwas. Der Dualismus des ganzen Systems kommt auch hier an's Licht. Und das soll nun die Ordnung Christi seyn. Das soll entsprechen dem Geiste seines Evangeliums. Das soll das Leben seyn, das sie im Glauben an Ihn Alle haben sollen. Und doch gilt da kein Leben ohne das ceremonialdienstliche Amtsstegel. Und dieses Amt nimmt der Gemeinde von Amts wegen das Wort Christi selbst hinweg, durch welches Leben kommt. Die Tugend der Gemeinde ist da eben absolute Unterwerfung unter das Amt, das sich an Gottes Stelle setzt.

Die andere Ansicht, die wir hier bekämpfen, ist die der römischen schroff gegenüberstehende, ihr anderes Extrem. Wir können sie die atomistische und willkürliche nennen. Sie verkennt ebenfalls den Begriff des Lebens in seiner Anwendung auf die Gemeinde. Die Gemeinde ist ihr eine Summe gleichartiger, besser identischer Bestandtheile. Was sich in ihr gestaltet, gestaltet sich zufällig. Diese Zufälligkeit ist aber identisch mit Willkür, denn die Menge der Einzelnen gestaltet da eben nach zufälligem Bedürfniß oder Belieben Amt und Amtshandlung und Amtspflicht. Das ist das demagogische Princip in seiner Anwendung auf die Kirche. Wie es mit seinem andern Extrem, dem römischen, verwandt ist, zeigt sich daran, daß es in seinen Entartungen eben dazu gekommen ist, das Wort des Herrn der Gemeinde zu nehmen. Da legen sie sich Lehrer und Lehren auf, „wie ihnen die Ohren jüden.“ Und solchem selbstgeschaffenen Amte ordnen sie sich in römischer Unterwürfigkeit unter, denn die

Erkenntniß des Bessern haben sie verloren. Solche demagogische Tyrannei kann aber in der Kirche ausgeübt werden nicht bloß durch Häufen, sondern auch durch Conistorien und Ministerien und dergleichen mehr. Wo fehlt's dabei? An evangelischer Erkenntniß und evangelischem Leben. Der Name allein thut's nicht.

Woher aber also das Amt? In erster Instanz vom Herrn, dem Schöpfer und Erhalter und Regierer des Lebens seiner Kirche. Und er hat uns des evangelischen Amtes Grundzüge in seinen Worten und in seiner Person hingestellt. Aber es ist nicht etwa ein äußerliches Nachbilden des Vorbildes, es ist nicht nur der äußerliche Gehorsam gegen sein Wort zu lehren, die heiligen Sacramente zu verwalten, zu leiten, zu binden, zu lösen, woraus das Amt in der evangelischen Kirche wird. Denn namentlich ist nicht zu vergessen, daß wir von einem detaillirten, rubricirten Canon der Amtsfunctionen und ihrer Mannigfaltigkeit aus den Worten Christi Nichts wissen. Er hat seiner Kirche keine Regeln und Formen gegeben, wie sie ein gesellschaftliches Institut, ein Orden u. s. f. haben mag. Das allein würde auch gar nicht das Amt in seiner Kirche machen zu dem, was es seyn soll, nämlich ein Amt des Geistes und nicht des Buchstabens (2. Cor. 3, 6). Zwar ist in den Worten Christi, so wenig sie auch den Charakter von Decreten für ein künftiges Amtsinstitut in seiner Gemeinde an sich tragen, jedenfalls die Summa der Lehre auch über diesen Punkt enthalten, über welche nicht hinausgegangen werden darf, und sie bleiben auch in dieser Hinsicht die absolute norma normans, von deren Gehalt keine norma normata abweichen darf. Aber will man sich nicht auf eine rein hypothetische Tradition im Apostelkreis berufen, welche die bestimmten mündlichen Vorschriften Christi über das manus in seiner Gemeinde und die officia desselben enthalten soll, so muß man sagen, daß alle Worte Christi, die uns das N. T. selbst hierüber überliefert, nur auf das Unerläßlichste zur Fortpflanzung seines Reiches durch amtliche Thätigkeit sich beziehen, daß, was er da fordert, vom sonstigen Wirken und Leben der Seinen gar nicht als ein besonderer officieller Pflichtenkreis gesondert auftritt und daß dagegen die Worte vom Geist, den er den Seinigen senden und der sie in alle Wahrheit leiten werde, bei weitem in den Vordergrund treten. Gleichwohl sagen wir, das Wort Christi spricht das absolute Gesetz für die Aufrichtung und Einrichtung des evangelischen Predigtamtes für alle Zeiten aus, der heilige Geist giebt das Leben zur Bethätigung des Gesetzes in der Gemeinde. Dieser Geist, der mit dem Worte des Herrn kommt, schafft das Glaubensleben in den Einzelnen und in der Gemeinde. Der Einzelne aber sagt von seinem Glaubensleben: Nicht ich, sondern Christus in mir. So die Gemeinde. Was sie als Gemeinde ist, thut, ordnet, es ist der Herr durch sein Wort und seinen heil. Geist. Es ist nicht ein zusammengelaufener Haufe von Menschen, sondern es ist die Einheit der an Ein Wort gebundenen, in Einem Glauben verbundenen, von Einem Geist belebten Seelen. Ist der Einzelne ein Werkzeug in des Herrn Hand, so ist es auch die Einheit der Vielen.

Er ordnet durch sie. So weit das Wort des Herrn sie ausdrücklich bindet, bedarf es keiner weiteren Bestimmung. Das ist das Stabile auch für alle Amtsrechte und Pflichten. Dem Wort darf Nichts zuwider geschehen. Innerhalb dieser Schranke ist Freiheit, aber es darf nicht diese Freiheit das Belieben eines Individuums seyn, welches die Einheit und darum die mit der Einheit an sich schon verbundene Ordnung der Gemeinde gefährden würde. Hier tritt darum die Möglichkeit mannigfaltiger Amtsgestaltung in der Kirche uns deutlich vor die Seele. Vieles in Cultus, in Verfassung und Verwaltung kann so, es kann aber auch anders seyn, ohne aufzuhören, christlich zu seyn. Aber was nicht in Uebereinstimmung mit dem Worte steht, das ist nicht geordnet im Namen des Herrn, sondern Menschenwerk. Wo aber die Gemeinde in Unterwürfigkeit unter das Wort des Herrn, als Ein Leib mit vielen Gliedmaßen in Ihm dem Haupte verbunden, nach Umständen und Bedürfnissen ordnet, zum Amt beruft, Aemter bestellt, da ist das eben die Thätigkeit des Organismus, der nach dem in ihm liegenden supremen Gesetze seines eigenen Lebens Organe für die stetige Erhaltung seines Daseyns bildet und die also auf dem Wort des Herrn fußende, auf ihm sich erbauende, im Glauben thätige, handelnde Gemeinde kann sagen: „Es gefällt dem heiligen Geist und uns“, Apostelg. 15, 28. Diese Gemeinde ist aber selbst in keinem Augenblicke ihres Daseyns und Handelns zu denken nur als ein atomistischer Haufe, sondern stets als eine organisirte Totalität. Jede Thätigkeit ist bei ihr an sich eine geordnete, das ist durch das Amt, als das Gemeindeorgan, geleitete, vermittelte. Das Organ aber ist nicht zu denken als etwas vom Organismus losgeriffenes; die Totalität nicht als etwas Unorganisches, in diesem Betracht amtlich nicht Geordnetes. So heißt es dort, Apostelg. 15, 22: „es dünkte gut die Apostel und Ältesten, sammt der ganzen Gemeinde“.—

Es ist nur eine Consequenz aus dem Bisherigen, wenn wir sagen, dem Amt, das der Herr auf sein Wort hin durch seine Gemeinde in ihr und für sie constituirt, kommt, sofern es das Evangelium lehrt und die heilige Sacramente verwaltet, absolute Auctorität zu. „Wer euch höret, der höret Mich!“ Wort und Sacramente sind Nichts, das durch die Gemeinde erst wird. Sie sind absolut über ihr und darum auch über dem Amte; Gemeinde und Amt sind für die ganze zeitliche Entwicklung der Kirche an sie gebunden, wenn sie Gemeinde und Amt Christi bleiben wollen. Es giebt aber daneben viel Anderes, das sich auf Gottesdienst und Gemeindeverwaltung bezieht und wo Gottes Wort nicht mit bestimmtem Dictate bindet. Es giebt viele Fragen über Application des göttlichen Wortes in den einzelnen Fällen, Kirchenzucht u. s. f. Hier gilt es, daß sich das Amt nicht losreißt von der Gemeinde, daß es nicht seine organische Einheit mit ihr vergesse; sonst wird das Amt unbegriffen von der Gemeinde handeln und mit ihr sich entzweien. Das ist die Gefahr namentlich in Staatskirchen, so wie überall, wo das Amt Neigung hat, viel aus der Verfassung und dem Amtsstande zu machen. Auf dies deuten jetzt manche Erscheinungen in Deutschland hin. Auf der andern Seite gilt es, daß die Gemeinde

sich nicht emancipire vom Amte, sondern die obrigkeitliche Stellung des Amtes und seiner Träger anerkenne, also ihnen als den Leitern und Einsichtsvollen in Allem, was nicht Gottes Wort zuwider ist, mit Ehrerbietung und Willigkeit entgegenkommen. Die Gefahr, daß die Gemeinde das Amt verkennt oder ihm Gewalt anthut und in den Weg tritt, wird in freien kirchlichen Verhältnissen näher liegen. Je mehr ächt evangelische Erkenntniß und ächt evangelisches Leben da ist, desto mehr wird das Amt und die Gemeinde ihre relative Stellung erkennen und um so richtiger das Verhältniß beider in der Wirklichkeit sich gestalten.

(Schluß folgt.)

Die moderne Bildung.

Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 22. März 1858 gehalten zu Berlin von Dr. Schmie der.

(Aus der Evangelischen Kirchen-Zeitung.)

(Schluß.)

Ein viertes Merkmal der modernen Bildung ist eine außerordentliche Duldsamkeit, mit welcher auch die schneidenden Gegensätze in den wichtigsten Grundlagen des Lebens getragen werden, und dies hängt damit zusammen, daß man das Urtheil nicht aus heiligen unumstößlichen allgemein gültigen Grundsätzen abzuleiten pflegt, sondern als Geschmacksache behandelt, denn in Sachen des Geschmacks läßt sich nichts entscheiden, man muß zuletzt jedem seinen Geschmack lassen. Doch beruht diese Toleranz auch auf der Nothwendigkeit, die in unsern öffentlichen Verhältnissen gegeben ist, wo das Unvereinbarste, wie Feuer und Wasser, doch zusammen leben muß und äußerlich gleichberechtigt ist. Das war früher anders, wo Kirchen und Staaten streng gesondert ihr System aufrecht hielten und die Gegner dieses Systems als Staatsverbrecher gehenkt oder als Keger verbrannt wurden. Jetzt sind die entschiedensten Widersacher genöthigt, nicht nur in Gesellschaften sich mit Achtung zu begegnen, sondern auch in gesetzgebenden Berathungen und am grünen Tische sich zu verständigen. Dies ist nur durch einen hohen Grad von Bildung möglich, wodurch man befähigt wird, die ganze Denkungsart des Gegners in sich nachzubilden und so zu der Einsicht zu gelangen, daß achtungswerthe Gesinnungen auch den schädlichsten Lehren und Vorurtheilen zum Grunde liegen können. Diese Bildung führt dazu, daß man mit Anstand sich bis auf den Tod bekämpfen und nach einer zerschmetternden Rede dem Feinde die Hand drücken kann. So löblich, ja so bewundernswürdig dies ist, wo es wirklich aus einem hohen Sinn

und einem überragenden Geiste herrührt, so gefährlich ist es für die Menge derer, die nicht so ausgezeichnet durchgebildet sind. Denn da birgt sich unter dem Firniß der Bildung der bitterste Haß und es kann eine Zeit kommen, wo diesem die Macht gelassen wird und die verdeckte Gluth in verzehrenden Flammen hervorbricht. Oder, was noch schlimmer ist, eine flache, charakterlose Gesinnung, die alles Ernstes entleert ist, verhält sich gegen den Gehalt des Lebens gleichgültig und schätzt überall nur Geschicklichkeit und Gewandtheit der Behandlung als die Gabe, jedem Dinge eine gute Form, ein schönes Kleid zu geben. Solche Gleichgültige sind wie Kleidermacher, die nur für den gelungenen Schnitt der Kleider Sinn haben, gleichviel, ob ein Mensch, eine Puppe oder ein Affe damit umhangen wird. Diese falsche Duldsamkeit soll uns aber nicht hindern, den hohen Werth der wahren Duldsamkeit, die unsre Zeit von den Gebildeten fordert, anzuerkennen: denn diese ist nicht nur selbst eine hohe Tugend, sondern sie ist auch die Bedingung des Höchsten, was die Bildung unsrer Zeit anstrebt. Und wie sollen wir dieses Höchste nennen? Ich scheue mich, das einzige Wort auszusprechen, das wir dafür haben, das aber undeutsch und einer Münze gleich ist, deren Goldgehalt die Falschmünzer verdächtig gemacht haben: ich nenne das Wort Humanität.

Es ist aber wirklich das innerste Geheimniß der modernen Bildung, daß sie das Streben in sich trägt, den beschränkten Charakter jeder besondern Räumlichkeit abzustreifen und sich zur normalen Menschenbildung zu verklären, mit der Forderung, daß jedem Menschen die nothwendigen Mittel zugänglich gemacht werden, um das Menschliche in sich frei zu entfalten und herauszubilden. Ein solches Ideal von allgemeiner Menschenbildung hat schon dem edeln Amos Comenius vorgeschwebt, wie seine pädagogischen und kosmopolitischen Schriften beweisen: er hat von dem zerstörten Städtchen Lissa in Polen aus Deutschland, Schweden und Holland durchzogen, um dieses Ideal zu verkündigen und zu verwirklichen. Pestalozzi war von demselben Gedanken beseelt, als er die verwaisten Kinder aus dem Schweizervolk in Burgdorf aufnahm und als er seine Bücher für Mütter schrieb. Dieselben Grundgedanken findet man in anderer Gestalt bei Göthe und Schiller wieder, ja schon früher, obwohl sehr verschoben, in Rousseau's Emil. Besonders aber hat Herder die allgemeine Bildung zur Humanität vertreten und unter den Philosophen der ältere Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation und in seiner Schrift über die Bestimmung des Menschen. Die ganze moderne Denkweise über Erziehung und Staat, über die Stände und Ordnungen der menschlichen Gesellschaft, beruht auf diesem einen Grundgedanken, und wer kann leugnen, daß das Streben, welches sich darin verkörpert, christlich, ja das christlichste ist, was unsre Zeit hat. Um so mehr möchte man sich verwundern, daß gerade nüchterne, erleuchtete und eifrige Christen auf die modernen Ideale der Humanitätsbildung nicht einzugehen pflegen, ja im Gegentheil dieselben lebhaft bekämpfen. Dies kann nicht daraus erklärt werden, daß sie nicht dasselbe Ziel verfolgten, sondern nur daraus, daß sie die eingeschlagenen Wege für verfehlt erkennen.

Man will Trauben lesen von den Dornen: man will die Früchte des Lebens lesen, indem man die Wurzel und den Baum verwirft, worauf sie wachsen: man will Menschen bilden ohne Christum und ohne Christenthum, man will Bildung ohne Heiligung, Recht und Gerechtigkeit ohne Buße und Glauben. Man will Steine in Brod verwandeln, ohne das Weizenkorn in den Acker zu säen, ohne das Land zu pflügen, und so erntet man Schein statt Wirklichkeit, Trug für Wahrheit. Nach einem Schein der Bildung greifen hastig die Unglücklichen, welche ohne Reinigung des Herzens, ohne innere Durchbildung durchaus Gebildete seyn und dafür gelten sollen oder wollen, und so wird der edle Keim wahrer Menschenbildung nicht genährt, sondern erstickt. Dieser Verirrung gegenüber ist in der neuesten Zeit unter dem Namen der inneren Mission ein Streben erwacht und zur öffentlichen Geltung gelangt, welches die Idee der allgemeinen Menschenbildung in richtige Bahnen zu leiten sucht; aber mit wie vielen Mißverständnissen hat es zu kämpfen! wie wenige erleuchtete und thätige Mitarbeiter hat es gefunden! Denn das ist das Unglück der modernen Zeit, daß sie Alles, was sich geltend zu machen gewußt hat, als Mode ergreift, ohne mit Ernst sich dafür zu bilden und mit ganzer Seele sich daran hinzugeben.

Das ist das Unheil, daß unsre moderne Bildung die Nachäffung der Bildung, das geistlose Nachbilden der wechselnden Aeußerlichkeiten, noch nicht hat überwinden können! Wie viel Zeit für wahre Bildung würde insbesondere die Frauenwelt gewinnen, wie viel verführerische Reize der Eitelkeit würden den jüngeren Personen des weiblichen Geschlechts erspart werden, wenn man dem französischen Modenwechsel in der Kleidertracht ein Ziel setzte. Die Männer aber sollten die Macht der Mode in der Presse und in der öffentlichen Meinung zu überwältigen suchen. Die Mode verdirbt mit ihrer Tyrannei, durch welche das Neueste für das Beste gelten muß, den Geschmack und die geistweckenden und charakterbildenden Kräfte: sie befördert die Oberflächlichkeit und setzt an die Stelle der Bildung den äußeren Firniß und die gehaltlose Manier. Ein Zusatz von conventioneller Manier kann bei keiner Art von Zeitbildung fehlen: aber diese äußere Schaal sollte einfach und feststehend seyn. Die Vervielfältigung der conventionellen Formen aber, der stete Wechsel und die Werthlegung auf jedes Neueste, darum, weil es neu ist, verflacht den Geist und verdirbt den Geschmack. Eine bloß conventionelle Modebildung ist das gerade Gegentheil der wahren Bildung, und kann nur da herrschen, wo selbst das Bedürfniß derselben nie erwacht oder gründlich ausgerottet ist. Eine reine Sitte, welche die Macht der Mode zügelte, eine gediegene Presse, welche das Werthlose und Verderbliche um die öffentliche Meinung der urtheilslosen Menge brächte, und ein Sinn für Tüchtigkeit des Thuns, welcher die leeren Schwäger beschämte, müßte mächtiger wirken als bisher, um uns gegen die Anmaßungen der Flachheit, Verkehrtheit und Gottlosigkeit zu schützen.

Dies ist ein frommer Wunsch! Aber wir haben noch schützende Mächte, welche der Bildung unsrer Zeit zur Stütze dienen, wenn sie nur sich selbst vor

dem Verderben bewahren und ihren Beruf kräftig erfüllen: Haus, Schule und Kirche.

Das Haus hat zunächst die Sitte und Zucht zu hüten gegen die zuchtlose Mode und die ersten Keime des Bildungstriebes zu wecken und zu pflegen, so wie sie anfangen, im Spielen und Sprechen sich zu regen. Plato und Quintilian bemerken sehr richtig, daß die Bildung in der Wiege beginnt: ein Kind, das nicht selbst spielt, muß zum Spielen wie zum Sprechen durch passende Reizmittel und dadurch, daß man mit ihm spielt, angeregt werden. Ein Kind darf nicht zu viel bedient werden: Alles, was es selbst thun kann, muß es zeitig thun lernen. Die niedern Stände haben darin einen Vorzug vor den höhern, daß die Nöthigung bei ihnen ist, die Kinder frühzeitig arbeiten und dienen zu lassen: das Arbeiten und Dienen bildet mehr als das Spielen, weil dabei etwas darauf ankommt, ob es recht und geschickt gethan wird. Herablassende Liebe und erfunderischer Geist muß in den Kindermädchen, Bonnen und Erzieherinnen seyn, die den bildenden Geist in den Kindern anregen sollen: rechte Mütter sind freilich die besten Erzieherinnen. Sitte und Zucht müssen von den Eltern ausgehen und in ihnen vorbildlich leuchten: die Sitte ist die Verkörperung der herrschenden Gesinnung des Hauses und wirkt nicht nur durch Gewöhnung, sondern weckt auch das Nachdenken und das Urtheil über das, was gut und böse, schicklich und unschicklich ist, und bildet den Geschmack. Die Zucht schneidet die wilden Schößlinge ab und wirkt, daß die bildende Kraft das junge Bäumchen gerade in die Höhe treibt. Erzieher und Erzieherinnen sind sehr wichtige Personen, sie können viel ersetzen und ergänzen: aber die mangelnde Sitte und Zucht des Hauses können sie nicht vergüten. Wenn sie auch die Ausartung in den frühern Jahren hemmen, so tritt dieselbe dann später desto ungezügelter hervor. Es ist ein Fehler, der sich schwer rächt, wenn man in der Jugend die Bildung der Talente mehr pflegt, als die Bildung des Charakters: die Talente glänzen und der Glanz erregt die Gefallsucht und den Ehrgeiz, zwei große Hindernisse gründlicher Bildung, wodurch selbst ausgezeichnete Talente irre geleitet und in ihrer gesunden Entwicklung gestört werden können: die Bildung des Charakters fällt hauptsächlich nicht dem Unterricht, sondern der Erziehung anheim, und weniger den absichtlichen als den unabsichtlichen Einwirkungen des Familiengeistes. Sind aber Eltern und Erzieher zu starr, ohne in den aufwachsenden Pfleglingen das Recht der Selbstbestimmung anzuerkennen, so bilden sich die Charaktere des jüngeren Geschlechts häufig in einem Gegensatz gegen des Hauses Zucht aus, oder sie bleiben ihr Lebenlang schwächlich und abhängig. Sind die Eltern von schwachem Charakter, so bestimmen die heranwachsenden Söhne und Töchter den Geist des Hauses und seufzend, aber nachgiebig, sehen die Alten die frühere Zucht und Sitte der Familie von dem flachen Wellenspiele des modernen Sinnes hinweggespült. Nur ein Haus, wo die Häupter einen ausgebildeten Geist und einen durchgebildeten Charakter in sich vereinigen und bildende Kräfte um sich zu sammeln und zu leiten wissen, kann die Güter der modernen Bildung ohne

deren Uebel verarbeiten, so daß die dem Schooße der Familie entwachsenen Kinder mit zartem Gewissen, mit gesundem Urtheil und kräftigem Willen die Massen des mannigfachen Bildungstoffes bewältigen und gleichsam verdauen können. Ein Haus, das mit christlicher Zucht und Sitte sich an die Kirche anlehnt und zugleich bildenden Geist in sich trägt, hat die meiste Hoffnung für sich, daß die Glieder des Hauses zu gesunder Bildung heranreifen werden. Jung Stilling's Großvater, der alte Kohlenbrenner Eberhard, hat für die Entwicklung eines gesunden Bildungstriebes in seiner Familie mehr gethan, als in vielen reichen und angesehenen Häusern geschieht: denn er war selbst innerhalb seines Gesichtskreises an Geist und Charakter durchgebildet und besaß die schöne Gabe des Gesprächs und der Erzählung, zweier vortrefflicher Bildungsmittel.

Das Haus muß aber jetzt aus Mangel an ausreichenden Bildungsmitteln und an bildenden Kräften sehr früh die Schule zu Hülfe nehmen und die heranwachsende männliche Jugend, leider auch nicht selten die weibliche, der Schule fast ganz überlassen. Die Schulzucht muß oft die Mängel der häuslichen Zucht ersetzen und wirkt dadurch heilsam: aber die Schule kann auch nicht umhin, weil sie viele und sehr verschiedene junge Geister zugleich auszubilden hat, die Bildung zu mechanisiren, und sie ist ein ergiebiger Boden zur Nahrung des Ehrgeizes, erkältend aber für das Herz und die heiligen Keime der Frömmigkeit. Daß die öffentlichen Schulen die Kinder schon so jung aufnehmen, ist kein Gewinn für die Bildung, sondern nur ein nothwendiges Uebel. Man könnte versucht seyn, auch die Bildung durch die alten Classiker für nichts anderes anzusehen, und sie wäre wirklich nichts besseres, wenn sie ohne Weisheit und Wahl betrieben würde. Immerhin müßte man sie doch für nothwendig anerkennen, weil unsre ganze Geschichte, Litteratur und Bildung außer der Bibel auf ihnen ruht und wir in allen den Bildungstoffen, die aus ihnen entlehnt sind, ohne die Fähigkeit die Quellen zu verstehen, nur einer Dressur, einem Anlernen und Abrichten unterworfen wären. Mag seyn, daß der Einzelne ohne die classische Bildung sich behelfen kann: die Nation würde ohne dieselbe der Barbarei, der Unkenntniß ihrer eignen geistigen Lebenswurzeln verfallen. Aber die recht betriebenen classischen Studien sind keineswegs ein bloßes nothwendiges Uebel, sondern auch ein heilsamer Schutz und Damm gegen die Gefahren und Ausartungen unsrer modernen Bildung. Schon die für Erlernung todter Sprachen unerläßliche grammatische Methode geübt wird, ist einer gründlichen Bildung des Geistes förderlich. Der Hauptgewinn aber liegt darin, daß die Alten, besonders die Griechen, durch hohe Begabung, die sie vor allen andern Völkern voraus hatten, ein bildendes Volk waren und bei scharfer Beobachtung der Natur zuerst die innern Verhältnisse der Dinge belauschten und in die menschliche Sprache übertrugen, wodurch sie die Erfinder der Logik, als wirklicher Wissenschaft, wurden. Daher haben ihre classischen Schriftsteller eine Einfachheit, Klarheit und Genauigkeit der Sprache,

die, weil unmittelbar aus dem bildenden Geiste hervorgegangen, auch bildend wirkt und durch ihre Gesetzmäßigkeit und Nichtigkeit reinigend auf unsre durch eine vielfach verbildete und verwilderte Litteratur gefährdete Bildung zurückwirkt. Das reformatorische Zeitalter hatte davon noch nicht ein klares Bewußtseyn, aber desto lebendigeres Gefühl dafür, und Luther selbst drang daher so auf das Studium der Sprachen, als der Schneide des Geisteschwertes, weil er in der classischen Bildung die Schutzwehr sah gegen eine neue Versumpfung, wodurch die Quellen des geistigen Lebens verunreinigt würden. Besonders unser höherer Mittelstand, der selten Gelegenheit hat, auf Reisen und sonst durch große Anschauungen sich zu bilden, würde an den auf Classikern sein vorzüglichstes Bildungsmittel verlieren und bald in dem Mechanismus der Gewerbe und des Beamtenthums den inwohnenden Bildungstrieb gelähmt und erstickt sehen. Ohne die jugendliche Thatkraft der Anglo-Amerikaner würden wir nur verblaßte Yankee's werden. Der Grieche konnte seine Gaben am Leben, auf dem Markte, in Gesprächen üben: der Deutsche mit seiner tiefer liegenden Sinnigkeit muß lernen und studieren, um das Beste, was Gott in ihn gelegt, an's Licht zu ziehen und zu gestalten, und die Griechen und Römer sind dabei die ihm geschichtlich gegebenen Pädagogen.

Aber diese vortrefflichen Pädagogen können uns in ihrer Schule nicht geben, was ihnen selbst mangelt, das Leben in Gott, dieses höchste Gut, das keine menschliche Bildung uns verleihen oder ersetzen kann. Dieses müssen wir bei der Kirche suchen, welche die Schätze der heiligen Schrift hütet und austheilt zum Schutze gegen die schlimmsten Verirrungen, in welche die moderne Bildung uns verstricken kann.

Die Bildung unsrer Zeit trägt die Maalzeichen ihrer Geburt an sich. Sie ist allerdings aus einem kräftigen Aufschwung der Geister hervorgegangen, aber nicht, wie in der Reformationszeit, zugleich aus einer Erneuerung der Herzen in Gott. Sie verdankt ihren Ursprung dem siegreichen Kampfe der Genialität gegen die Pedanterei, des natürlichen Geistes gegen die geistlose Unnatur und Verknöcherung, und in diesem Zuge ist sie seit etwa hundert Jahren fortgegangen. Das Gewissen, das Band, das den Menschen an Gott knüpft, hat dabei wenig mitzureden gehabt: die Kirche, selbst salzlos und pedantisch geworden, hat sich anfangs dabei bloß leidend verhalten. Es war nur die Natur, die natürliche Begabung, der natürliche Wille sammt den Lüsten und Begierden, der natürliche Bildungstrieb losgerissen von Gott und der Heiligung feind, der sich gegen die Sagen der Pedanterei frei zu machen suchte, aber auch die heiligen Ordnungen und Gesetze Gottes übersprang. Luther hat in der Reformationszeit dieselben Mächte, die damals in den Humanisten, in den Schwärmern und in den Bauern sich regten, niedergekämpft und dem Worte Gottes unterworfen: aber unsrer neuern Erhebung der Geister fehlte ein solcher Heros des Glaubens und erst spät trat in Abhängigkeit von der herrschend gewordenen modernen Bildung ein namhafter Theolog auf, der durch „Neden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ eine

Veröhnung zwischen dem religiösen Bedürfniß und der selbstgenügsamen wesentlich widerchristlichen Bildung versuchte. Aber zwischen dem herrschenden Geiste dieser Bildung und dem Leben der Kirche, die in der Gemeinschaft der Propheten und Apostel Gott in Christo dienet, ist noch ein tiefgegründeter Widerspruch geblieben, und dieser Widerspruch muß so lange währen, bis wieder einmal Christus die Sonne wird, um welche alle bildenden Kräfte der christlichen Völker sich bewegen. Indessen wie fern diese Zeit auch noch seyn mag, so hat doch die christliche Kirche in den evangelischen Ländern sich die Bildungstoffe unsrer Zeit sichtlich angeeignet, und fährt immer fort, alles Vorbildete und Erstorbene durch neue Bildungskeime abzustossen, so daß sie in der Person ihrer Vorkämpfer auf der Höhe unsrer Zeitbildung steht. Die trübe Zeit ist vorüber, wo die Frommen von den Wissenschaften und Künsten und von dem Leben der Gesellschaft sich ängstlich zurückzogen, weil sie glaubten, diesen Mächten der Welt nicht gewachsen zu seyn. „Alles ist euer, es sey Kephias oder die Welt! Alles ist euer, ihr aber seyd Christi!“ Dieses erfrischende Wort des Apostel Paulus hat jetzt wieder eine Stätte in dem Herzen der Gläubigen gefunden und ein großer Geisteskampf hat im Gebiete der gebildeten Welt selbst begonnen. Die Kirche reicht uns das Schwert des Geistes, das Wort Gottes in der heiligen Schrift. In der Schrift finden wir den lebendigen Gott und heilige Menschen Gottes, deren Leben aus dem tiefsten Innern quillt und durch Gottes Gnade und Gericht geordnet wird. Da werden die Geheimnisse der Herzen enthüllt, die alle Bildung nicht ändern, sondern höchstens verbergen kann: da sehen wir das Herz in der Versuchung, in der Sünde, im Troß, im Abfall, im tiefsten Elend, in Todesschatten, und das Herz in der Buße, in der Rückkehr zu seinem Gott, in dem Genuß der Vergebung der Sünden, in der Veröhnung, in der Gotteskindschaft, seufzend unter dem Kreuze und selig in Gott. Der Herr offenbart sich als handelnd und redend, in höchster Majestät und tiefster Herablassung: ja das Wort ward Fleisch, das ewige Ebenbild Gottes nahm menschliche Bildung an, litt in menschlicher Schwachheit, gab sich als Sühnopfer hin, starb am Kreuze, und ging verklärt in die Herrlichkeit des Vaters heim, als Lenker der Geschichte, als Richter aller Völker, als ewiger Hirt seiner Gemeinde. In der heiligen Schrift wehet der Lebenshauch, der das Herz erwärmt, wenn es bei aller modernen Bildung Gefahr läuft zu erkalten und zu ersterben: das Leben des Herzens aber ist der Geist des Gebets.

Ich will hier versuchen, einige Gedanken auszusprechen, die nur durch das Herz verstanden werden können, aber durch jedes Herz: denn sie beruhen auf allgemeiner Erfahrung, gegen die sich kein zum Selbstbewußtseyn gelangter Mensch verschließen kann. Es giebt drei Herzen, die wir unterscheiden müssen, die auch von einander geschieden werden können, aber nach Gottes ursprünglicher Ordnung nie hätten von einander geschieden werden sollen: das erste und niedrigste ist das fleischarne Herz in unsrer Brust; das zweite, das von jenem nur gewaltsam durch den Tod getrennt werden kann, ist das geistige

Herz, das innerste Geheimniß unsrer Persönlichkeit und Freiheit; das dritte ist das große Herz Gottes, von dem alles Leben ausgeht, von dessen Schöpfermacht alle Lebendigen getragen werden, heilig und schrecklich in seinem Eifer und seinem Zorn, heilig und zart in Liebe, Gnade und Erbarmen, von welchem Hiob (36, 5—12) zeuget: „Siehe, Gott ist mächtig: doch verschmähet er Keinen: denn er ist auch mächtig von Kraft des Herzens. Den Gottlosen erhält er nicht, sondern hilft dem Elenden zum Recht. Er wendet seine Augen nicht von den Gerechten und mit den Königen setzet er sie auf den Thron immerdar, daß sie hoch bleiben. Und wo sie gebunden liegen in Fesseln, gefangen mit Stricken des Elends, so verkündigt er ihnen, was sie gethan haben, und ihre Untugenden, wie sie Uebermuth getrieben haben, und öfnet ihnen das Ohr zur Zucht, und sagt ihnen, daß sie sich von dem Unrecht bekehren sollen. Gehorchen sie und unterwerfen sich, so werden sie ihre Tage verbringen im Glück, und ihre Jahre in Lieblichkeit. Gehorchen sie nicht, so werden sie in das Schwert fallen und vergehen im Unverstand.“ Wie nun das Herz im Leibe das ermattete Blut aufnimmt und, durch seinen mächtigen Pulschlag erfrischt, es wieder lebenskräftig ausendet, so wirkt das Herz des persönlichen Geistes als energische Willenskraft, bleibt aber nur dann gesund und rein, wenn es nicht im Eigenwillen sich verfestigt, als wäre es Gott; denn wo es dies thut, so wird es hart und verstockt. Dem Herzen Gottes muß das Menschenherz sich öffnen. Durch des Gewissens Noth getrieben, deren sich keine aufrichtige Seele ent schlagen kann, muß der Mensch in seiner Armuth und Ohnmacht zum Herzen Gottes fliehen, um da Erfrischung und neues Leben zu schöpfen, um wie neugeboren, stark in der Kraft Gottes, zu thun und zu leiden, was Gott gefällt. So mit dem Herzen zu Gottes Herzen nahen, unser mattes Herzblut in Bekenntnissen und Bitten vor ihm auszuschütten, das heißt beten. Und der Herr spricht von dem, der sich so zu ihm kehrt: „Ist nicht Ephraim mein theurer Sohn und mein trautes Kind? denn wie viel ich wider ihn geredet habe, gedenke ich doch noch wohl an ihn. Darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich sein Erbarmen muß, spricht der Herr.“ (Jerem. 31, 20.) Durch die ganze heil. Schrift geht die Strömung dieses Gottesgeistes und, wenn es nicht so wäre, so wäre sie nicht die heilige Schrift. In der Vollkommenheit des betenden Herzen Jesu, der selbst ohne Sünde war und nur fremde Sünde trug, ist das Geheimniß des Heils, das Geheimniß der Vereinigung von Gottheit und Menschheit niedergelegt und durch Ihn wird in dem erstorbenen Menschenherzen dieses edelste Lebensorgan, das betende Herz, wiederhergestellt, wenn man sich seinen Einwirkungen im vollen Vertrauen hingiebt. In der Erfahrung des betenden Herzens wird der Mensch inne, was Christus, was Gottes Wort und Geist, was Veröhnung, was Glaube ist, und Luther hat nichts angelegentlicher gesucht, als diese Original-Erfahrung wieder zum Gemeingut der ganzen Christenheit zu machen, nachdem durch die Verkünderung und Verunreinigung der Kirche dieser Brunnen

verschüttet war, so daß nur Wenige unbeirrt den Zugang zu demselben fanden, obwohl kein Herz lebt, das dessen nicht bedürfte.

Die Bildung unsrer Zeit hat sich im Allgemeinen von der durch Luther's Vorbild und Lehre erneuerten Herzens-Erweckung losgerissen und hat zu viele neue und fremde Elemente in sich aufgenommen, als daß sie zu der Gestalt der Reformationszeit sich zurückführen ließe. Als Bildung hat sie ihrem Begriffe nach das Geschäft der Heiligung nicht und ist in ihrer neueren Entwicklung zu sinnlich-ästhetisch, zu zerstreut, zu modisch und weltförmig geworden, als daß sie das Heiligthum des in Gott verborgenen Lebens auch nur mittelbar fördern könnte, wo sie nicht von einem überlegenen Geiste beherrscht wird. Sie ist ihrem Ursprunge nach, als moderne Bildung, in ihrer neuesten Phase zu sehr mit widerchristlichen Elementen geschwängert und hat zu sehr das selbstherrliche fleischliche Ich auf den Thron gesetzt, als daß sie die volle Wahrheit des christlichen Lebens auch nur vertragen und unangefehdet dulden möchte. Aber Christus und die Bibel und die Kirche ist dennoch der letzte tiefste Grund, auf welchem sie ruht und aus welchem sie hervorgewachsen ist, und die christliche Sitte, der christliche Glaube ist mit tausend unsichtbaren Fäden in sie eingeflochten. Darum haben die Gebildeten und die Bildungsfähigen, die ihre Erstgeburt nicht gegen ein Linsengericht verkaufen wollen, eine Macht, die ihr Schiffslein stärkt, daß es auch den Ballast der modernen Bildung tragen kann, ohne in den Wassern zu versinken, welche die Seelen tödten. Und wir hoffen, daß der barmherzige Gott die Seufzer seiner Kinder erhören und zu rechter Zeit einen hochbegnadigten Gottesmann erwecken wird, der alle moderne Bildung zu den Füßen des Kreuzes niederlegt, um sie gerichtet, gereinigt und verklärt der ewigen Liebe und Wahrheit dienstbar zu machen. Dann wird diese Bildung auf christlichem Grunde seyn, was sie jetzt werden soll, die allgemein menschliche Bildung, die vom Geist der Heiligung durchdrungen ist. Vorher wird aber wohl die gebildete Welt unsrer Tage die Früchte ihrer Verirrungen in einem Gottesgerichte schmecken müssen, das noch schwerer lasten wird, als die seit 1788 nach längern Zwischenpausen oftmals wiederholten Gerichte, deren Nachwirkung von den trägen Gewissen der großen Menge der Gebildeten schnell abgeschüttelt worden ist. Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Herr durch die Geschichte der letzten 70 Jahre mit Posaunenstimme uns verkündigt!

Anm. des Verf. Die Leser mögen nicht übersehen, daß das, was hier dargeboten wird, nicht eine Abhandlung, sondern ein Vortrag ist, der seiner Bestimmung gemäß mehr in der Form der Anschauung als der Begriffsfolge fortschreiten mußte. Doch sind die leitenden Grundbegriffe angedeutet und leuchten als maasgebend überall hindurch, so daß ein Kundiger den Vortrag wohl in die Gestalt einer Abhandlung umsetzen könnte. Zustimmung oder Widerspruch wird in allen wesentlichen Punkten davon abhängen, ob man sich mit den Grundbegriffen einverstanden weiß oder nicht.

Worte zur Eröffnung der diesjährigen Berliner Pastoralconferenz, gesprochen von D.-C.-R. Prof. Dr. Stahl.

(Aus der Evangelischen Kirchenzeitung.)

(Begrüßung.—) Das wichtigste kirchliche Ereigniß in dem Jahre seit unserer letzten Conferenz ist leider auch das schmerzlichste. Es ist das die Krankheit Sr. Majestät unsers geliebten Königs. Denn daß Der, welcher die Fülle seiner Macht zur Förderung des christlichen Glaubens verwendete, und auf seinem erhabenen Sitze über den Völkern sich nicht scheute, einfach demüthiges Zeugniß für den christlichen Glauben abzulegen, nunmehr in seiner segenvollen Wirksamkeit gehemmt ist, das ist ein kirchliches Ereigniß. Möge die Fürbitte, die er bei der Christenheit aller Confessionen so reichlich verdient hat, auch mit ganzer Inbrunst emporsteigen, und vor dem Throne des Allmächtigen Erhöhung finden.

Anderer Vorgänge, welche in diesem Jahre besonders die Aufmerksamkeit und Theilnahme auf sich zogen, sind hier schon im voraus besprochen worden, und es ist daher nicht erforderlich und würde nicht frommen, noch einmal auf sie zurückzukommen.

Gestatten Sie mir deshalb Ihre Aufmerksamkeit auf eine Erscheinung zu lenken außerhalb unserer Kirche, aber von einem bedeutenden Reflex auf sie. Ich meine das Buch eines katholischen Verfassers, des Herausgebers der Münchener historisch-politischen Blätter, Jörg, „Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung.“ Dieses Buch* giebt aus protestantischen Quellen, hauptsächlich aus den sämtlichen protestantischen Zeitschriften der letzten Jahre und meistens mittelst wörtlicher Anführungen aus denselben ein reichliches Bild der Vorgänge, Ansichten, Parteikämpfe in unserer Kirche. Dabei ist es die Methode des Verfassers, daß er jede Partei durch die Argumente der andern schlagen und so gewissermaßen den Protestantismus sich wechselseitig aufzehren läßt, daß nichts mehr von ihm übrig bleibt. Wir können uns daher in dem Buche als in einem Spiegel besehen, und wenn dieser Spiegel unser Antlitz nicht gerade in idealer Verschönerung, sondern vielmehr im Zerrbild wiedergiebt, so mag das wohl unser Ergößen, aber doch nicht unsere Belehrung verkürzen.

Der Plan des Verfassers ist in den wichtigsten Partien der:

In den Protestantismus ist durch die Noth der Zeit die Frage nach der Kirche gefallen. Mit dieser Frage zeigt sich die Unhaltbarkeit der refor-

* Es ist um so mehr von Bedeutung, da nach der Vorrede dabei die erste wissenschaftliche Notabilität der streng ultramontanen Partei, Dr. Döllinger, im Hintergrunde steht. *Ann. d. d. Ned.*

matorischen Auffassung der Kirche als Gemeinschaft der Heiligen, d. h. als unsichtbare Kirche. Mit dieser Frage geräth aber auch der Protestantismus in den Proceß einer doppelten Bewegung nach zwei entgegengesetzten Seiten. Auf der einen Seite die, welche mit dem Gedanken der Gemeinschaft der Heiligen Ernst machen, daher ihn folgerichtig durchführen wollen, kommen zur evangelischen Allianz, zum Sectenprincip, zum absoluten Subjectivismus, sie werden unaufhaltsam weiter getrieben bis zur Verneinung aller Kirche, zur Verneinung alles objectiven, daher alles wirklichen Glaubens, wie das in Nordamerika bereits so mannigfach sich zeigt. Auf der andern Seite die, welche hierüber erschrecken, wollen die Kirche als Institution, mit bindendem Ansehen, mit Recht und Macht über den Menschen fassen—„die Neulutheraner“, „Zukunftskirchenmänner“, die Katholiktrenden. Hierdurch aber haben sie mit dem Grundgedanken der Reformation, der Rechtfertigung allein aus dem Glauben und dem allgemeinen Priestertum gebrochen, sie werden daher ebenso unaufhaltsam fortgeführt zum Katholicismus. Diejenigen aber, welche weder auf die eine noch die andere dieser Entwicklungen eingehen wollen, sondern treu an dem alten protestantischen Kirchenbegriffe und an dem alten protestantischen Kirchenbestande halten—namentlich die Altlutheraner—sind mit sich selbst im Widerspruch, weil nach jenem alten Kirchenbegriff von der Gemeinschaft der Heiligen, die nur Gott kennt, der alte Kirchenbestand, der das Band zu den Secten ausschließt, nicht zu rechtfertigen ist. Sie nehmen deshalb in Mitte der beiden Bewegungen eine gedankenlose unhaltbare Stellung ein. So also zerseht sich der Protestantismus über den Begriff der Kirche einerseits in eine Atomisirung, die ihm ein Ende macht, andererseits in eine stufenmäßig fortschreitende Rückkehr zum Katholicismus.

Für die Beleuchtung dieses Buches muß ich nach dem Maasse dieser Eröffnungsansprache mich darauf beschränken, aufzuzeigen, wie es auf zwei Fundamenten ruht, die beide nicht haltbar sind, auf einer unrichtigen Thatsache und einem unwahren Axiom.

Die Thatsache, auf die es fußt, ist nämlich, daß die Reformatoren Begriff und Wesen der Kirche nur in die unsichtbare Kirche gesetzt hätten, das aber ist ganz außer allem Zweifel eine falsche Annahme. Die Bezeichnung unserer Bekenntnisschriften—„die Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, in welcher das Evangelium recht gelehrt und die Sacramente recht verwaltet werden“—ist nicht die wissenschaftliche Definition eines Lehrbuches, die schulgerecht alle Momente umfassen soll; sondern nur die praktische Hervorhebung der Momente, auf die es bei dem damaligen Streit ankam. Sie soll ausdrücken, daß das entscheidende Gewicht im lebendigen Glauben und seiner Gemeinschaft und in der wahrhaftigen Lehre vom Evangelium Christi und nicht in der Legitimität einer Kirchengewalt ruhe; aber sie soll nicht ausschließen, daß die Kirche ihrem Wesen nach ebenso sehr äußere gegliederte Anstalt als innere Gemeinschaft des Glaubens ist. In andern Orten sagen die Reformatoren ebenso bestimmt, daß die Kirche eine äußere Gesellschaft ist, und als

solche auch die Gottlosen und Heuchler in sich schließe, und es erklärt der Art. VII. der Augustana, daß das Amt des göttlichen Wortes von Gott eingesezt ist mit der Vollmacht, zu lehren, Sacramente zu verwalten, über die Lehre zu erkennen, Lasterhafte zu excommuniciren. Was gäbe es aber für einen charakteristischen Zug der sichtbaren Kirche im Gegensatz der unsichtbaren, als das Amt, worin zeigt sich mehr die Kirche als „Organismus über den Menschen“, als in einer Befugniß des Amtes aus göttlichem Recht? Das wäre doch ein wunderliches Ding von unsichtbarer Kirche mit einem göttlich gestifteten Amt! Selbst aber in jener Definition der Bekenntnißschriften erscheint die reine Lehre als ein ebenso nothwendiges Moment der Kirche als die Gemeinschaft der Heiligen. Sie war den Reformatoren nicht bloß Kennzeichen der wahren Kirche, sondern ein Theil ihres Wesens selbst, sie war ihnen eben das vornehmste Stück nach ihrer sichtbaren Seite. Ja ihre ganze Energie ging auf eine Kirche der reinen Lehre. Man mag daher katholischen Lesern es leicht glaublich machen, daß die Reformatoren in der Kirche bloß die unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen gesehen hätten, aber auf uns Protestanten macht es einen eigenen Eindruck, wenn eine Auffassung, die erst aus der pietistischen Periode und ganz besonders von dem schon rationalistischen Thomastus herrührt, ohne weiteres für die Auffassung der Reformatoren ausgegeben wird. Es sind demnach diejenigen nicht im Widerspruch mit sich selbst, die sich genau an die Auffassung der Reformatoren anschließen und dennoch oder vielmehr gerade darum auf die Gemeinschaft mit den Secten und die ganze Bewegung des Subjectivismus nicht eingehen. Es sind aber auch diejenigen nicht im Widerspruch mit den Reformatoren, die von jener Definition der Kirche in den Bekenntnißschriften abgehen, die Kirche schon von vornherein nicht bloß als die Gemeinschaft der Heiligen, sondern zugleich als göttliche Heilanstalt fassen. Denn auch diese verneinen nichts an jener Definition, sondern sie fügen nur das, was außerdem zerstreut in den Bekenntnißschriften sich findet, zusammen zu einem deutlichen und vollen Gesamtbegriff der Kirche, und geben nur je nach den andern Zuständen und der andern Aufgabe der Kirche in der Gegenwart Momenten, die damals noch zurücktraten, jetzt mehr Nachdruck und mehr Folge.

Das Axiom aber, welches als leitender Gedanke die ganze Ausführung bestimmt, ist das: Die Rechtfertigung allein aus dem Glauben und das unmittelbare Band der einzelnen Seele zu Christus einerseits und die Kirche als gottgestiftete Institution mit Macht und Recht über den Menschen andererseits ist ein Widerspruch. Ist die Rechtfertigung allein aus dem Glauben richtig, so ist jede Seele in absoluter Isolirung von den andern bei ihrem Erlöser, und kann die Kirche nichts anderes seyn, als ein freiwilliger Zusammentritt einzelner gläubiger Menschen, und kann es deshalb keine Kirche als Institution mit Ansehen und Recht über den Menschen geben. Mit diesem Axiom befindet sich der katholische Verfasser in der guten Gesellschaft der protestantischen Radikalen, aber keineswegs in Gesellschaft der Wahrheit.

Die Rechtfertigung allein aus dem Glauben schließt nicht aus, sondern erheischt vielmehr Mittel, daß der Mensch zum Glauben komme, der Inbegriff dieser Mittel aber ist eben die Kirche. Der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt ist bei denen, die ordentlich berufen sind (*rite vocati*), die Berufung der Prediger ist bei der Kirche. Sollte das wirklich so widersprechend seyn, daß Gott die Seligkeit an den Glauben und allein an den Glauben knüpfte, und daß er Einrichtungen gab, um uns zum Glauben zu bringen? Die Kirche ist darum nach protestantischer Lehre ebenso unentbehrlich für das Seelenheil, als nach katholischer. Der Unterschied ist jedoch der: uns ist sie nur Mittel und Weg zum Glauben, der die Seligkeit wirkt, nicht ist sie selbst das Seligkeit Wirkende und Bedingende. Wenn ich einen philosophisch-präcisen Ausdruck gebrauchen darf: uns ist sie, wenn wir ihrer gleich unser ganzes Leben hindurch bedürfen, doch nur die transitorische, nicht die immanente Ursache unseres Heils. Wir haben von ihr empfangen und empfangen täglich die Segnungen, die Gott in sie niedergelegt hat, aber Gnade von Gott und Seligkeit erwarten wir dereinst in Kraft und nach Maaß unseres Glaubens, nicht in Kraft und nach Maaß unserer Angehörigkeit an die Kirche und unseres Gehorsams gegen die Kirche.

Sagt man mit Jörg und mit den Protestanten, deren Autorität er hierin folgt, es sey gegen die Rechtfertigung allein aus dem Glauben, wenn man auf die Sacramente, wenn man auf die Erhaltung der reinen Lehre Gewicht legt, wenn man das Amt als göttlich gestiftet erkennt; so muß man ebensoviele sagen, es ist gegen die Rechtfertigung allein aus dem Glauben, wenn man auf die zehn Gebote und ihre Erfüllung, wenn man auf die tägliche Beschäftigung mit Gottes Wort ein Gewicht legt, wenn man kirchlichen Gottesdienst und Hausandacht hält, denn mit dem allen fordert und schätzt man ja noch andere Dinge als den Glauben. Ja man wird es zuletzt nicht mehr für zulässig halten, das Heil von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu hoffen, weil das ein Abbruch an der alleinigen Heilskraft des Glaubens sey. Wir haben jetzt allerdings Wortführer des Protestantismus, die, alles Glaubensbar und allem Glauben feind, dennoch das Banner der Rechtfertigung allein aus dem Glauben hoch schwingen. Ja wir haben selbst mehr oder minder gläubige Protestanten, die jeden als Freund und Bruder anerkennen, der die Parole „Rechtfertigung allein aus dem Glauben“ und „allgemeine Religionsfreiheit“ abgibt, und wenn er nebenbei alle geoffenbarte Religion läugnet, die Bibel für bloßes Menschenwerk, Christus für den edelsten und begabtesten Menschen erklärt, so sind das nur dogmatische Differenzen untergeordneter Art, die nicht in Betracht kommen können gegen jene wesentliche Uebereinstimmung in den großen fundamentalen Principien des Protestantismus. Mit diesem allen aber hat unsere Kirche nichts gemein. Der rechtfertigende Glaube ist nach der Lehre unserer Kirche eine Frucht, die der h. Geist in den Seelen wirkt durch das Mittel der Kirche, in der das Wort rein gelehrt und die Sacramente richtig verwaltet werden (von außerordentlichen Wirkungen des h.

Geistes natürlich immer abgesehen). Trennt man daher den rechtfertigenden Glauben von der reinen Lehre des Wortes Gottes, das ist des ganzen Wortes Gottes, und von der richtigen Verwaltung, daher auch richtigen Werthschätzung der Sacramente, und von der Kirche, die das alles gewährt, stellt man ihn also in die Luft ohne Wurzel und ohne den Saft seines Gehalts, dann ist die Rechtfertigung allein aus dem Glauben nicht mehr das Grunddogma unserer Kirche, sondern eine nichts sagende und heuchlerische Phrase.

Es geht jetzt—das ist richtig—durch den deutschen Protestantismus ein Zug nach Kirche. Bei vielen genau im Sinn der Reformatoren nach einem Gemeinwesen, in welchem die reine Lehre unverbrüchlich, gleichmäßig aufrecht erhalten und christliche Zucht geübt wird. Bei vielen—and ich zähle selbst zu diesen—außerdem noch, daß die Kirche auch in ihrer anstaltlichen Gliederung, altkirchlichem Grundsatz und Vorbild entspreche und auch nach dieser Seite ein Band der Einheit unter allen Völkern und durch alle Zeiten habe. Wie immer auch diese Standpunkte noch unter sich abweichend seyn mögen, wie immer auch der letztere noch der klaren Durchbildung bedürfen mag, so drängen wir doch gemeinsam auf die Anerkennung, daß die Kirche nicht blos eine Gesellschaft oder Gemeinde von gläubigen Christen, sondern eine bindende Institution über den gläubigen Christen ist, nach der Anerkennung, daß auch die sichtbare Kirche nach allen ihren Momenten—Gemeinschaftsband, Gnadenmittel, Aemter, selbst Grundlagen des Kirchenregiments—eine göttliche Stiftung ist.

Aber damit haben wir nicht, wie Jörg es darstellt, den Pietismus, der unser Ausgangspunkt war, vertauscht gegen die Kirchlichkeit. Wie wir Pietisten waren, so sind wir es noch. Die Herzensbekehrung, die persönliche Frömmigkeit und Gottseligkeit ist uns jetzt wie damals das Höchste. Wir wissen nichts von einer Verherrlichung Gottes in der Kirche, bei der er nicht den Thron seiner Herrlichkeit in den einzelnen Seelen aufgeschlagen hätte, und wenn wir auch sein Haus zu bauen suchen nach seinem Gebot und nach unserm besten Vermögen, so ist das eben die Erfüllung seines Gebotes und der Eifer um seine Ehre; aber was wir für uns suchen und was wir als den letzten Vorsatz seiner ewigen Liebe und Barmherzigkeit erkennen, ist doch nichts anderes, als die Vergebung unserer Sünden und unser Eingang in das Reich der Seligkeit, in der er selbst die Kirche seyn wird, und alles Mühen und Streiten um den Begriff der Kirche ein Ende hat.

Unsere Auffassung der Kirche—auch bei denen, die hierin über die Reformatoren hinausgehen und eine Katholicität noch in einem andern Sinn als dem ihrigen suchen—ist deshalb dennoch immer von der Art, daß sie von den Grundlehren der Reformation sich nicht entfernt.

Wir betrachten die Kirche als die Depositärin der göttlichen Verheißungen, als die Spenderin der Gnadenmittel, wir erkennen, daß eine Macht des Heils in sie niedergelegt ist, die der Mensch in seiner Vereinzelnung nicht besitzt. Aber wir legen ihr hierbei doch nur die Bedeutung eines göttlichen Werkzeuges, nur eine instrumentale Bedeutung bei. Wir betrachten sie nicht, wie

Jörg, als die Fortsetzung der Incarnation, die mit Christus begonnen, wonach die Kirche gewissermaßen selbst zu Gott, das ist zu einem Theil Gottes würde, und die Menschen, welche das Fleisch bei dieser Incarnation bilden, nicht abfallen und sündigen könnten, gleichwie die menschliche Natur in Christo zufolge der Incarnation nicht von seiner göttlichen Natur abfallen und sündigen konnte. Jenes jungfräuliche, sündenreine Fleisch, das der Sohn Gottes an sich nahm, ist durch ein Wunder unerhörter Art bereitet, wo aber haben wir für die Kirche eine Verheißung der Sündlosigkeit, oder wo hätte in der Geschichte der Kirche solche Sündenreinheit sich gezeigt?

Wir betrachten die Kirche nach ihren beiden Seiten—der sichtbaren sowohl als der unsichtbaren—als ursprüngliche und unmittelbare Stiftung Gottes, und nach ihren beiden Seiten je nach einer jeglichen mit den Verheißungen und Vollmachten ausgestattet. Aber wir halten fest an der evangel. Wahrheit, daß diese beiden Seiten unterschieden und daß sie durch Schuld und Untreue der Menschen trennbar sind, und daß bei dieser Trennbarkeit die innerliche Seite, der lebendige Glaube und die ihm entsprechende reine Lehre das Nichtmaaß ist für die äußerliche Seite, für Anstalt und Verfassung und Gewalt, und nicht umgekehrt. Wir halten an der evangelischen Erkenntniß, daß die innerste Lebensquelle der Kirche, aus der ihr die Ströme des lebendigen Wassers zufließen, doch die unsichtbare Kirche ist, das Band der Seelen zu Christus und der Glaube, der dem Himmelreich Gewalt anthut, daß auch im Israel des neuen Bundes die göttliche Langmuth und Gnade nicht an Priester und Levit haftet, sondern an den Siebentaufend, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor Baal.

Wir glauben an die göttliche Einsetzung und Bevollmächtigung des Amtes, und läugnen dennoch seine Unfehlbarkeit und die urtheilslose unbedingte Unterwerfenheit der Gemeinde unter dem Amt. Auch die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt, und dennoch hat der Gehorsam gegen sie, selbst auf rechtl. Gebiete, eine Grenze, wo es gilt, Gott mehr gehorchen als dem Menschen. Der Apostel Paulus erkannte gewiß die göttliche Einsetzung und Vollmacht an Petrus und Johannes. Dennoch erklärt er Galater 2, er würde auch ihnen, „die etwas zu seyn schienen“, das heißt, die das Ansehen hatten, falls sie die Beschneidung der Heiden beschlossen hätten, nicht gehorcht haben, weil vor Gott kein Ansehen eines Menschen gilt. Das ist doch ächt katholische Anerkennung des gottgestifteten Amtes und dennoch zugleich ächt protestantisch-revolutionäres Pochen auf das eigene Urtheil über die göttliche Wahrheit entgegen dem Ansehen des Amtes.

Wir suchen und erkennen eine Autorität an der Kirche und ihrer Lehre über dem persönlichen Urtheil, und geben doch Recht und Pflicht der eigenen Prüfung nicht auf. Wir betrachten die ökumenischen Bekenntnisse, auf deren Fundament die Kirche durch die Jahrhunderte steht, als die nicht mehr in Zweifel zu ziehende schriftmäßige Wahrheit. Wir betrachten nicht minder das Bekenntniß unserer Kirche, und vorzugsweise das solenne amtliche von Augs-

burg als die in einer Zeit hoher Erleuchtung herausgestellte und durch die Früchte des Lebens bewährte schriftmäßige Wahrheit. Aber wir schließen damit die Möglichkeit nicht aus, daß eine Schriftforschung, die mit diesem Bekenntniß auf demselben Boden des Glaubens steht und von dem Geiste der Bescheidenheit und Pietät geleitet ist, manches noch klarer, tiefer, lauterer, freier von der Einseitigkeit des Momentes, apostolisch voller herausstelle. Wir dürfen dabei namentlich unterscheiden solche Lehren, für welche gerade dem Zeitalter der Reformation die besondere Erkenntniß und Berufung gegeben war, und solche Lehren, für welche dieses nicht in dem Grade der Fall ist, und dürfen unterscheiden, was in unserem Bekenntniß mit klarer Absicht und vollem Nachdruck und was ohne solche Absicht und Nachdruck, ja ohne Bewußtseyn dessen, was dadurch ausgeschlossen wird, bezeugt ist. Wir halten an unserem Bekenntniß als einer heiligen Gabe der göttlichen Gnade, aber wir wollen uns um deswillen nicht gegen zukünftige Gaben der göttlichen Gnade verschließen. Wir suchen darnach an der Kirche und ihrer Lehre nicht eine Autorität mechanischer Art, nach welcher man die Wahrheit ohne alle innere christliche Erfahrung durch bloße juristische Prüfung der Rechtmäßigkeit der kirchlichen Versammlung oder Behörde, die da gesprochen, erkennen möge; sondern wir halten darauf, daß geistliche Dinge geistlich gerichtet werden müssen.

Sollten nun aber das alles Widersprüche seyn: das Amt gottgestiftet und gottermächtigt, und doch nicht unfehlbar—eine Autorität der Kirche und ihrer Lehre, und doch nicht unbegrenzt und die eigene Prüfung nicht ausschließend—die Kirche die Gemeinschaft der Heiligen, ein innerliches Glaubensreich, und doch auch eine äußere Anstalt von göttlicher Stiftung—ein Gebot, Gott in der Kirche zu verherrlichen, und doch der persönliche Glaube und das Heil der Seele das letzte Ziel? Ja das ganze geistige Leben der Menschheit, wie es von Gott gegründet ist, beruht auf solchen Widersprüchen, es beruht eben auf gegenseitig sich beschränkenden Faktoren und Potenzen, und die Lösung der Widersprüche kann erst dann erfolgen, wenn Gott selbst alle diese Faktoren und Potenzen erfüllt, daß sie alle für ein Ziel und zu einem Ergebnis wirken.

Es ist wohl leicht, Widerspruch in der eigenen Lehre zu vermeiden. Bei der „brennenden Qual um den Kirchenbegriff“, die nach Jörg jetzt im Protestantismus ist, könnten wir ja gleichfalls einfach sagen: die Kirche ist der Papst, und die Bischöfe, die er zu seiner Unterstützung ernannt hat, das Lehramt ist unfehlbar, das Dogma der Kirche war dasselbe ohne Widerspruch und ohne Abweichung unter den Päpsten Petrus und Linus wie unter Papst Pius IX. Wir würden damit nirgend im Widerspruch mit uns selbst seyn, aber es fragt sich, ob wir damit auch in Uebereinstimmung wären mit der Wirklichkeit und der Thatsache und der Wahrheit über uns.

Bei unserer brennenden Qual um den Kirchenbegriff haben wir uns indessen doch noch fortwährend an der Quelle, von der es heißt, daß wer einmal von ihr getrunken, den nicht wieder dursten wird, und bei dem Kampfe um diesen Begriff und noch mehr um die Sache, der uns allerdings schwere Stunden

macht, ruhen wir nichtsdestoweniger in dem Frieden, der in dem unmittelbaren Bande zu dem Herrn und Erlöser gegeben ist.

Jörg stimmt ein in den Ruf der protestantischen Radikalen: euer Weg führt nach Rom!

Wohl ist gegenwärtig unter uns, namentlich in der lutherischen Kirche, eine Gerechtigkeit und Friedensliebe gegen die katholische Kirche, eine Anerkennung des gemeinsamen christlichen und ihrer besondern Segnungen und Leistungen, wie sie nie früher bestanden und auch jetzt nur einseitig, nämlich nur auf unserer Seite besteht. Ja es ist auch unter uns ein Bedürfnis der Ergänzung in dem Verlangen, apostolische, altkatholische Züge wieder zu beleben, die bei uns zurückgetreten und in der römisch-katholischen Kirche, wenn auch nicht immer in unserem Sinn und Geist, erhalten sind. Aber das führt doch nicht nach Rom.

Die Selbstauflösung des Protestantismus, die nach Rom führen soll, ist eben thatsächlich nicht vorhanden. Seit vierzig Jahren ist im Protestantismus ein Wachsthum und eine Ausbreitung des Glaubens, wie im voraus auch die kühnste Hoffnung sie nicht erwarten konnte, und seit mehr als zehn Jahren ist auch eine fortschreitende Mehrung und Erstarkung der kirchlichen Richtung. Was da zunimmt und sich consolidirt, das pflügt doch nicht in der Auflösung begriffen zu seyn. Ich verkenne nicht die Gefahren, die uns aus der Zerspaltung im Innern und aus Unterdrückung von Außen drohen. Ich will selbst den Fall annehmen, obwohl ich ihn nicht für möglich halte, es gerathe der Protestantismus in einen Zustand, daß neben todten Landeskirchen ein unsägliches Sectengewimmel ist, und die lutherische Kirche ihre Existenz nur als Privatverein oder als die Stillen im Lande fortsetzen kann. Selbst das führt noch nicht nach Rom.

Ich will aber den Weg aufzeigen, der wirklich nach Rom führt. Wenn die Vorkämpfer des Katholicismus mit derselben anerkennenswerthen Gründlichkeit und Schärfe, mit der sie den Balken im Protestantismus herausstellen, auch die Splitter im Katholicismus an den Tag legen, wenn Rom anerkennt, daß ein Bischof, und wäre es auch der vornehmste, nicht Glaubenssätze aufstellen kann, die achtzehn Jahrhunderte lang in der Christenheit nicht Glaubenssätze waren, wenn die Wallfahrten nach den wunderthätigen schwarzen Muttergottesbildern aufhören, und noch manches andere, das dem ähnlich ist, aufhört, wenn man in den Punkten, welche die Reformatoren und welche vielfach schon Nationalconcile vor ihnen mit so großem Recht rügten, doch wenigstens Milderung, Annäherung, Ausgleichung und nicht reactionaire, noch straffere Anspannung eintreten läßt, wenn Rom zu den reichen Schätzen und wohlverdienten Lorbeeren, die es aus früheren Jahrhunderten besitzt, sich auch die Kleinodien von Wittenberg holt;—das ist der Weg, der nach Rom führt.

Jörg legt uns, die er die Männer der Zukunftskirche nennt, die Ansicht unter, es sollte unsere Lehre, wie sie ist, als die Seele, und die römisch-katholische Kirchenverfassung, wie sie ist, als der Leib mit einander geeinigt werden,

das sey dann der wahre vollkommene Mann in Christo, die alles erfüllende Kirche der Zukunft. Dieser Ansicht mögen doch wohl nur Wenige seyn. Sie ist jedenfalls eine rohe Vorstellung. Wir machen uns überhaupt kein Bild von der Kirche der Zukunft, sondern halten und arbeiten treu an unserer wirklichen gegenwärtigen Kirche. Unsere besondere Stellung ist es nur, daß wir die Gebrechen dieser unserer Gegenwartskirche eingestehen, und daß wir ersehnen und verkünden, es möchte doch jede Kirche ihre eigene Blüthe erforschen und bessern, und wo sie es nicht vermag, ihre Ohnmacht bekennen, und sich die Hülfe da, wo die Macht der Hülfe ist, ersehen, damit es dem Herrn seiner Kirche, der allein es vermag, gefallen möge, nach seinem uns noch verborgenen Bild und Plan die Kirche der Zukunft, die er verheißt, herbeizuführen, wo ein Hirt seyn wird und eine Heerde.

Kirchenchronik.

Deutschland.—**Posen.** Nach der Voss. Ztg. hat in der Stadt Kempen kürzlich die Beschneidung eines zum Judenthum übergetretenen christlichen Handwerkers stattgefunden. Zwei anderen Proselyten wurde jedoch von den praktischen Juden die Aufnahme auf so lange verweigert, bis sie sich über einen genügenden Lebensunterhalt legitimirt.

In Eisenach hat der thüringische Kirchentag eine einzige Sitzung gehalten, in der die von dem Correferenten, Gymnasial-Director Heiland in Weimar aufgestellten Thesen, von der Versammlung, in welcher, mit Ausnahme des Correferenten selbst, fast nur geistliche Herren gegenwärtig waren, mit großer Befriedigung aufgenommen wurden, und an dieselben auch der Antrag an die thüringischen Regierungen gereicht ward, sich der vernachlässigten christlichen Bildung der in den Fabriken arbeitenden Jugend anzunehmen.— Die erwähnten Thesen lauten folgendermaßen: 1) Die christliche Kinderzucht muß auf das Evangelium gegründet werden. 2) Unsere Zeit hat diesen Grund vielfach verlassen, darum ist die Kinderzucht in Verfall. 3) Der Verfall zeigt sich in Mangel an Wahrheitsliebe, in Impietät und Frühreife der Jugend, so wie in Arbeitscheu und Genußsucht. 4) Der Verfall der Kinderzucht hängt innig zusammen mit dem Verfall der christlichen Sitte und Selbstzucht. 5) Insbesondere ist die christliche Hauszucht gesunken. (Leichtigkeit in Schließung der Ehe—Mangel des rechten Geistes der Andacht und Gottesfurcht in den Häusern—Weichlichkeit und falsche Liebe der Eltern—Abergerniß durch böses Wort und böses Beispiel.) 6) Der dem Evangelium entfremdete Zeitgeist hat die von Gott gesetzten Autoritäten vielfach untergraben. (Emancipation.) 7) Zu der socialen Auflösung kommt die materialistische Richtung der Zeit. (Abschwächung des historischen Sinnes—weltliche Lust und unsittliches Wesen.) 8) Die Pädagogik wird nicht immer im Geiste dessen getrieben, der da spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ 9) Die Schule hat gerade in neuerer Zeit ein Wissen von Vielerlei höher geachtet, als Tüchtigkeit und sittliche religiöse Gesinnung. 10) Auch die Kirche ist ihres Berufes gegen die Unmündigen nicht immer in der rechten Weise eingedenk gewesen. (Sacrament der Taufe—Katechese—Seelsorge—Gebet.)

Rostock. Die Erklärungen unserer Geistlichen gegen Baumgarten gehen etwas langsam und spärlich ein. Von 388 mecklenburgischen Geistlichen haben sich der bekannten Erklärung der 9 Pastoren bis jetzt nur noch 12 andere angeschlossen, also im Ganzen 21.

Württemberg. Die hiesige evangelische Synode hat in Betreff der evangelischen Kirchenverfassung in ihren Actenstücken sich zunächst über die Stellung des evangelischen Kirchenregiments zur evangelisch-theologischen Facultät ausgesprochen. Darnach sollen die akademischen Lehrer und ihre Lehre im Dienste der Kirche stehen, kein Professor der Theologie berufen werden ohne das Gutachten des evangelischen Consistoriums über seine Lehre und sein Bekenntniß, und eventualiter ein motivirtes Veto dem Consistorio zustehen. Dasselbe solle auch auftreten dürfen durch Rücksprache mit der Facultät oder Recurs an das Ministerium gegen diejenigen akademischen Lehrer, die den evangelischen Glauben auf frivole und anstößige Weise behandeln, oder den Grund des Evangeliums und der evangelischen Kirche angriffen und umstürzten, oder Haß und Verachtung gegen die Institute und Ordnungen der Kirche erwecken.

Als im Repräsentantenhaus das ohne Genehmigung der Stände mit Rom abgeschlossene Concordat zur Sprache kam, ergriff Herr von Schlayer, vor der Revolution des Jahres 1848 Staatsminister und jetzt Repräsentant für Tübingen, das Wort und sagte: „Ich möchte mich hier über das Concordat, wenigstens von dem ganz allgemeinen Standpunkte, aussprechen. Es ist zwar die staatsrechtliche Commission mit einem Gutachten über diese hochwichtige Angelegenheit beauftragt worden, allein ich zweifle, ob wir dasselbe in dieser Session noch erhalten werden. Es kann deshalb die Frage nicht länger unberührt gelassen werden. Ich drücke mein großes Bedauern darüber aus, daß, nachdem dieses Concordat schon seit 13 Monaten besteht, und obgleich in denselben Bestimmungen enthalten sind, welche in die Verfassung eingreifen, von der Regierung gleichwohl seit 13 Monaten mit einer Vorlage gezögert worden ist, so daß wir bis zur Stunde noch nichts erhalten haben. Ich drücke mein Bedauern aus darüber, daß man, abweichend von aller sonst bei Staatsacten befolgten Praxis, sich beist hat, diesem Acte die landesherrliche Genehmigung zu ertheilen. Sogar in dem Falle, wenn die Zustimmung dieses Hauses eine inhaltlichere Formlichkeit wäre, würde jene Zögerung eine geringe Achtung vor den Ständen verrathen; es handelt sich aber hier nicht von leeren Formen, sondern von einer Abänderung der Verfassung, und davon sind die Stände behufs ihres Mitwirkungsrechts möglichst bald in Kenntniß zu setzen. Fast gewinnt dieses Verfahren das Ansehen, als ob beabsichtigt wäre, die Sache durch Vorangehen zur vollendeten Thatsache zu machen, indem die Regierung von der Hoffnung ausgeht, daß sie dann um so leichter die Genehmigung der Stände erhalte. Und dieses Ansehen gewinnt die Sache um so mehr, weil erst vor wenigen Wochen eine Veröffentlichung durch den Staatsanzeiger erfolgt ist, durch welche einzelne Punkte des Concordats in Vollzug gesetzt wurden. Aber diejenigen, welche hinsichtlich der ständischen Zustimmung also verfahren, könnten sich sehr täuschen. Allerdings könnte die Regierung auf diesem Wege dahin kommen, daß die Angelegenheit erst nach drei oder nach sechs Jahren oder auf einem noch spätern Landtage vor die Stände gebracht würde; aber je längere Zeit das Concordat auf diese Weise in vorläufiger Wirksamkeit wäre, desto schwerer wird man die Nutzträglichkeiten desselben fühlen, für die Katholiken sowohl, wie für die nichtkatholische Landeskirche. Ich beneide die andere Confession nicht um das ihr zustehende Recht, ich feinde sie nicht an, ich möchte nicht dafür angesehen werden, daß ich ein Gegner der katholischen Kirche wäre, ich sehe vielmehr in den verschiedenen Confessionen den von der göttlichen Vorsehung geordneten notwendigen Entwicklungsgang zur Gestirnung und Veredlung des Menschengeschlechts. Zunächst aber möge man mir erlauben, meine Ansicht auszusprechen darüber, wie ich das Concordat ansehe von dem Standpunkte der Geschichte, welche Folgen ich von demselben erwarte, welche Nutzenanwendung ich daraus ziehe. Ich habe die höchste Achtung vor dem Institut des

Papstthums, des Centrums der Einheit, und ich erkenne, daß dieses großartige Institut die Menschheit durch den Sturm der Zeiten geleitet, daß es die christliche Kirche überhaupt vor dem Untergange durch Zersplitterung, welchem sie anheimgefallen wäre, gerettet hat. Hierin erkenne ich die göttliche Mission des Papstthums. Allein andererseits sehe ich auch in demselben den Ausdruck eines seit 1000 Jahren hergebrachten, starr festgehaltenen Systems, welches seine Grundsätze festgesetzt hat in den Zeiten des Ultramontanismus, in den Zeiten eines Gregor VII., eines Innocenz III., eines Bonifaz VIII. Dieses System ist von der Curie zu keiner Zeit aufgegeben worden, und es ist bekannt, daß die Curie hiermit siegreich geblieben ist. Das Wort Concordat hat etymologisch betrachtet einen romantischen Namen, es bedeutet eine Vereinigung zweier Herzen, und wie viel Romantik zu den Zeiten der chevaleresken Sitten und der Troubadours an den Concordaten Theil genommen haben mag, ist bekannt. Bei einem Concordat nun im röm. Sinne handelt es sich von einer Vereinbarung, welche von einzelnen Staaten mit dem röm. Stuhle getroffen wird, von Rechten, welche die Kirche eines einzelnen Landes ausüben soll, und von der Stellung der Kirche zum Staat und der Staatsaufsicht. Es sind hier zwei Contrahenten, die römische Kirche und der einzelne Staat, aber die beiden stehen zu einander auf einem durchaus verschiedenen Standpunkte: der Vertreter der Kirche steht auf dem Standpunkte jener Zeiten, wo die Kirchenmacht die Staatsgewalt überragt hat und die Kirche einen Staat im Staate bildete, auf dem Standpunkte jener Zeiten, die geglaubt haben, sie müssen in der Einheit der päpstlichen Theokratie alle Staaten christlichen Namens als Glieder eines Leibes mit einander verbunden seyn. Von diesem Standpunkte aus kann die römische Curie keine andere Ordnung einer Landeskirche zugeben, als eine solche, welche wieder einen Staat im Staate begründen, welche wieder zur Uebermacht der Kirche im Staate führen würde. Dies ist der Wortlaut des Einen Vertragenden. Der Standpunkt des Andern ist ein durchaus verschiedener und entgegengesetzter, es ist der Standpunkt des modernen Staates, welcher verlangt, daß die Kirche, sowie alles, was auf dem staatlichen Gebiete lebt, dem Staate diene. Wenn nun irgendwelche Uebereinkunft, ein Vertrag zwischen diesen beiden zu Stande kommen soll, so muß nothwendig der eine von beiden von seinem Standpunkte etwas aufgeben, welcher für beide Theile ein unveränderlicher ist. Es lehrt die Erfahrung, daß noch alle Concordate, welche abgeschlossen worden sind, nicht zum Frieden beigetragen haben. Es ist ein altes Sprüchwort, welches ohne Zweifel bald nach den Zeiten des Baseler Concils aufgefunden ist: „mit dem Papste concordiren heißt sein gutes Recht verlieren.“ Damals, im Jahre 1448, hat der Kaiser Friedrich III. mit dem Papste Nicolaus V. ein Concordat zu Stande gebracht, welches das Aschaffenburg, oder richtiger das Wiener Concordat heißt, und durch welches für Deutschland alles das wieder beschränkt und dahingegeben wurde, was durch die Decrete der Baseler Synode für die Freiheiten der deutschen Nation stipulirt worden ist. Seit dieser Zeit haben die Mißbräuche und Uebergrieffe der päpstlichen Gewalt in Deutschland nicht aufgehört. Ich will die folgenden Jahrhunderte übergehen und zu den Concordaten der neuesten Zeit kommen. Es war kein Mann mehr in der Lage, bei Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten eines Landes die Oberhoheitsrechte des Staates zu wahren, als der erste Consul Frankreich's in den Jahren 1800 und 1801. Damals war der Papst durch die Siege dieses Staatsoberhauptes in seiner eigenen Existenz bedroht, Napoleon stand da als Sieger von halb Europa. Wenn die römische Curie irgendwenn hätte nachgeben sollen, so würde es bei diesen Umständen nicht aufgefallen seyn. Aber bekannt ist, daß das Concordat des Jahres 1802 Rom nicht erschüttert hat. Der Papst hat nichts zugegeben. Dagegen hat der erste Consul durch die organischen Artikel des Jahres 1802 das für sich genommen, was zum Bestehen eines jeden Staates gehört. Von da an hat die concordia aufgehört und der Kriegszustand hat wieder begonnen. Dieser Kriegszustand hat bis dahin geführt, daß in Fontainebleau im Jahre 1812 mit dem gefangenen Papste ein neues Concordat abgeschlossen wurde, aber gleich den andern Tag hat es

der Papst wieder in Zweifel gezogen, und dem Kaiser Napoleon ist es nicht gelungen, die kirchlichen Angelegenheiten endgültig auf eine befriedigende Weise zu regeln. In den Zeiten der Restauration unter Ludwig XVIII. ist sodann im Jahre 1817 ein neues Concordat unterzeichnet worden, allein sobald die Bestimmungen desselben bekannt geworden, gab sich allgemeiner Widerspruch gegen dasselbe kund, und es fand sich kein Ministerium, welches dieses Concordat an die Stände hätte bringen wollen, der Papst aber fand es nicht für zuträglich, den Widerspruch der Kammer herauszufordern und in irgend eine Erörterung sich einzulassen, er zog es vielmehr vor, die Staatsacte dieses Concordats im Jahre 1818 als nicht bestehend zu erklären. Denn die parlamentarischen Discussionen liebt man in Rom nicht. Wenn aber einem Napoleon es nicht gelungen ist, ein Concordat zu Stande zu bringen, welches nur einigermaßen genügen konnte, wenn Ludwig XVIII. die demüthigsten Zugeständnisse machen, die Freiheiten der gallikanischen Kirche außer Wirksamkeit setzen und um drei Jahrhunderte zurückzugehen sich entschließen mußte, um ein Concordat zu erlangen, so hätten diese Beispiele ein deutlicher Wink für Württemberg seyn können. Es scheint aber, man habe den Vorgang in Oestreich sich zum Muster genommen. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß die traditionelle Politik Oestreich's ihre guten Gründe bei Abschluß des Concordats gehabt hat, aber es trifft hier der Spruch ein: Wenn zwei dasselbe thun, so ist es noch nicht dasselbe. Oestreich ist eine Großmacht, hat fast lauter katholische Unterthanen, ist die Schutzmacht des Katholicismus, das östreichische Regentenhaus bekennt sich zur katholischen Confession. Aber auch dieses östreichische Concordat hat, wie wir täglich in den öffentlichen Blättern lesen können, nicht zur Befestigung der Eintracht beigetragen; im Gegentheil, wir hören täglich von neuen Mißständen und unfriedlichen Erörterungen, welche dasselbe hervorruft. An diesen Vorgängen hätte man also bei uns ein Beispiel nehmen können. Man hätte die Geschichte zur Warnung nehmen und eines Versuchs zu einem Concordate sich enthalten sollen, zumal da bei uns überall kein Bedürfniß zum Abschluß eines Concordats vorhanden ist. Ich erkenne zwar an, daß die katholische Kirche unseres Landes manche Wünsche hat, aber ich glaube auch, daß der Staat seit dem Jahre 1806 zum Wohl und Nutzen der katholischen Kirche gehandelt hat, daß er in den verwaisten Zustand der katholischen Kirche, ohne Kostenaufwand zu scheuen, wieder Ordnung und Leben gebracht hat, daß er namentlich katholische Bildungsanstalten errichtet, für den katholischen Zweig der Landesuniversität auf eine Weise geforgt hat, daß unter dem Staatseinfluß ein ganz neuer Aufschwung der katholischen Kirche begonnen hat. In materieller Weise also hat die katholische Kirche der Staatsfürsorge keinen Vorwurf zu machen, und es ist in dieser Beziehung kein Grund zum Abschluß eines Concordats vorgelegen. Allerdings hat bis in die neueste Zeit der katholische Kirchenrath manche Geschäfte besorgt, welche nunmehr an das Ordinariat gewiesen worden sind, aber wegen dieser formellen Angelegenheit hätte es keines Concordats bedurft. Allerdings hat das Episcopat seine Forderungen erhoben, aber in diesen Forderungen, wo einer mehr fordert, als er mit Recht ansprechen kann, liegt noch lange nicht ein Bedürfniß zum Abschluß eines Concordats. Es mag seyn, daß das übliche Nominations- und Präsentationsrecht für die katholische Kirche etwas heengend war, doch auch in diesem Umstande war noch kein Grund zu einem Concordate gegeben, denn die württembergische Regierung hat dabei Grundsätze befolgt, welche auch in anderen und in katholischen Staaten maßgebend gewesen sind. Man hätte bezüglich dieser Rechte nur eine Revision eintreten lassen dürfen, und bei einem einfachen Compromiß wäre die Regierung wohl besser gefahren, als dies durch das Concordat geschehen ist. Wenn aber überall kein Grund zu einem Concordat mit der römischen Curie vorliegt, warum ein solches? Hätte der Staat sich nicht sagen sollen, daß hinter dem Bischof der Papst steht, daß gegenüber der römischen Unterhandlungskunst die Staaten noch zu allen Zeiten zu kurz gekommen sind? Ich sehe in dieser Acte ein sehr beklagenswerthes Zeichen, welches nicht zum Frieden und Frommen des Landes gereicht. Ich glaube nicht, daß diese

Akte zu Recht fortbestehen kann, denn es sind durch dieselbe unveräußerliche Oberhoheitsrechte des Staates aufgegeben, Rechte, welche, wenn sie auch einmal aufgegeben worden sind, von dem Staate, wenn dieser als solcher existiren will, wieder zurückverlangt werden müssen. Die Rechte, welche zu seiner Existenz nothwendig sind, kann der Staat gar nicht aufgeben. Ich glaube, daß der Vertrag nichtig ist, daß kein Regierungsnachfolger an denselben gebunden ist, und ich kann nur bedauern, daß ein Minister sich dazu gefunden hat, einen solchen Vertrag zu unterzeichnen, welcher den Staat und die Kirche in große Anzuträglichkeiten hineinführen muß.“

Das Repräsentantenhaus hat beschlossen, daß in den Volksschulen fernerhin für die unteren Classen auch Lehrerinnen angestellt werden sollen. Der Vorschlag zu dieser Neuerung ging von der Regierung selbst aus, die aber dazu durch das römisch-katholische bischöfliche Ordinariat veranlaßt wurde. Denn hier liegt das Interesse vor, die Erziehung namentlich der weiblichen Jugend in die Hände von Ordensschwwestern zu geben, eine Absicht, die man jetzt zu erreichen hofft.

Rußland.—Der Kaiser Alexander II. hat das unter der vorigen Regierung erlassene Verbot der Verbreitung von Bibeln in Rußland von Seiten der Bibelgesellschaft nicht nur aufgehoben, sondern auch der Bibelgesellschaft eine jährliche Unterstützung von 25,000 Silberrubeln zugesichert.

Jerusalem.—Die französische Regierung hat 140,000 Frs. für Herstellung der Kirche der St. Anna in Jerusalem bewilligt. Diese Kirche soll für den römisch-katholischen Gottesdienst eingerichtet werden. Die Räume dieser Kirche liegen am Stephanesthore zu Jerusalem an der Stelle, wo nach der Tradition das Haus der Anna gestanden haben und die Jungfrau Maria geboren seyn soll.

Nordamerika.—Ueber die Conferenz Lutherischer Theologen, gehalten zu Cleveland, O., vom 5.—11. Aug., berichtet uns einer der Anwesenden: Der bekannte Zweck dieser Conferenz ist: Die verschiedenen Lutheraner unseres Landes auf Grund unbedingter Annahme der Univ. Augsb. Confession zu vereinigen und der Bekenntnißlosigkeit, wie sie unter vielen Lutheranern hier offen zu Tage liegt, zu steuern. Diesen Zweck hat sie denn auch bei der letzten Sitzung entschieden im Auge gehabt, indem sie über nichts Anderes verhandelte, als über das Bekenntniß. Schon bei der ersten Sitzung zu Columbus wurden die 7 ersten Artikel der Augsb. Conf. eingehend besprochen, hernach bei der zweiten Sitzung in Pittsburg die folgenden 4 bis zum 11ten Artikel erörtert, und diesmal wurde (noch mit Einschluss des 11ten und 25ten Artikels) die Discussion bis zum 13ten Artikel (inclusive) fortgesetzt, als die Zeit herbeigekommen war sich zu vertragen. Es waren wahrlich sieben heiße Augusttage, während welcher die Conferenz, mit Ausnahme des Sonntags, jeden Tag sechs Stunden lang nach den genannten Artikeln über die Lehre unserer luther. Kirche verhandelte, ohne zu ermüden oder sich von der fast erdrückenden Hitze lähmen zu lassen, was gewiß als ein Zeichen genommen werden darf, daß sie einen Eifer für das lutherische Bekenntniß an den Tag legte, den man selten findet. Diese auf die Conf. Aug. gründlich eingehenden Besprechungen kann ich nur für einen großen Segen für die lutherische Kirche dieses Landes halten, da Brüder aus verschiedenen Synoden sich näher kommen und durch das persönliche Beisammenseyn viele Bedenklichkeiten, Vorurtheile und Mißhelligkeiten beseitigt werden, welche durch bloß schriftliche Berührung mit einander nicht getilgt werden können. Besonders muß ich sagen, daß die Brüder von der Missourisynode doch nicht die lieblosen Leute sind, wie man oft aus den sehr derben Worten in ihren Zeitschriften schließen möchte, sondern so viel ich sehen und bemerken konnte, persönlich eben so viel oder noch mehr Liebe haben als wir, die wir uns „Allen“ nähern, welche die Erscheinung unseres Heilandes lieb haben.“ Freilich in der „Lehr“ sind sie unerbittlich und kennen keine menschlichen Rücksichten, sondern „verdammten“ (damnant) frei heraus jede Erkenntniß, welche dem lautern Worte Gottes und dem darauf basirten Bekenntniß nach ihrer Uebersetzung zuwider ist. Dabei aber haben sie noch niemals behauptet, daß die lutherische Kirche die „alleinheiligmachende“ sey, sondern sagen es bei jeder Gelegenheit, daß auch anderswo unter den „Secten“ und „irrgläubigen Gemeinschaften“ noch Kinder Gottes sind. Es ist erfreulich zu sehen, wie bereit die Missourischen Brüder sind, Jedermann Nachsicht ihres Glaubens und ihrer Hoffnung zu geben. Kurz nach allem dem, was ich bei der Allg. Luth. Conferenz bisher gesehen und gehört habe, kann ich nur wünschen, daß künftig recht viele Lutheraner dieselbe besuchen und an den Besprechungen Theil nehmen mögen.—Sie wird nächstes Jahr in Fort Wayne stattfinden.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

November 1858.

No. 11.

Der Brand des Schiffes „Austria“.

Es bedarf keiner Entschuldigung, wenn wir der furchtbaren Katastrophe hier gedenken, durch welche am 13. September vielleicht nahezu an fünfhundert Mitbrüder und Mitschwester, und zwar meistens deutschen Blutes, ihr Leben auf die elendeste Weise auf hoher See verloren, eine Menge Familien diesseits und jenseits des Oceans in schmerzvollste Trauer, die weite Welt in Schrecken versetzt wurde.

Mag auch, wenn diese Zeilen vor unsere Leser kommen, der erste Eindruck des Entsetzens über das schauervolle Ereigniß bereits wieder verschwunden seyn, wie das ja in unserer von einer Aufregung in die andere gejagten Zeit bei ähnlichen Fällen gewöhnlich geschieht, so kann es gar nicht unser Wunsch seyn, die Empfindungen des Schreckens, die über Alle, das Gefühl schmerzvoller Trauer, welches über so viele durch das Schicksal und den Verlust der Ihrigen schwer Betroffenen kommen sollte, hier wieder rege zu machen. Auch ist die ganze Begebenheit von der Art, daß man denken sollte, so leicht würden diese mächtigen Einwirkungen auf das Gemüth Aller, die irgend von ernsterem Geiste besetzt sind, nicht verwischt. Man wünscht aber aus dieser jammervollen Erfahrung, die sich durch Manches von andern ähnlichen unterscheidet, doch ein Resultat zu ziehen; man möchte aus dem furchtbaren Verluste wenigstens Etwas als einen bleibenden, segensbringenden Gewinn retten. Niemand kann von diesem Unglück hören, ohne den durch dasselbe besonders Betroffenen und den Ihrigen seine innigste Theilnahme zu schenken. Aber den aus der Zeit Abgerufenen kann diese Theilnahme nur nachschauen mit dem Gefühle des Mitleidens und mit dem Geständniß der reinsten Unfähigkeit, Etwas wieder gut zu machen. Um so mehr sollte sie sich dem Kreis der Lebendigen zuwenden und für sie Alle eine Frucht zu Warnung und Bewahrung zu schaffen suchen.

Ein Schiff zieht beladen mit nahe an 600 Seelen über die weite See. Mehr als zwei Drittheile des Weges sind zurückgelegt. Glücklich hat sich das schwimmende Haus über die Tiefe gearbeitet, glücklich ist es der Gefahr und der Gewalt des Sturmes entkommen. Schon naht es sich mit seiner unschätzb-

baren Bürde dem ersehnten Ziele. Es drohen ihm keine Klippen, der Tag lacht, die Sonne steht in ihrer Mittagshöhe am blauen Himmel. Die große Familie, auf wenige Tage im engen Raum vereint, freut sich ihrer glücklichen Fahrt, der Hoffnung, bald wieder, die Einen da, die Andern dort, in die ersehnte Heimath oder zu dem mit Spannung erwarteten neuen Lebensziele zu gelangen. Da sind etwa siebenzig Kinder, die freuen sich des heitern Tages oder des Spiels auf dem heute sanft bewegten, sonst rauhen Meere; da sind die Alten, die vom Erlebten und vom noch nicht Erlebten mit einander reden; da schlägt manches Herz in freudiger Erwartung, bald, recht bald nun an liebende andere Herzen zu eilen—o die süßen Hoffnungen, die Gedanken, die Pläne alle! Was ist aus ihnen geworden? Was aus der Ruhe, was aus dem genußvollen Frieden, was aus dem Spiele? Kaum ging ein erster Schrei der erkannten Gefahr durch das Schiff, kaum hatte das verzehrende Element eine Rauchwolke, einen Feuerstrahl als Signal seiner anbrechenden Herrschaft emporgesendet, da war auch schon der König der Schrecken in tausend Gestalten unter die sechshundert Schlachtopfer getreten und züngelte ihnen von allen Seiten mit glühenden Flammen spitzen entgegen. Hier die unergründliche See, dort ein immer höher steigendes Flammenmeer, und mit jedem Momente wurde der kleine Raum enger, der die Unglücklichen zwischen dem Tode hier oder dort in folternder Spannung hielt. Vielen war auch nicht einmal die entsetzliche Wahl zwischen Wasser und Feuer gelassen und glühender Dampf und Qualm machte schnell ihrem Daseyn ein Ende. Indessen braust das Schiff dahin, Niemand hemmt seinen Lauf, der Luftzug facht die Flamme an, nirgends eine Hülfe, keine kräftige Hand, kein energischer, sicher die Vielen leitender Wille greift ein, zu retten, was etwa zu retten ist, Jeder thut, was das Entsetzen oder die Ueberlegung des Augenblicks ihm eingiebt, die theuersten Bande werden gelöst, hier herzzerreißendes Stöhnen und Jammern, dort Gebet und Ergebung in diesem Moment, der die Probe des ganzen Lebens wird, ja, in diesen Flammenwogen ist selbst gegenüber einer Legion von Schreckensgeistern das Licht des klaren Bewußtseyns plötzlich erloschen und in schauervoller Ironie haben die Verwirrten mit sardonischem Gelächter den Todeschmerzen Hohn geboten. Endlich verstummt der letzte Klage-ton, der letzte Seufzer erstirbt und das Schiff treibt umher—ein rauchender Scheiterhaufen mit den Gebeinen vieler Geliebten, ein brennender Sarg, die Urne mit der Asche der Todten, ja, ein schwimmender Kirchhof!

Was mögen die hölzernen Mauern in jenen Momenten in sich geborgen haben! Einzelne Züge des Edelmutheß, des Heroismus, der Resignation, auch der Verzweiflung und des Egoismus sind uns bekannt geworden. Das Andere, das Meiste ist uns verborgen. Und es ist gut, daß ein Schleier darüber geworfen ist. Es würde nicht tröstlicher werden für uns, wüßten wir all' die Noth und den Jammer. Es ist, was wir schon wissen, schrecklich genug und namentlich liegt unendlich viel ernste Lehre gerade in der Erfahrung, daß gar Nichts im Stande war, das Uebel abzuwenden oder das sich entfesselnde Element

des Feuers zu bezwingen. Es wurde aus dem verächtlichen Diener zum schrecklichen Meister in ein Paar Augenblicken. Man läßt uns wissen, daß kein Schiff je den Ocean befuhr, das besser nach allen Theilen eingerichtet gewesen sey, das reichlicher mit allen denkbaren Hülfsmitteln für Feuer- und Wassergefahr versehen war, das in allen Beziehungen besser ausgestattet gewesen sey als eben dies Schiff. Man rühmt uns den ausgezeichneten Credit, die Geschicklichkeit, die erprobte Erfahrung, die nautische Bildung des Capitains. Das Mindeste zu sagen—was hat er geleistet im entscheidenden Momente, wo er mit der Klarheit und Ruhe eines Felbherrn auf dem Schlachtfelde hätte auftreten, Ordnung und vereinte Thätigkeit augenblicklich hätte herstellen und leiten, und nur als der letzte Mann das Schiff verlassen oder mit andern seiner Responsibilität übergebenen Seelen lieber als ein Held auf seinem Posten hätte sterben sollen? Was hat die Mannschaft geleistet, von der wir hörten, daß sie für so wohl disciplinirt gält? Was war das Resultat all' der wohlberechneten Einrichtungen? Sie haben die Gefahr nicht verhütet, sie konnten, so scheint es, gerade im Moment der Noth gar nicht in Anwendung kommen, sie waren ein todttes Capital und die berechnende Klugheit, der ganze Scharfsinn, auf dies Gebäude verwendet, ist zu Spott und Schanden geworden. Ja, es scheint, gerade das Vertrauen auf die viel gerühmten Nothmittel und Apparate der augenblicklichen Hülfe macht die Leute um so sicherer und eben damit um so gleichgültiger und sorgloser, wozu jene Abstumpfung gegen das Gefühl der Gefahr kommt, die gerade den Schiffsteuten oder überhaupt Allen eigen ist, die sich handwerksmäßig tagtäglich mit der Gefahr zusammen wissen. Wir rühmen uns, wie weit wir es in unserer Zeit mit der Bewältigung der Elemente gebracht haben, wie wir ihre Wirkungen berechnen, ihre Tragweite bemessen, ihre Kräfte uns dienstbar machen. Aber solche jammervollen Erfahrungen sind demüthigend und lehrreich zugleich. Da kommt es an den Tag, daß wir uns selbst zu schützen wahrlich nicht im Stande sind und die äußerste Impotenz unseres Wissens und Könnens, unseres Berechnens und Vorbereitens anerkennen müssen. Jedes Vertrauen auf die eigene Weisheit, jedes Verlassen auf den eigenen Verstand muß am Ende zu Schanden werden.

Leider wird man noch zu viel schmerzlicheren Gedanken geführt, wenn man sich die erste, nächste Veranlassung des schrecklichen Unglückes vergegenwärtigt. Die Zeugnisse stimmen alle darin überein, daß dasselbe im Grunde nur durch die unverantwortlichste Nachlässigkeit, durch einen bis an's Unglaubliche grenzenden Leichtsinne verursacht worden ist. Man mag schon die Maaßregel, ein Schiff mit Theer zu räuchern, sehr scharfem Tadel aussetzen, besonders wegen der damit leicht verbundenen und mehrseitigen Gefahr, noch mehr vielleicht, weil andere Stoffe mit unendlich weniger Gefahr die Luft eines Schiffsraumes viel besser auf chemischem Wege reinigen, als Theerrauch das je thun kann. Allein—davon abgesehen—welch' ein unverantwortlicher Leichtsinne ist es, eine glühende Kette und Theer in einen unteren Schiffsraum zu nehmen, ohne an die Möglichkeit eines Ungeschickes zu denken, ohne an die

sechshundert Seelen zu denken, ohne neben den Theer und die Kette alsobald auch einen oder etliche Eimer Wasser zu stellen! Für dieses unverantwortliche Verfahren von Seiten der Schiffsbeamten wissen wir keine Entschuldigung. Man söhnt sich leichter aus mit einem Unglück, das menschliche Kraft und Vorsicht nicht zu verhindern vermag, wo der Mensch dem Kampfe mit den Elementen nicht gewachsen höhere Schidung anerkennt im Gefühle seiner Abhängigkeit von dem Willen des allein Starken und Mächtigen. Aber man wird von einem tiefen Unwillen ergriffen, wenn die reine Gedankenlosigkeit und das leichtsinnige gewissenlose Spiel mit Elementen und Menschenleben solchen maaslosen Jammer herbeiführt. Man muß da denken, ob man es auch nicht will, daß das Gewissen nicht wach gewesen ist, daß der rechte Ernst, das Nachdenken im Vollziehen des anvertrauten Dienstes gefehlt hat. Das sind Befürchtungen, denen hier kaum auszuweichen ist und wir können uns nicht verhehlen, daß uns dies um so mehr schmerzt, denn die Anklage fällt diesmal auf den deutschen Namen. Wir Deutsche klagen über den Leichtsin, mit dem namentlich in Amerika mit dem Menschenleben gespielt wird, wir klagen über die vielen Unglücksfälle auf Eisenbahnen und Dampfbooten und durch Maschinen aller Art. Aber diesmal fällt der Schatten auf ein deutsches Schiff, das aus einer deutschen Stadt kam, die von des Feuers Wuth selbst furchtbar heimgesucht worden ist; er fällt auf einen deutschen Capitain und auf deutsche Bemannung. Wir galten immer für vorsichtig, für solid, für überänglichlich. Diesmal ist uns auch dieser Ruhm vernichtet worden und deutscher Leichtsin hat Jammer und Noth über deutsche Landsleute und über eine große Anzahl deutscher Familien in der alten und neuen Heimath gebracht.

Wird die furchtbar erste Warnung nutzlos vorübergehen? Die deutsche Heimath und ihre Kinder in der Neuen Welt bedürfen einer engen und möglichst erleichterten Communication über das atlantische Meer. Die neue Hamburger Dampfeschifflinie hat von Anfang an ein höchst ermuthigendes Vertrauen genossen. Jetzt wird uns schnell nacheinander von zwei durch reine strafbare Nachlässigkeit herbeigeführten Unglücksfällen ihrer Schiffe berichtet; das eine ist sammt einer Menge Menschen verbrannt; dem anderen drohte bereits eine gleiche Katastrophe. Was muß die Folge dieser Schreckensbotschaften für ein Unternehmen seyn, das solche Mittel preisgiebt, sich selbst auf so schauervolle Weise brandmarkt, solche Verantwortung angesichts aller gebildeten Nationen auf sich nimmt? Die deutschen Regierungen regieren so gerne und so viel. Hier wäre Gelegenheit, strenge Zucht und Ordnung zu schaffen, ernste Maasregeln zu treffen und militairischfest durchzuführen und der Dank würde nicht ausbleiben.

Wer kann aber an diese furchtbare Katastrophe denken, ohne daß ihm das alte Wort von der Nichtigkeit, Eitelkeit, vom Schattenwesen aller irdischen und menschlichen Herrlichkeit vor die Seele treten würde? Wie in stolzer Sicherheit zog das mächtige Schiff über die See hin. Es trug nicht nur die sechshundert Seelen, sondern an anderer Ladung, an Seide und anderen kostbaren Gütern

des Handels den Reichthum einer ganzen Stadt. Kein Sturm drohte es zu versenken; kein Unfall störte den ruhigen Gang der Maschine; die Kraft des Dampfes blieb in den eisernen Schranken und that ihren Dienst, selbst da man ihn nicht mehr wollte; hell schien die Sonne und der Adler „Austria's“ schimmerte mit goldenem Gefieder in ihrem Strahle—der Unglücksvogel! Welch' eine schöne, majestätische Erscheinung ist ein solcher schwimmender Bau mit seinen schwellenden Segeln, mit der ruhigen und doch so kräftigen Bewegung durch die Fluthen! Man meint, in dem dahinziehenden Schiff ein selbständiges Leben zu ahnen. Es ist ein Werk der Kunst, ein Stolz des erfinderischen Geistes. Und wie Vieles knüpft sich unwillkürlich an die Vorstellung seines Zweckes, seiner Fahrten, seiner Mission. Es geht von Land zu Lande, es verbindet die entlegensten Küsten, es bringt ihre Bewohner in Berührung, es führt die Getrennten zusammen und ist die Brücke, über welche „Welten ihre Schätze tauschen“. Ihm ist so Vieles anvertraut. Doch—was ist das Alles gegenüber einem am unredlichen Orte sich senkenden Funken, einer nach Nahrung hungernenden, ledenden Feuerzunge? All' der Glanz in wenigen Augenblicken verschwunden, die Lust und süße Hoffnung verwandelt in eine Welt voll Jammers, voll Schreckens, die kein Wort auszusprechen, kein Pinsel zu malen, keine Einbildungskraft sich zu vergegenwärtigen vermag. Und bald darauf haust nur das unheimliche Grausen, wo lebende Seelen mit frischer Lebenshoffnung sich trugen, Kinder ihr Spiel trieben und Freude und Ruhe thronte. Die Schätze und Güter vermögen allesammt nicht eines der verlorenen Leben loszukaufen. Die Flammen fressen hinunter tiefer und tiefer, verzehren das Werk der Kunst, spotten der Schönheit und des kostbaren Werthes und bald schwimmt das Schiff, mitten im Meere vom Wasser verlassen, ein Raub des Feuers, vor Kurzem ein Prachtbau, jetzt ein rauchender Trümmerhaufen „voll Moder und Todtengebeine“. Sie transit gloria mundi! So zieht der Erdball selbst durch den unermesslichen Weltraum hin, ein Schiff im Ether schwimmend und von der Sonne Glanz mit seinen Herrlichkeiten bestrahlt—und wird verglimmen wie Funken in der Asche, und alle Herrlichkeiten zu Nichts werden. Ja, Alles ist eitel! Dies irae, dies illa solvet seelum in favilla!

Mitten im Leben sind wir von dem Tod umfungen! Wie ist das so furchtbar wahr geworden in jener Stunde der Angst und der Schrecken! Die ganze Bedeutung des Lebens war wie in einem Augenblick zusammengebrängt. Sein ganzer Inhalt, der geistige Gewinn der Jahre und Jahrzehnte wurde in jenen Momenten in eine schauerliche Feuerprobe geführt. Vor jenen Flammen schmolz aus, was nur leere, nichtige Schlacke war. In jener Gluth bestand nur das Ewige, das Ewigwahre, das Ueberirdische als reines Gold. In Minuten sollte hereingebracht werden, was Jahrzehnte hindurch vergessen, aufgeschoben war. Hier mag Verzweiflung machtlos getobt haben; dort faste sich die glaubige Seele in stiller Resignation. Stürzte der Eine hoffnungslos in den Abgrund einer ungewissen, in der Ungewißheit schreckenvollen Zukunft, so sank der Andere, auch im Tode getrost und im Glauben auch diese Welt voll Jammers siegreich

überwindend, in die offenen Vaterarme seines Gottes. Der Kampf war kurz. Im Blick auf unausweichlich sicheren Tod verliert Welt und Zeitlichkeit und jede irdische Größe ihre Bedeutung und die Seele wird erfüllt mit der Frage aller Fragen, die uns hienieden beschäftigen: was wird's werden, wenn der Schritt gethan ist über die Schwelle, die Diesseits und Jenseits, Zeit und Ewigkeit scheidet? Das ist der Moment der Entscheidung, der dem Kampf der Jahrtausende und dem Kampf jedes Einzellebens um Finsterniß und Licht, um Böses und Gutes, um Unglauben und Glauben für eine Ewigkeit ein Ende bringt.

Es ist stille geworden auf weiter See. Auch die barmherzige Liebe hat ihr Werk gethan. Dahin und dorthin ziehen sie, die Wenigen, entronnen der Fluth und der Gluth. Und sie tragen die Kunde des Schreckens, die Botschaft der Trauer als Todesboten in die weite Welt. Was sie erlebten, was ihre Augen sahen, ihr Ohr hören mußte, wir fühlen's kaum mit zitternden Herzen nach. Die Wenigen, entkommen von den Vielen! Und von den Vielen—wie Viele entkommen dem ewigen Tode? Das Alles deckende Meer schweigt, es schweigt die Ewigkeit. Aber das Meer wird seine Todten wieder geben und die Ewigkeit wird einst reden vom Sieg des ewigen Lebens über den Tod.

Entronnen der Gefahr, entkommen dem Tode—nein, das sind jene Geretteten nicht und wir Alle nicht. Wer weiß, was auf uns wartet? Vielleicht auch ein Ende mit Schrecken. Ja, Schrecken von außen, aber daß es Friede sey im Innern! Dann ist ein schnelles Ende viel besser als ein Sterben ohn' Ende.

Vor einem bösen schnellen Tod
behüt uns, lieber Herr Gott!

Philadelphia, October 1858.

W. J. M.

Ueber die Behandlung der Kirche im Herzogthum Schleswig durch die dänische Staatsmacht seit dem schleswig-holsteinischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Der Krieg endigte für Schleswig mit der Schlacht bei Idstedt im Sommer 1850, deren Entscheidung gegen die schleswig-holsteinischen Waffen dieses Land bis auf einen kleinen Theil an seiner südlichen Grenze in die Hände seiner Feinde lieferte. Schmählich verrathen von Preußen, dessen König seine Sache in ihren Hauptpunkten öffentlich für legitim erklärt und mit seinem königlichen Wort sich für sie verbürgt, aber durch sein tapferes Heer ein bloßes blutiges Waffenspiel innerhalb der Grenzen des Landes auf Kosten seiner Bewohner,

die desto härter büßen mußten, hatte aufführen lassen,—im Stich gelassen von Deutschland, um dessen willen es ein unleugbares Unrecht begangen hat, indem es gleich zu Anfang des Kriegs in den Deutschen Bund sich hatte incorporiren lassen,—geräumt von dem Heere, in dessen Reihen seine eigenen Söhne zu seinem Schutze kämpften, das verlassen von seinen Bundesgenossen sich der kriegsgeübten Streitmacht des Feindes nicht gewachsen zeigte, oder gegen welches wenigstens das Würfelspiel des Kriegs in einer lange schwankenden Entscheidungsschlacht entschieden hatte,—sah es sich nun der Barmherzigkeit eines Volkes preisgegeben, das bei aller nahen Verwandtschaft sich stets seinen wesentlichsten Lebensinteressen fremd und abgeneigt gezeigt hatte, oder vielmehr der herrschenden Partei dieses Volkes, die ihm geradezu feindselig gegenüberstand, und deren jetzt zu unumschränkten Schiedsrichtern über sein Schicksal gewordene Wortführer schon vor dem Krieg sich nicht geschämt hatten, öffentlich auszusprechen, sie wollten den Schleswigern mit dem Schwerte es auf den Rücken schreiben, daß sie Dänen seyen.

Nach der oben gegebenen Charakteristik dieser Partei und ihrer Tendenzen, dieser jetzt über Schleswig unumschränkten Regierung, kann man sich denken, wessen sich das Land von ihnen zu versehen hatte, in welcher Weise und von welchen Gesichtspunkten aus sie in die Angelegenheiten und Verhältnisse des Landes, die sie jetzt in ihre Hand nahm, eingreifen würde. Wenn sie in ihrem eigenen Lande für die volksthümliche Partei und die Vertreterin aller volksthümlichen Interessen gelten wollte, und dasselbe wirklich auch der Administration des aus ihren Führern gebildeten Ministeriums eine der freiesten constitutionellen Verfassungen verdankt, die in den europäischen Monarchien bestehen,—so hat sie hingegen in Schleswig trotz dem rückwärtslofen Despoten die volksthümlichsten Interessen mit Füßen getreten. Denn was kann volksthümlicher seyn als die Sprache eines Volkes und volle Freiheit im Gebrauch derselben, daß es einem Jeden zustehe, für sich, in seinem Hause, in der Erziehung seiner Kinder, seine Sprache zu gebrauchen, oder da, wo im täglichen Lebensverkehr zwei Sprachen sich mischen, derjenigen sich zu bedienen, die seinen Interessen oder auch seinem Wohl nach Vorliebe oder Angewöhnung am meisten entspricht? Was kann volksthümlicher seyn, wenigstens wo es um das Volksleben einigermaßen gut bestellt ist, als Kirche und Schule, und daß nicht ohne die Zuziehung, ja gegen den ausdrücklichen und auf's stärkste ausgesprochenen Willen der Gemeinde hierin verderbliche Neuerungen gemacht werden? Was kann volksthümlicher seyn als die persönliche Freiheit, und daß es einem Manne unbehindert bleibt, innerhalb seines Hauses so zu handeln, wie er es nach seinem besten Ermessen, seinen Interessen und der Förderung des Wohls seinen Kindern angemessen sieht, so lange er keine öffentliche und sittliche Ordnung verletzt? Aber in all' diesen unter den volksthümlichen Interessen in erster Reihe stehenden wie in anderen nicht hieher gehörigen Hinsichten, erlaubte sich diese volksthümlich seyn wollende Regierung die derbsten rechts- und gewissenlosen Eingriffe, wie das Folgende zeigen wird, und es ist leicht, Parallelen zu finden, welche zeigen,

wie viel volksthümlicher in Schleswig durchweg die absolute Regierung gehandelt hatte. War also diese Partei und Regierung in ihrem eigenen Lande volksthümlich, so zeigte sie sich hingegen in Schleswig durchaus nur als die zur Gewalt gelangte fanatisch national-dänische Partei, oder um es mit Einem Worte zu bezeichnen, als die Eiderdänenpartei, deren einziger Gesichtspunkt war, per fas et nefas, um jeden Preis und durch alle möglichen Mittel, Schleswig Dänisch zu machen. Die förmliche Incorporation Schleswig's in Dänemark freilich, die eine der ersten unter königlichem Namen verfügten Maaßregeln des Parteinministeriums gewesen war, hatte, wenn wir uns recht erinnern, in Folge einer Verlausulirung in dem mit Preußen abgeschlossenen Separat-Friedensvertrag rückgängig gemacht werden müssen. Es hatte dies eine Frucht der preussischen Bethheiligung für Schleswig seyn sollen, aber hatte, wie die ganze vielleicht von Anfang an zweideutig gemeinte, jedenfalls im Verlauf mit erbärmlicher Schwäche gehandhabte und schmachvoll geendigte Unterstützung von Seiten dieser Regierung, eine Wirkung, die dem Lande und seinem Volke viel mehr zum Nachtheil als zum Vortheil gereichte. Denn wäre diese königlich sanctionirte und sogar dem Volke in Proclamationen unter königlichem Namen verbürgte Verfügung in Kraft stehen geblieben, hätte sich also Schleswig unmittelbar nach seiner Befestigung als integrirenden Bestandtheil des Königreichs gefunden,—so hätte es zugleich mit seiner Unterwerfung freie Presse und Vertretung in den jetzt so einflußreichen legislativen Corpus des Volks- und Landsting bekommen müssen. Und von der anderen Seite hätte es durch diese Incorporation nichts verloren, denn die Verbindung mit Holstein, in der allein es einen genügenden Grund gehabt hätte, sich dagegen zu sträuben, war und blieb doch nun, trotz aller rechtlichen Vorbringung, aufgehoben. Durch die freie Presse aber und durch die Vertretung in den dänischen Ständekammern, obgleich es in den Letzteren immer in großer Minorität hätte bleiben müssen, hätte es wenigstens Gelegenheit gehabt, nachdrücklich seine Stimme zu erheben gegen die über es verhängten Bedrückungen, und man weiß, was ein kräftiger und anhaltender Protest selbst von einer noch so ungünstig gestellten Minorität auszurichten vermag, zumal gegenüber so flagranten Verletzungen des von dänischer Seite prätendirten volksthümlichen Princips. Nun aber, in Folge der Stipulationen des preussisch-dänischen Friedensvertrags, sollte es, in seinem Verhältniß zu Dänemark, in statum quo ante bellum versetzt werden, und wurde es, nur mit dem Unterschied,—und man beachte, wie unter diesen Umständen an dieser Differenz alles liegt—daß unterdeß die Gewalt von dem absoluten Haupte auf das eiderdänische Ministerium übergegangen war. Durch diese preussische Fürsorge war es also, geknebelt und Hände und Füße gebunden, so an das Parteinministerium überliefert, daß dieses dieselbe absolute Gewalt darüber ausüben konnte, die früher der Fürst darüber gehabt hatte. Das war gerade der Punkt, auf dem die Eiderdänen es haben wollten; die Schleswiger mußten nun in der That den entblößten Rücken darhalten, daß sie mit dem Schwert die dänische Marke darauf setzen konnten. Sie konnten nun, im Besitz aller politischen

Macht, aller Widerstand abgeschnitten, ihre eiderdänischen Pläne in's Werk setzen, und sie säumten nicht sich dessen zu bedienen. Wir bemerken nur im Vorbeigehen, daß das Hauptwerkzeug zur Inswerksetzung der nun in den Verhältnissen des Landes, insbesondere auch in Kirche und Schule, vorgenommenen Veränderungen, ein mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüsteter Regierungskommissair war, ein für diesen Posten nach seinem persönlichen wie politischen Partei-Charakter geeigneter befundener Mann, und unter ihm als Chef des Cultusdepartements ein junger Jurist, der noch diese Stelle bekleidet, und in ihr fast unumschränkte Herrschaft übt über die schleswig'sche Kirche,—der Letztere Einer von den wenigen geborenen Schleswigern, die sich ganz den dänischen Interessen ergeben haben, und als Renegaten gegen die Interessen ihres Vaterlandes einen besonderen Eifer in der Förderung jener bethätigt haben.

Die eiderdänischen Pläne betrafen nicht unmittelbar die Kirche; sie, als solche, war ihnen gleichgültig, und mit ihrem eigentlichen Heiligthum, mit ihren inneren Lebensinteressen hatten sie nichts zu schaffen; nur daß sie eben wegen dieser indifferenten Stellung zu ihr sich auch nicht scheuten, frevelnde Hand an sie zu legen, und sacrilegisch sie als Mittel für ihre Zwecke zu verwenden, wenn es so in ihren Kram paßte. Und hier an diesem Punkte nun mußte die schleswig'sche Kirche die Folgen der Verbindung der Kirche mit dem Staate empfinden, d. h. in diesem wie in den meisten Fällen der Jetztzeit, der völligen Abhängigkeit derselben von und Bevormundung durch den Staat, einen Staat, der in seinem realen Bestande noch so sehr weit davon entfernt ist, ein christlicher Staat zu seyn, so daß man von ihm erwarten könnte, daß er brüderlich Hand in Hand mit ihr gehen, ihre tiefsten Lebensinteressen anerkennen, und über ihrer Heilighaltung wachen und zu ihrem Schutze die mächtigen Mittel in seiner Hand verwenden würde,—dessen Vertreter vielmehr, der größeren Zahl nach, zum inneren Leben der Kirche sich indifferent verhalten, oder gar sich widerchristlich ihr entgegenstellen, so daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn er, oder die gerade in ihm herrschende Partei, wo sie es in ihrem Interesse sieht, die Kirche ausbeutet und zur dienenden Magd ihrer Parteizwecke erniedrigt. Die schleswig'sche Kirche hatte durchaus kein Organ und keine Vertretung, durch welche sie solchen Eingriffen erfolgreichen Widerstand hätte entgegenzusetzen, oder auch nur einen nachdrücklichen und aus weitem Umfang unterstützten Protest dagegen hätte erheben können. Was sie an schwachen Anfängen zu einem solchen Organ besessen hatte, das war durch den Sturmehauch des Kriegs aufgelöst und in alle Winde zerflogen. Der König war dem Namen nach ihr Haupt und oberster Bischof, aber ein Haupt ohne Hirn und Herz, und das ohnehin auf den Schultern ihrer Feinde saß, und sich drehen ließ, wie eine Wetterfahne, je nachdem sie es wollten. So stand sie dann, wie von außen so auch von innen, schutzlos und verlassen da und der Barmherzigkeit der Philister preisgegeben. Durch das Medium, durch welches die eiderdänischen Philister nun sie betrachteten, erschien sie, nebst ihrer Erabantin, der Schule, als eine Sprachlehrerin des Volkes, die ihrem Hauptpartezweck gute oder schlechte

Dienste thun könnte. Von früher her war sie in letzterer Hinsicht längst in Verruf bei ihnen gewesen; sie galt als die, die das Volk verwende und seit Jahrhunderten schon dazu beigetragen habe, es zu verwenden durch Beförderung des Vordringens deutscher Sprache. Und man muß ihnen zugeben, daß dieser Vorwurf, was die Thatsache betrifft, gegründet war. Die Kirche und die von ihr früher ganz abhängige Volksschule hatte ohne Zweifel sehr bedeutend dazu beigetragen, die Verbreitung der Kenntniß deutscher Sprache und ihre allmählich auch auf den täglichen Verkehr und häuslichen Gebrauch sich erstreckende Occupation von Terrain, das früher die dänische inne gehabt hatte, zu befördern. Doch mochten ihr hierin die Eiderdänen noch mehr zur Last legen, als ihr eigentlich zukam. Denn die Kirche war ja am Ende in diesem Punkte nur ein einzelner Theil der Gesamtströmung des Lebens, die bei der geographischen Lage des Landes nicht anders als dahin gehen konnte, daß die Sprache des großen deutschen Volkes im Süden auf die des kleinen dänischen im Norden einen Druck ausübte und allmählich obgleich nur langsam ihre Grenze zurückdrängte, zumal ein solches Vordringen seit Jahrhunderten durch die geschichtlichen Conjunctionen mächtig begünstigt worden war, und zudem fast aller Verkehr des Landes nach dem Süden ging, fast alle Bildung, ihre Alimente von dorthier zog, und noch dazu Schleswig-Holstein nicht nur als ein verschiedenes und ganz getrenntes Administrations-Gebiet, sondern sogar bis vor wenigen Jahren durch eine Zollgrenze vom Königreich geschieden gewesen war. Daß aber die Kirche wie alle anderen Vertreter der verschiedenen Lebensrichtungen eine besondere Vorliebe für deutsche Sprache gezeigt hatte, das war nicht nur in diesen allgemeineren Verhältnissen, sondern auch noch in ihrer eigenthümlichen Geschichte und den aus dieser resultirenden, sie umspannenden statistischen Beziehungen begründet. Sie war ja von Anfang an vom Süden gekommen, ihre Gründer und ihre ersten Repräsentanten waren Deutsche gewesen. Die Reformation war ebenfalls aus Deutschland gekommen, im Bunde mit einem mächtigen zunächst auf kirchliches Gebiet sich beziehenden Aufschwung der deutschen Sprache; sie, die Reformation, hatte einen neuen regen Lebensverkehr der schleswig'schen Kirche mit der deutschen Reformationskirche geweckt, von welcher sich jene, bei ihrer Erbauung auf neuem Grunde, ihre Lebensanregung und das Material derselben holen mußte. Und von da an hatte sich dieser Verkehr in einer fortgehenden Wechselwirkung erhalten; schleswig'sche Theologen hatten in Deutschland ihre Bildung sich geholt, zuweilen ihr Arbeitsfeld sich gesucht, und wenigstens in Einem Mann, nämlich Calixt, einflußreich eingegriffen in die deutsche theologische Entwicklung,—und ausgezeichnete deutsche Kirchenmänner, wie noch im vorigen Jahrhundert der Superintendent Struensee, der Vater des so tragisch berühmt gewordenen Ministers, waren in die höchsten Kirchenämter Schleswig's berufen worden. Aber ein weiter und tiefer sich erstreckender und continuirlicher deutscher Einfluß auf die schleswig'sche Kirche hatte sich daraus ergeben, daß die deutsche Unversität in Kiel zugleich für Schleswig Landesuniversität war, auf der

nach dem Befehl selbst die in dem dänisch-redenden Theil Schleswig's anzustellenden Prediger zwei Jahre sollten studirt haben. Es hatten daher selbst diejenigen schleswig'schen Prediger, deren ganze Amtsführung Dänisch war, deutsche theologische Bildung, holten aus der deutschen Theologie fast ausschließlich ihre Anregung, und selbst in ihren Familien und in ihrem gegenseitigen Verkehr war die deutsche Sprache vorherrschend, die ja ohnehin vorzugsweise die Sprache der Gebildeten war, und namentlich Aller, die sich in amtlichen Stellungen befanden. Bei einem von so vielen Seiten begünstigten Vordringen des deutschen Elements darf es nicht befremden, wenn es sich auf kirchlichem Gebiet auch Uebergriffe hatte zu Schulden kommen lassen, und sich da eingedrängt, wo es nicht hingehörte. In einer ganzen Reihe nämlich von Kirchspielen des mittleren Schleswig's, wo noch durchaus dänische Volkssprache herrschte, war deutsche Kirchen- und Schulsprache, zu welcher Zeit vermögen wir nicht anzugeben, eingeführt worden. Ein solches Verhältniß beschränkte sich indeß keineswegs auf das Gebiet der Kirche, sondern in der Justiz und civilen Administration hatte die deutsche Sprache ihre Grenzen noch viel weiter nach Norden hinausgesteckt. Und obgleich in diesem Uebergriff des deutschen Elements ein unleugbares Unrecht war, und eine solche Verschiedenheit der Kirchen- von der Volkssprache ihre unvermeidlichen Uebelstände mit sich führt, so muß doch unter den obwaltenden Umständen bei einer unparteiischen näheren Betrachtung das Urtheil in beiden Beziehungen ein mildes seyn. Denn die Einführung war zu einer Zeit geschehen, wo das Volk, selbst vorausgesetzt, daß sie gegen seinen Willen geschehen wäre, was nicht einmal wahrscheinlich ist, kein Bewußtseyn von einem Recht der Selbstbestimmung in solchen Angelegenheiten hatte, also keinen Trieb des Widerstandes dagegen empfand, sondern sich jedenfalls gutwillig auf's beste darein fügte, wo sie also keinen irgend demoralisirenden und der Kirche entfremdenden Eindruck hatte machen können; es verstand die auch im Verkehr so vielfach gebrauchte deutsche Sprache vollkommen, und hatte sie als Kirchen- und Schulsprache lieb gewonnen, so daß es einer Aenderung entschieden abgeneigt war. Dies hatte sich gezeigt, als wenige Jahre vor dem Krieg der König Christian der Achte einen Versuch gemacht hatte, in denjenigen Kirchspielen, in welchen entschieden dänische Volkssprache war, derselben die Kirchensprache conform zu machen. Er hatte jedoch die Durchführung des Planes von einer Abstimmung der betreffenden Gemeinden abhängig gemacht, und diese war fast einstimmig dagegen ausgefallen, so daß bei dieser Gelegenheit es in der Kirche beim Alten geblieben war, während auf dem säcularen Gebiet der Administration eine entsprechende Veränderung durchgeführt wurde. Der König hatte wohl eingesehen und auch gewissenhaft berücksichtigt, daß der Uebelstand der bestehenden Differenz zwischen Kirchen- und Volkssprache nicht in Anschlag gebracht werden könnte gegen die Uebelstände, welche sich aus einer gewaltsamen, gegen den Willen der Bevölkerung durchgeführten Veränderung ergeben müßten. So hatte der absolute Monarch gehandelt; die Volkspartei, der jetzt die Zügel der Regierung in die

Hand gefallen waren, hatte keine solche Rücksichten und Bedenklichkeiten. Seit lange schon war die schleswig'sche Kirche und ihre Administration ihr ein Dorn im Auge gewesen, ein Gegenstand, der fortwährend und immer wieder ihre Galle erregt hatte. Es war nicht sowohl daß die Kirche eifriger oder auch nur mit gleichem Eifer wie andere Institute und Corporationen ihren Einfluß zur Beförderung des deutschen Elements geltend machte, aber sie hatten wohl erkannt, wie viel tiefer dieser Einfluß nebst dem der Schule in's Volksleben eindringe als irgend ein anderer, und darum hatten sie sie schon längst mit Schmähungen überhäuft und einen bitteren Ingrimm gegen sie gefaßt, und indem sie nun daran gingen, ihre Hebel in eigene Hand zu nehmen und als Mittel für ihre Parteizwecke anzusehen, verfuhr sie in solcher feindlich erregten Gestinnung gegen sie, als gegen ein Institut, das keine Schonung verdiene, und gegen das sie keine Gewissenskrupel sich zu machen hätten.

Die Hauptmaaßregel, mit welcher sie nun, nachdem sie völlig freies Terrain gewonnen hatten, gegen die Kirche und Schule vorgingen, die Maaßregel, von welcher so unendlich viel Unheil über einen Theil der schleswig'schen Kirche ausgegangen ist und noch fortwährend ausgeht, war die plötzliche und gewaltsame Abschaffung der seit Jahrhunderten geltend gewesenen deutschen Kirchen- und Schulsprache und die Einführung der dänischen in den Gemeinden eines großen Theils des mittleren Schleswigs, in der größeren Anzahl der nördlicher gelegenen Kirchspiele so, daß die dänische Sprache allein berechtigt wurde, in den südlicheren, die schon vorherrschende deutsche Volkssprache hatten, so, daß noch jeden anderen Sonntag deutscher Gottesdienst gehalten werden sollte. Sie decretirten und führten diese Maaßregel durch, ohne Rücksicht auf die derselben auf's stärkste abgeneigte Stimmung des Volkes, ohne sich zu kümmern um die tiefgreifenden Folgen, welche ein solches Verfahren in seinem Einfluß auf das religiöse und sittliche Leben des Volkes haben mußte. Und hätten sie sich noch damit begnügt, die Maaßregel auf diejenigen Kirchspiele zu erstrecken, in welchen wirklich entschieden die Volkssprache noch ein dänischer Dialect war, und in welchen auch die dänische Schriftsprache wenigstens einigermaßen noch verstanden wurde, dann hätte man doch hoffen dürfen, daß die Gemeinden allmählich an das neue Medium des Gottesdienstes und des Unterrichts sich gewöhnen, und das in der gewaltsamen Einführung ihnen angethane Unrecht mit der Zeit vergessen würden, so daß dieselbe keinen dauernden, sie der Kirche entfremdenden und demoralisirenden Einfluß auf sie gehabt hätte: aber im fanatischen Eifer des Parteigeistes wurde sie ausgebeht auf eine ganze Reihe von Gemeinden, welche jenseits der Linie des Ueberganges lag, in welchen zwar noch Einzelne den nicht ferne angrenzenden dänischen Volksdialect, der schon längst im Verkehr ein untergeordnetes und immer mehr zurückweichendes Medium gewesen war, verstanden, in welchen aber die Sprache, in der jetzt von den Kanzeln gepredigt und in Kinderlehre und Schule unterrichtet werden sollte, so fremd klang und so unverständlich war, als ob's Schwedisch oder Holländisch gewesen wäre. Daß dem so ist, davon haben wir nicht nur persönlich

Gelegenheit gehabt uns zu überzeugen, indem uns in einem dieser Kirchspiele auf die Frage, ob die dänische Predigt in der Gemeinde verstanden werde, mit einer entschiedenen Verneinung geantwortet wurde, obgleich das schon ein paar Jahre nach der Durchführung der Maaßregel war; sondern es ist auch umständlich bezeugt von dem bekannten Scheel, der noch vor ein paar Jahren als Minister für Holstein Mitglied des dänischen Ministeriums war, der als langjähriger Beamter in der Stadt Schleswig vor dem Krieg eine genaue Kenntniß jener Gegenden gewonnen hat, und der in seinen herausgegebenen Fragmenten die Kirchspiele aufzählt, in welchen das Volk völlig unfähig sey, die eingeführte dänische Kirchensprache zu verstehen, und daher die Maaßregeln der eiderdänischen Partei einer scharfen Kritik unterzieht. Von schleswig-holsteinischer Seite ist behauptet worden, daß überhaupt der auch im nördlichen Schleswig gesprochene Volksdialect gar kein Dänisch sey, daß er gar kein entschiedenes Gepräge habe, sondern ein Patois sey, ein Mischmas, das aus einer Mischung und einem Uebergang der Sprachen in einander entstanden, weder der einen noch der andern Sprache zugehört werden könne. Dem müssen wir jedoch entschieden widersprechen, denn obgleich der schleswig-dänische Dialect manche einzelne deutsche Wörter aufgenommen hat, und durch einzelne idiomatische Eigenthümlichkeiten sich von dem auf den Inseln gesprochenen Dänisch unterscheidet, so ist es doch seinem idiomatischen Gesamtcharakter nach ebenso unterschieden Dänisch, als das Plattdeutsche oder im Süden das Alemannische Deutsch ist, und der Uebergang vom Plattdänischen zum Plattdeutschen in Schleswig geschieht nicht durch ein allmähliches Verschwimmen des Einen in's Andere, das gar keine Grenze erkennen ließe, sondern Beide haben ihre deutlich erkennbare und bestimmbare Demarcationslinie.

Um die heillose Tendenz des Sprachprescripts in seinen Folgen für die Kirche in einigen Andeutungen vorzuführen, richten wir die Aufmerksamkeit auf denjenigen Landestheil, der am schwersten davon betroffen wurde, und den entschiedensten, obgleich kaum über die Grenze des passiven Verhaltens hinausgehenden Widerstand entgegensezte. Dies war das sogenannte Angeln, an der Ostsee zwischen der Flensburger Bucht im Norden und der Schley im Süden gelegen, ein schöner fruchtbarer Landstrich mit einer starken durchgängig sehr wohlhabenden Bevölkerung. Mehrere Umstände kamen zusammen, um hier die Folgen der neuen Maaßregel möglichst gewinnend zu machen. Das schleswiger Volk im ganzen hat eine stark hervortretende conservative Richtung, hält zäh an alten Ordnungen und Sitten, und ist daher geneigt, jede Neuerung von vorne herein mit Mißtrauen und Abneigung zu betrachten, zumal eine so tief greifende, wie die hier in Rede stehende. Der Angeler Bauer ist noch dazu stolz im Gefühl seiner Unabhängigkeit als freier Herr seines reichen und ihm reichlich zugetheilten Bodens, und ein solcher Eingriff in alte Ordnungen seines Gemeindelebens, ohne ihn zu fragen, ohne an ein ihm zustehendes Recht der Selbstbestimmung auch nur zu denken, war wohl geeignet, seinen Stolz zu reizen. Und dieser Eingriff vollends von dänischer Seite kom-

mend, von einem fremden feindlichen Volke, dem im Grunde gar kein Recht zustand, um hiesige Angelegenheiten sich zu bekümmern und mit roher Hand in sie einzugreifen; denn in Angeln hatte vor und während des Kriegs eine sehr entschiedene antidänische Stimmung geherrscht. Hier besonders war die deutsche Sprache in der vergangenen Zeit in verhältnißmäßig schnellem Vorrücken begriffen gewesen, denn der Angeler schätzte sie für sich und seine Kinder, weil sie ihm unentbehrlich war in seinem Verkehr mit dem Süden, und förderte sie daher mit Willen und Bewußtseyn, so daß in ganzen Strichen die ältesten Leute noch Dänisch konnten, während es der jüngeren Generation bereits eine ganz fremde Sprache war. Dann kam noch dazu der Wechsel in den Personen der Vertreter der Kirche; die früheren Geistlichen, die während des Kriegs größtentheils von den Dänen abgesetzt und vertrieben worden waren, kannten und verstanden das Volk, aus dem sie selbst hervorgegangen waren, sie hatten seine Liebe besessen und in Segen unter ihm gewirkt. Die neuen Geistlichen, die von Kopenhagen herüberkamen, mit dänischer Sprache, vom Volke wie von der sie anstellenden Regierung zunächst als Werkzeuge für die Durchführung des Sprachprescripts und die Dänisirung des Landes betrachtet, verstanden nicht mit dem Volke umzugehen und wurden von ihm nicht verstanden, bereiteten aus dieser Unfähigkeit der Verständigung oder auch in dänischem Zelotismus einzelnen Mitgliedern ihrer Gemeinden mancherlei Obicenen; so wurde das Verhältniß zwischen ihnen und ihren Gemeinden bald ein gespanntes, eine gegenseitige Antipathie, die oft in förmliche Feindschaft überging. Unter all' solchen Einflüssen mußte dann die Unzufriedenheit und die Abneigung gegen die dänische Meinung zum bitteren Ingrimm werden. Wäre im übrigen kirchliche Freiheit gewesen, so würden bald die alten Kirchen verlassen gestanden und die dänischen Prediger ohne Gemeinden geseßen haben auf den schönen Höfen ihrer Pastorate, und das im ganzen durchweg kirchlich gesinnte Volk würde sich zu freien Gemeinden gesammelt haben, die ihren Verband mit dem Staate aufgelöst hätten. Aber das war unmöglich gemacht durch die bestehende kirchliche Leibeigenschaft des Kirchenspielsbundes, das jeden Haus- und Hofbesitzer an diese bestimmte Kirche band und an den daran angestellten Geistlichen, so lange er nicht auch seinen Besitz loschlug. Dieses Verhältniß war bisher als alte heilige Ordnung geliebt und geehrt gewesen, aber jetzt war es zu einer Quelle der Bitterkeit geworden. Weniger gebunden schien man durch bestehende gesetzliche Bestimmungen hinsichtlich der Schule zu seyn. Aber hiefür wußten die wachsamten dänischen Hüter Rath. Neue Gesetze wurden alsbald improvisirt, die neue Schranken aufstellten, und man scheute sich dessen nicht, ob hiebei derbe Eingriffe in die persönliche Freiheit gemacht würden. Es wurde verboten, freie Schulen zu halten, wie sie vor dem Krieg stellenweise neben den öffentlichen Schulen bestanden hatten, nur unter der Bedingung, daß der Beitrag zur öffentlichen Schule doch gezahlt würde, und die Kinder sich zu den öffentlichen Schulvisitationen stellten. Es wurde verboten, daß mehrere Familienväter zusammenträten, um gemeinschaftlich einen Privatlehrer für ihre

Kinder zu halten. Es wurde verboten, daß ein Mann seine Kinder durch einen Hauslehrer unterrichten ließe, es wäre denn, daß Garantie dafür geleistet würde, daß sie wenigstens den Religionsunterricht in dänischer Sprache bekämen. Ja es wurde verboten, daß ein Mann selbst seine Kinder unterrichte, außer unter derselben Garantie. Diese letztere Verfügung wurde namentlich gegen einen Prediger in Anwendung gebracht, gegen den man keinen Vorwand der Absetzung hatte finden können. Es war ein Kirchspiel, wo an Einer Gemeinde zwei Prediger angestellt waren, und während die andere Stelle vacant war, hatte er allein alle Functionen versehen. Als nun die letztere Stelle mit einem dänischen Prediger besetzt wurde, war vorauszusehen, daß die Gemeinde sich in Casualien ausschließlich an jenen, ihren alten Prediger halten würde, und der neue von vorne herein mißliebige Dänische gar nichts zu thun bekommen würde. Um dem vorzubeugen, und aus keinem anderen Grunde, wurde er von der Regierung auf unbestimmte Zeit von allen Functionen suspendirt, und die Suspension soll ihm noch dazu auf eine recht unzarte Weise zugestellt worden seyn. Nun wünschte er wenigstens seine freie Zeit dazu nutzbar zu machen, daß er selbst seine eigenen Kinder unterrichtete, aber auch das wurde ihm verwehrt, außer unter Leistung der angegebenen Garantie. Nachdem hinsichtlich des Unterrichts solche willkürliche Schranken aufgestellt waren, sorgten dann schon die von früher her bestehenden Gesetze des Schulzwangs dafür, daß die Kinder die Volksschulen besuchen und Dänisch unterrichtet werden mußten. Dänische Nationallieder, dänische Geschichte spielten hier eine Hauptrolle. Sehr vermiften die Urheber solcher neuen Schranken ähnliche Gesetze hinsichtlich des Kirchenbesuchs, wie sie in den Gesetzen des Schulzwangs für den Schulbesuch bestanden. Denn wenn dänischer Gottesdienst gehalten wurde, standen die Kirchen leer und verödet da, manchmal fand sich gar Niemand ein außer den fungirenden Personen. Es soll wirklich an einer Stelle so weit gekommen seyn, daß eine polizeiliche Verfügung erlassen wurde, dahin lautend, daß zwei aus jedem Hause sich zum Gottesdienste einfinden müßten; und wie sehr so unnatürliche Zwangsverhältnisse dem Heiligthum zu Hohn und Schmach beim Volke gereichen mußte, ersieht man aus dem, was hinzugefügt wird, daß darauf hin aus manchen Häusern Ein Mann gegangen sey und als Zweiten aber seinen Hund mitgenommen habe, weil die Verfügung unterlassen hatte, ausdrücklich zu bestimmen, daß es zwei Personen seyn sollten.

Welche heillose Wirkung zur Untergrabung alles kirchlichen Sinnes und zu möglichster völliger Entfremdung des Volkes von Religion und Christenthum solche Verhältnisse haben müssen, wird man sich denken können, wenn man sie sich nicht vergegenwärtigt, und bedenkt, daß sie nun schon an die acht Jahre bestanden haben. Und sie haben sich nicht etwa im Laufe dieser Zeit gemildert, sondern unter der Aufrechthaltung eines fortwährenden passiven Widerstandes hat der Ingrimm sich immer tiefer eingefressen in den Herzen des Volkes. Noch stehen die Kirchen leer und verödet, fast Niemand besucht den dänischen Gottesdienst, fast Niemand geht zum dänisch administrierten Abend-

mahl. Zwischen Prediger und Gemeinde, die sonst nicht nur ein in Ehren und liebender Achtung gehaltenes Amtsband, sondern auch ein Band vielfacher Beziehungen persönlicher Liebe und Freundschaft verknüpfte, ist jetzt in diesem Landestheil durchweg ein gespanntes, vielfach ein förmliches Feindschaftsverhältniß, wie es denn kaum zwei Jahre her ist, daß wir von einem in Angeln angestellten dänischen Prediger selbst in einem öffentlichen Blatte das Verhältniß zwischen Angeler Gemeinden und dänischen Predigern unverhohlen so dargestellt fanden, nur daß natürlich die Hände der Prediger in Unschuld sich wuschen, und alle Schuld auf den breiten Rücken der Gemeinden geschoben wurde. „Wir leben hier,“ hatte etwa um dieselbe Zeit die Frau eines Predigers gesagt, „wie die Gullen unter den Krähen, aber wir haben ja doch zu leben.“ Und das ist in der That der einzige Gesichtspunkt, von dem aus diese Prediger unter solchen Umständen in ihren Aemtern stehen bleiben können und stehen bleiben.

(Schluß folgt.)

Amt, Stand und Person des evangelischen Predigers.

(Schluß.)

Und nun die Frage nach dem Stande der evangelischen Prediger. Wir können sie nach dem Bisherigen kurz behandeln. Daß es einen solchen Stand giebt, das beantwortet schon die alltägliche Sprache und der Augenschein mit entschiedenem Ja. Was ist aber unter dem Stande zu verstehen?

Das Wort Stand kann bezeichnen die Einheit vieler, welche in der bürgerlichen Gesellschaft eine gesonderte Stellung oder gleichartigen Beruf haben, oder im Besitze eigenthümlicher Amtsrechte stehen. Man redet von einem Adelsstand, von einem Kaufmannsstand, von einem Stand der Geistlichen. Man sieht, wie verschiedenartig derselbe Begriff in diesen drei Fällen zu fassen ist. Wir haben es nur mit dem letzteren zu thun, aber die Vergleichung macht uns den Begriff klarer.

Ist der Stand der evangelischen Prediger etwa zu denken nach Art des Begriffs des Adelsstandes? So faßt die römische Kirche ihren Priesterstand auf, als eine mitten in der Gemeinschaft der Kirche abgesonderte, durch besondere Privilegien ausgezeichnete Classe. Wie der Adel im bürgerlichen Leben der alten Welt als ein gesellschaftlicher Vorzug erscheint und die an ihm Theilhabenden eine exklusive Corporation mit ihren verschiedenen Graden und Privilegien bilden, so in der römischen Kirche der Priesterstand. Es ist da zwischen

Priestern und Laien ein durchgreifender Naturunterschied statuiert, sofern das kirchliche Leben in Betracht kommt. Dem Priester, weil er Priester ist, dem Priesterstand angehört, kommen Attribute zu, die dem Laien nie zukommen. Dem Priester als solchem wohnen höhere Kräfte in, an denen der Laie nie participirt. Wenn der Priester amtlich fungirt, so hängt die Wirkung der Function nicht vom amtlichen, göttlicher Ordnung gemäß vollzogenen Acte ab, sondern in erster Linie von der angeblich höheren Begabung des Priesters als Genossen der eigenthümlichen Natur des Priesterstandes. Diese höhere Begabung wird ihm vermittelt durch die bischöfliche Ordination. Er mag im Uebrigen seyn wie jeder andere Christ. Als solcher participirt er gewiß auch an Gaben des heil. Geistes. Aber innerhalb der Schranken des Priesterstandes giebt der heil. Geist wieder ganz andere Gaben, als außerhalb desselben. Hier wieder jener Dualismus, der sich durch das System zieht. Die Laienschaft participirt am Heil, sie ist mit Gott im Glauben versöhnt. Das wird aber gleich wieder negirt, denn das Göttliche kehrt eigentlich doch nicht recht beim Laien ein, er steht doch, wie christlich er auch seyn, was auch vom Werk des heiligen Geistes an ihm seyn mag, Gott ferne und es wird ein vermittelnder Priesterstand, mit magischen Kräften versehen, zwischen eingeschoben. Dieser Priesterstand öffnet und schließt den Himmel. Das ist das Vorrecht der Kaste. Es ist nicht das göttliche Werk des Geistes im Herzen des Einzelnen, es ist nicht der Glaube an Christus, das Leben in ihm, was der Seele ihren Werth giebt, sondern es bedarf des Mechanismus, des ceremonialdienstlichen Formenwesens, um die Legitimität für's Reich Gottes zu attestiren. Dafür ist der Stand der Priester eingesetzt.—Den Widerspruch dieser römischen Ordnung gegen die ganze Anschauung des neuen Testaments aufzudecken, ist hier nicht unsere Absicht. Es ist uns nur um den Contrast zwischen dem Römischen und Evangelischen, der auch hier an's Licht tritt, zu thun.

Die der römischen Ansicht schroff gegenüberstehende faßt den Predigerstand auf etwa nach Art des Kaufmannsstandes. Da liegt jene oben bezeichnete atomistische Ansicht von der Kirche zu Grunde. Es wird angesehen als die Sache individuellen Beliebens, daß Jemand Prediger wird, wie es die Sache individueller Willkühr ist, daß Einer in den Kaufmannsstand eintritt. Nur zeigt sich hier das äußerste Verkennen des Unterschiedes zwischen der Privatstellung und der amtlichen Stellung eines Menschen. Das Amt in seiner Bedeutung wird da nothwendig untergraben. Es kann da auch nicht auffallen, daß keine Stabilität im Amte und seinem Charakter ist, denn es ruht auf der Zufälligkeit von Individuen. Ein so gewordener Predigerstand kann auch auf Achtung um des Standes willen keinen Anspruch machen, denn er erscheint als eine Eigenschöpfung, er ruht auf keinem tieferen Grunde als auf der Zufälligkeit äußerlicher Verhältnisse oder persönlicher Neigung und Anlage. Hier ist auch die größte Gefahr, daß das Amt in Abhängigkeit von dem auf solche Weise gewordenen Stande komme; der Stand ist hier das Product des Zufälligen, Momentanen; die Kirche muß da an den Strömungen des Zeitgeistes in ihrem Wesen berührt

werden, und Stand und Amt werden dadurch in eine Abhängigkeit von Elementen kommen, die nicht der Kirche und Christo einverleibt sind. Man dürfte von diesen Entartungen der Kirche nicht reden, würden sie nicht eben in der Neuen Welt und ihrer Wirklichkeit uns vor Augen treten. An anderen Orten wäre es wohl auch dazu in viel größerer Ausdehnung gekommen, wenn nicht das Institut des Staatskirchentums wenigstens äußerlich das Ausbrechen des innerlich längst vorhandenen Schadens verhindert hätte. Doch ist das Treiben der Lichtfreunde und Deutschkatholiken als Beispiel hier anzuziehen.

Weder diese letztere noch jene römische Anschauung entspricht dem Begriff des Predigerstandes nach biblischen, evangelischen Principien. Wir wissen wohl, daß der Herr Jesus Christus das heil. Amt in seiner Gemeinde eingesetzt hat, nicht aber, daß er einen von der Gemeinde corporativ abgesonderten Stand der Amtsträger eingesetzt hat. Die evangelische Kirche weiß darum auch Nichts von einem generischen, auf innerer Wesensdifferenz beruhenden Unterschied zwischen Priestern und Laien, Nichts von solcher Spaltung der Kirche und Gemeinde in Priester und Nicht-Priester. Sie weiß Nichts von supranaturalen Kräften, welche einem Priesterstand in Mitten der Gemeinde, nicht aber ihr zukommen sollen. Sie weiß sich in ihrem christlichen Seyn und Leben wohl abhängig vom Amt und seiner Verwaltung in Uebereinstimmung mit göttlichem Worte, aber sie weiß sich nicht abhängig von einer Priesterkaste, einem Stande mit exclusiven Standesprivilegien. Sie weiß Nichts von einem specifischen Unterschiede der Geistesgaben zwischen Laien und Predigern. Außerordentliche Gaben des Geistes mögen Einzelne unter Laien und Predigern haben, aber daraus wird kein Standesunterschied, daraus entstehen keine besondere Standesrechte. Es ist nicht die Person als Glied einer besonderen privilegierten Classe, eines Standes, deren Standes- und—auf's Individuum angewendet—Personal-Vorrechte der Amtshandlung ihre Bedeutung geben; sondern es ist das Amt, welches die Person qualificirt. Darum kommt es auch gar nicht auf die zufällige Intention der fungirenden Person an, wenn die Amtshandlung richtig und geltend seyn soll, wie die römische Kirche lehrt; vom Stand und seinen Individuen als solchen ist die Kraftwirkung der Function nicht abhängig, sondern das Amt hat seine Geltung um göttlichen Wortes und Verheißung, um Christi willen, der sein Werk nicht von einem Standesunterschied, von einem „Ansehen der Person“ in seiner Kirche abhängig macht. Ein Stand ist also da in der evangel. Kirche, ein Stand der Prediger, durch die Gleichartigkeit des Berufs der Amtsträger, durch die besondere Verordnung zum Beruf, durch die göttliche Würde dieses heil. Berufs, der nicht aus natürlichem Trieb und Leben kommt, sondern auf einer göttlichen Gnadenstiftung ruht, der uns nicht zeitliche, sondern ewige Güter vermittelt, der an besondere Heilsoffenbarung gebunden ist und um aller dieser Merkmale willen von jedem anderen Berufes sich scheidet. Der zum Amt in der evangelischen Kirche Berufene ist aus der Gemeinde, er wurzelt mit seinen Gaben, gerade wo sie auch wurzelt. Es ist specifisch kein anderes Leben in ihm als in ihr. Aber durch den Amtsberuf

ist mittelst der Gemeinde das Gebot Christi vom Amte an ihm vollzogen. Er ist darum kein von den Laien specifisch Verschiedener geworden, sondern ihm ist jener Thätigkeitskreis nach Christi Willen angewiesen, nämlich das Amt, welches zwar für Alle, aber nicht durch Alle zu vollziehen ist. Dem römischen Priester giebt sein Stand, sein Zustand als Priester Bedeutung; dem evangelischen Prediger sein Stehen im Amt, seine Amtsthätigkeit, sein amtliches Thun nach Christi Befehl. Jener fordert Glauben um seines göttlichen, übernatürlichen Standes, dieser um seines im Gehorsam gegen göttliches Gebot vollzogenen Amtes willen. Jener wird sich berufen auf seine Priesterweihe, durch die ihm die Standesprivilegien mitgetheilt sind; dieser auf seinen Gehorsam gegen den Amtsbefehl Christi, ohne welchen Gehorsam keine Ordination dem amtlichen Handeln Kraft geben kann.

Man sieht, daß der Titel Priester, wie ihn die bischöfliche Kirche für den Stand evangelischer Prediger noch in Anwendung bringt, doch nur sehr ungentlich zu nehmen ist, daß in keiner Weise damit verbunden werden darf, was die römische Kirche damit verbindet. Denn an eine Intercession des Priesters für die Gemeinde, der, weil ein Priester sie darbringt, besondere Kraft zukäme, ist ja gar nicht zu denken; ebensowenig an irgend ein Opfer, das der Priester nach Standesrecht oder Amtspflicht darbrächte zur Veröhnung der Gemeinde. Das was das Charakteristische eines Priesterthums in einer ceremonialdienstlichen Kircheninstitution ist, fällt gänzlich weg. Die Weihe sondert aus für einen besonderen Stand und Beruf, nämlich den kirchendienstlichen, aber die Kraft der Amtshandlung ist nicht durch sie an sich bedingt, obwohl durch die Ordnung des kirchlichen Lebens das Recht des Amtes den Standesgenossen zugehört, und keinem Anderen. Der Ausdruck Stand der Geistlichen, obwohl aus einem römischen falschen Unterschied und Gegensatz der spirituales und der Weltlichen hervorgegangen, deutet doch an, daß ein Stand unter den Ständen ist, der mit der Pflege der geistlichen Dinge betraut ist und dessen Glieder nach der Größe ihres Berufes im prominenten Sinne geistliche Menschen seyn sollten. Nennt man dieselben Diener am Wort, Pastoren, Prediger, Seelsorger, so liegt in dem Allem, wie auch die confessionellen Differenzen innerhalb des Protestantismus dabei hineinspielen mögen, der einstimmige Gegensatz gegen eine Priesterkaste, wie sie sich in der römischen Kirche findet. Das Priesterliche tritt auf evangelischem Boden völlig in den Hintergrund und die nähere Verwandtschaft des Amtes eines evangelischen Predigers zum prophetischen Amt, zum Lehramt ist einleuchtend. Es leuchtet auch von selbst ein, daß die Unterschiede innerhalb des Standes der evangelischen Prediger nicht das Wesen des Amtes als solches betreffen können, daß Nichts in der evangelischen Kirche überhaupt da ist, was an sich dem Princip der Parität der Genossen des evangelischen Priesterstandes zuwider wäre. Wenn aber manche Kirchenverfassungen, z. B. die episcopale, von diesem Princip Umgang nehmen, so geschieht das bald mehr durch die Beibehaltung der dem Worte Gottes nicht geradezu widerstreitenden Formen

aus der römischen Kirchenverfassung, bald mehr in Folge eines im Blick auf praktische Bedürfnisse getroffenen Uebereinkommens. Jenes und dieses sucht sich aus dem Vorbilde der Urkirche zu rechtfertigen.

Endlich die Person des evangelischen Predigers. Was hier in Betracht kommt, ist die ganze Persönlichkeit des Amtsträgers und Standesgenossen. Sein Amt ist ein besonders wichtiges, sein Stand ein eigenthümlicher. Was sind die rechten Qualificationen dazu?

Das bedarf keines Beweises, daß die Persönlichkeit, ihre ganze Ausrüstung, Constituirung, Befähigung von eminenter Bedeutung für das Amt des evangelischen Predigers ist. Wir wissen auch, daß der Stand in seinen Bestandtheilen wiederum von mächtiger Rückwirkung auf die sociale Geltung des Amtes ist, zu dessen Trägern seine Glieder berufen sind.

Aus dem Wesen des evangelischen Predigtamtes und aus der Aufgabe, die dem Stande der evangelischen Prediger gesetzt ist, müssen sich die Anforderungen an die Person des Predigers ergeben. Das Wesen des Amtes bleibt überall dasselbe, so auch im Wesentlichen die Anforderungen an den Stand. Von den relativen Einflüssen der Verfassung, der äußeren Verhältnisse der Kirche auf Amt und Stand muß hier abgesehen werden.

Was ist das Wesentliche des evangelischen Predigtamtes? Es ist das stetige, geordnete Vollziehen des Befehles Christi, zu lehren das Wort, zu verwalten die heiligen Sacramente, zu leiten seine Gemeinde. Darin vollzieht sich das Amt an der Gemeinde im Ganzen, an den Einzelnen. Von den Gliedern des Standes, dem dies Amt anvertraut ist, erwartet man die persönliche Befähigung, den Forderungen des Amtes zu entsprechen.

Der Pflichtenkreis des evangelischen Predigtamtes scheint nach jener Bestimmung ein sehr enger zu seyn. Ja, er scheint auch ein leichter zu seyn. Denn ist nicht die Lehre gegeben? Ist nicht die Verwaltung der zwei Sacramente sehr einfach? Geht nicht die Leitung der Gemeinde nach bestimmter gesetzlicher Ordnung vor sich?

Ja, es scheint leicht und einfach zu seyn. Aber es setzt dennoch Vieles voraus und fordert tüchtige Kräfte. Und es schließt sehr Vieles in sich. Das ist die Sache nicht, daß Einer Amt und Titel hat, sondern daß er der rechte zu Weiden ist.

Gleich das Erste, was nicht zufällig in den Vordergrund tritt, das Lehren, deutet auf ein Bedürfniß besonderer Begabung hin. „Es unterwende sich nicht Jedermann, Lehrer zu seyn!“ Jac. 3, 1. Da tritt auch sogleich wieder der Unterschied des römischen Priesters und des evangelischen Predigers an's Licht. Das Lehren ist bei jenem die Nebensache, die sacramentalen, weihenden, liturgischen Dienste sind die Hauptsache. Das Lehren aber tritt bei uns gerade in den Vordergrund, weil wir auf die Erkenntniß, die Aneignung und das lebensvolle Verständniß des geoffenbarten Wortes vorerst Gewicht legen müssen. Und da gilt es, „Allen Alles zu werden,“ dem Kindlein und den Alten, den Schwachen und den Starken gerecht zu werden. Wer in der römischen Kirche dem ortho-

doren Glauben zustimmt, der ist mit dem Lernen der Lehre wesentlich fertig; es kommt jetzt bei ihm hauptsächlich auf das vom Priester geleitete kirchlich-fromme Thun an. Nicht so bei uns Evangelischen. Die Unterordnung unter die kirchliche Autorität thut's bei uns nicht. Wir wollen eine lebendige Uebersetzung von der uns mitgetheilten Wahrheit, und diese Wahrheit, die zur Bestimmung bei uns werden, in That und Leben eingehen soll, ist die treibende Kraft unseres Handelns. Dem römischen Priester dient eine Summe von Vorschriften, nach denen er sein Amt bestellt. Es ist ihm dabei wenig Freiheit gelassen. Gegenüber der kirchlichen Fixirung seiner Pflichten tritt seine Individualität in den Hintergrund. Bei uns dagegen kommt so viel mehr gerade auf die Begabung des Amtsträgers an. Dort liegt es daran, daß die einzelnen Acte gemäß dem Rituale vollzogen werden; hier hängt aber so viel ab vom Wie. Der römische Katholik sieht auf den Priesterrock; die amtlichen Functionen dessen, der ihn trägt, sind gültig; die Persönlichkeit ist von geringer Bedeutung; es kommt an auf das Vollziehen der Form, die von der Kirche festgesetzt ist. Bei uns aber liegt das Gewicht auf dem Inhalt, auf der inneren Wahrheit und Kraft, da der Geist dem Geist dabei Zeugniß giebt. Der evangelische Prediger soll in den Herzen den Grund göttlicher Erkenntniß legen, die göttliche Wahrheit wichtig und groß machen, die Seelen zu einer Gewissensüberzeugung von der Wahrheit des Wortes Gottes führen, den Schein dieses Lichtes in die finsternen Herzen, in das Sündenleben der Welt fallen lassen, er soll unterrichten, berichten, strafen, trösten, ermuntern, erbauen, leiten und weiden. Es sollen immer neue „Ströme des lebendigen Wassers von seinem Leibe fließen“; er soll es verstehen, zu führen „das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes“; er soll „anhalten zur Zeit oder zur Unzeit“; er muß sich tief bücken und beugen können und in Geduld die Widerwärtigen tragen; er muß aber auch unbeugsam und unerschütterlich seyn um der Ehre seines Herrn willen; er soll „nicht nach eitler Ehre geizig seyn“ (Gal. 5, 26), aber auch „sich von Niemand verachten lassen“ (Tit. 2, 15); er soll auf der Höhe der Zeitbildung stehen, aber vom Zeitgeist soll er Nichts an sich haben; er muß wachen und beten und arbeiten, aber er ist nie fertig weder mit sich, noch mit Anderen, noch mit seinem Amte; er darf sich nicht mönchisch-ascetisch von der Welt zurückziehen, aber noch viel weniger darf er „sich dieser Welt gleich stellen“. Er soll sorgen, daß die Gemeinde erbaut werde und ihre Gottesdienste ihr zu stets neuer Lust und Segen werden, aber er soll auch die Einzelnen im Herzen tragen. Er soll seinem eigenen Hause wohl vorstehen, aber auch wachen über dem Heiligthum Gottes, daß die Unreinen draußen bleiben oder sich heiligen lassen, und er fürchtet sich vor dem Gedanken, daß er am Ende „Anderen predige und selbst verwerflich werde.“ „Ein Bischof soll seyn untadelig, als ein Haushalter Gottes, nicht eigensinnig, nicht jornig, nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche Handthierung treiben, sondern gastfrei, gütig, züchtig, gerecht, heilig, keusch, und halten ob dem Wort, das gewiß ist und lehren kann, auf daß er mächtig sey zu ermahnen durch die

heilsame Lehre und zu strafen die Widersprecher.“ (Tit. 1, 7—9). Er muß so Vieles thun, es kommt wahrlich so viel darauf an, was er ist und wie er ist, und doch soll sein Ich Nichts seyn, auf daß Christus und nur Er groß werde vor der Gemeinde und in den Herzen.

Das Alles und noch viel mehr liegt im Amte des evangelischen Predigers. Nicht als ob der Mann das Amt machte, aber gewiß ist, daß auch das Amt den Mann noch nicht macht. Und ebenso gewiß ist, daß für das Amt unendlich viel auf die Persönlichkeit des Amtsträgers ankommt. Die Routine der Amtspraxis thut's nicht, auch nicht die bedeutendste natürliche Begabung zum Lehren, Anregen, Mittheilen, Erklären, zum Organisiren und Leiten; auch nicht eine Fülle der Phantasie, oder die Wärme des Gefühls, oder der scharf zersetzende Verstand; auch nicht die tüchtigste wissenschaftliche Befähigung, oder der treue Fleiß und das fortgesetzte Suchen und Sammeln; auch nicht der sittliche Ernst und die Festigkeit des Charakters; auch nicht die eindringende Welt und Menschenkenntniß oder die amtliche Dignität, das bei öffentlichem Auftreten wohl anstehende Würdegefühl, auch nicht die pünktliche Strenge in der Erfüllung amtlicher Pflicht, sondern so gut das Alles seyn mag, es muß Eines dazu kommen, eine Weihe von oben, eine Salbung zum prophetischen Amt mit dem Geist von oben, daß dadurch zum stetigen Gang des Amtes der immer frische Impuls der „Kraft aus der Höhe“ hinzukomme. Dafür kann keine sonstige Ausrüstung als Ersatz dienen. Dadurch wird erst die Wahl des heiligen Berufes versiegelt, die Würde des Standes verwahrt und der heilige Dienst ein „Amt des Geistes und nicht des Buchstabens“.

Philadelphia.

W. J. M.

Ein Besuch im Zellengefängniß zu Bruchsal.

(Aus der Allgemeinen Zeitung.)

Vor nunmehr vierzehn Jahren hat der Schreiber dieses die amerikanischen Besserungsgefängnisse in ihrem Vaterlande kennen gelernt; für seine Wünsche viel zu spät ist ihm erst kürzlich die Gelegenheit geworden, jene Beobachtungen mit dem Eindruck zu vergleichen, welchen „das neue Männerzuchthaus in Bruchsal“, der Erstling seiner Art auf deutschem Boden, auf den Beschauer macht.

Es ist inzwischen über die Frage der Einzelhaft so viel auch in diesen Blättern verhandelt worden, daß es überflüssig seyn würde, dieselbe nochmals eines Weitern zu erörtern, und gegen die Irrthümer und Entstellungen zu Felde zu ziehen, welche immer noch von den Einem gesiffentlich verbreitet und

von den Andern geglaubt werden. Bekennen wir daher nur kurz unsere Ueberzeugung: daß die gemeinsame Haft stets den Verbrecher nur verschlechtert hat, und daß nur die Einzelhaft dem Staate die Macht über den Verbrecher giebt, ihn zu strafen und zugleich ihm wohlzuthun. Wem diese Sätze zurückstoßend erscheinen, und wer namentlich den zweiten derselben der Neuheit wegen für ein Phantasiegebild erklären möchte, dem wollen wir anrathen, wenn ihm die Wahrheit am Herzen liegt, den Ausflug nach Bruchsal zu unternehmen, und selbst zu sehen und zu lernen.

Dem Schreiber dieses hat die Vortrefflichkeit des sogenannten pennsylvanischen Systems schon angesichts der Anstalten zu Philadelphia eingeleuchtet, namentlich gegenüber den von ihm dort beobachteten deutschen Gefangenen, in Bezug auf welche die Bedingungen des Erfolgs wohl die ungünstigsten waren. Mit Bewunderung und Freude kann er jetzt der Anstalt zu Bruchsal das Zeugniß geben, daß sie, bei gleicher consequenter Treue gegen das Princip in allen Dingen das gleiche, in vielen Vorzüglicheres leistet, und manche Bedenken beseitigt, welche man sonst zu den schwersten Einwendungen gegen das System zählen dürfte.*

In dem großen Staatsgefängniß zu Philadelphia bildete es die Regel, daß der Sträfling seine Zelle mit anstoßendem Spazierhof nie verläßt, und eine vereinzelte Ausnahme, die damals erst vorbereitet wurde, waren die von Zeit zu Zeit für jeden angeordneten Bäder. Wenn nun die Durchführung der Absonderung von andern Sträflingen hierzu naturgemäß auffordert, und die Versammlung mehrerer in einem Raum, z. B. in Kirche und Schule, auch in dem Fall nicht ohne Bedenken zu seyn scheint, wo die Sträflinge einander nicht sehen, noch mit einander verkehren können, so muß man doch zugestehen, daß keines der Uebel, welche von der Einzelhaft unzertrennlich sind, so depri-mirend auf den Gefangenen wirkt, als dieses Eingemauert seyn innerhalb derselben engen Räume, vielleicht Jahre hindurch. Ein ungeheurer Fortschritt in der Anwendbarkeit des Systems, und in der Möglichkeit, ihm zahlreiche Anhänger zu gewinnen, liegt also unserer Ansicht nach in der Ueberwindung jenes Uebelstandes, und aus diesem Grunde zuallermeist sind wir mit dem Gefühl so hoher Befriedigung und freudiger Hoffnung für die Sache von Bruchsal geschieden.

In Bruchsal nämlich verläßt jeder Sträfling täglich seine Zelle, um sich Sonntags und an drei Wochentagen in die Kirche, an den drei übrigen Tagen in die Schule zu begeben. In Philadelphia fehlten gemeinschaftliche Räume zu diesen Zwecken ganz; der Gottesdienst in den Zellenflügeln bei halbgeöffneten Thüren war in jeder Beziehung unzulänglich, und die Zellenbesuche des Geistlichen und des Lehrers konnten bei einer Zahl von mehr als

* Wir wollen natürlich nicht verkennen, daß jene schon durch ihre Priorität ehrwürdige Anstalt seitdem in vielen Dingen mit der Erfahrung gleichfalls fortgeschritten seyn wird. Ann. d. Verf.

500 Gefangenen kaum in Betracht kommen. Hier sehen sich Geistlicher und Sträfling, die Zellenbesuche ganz abgerechnet, wöchentlich viermal Aug' in Auge. Den gedachten Herren beider Confessionen sind wir bei unserem kurzen Besuch nicht vorgestellt worden, aber wir meinen, Sträflingen sey gut predigen, solchen Sträflingen namentlich, bei denen nicht jede erste Regung zur Buße durch den Hohn der Mitgefangenen wieder erstickt wird. Der Schule haben wir, durch die besondere Güte des Hrn. Directors Füeslin, beigewohnt; ein mäßig großes Zimmer enthält 28 amphitheatralisch übereinander aufgebaute Sperrsitze, welche den Blick nach dem Katheder des Lehrers frei lassen, aber die Gefangenen von einander völlig absondern; diese marschiren nach der Hausordnung je 15 Schritt von einander, und das Gesicht durch eine Schirmkappe verdeckt, nach ihren Plätzen, und werden von den Aufsehern jeder in seinem Stuhl eingeschlossen. Die kleine Prüfung, welche der Lehrer mit den Sträflingen anstellte, umfaßte Geographie, Kopfrechnen, Mathematik bis selbst zur Stereometrie, landwirthschaftliche Bodenkunde, und gewährte den günstigsten Eindruck sowohl von der höchst praktischen und anregenden Lehrweise, als von dem Eifer und der Fassungskraft der Lernenden. Dabei war die gespannte, selbst freudige Aufmerksamkeit der Letzteren eine recht interessante und wohlthuende Widerlegung der banalen Behauptung, daß die Einzelhaft zum Stumpfsinn führe. Jeder Sträfling unter 35 Jahren, und der ältere auf Verlangen, erhält Schulunterricht.

In gleicher Weise werden die Sträflinge zur Kirche geführt, und wohnen in eben so construirten Siben dem Gottesdienst, jeder nach seiner Confession, bei. Beim Anblick dieser Einrichtungen wirft sich nun freilich dem mit den strengen Vorkehrungen Philadelphia's Bekannten die Frage sofort auf: ob durch diese Nähe in demselben Raum nicht der Anlaß zu Verbindungen zwischen den Sträflingen gegeben, oder doch die Lust dazu im stärksten Maaß angeregt werde? Dieses Bedenken durch eigene Beobachtung zu beschwichtigen, reicht allerdings ein kurzer Nachmittag nicht hin. Director Füeslin indeß bestreitet aus Erfahrung jene Vermuthung; die meisten Sträflinge wünschten nicht einmal Bekanntschaften mit den andern, und die Mehrzahl der Anzeigen wegen verbotenen Verkehrs komme von Gefangenen selbst, welche damit die Bitte verbänden, gegen solche Anmuthungen geschützt zu werden. Die Persönlichkeit des Directors und der überwiegende Werth, welchen derselbe auf die Durchführung der Trennung der Gefangenen legt, lassen diese Versicherung völlig glaubwürdig erscheinen, und dieselbe wird auch durch den Umstand gestützt, daß je weniger einförmig die Haft, desto geringer wohl jene Sehnsucht nach Verkehr mit den andern Gefangenen seyn wird. Das Resultat an und für sich würde aber schon als ein höchst wichtiger Fortschritt zu betrachten seyn.

Der Sträfling zu Bruchsal verläßt aber außerdem täglich seine Zelle zweimal, um sich im Spazierhof Bewegung zu machen. In Philadelphia hat jede Zelle des untern Stocks ihren eigenen Spazierhof, welcher rings von Mauern umschlossen ist. Wir haben jederzeit dieses Gut des Gefangenen sehr

hoch angeschlagen, und gerade darin einen Vortheil erblickt, daß jeder Gefangene seinen Spazierhof als sein eigen betrachten, und z. B. mit Blumen ausschmücken darf. Indes die Kosten dieser Ummauerungen sind enorm, und wenn man die Wohlthat eines solchen Spazierhofes jedem Gefangenen zuwenden will, so entsteht die doch noch kostspieligere Nothwendigkeit, lauter einstöckige Zellenflügel zu bauen. Zu den einflussreichsten Gegnern der Einzelhaft werden aber ohnehin immer die Finanzleute gehören, und jede wesentliche Verminderung der Baukosten ist ein wichtiger Schritt zum Ziele; außerdem aber begegnen wir in Bruchsal einer so vortrefflichen Einrichtung der Spazierhöfe, daß wir in doppelter Hinsicht auch hier einen Vorzug vor den älteren Anstalten freudig anerkennen müssen. Die Spazierhöfe sind nämlich an verschiedenen Punkten des Hofes strahlenförmig um einen Beobachtungsmittelpunkt geordnet; die Peripherien der so entstehenden Kreise aber sind nicht mit Mauern geschlossen, sondern nur vergittert, und gewähren einen Blick auf die verschiedenen Partien des Hofes, ja selbst auf Blumenbeete, die gesliffentlich da angebracht sind. Da nun die Sträflinge in der Benutzung der Höfe wechseln, so wird die Eintönigkeit der Umgebung durch diese tägliche Abwechslung im Genuß eines freieren Horizonts auf die glücklichste Weise unterbrochen, und jener Eindruck des Eingemauertseyns auch hiedurch ganz beseitigt. Uebrigens empfiehlt der Director die Anlage der Spazierhöfe am Ende der Zellenflügel nach dem Muster eines der neuesten Gefängnisse als erleichternd für die jeden Tag viermal nöthige Abführung jedes Gefangenen.

Auch die dreistöckigen Zellenflügel erklärt Hr. Füeslin für eine völlig praktische Anordnung, nicht minder die sämmtlichen baulichen Einrichtungen der Zellen. Und hier müssen wir vor allem bezeugen, daß die Luft in sämmtlichen Räumen vortrefflich, und trotz des sehr heißen Tages überall die Wärme erträglich war. Im Winter ist die vielberufene Luftheizung im Gang; man will ihre an diesem Ort befriedigende Wirkung damit erklären, daß man eine verhältnißmäßig große Anzahl Defen im Kellerraum hat, daß jeder derselben nur Räume desselben Stockwerks heizt, und daß die Einströmung der warmen Luft oben, statt unten, in jede Zelle erfolgt; dagegen ist eine entsprechende Oeffnung zum Luftabzug unten. Die Wärme kann sich jeder Gefangene selbst reguliren. Außerdem enthält jede Zelle eine Gasleitung, so daß während der kurzen Tage der Sträfling nicht durch die Dunkelheit gequält wird, sondern bis zur festgesetzten Feierabendstunde arbeiten kann. Auffallend dagegen ist die völlige Abwesenheit der in andern Anstalten so ausgebildeten Nöhrensysteme für Abtritte und Wasserleitungen, welche nicht nur unaufhörliche Reparaturen verursachen, sondern auch der stete Leiter von Correspondenzen für die Sträflinge sind. Ein Gefäß zur Reinlichkeit in einem nach außen und innen zugänglichen Mauerloch jeder Zelle ersetzt die ersteren, und der Wasserkrug wird von dem Gefangenen bei seinen Ausgängen außerhalb niedergelegt und vom Aufseher wieder gefüllt; für Nothfälle kann der Sträfling jederzeit den Auf-

seher durch einen in seiner Zelle befindlichen Schellenzug herbeirufen, und es ist dies alles auf das sinnreichste eingerichtet.

In der eigentlichen Zelleneinrichtung fällt sofort die Geräumigkeit, der freundliche gelbe Anstrich und das große zum Deffnen eingerichtete Fenster vortheilhaft auf; das Bett ist dem Bedürfniß entsprechend, der kleine Hausrath zweckmäßig und sauber geordnet. Bibel, Gebetbuch und ein für die Anstalt geschriebenes belehrend-unterhaltendes Lesebuch finden sich in jeder Zelle; nicht minder zeigen die überall vorhandenen Schulhefte, daß der Sträfling die geistige Anregung des Schulunterrichts auch in die Zelle mitnehmen, und in den Erholungszeiten Aufsätze und Zeichnungen fertigen darf. Gute Bücher darf er sich aus seinem Nebenverdienst anschaffen. Die Kost besteht in 1½ Pfund Brod und dreimal täglich Suppe, jeden zweiten Tag Fleisch, und wird nach Umständen verstärkt.

Besonders angenehm berührt es den Besucher, daß die regelmäßige Zeiteintheilung überall dem Gefangenen, wie wir wohl glauben dürfen, aufrichtig entgegentritt. Auf den Gängen befinden sich laut schlagende Uhren, und jede Zelle hat ihren Stundenplan und ihren Kalender, letzteren von der Art, daß neben dem Tag zugleich ein passender Bibelabschnitt zur Lectüre angegeben ist. So ist auch hier der Einförmigkeit und Eintönigkeit wirksam entgegenarbeitet.

Was wir von der Hauszucht zu sehen und zu hören bekamen, trägt denselben Charakter der Milde, verbunden mit voller Principientreue. Was Schreiber dieses immer behauptete: daß die Anwendung des Systems in Deutschland weit günstigere Bedingungen vorfindet, als bei den schroffen und gemütharmen Yankee's, fand er hier völlig bestätigt, und freilich muß vom Herzen kommen, was zum Herzen gehen soll. Die Sträflinge waren alle sichtlich erfreut, den Director zu sehen, und derselbe wußte ihnen den einfachen Katechismus dessen, was ihnen noth thut, so nahe zu legen, daß man wohl hoffen darf, daß die Erweichung des verstockten Gemüths, dieses große Ziel der Einzelhaft, hier in erfreulichster Weise erreicht wird. So ist es auch möglich gewesen, im vorigen Monat nur vier Hausstrafen unter 330 Gefangenen anzuwenden. Briefe schreiben und empfangen dürfen die Sträflinge jeden Monat, und ebenso ihre Angehörigen und selbst Freunde im Sprachzimmer sehen.

Das Princip angestrebter Arbeit wird hoch gestellt, nicht minder die Erlernung eines Handwerks, und diese letztere ist ungleich entwickelter und mannigfaltiger als in Philadelphia, wo wir fast ausschließlich Weber und Schuhmacher antrafen, während hier außerdem Schreiner, Schlosser, Küfer, Buchbinder, Schneider und Stuhlflächter beschäftigt werden. Die Fortschritte der meisten sind überraschend, und so ist es möglich gewesen, die Kosten für den Sträfling auf wenig mehr als 100 fl. jährlich herabzudrücken. Die Bestimmung von Nebenverdienst ist mäßig, und dieses Geld wird bei der Entlassung an den Pfarrer des Heimathorts gesandt, der zwar auf Begehren dasselbe sofort ausliefert, allein in der Regel die Freude erlebt, daß der Entlassene ihn zu seinem Cassier und Rathgeber macht.

Auch in Bruchsal kann, und zwar durch den Aufsichtsrath, die Aufhebung der Einzelhaft verfügt werden, wenn sie der Persönlichkeit des Verbrechers unzuträglich erscheint; meist trifft diese Ausnahme hier alte Leute, die in den Höfen angemessen beschäftigt werden. Auch Reconvallescenten nach längerer Krankheit hat man erfahrungsmäßig von der Einzelhaft befreien müssen, immer aber wird darauf gesehen, daß kein principwidriges Zusammenkommen solcher Sträflinge stattfindet, die einander gegenseitig schaden würden. Einen Uebergang der Art bilden auch die Hausreiniger, meist ältere und verlässigere Sträflinge, welche aber gleichfalls die übrigen Sträflinge nicht sehen.

Wenn wir nun das Ganze überblicken, so zeigt sich neben den großen allgemeinen Vorzügen der Einzelhaft vorerst eine so milde Durchführung derselben, als nur denkbar ist, und sodann eine besonders günstige Entwicklung von Schule und Arbeit. Nicht nur gebessert, sondern auch zum Erwerb geschickt, wird der Gefangene in der Regel die Anstalt verlassen, und in manchem Falle erst von seinem Aufenthalt in derselben seine Erziehung zum Guten zu datiren haben. Sollen doch manche Sträflinge geküßert haben: „Wäre mein Vater hier gewesen, so brauchte ich jetzt nicht hier zu sitzen.“

Am zähesten und unfruchtbarsten hat man den Hochmuth der politischen Verbrecher, nicht der Verfährten, sondern der Führer, gefunden; ergötzlich ist es aber, wie sie, anfangs in gemeinsamer Haft gehalten, schon am dritten Tage anfangen, sich aus Uneinigkeit über die beste der Republiken zu prügeln, und selbst nach der Einzelhaft verlangten.

Wir können nicht unterlassen, hier noch zwei Punkte hervorzuheben, über welche Director Züchlin als über große Hindernisse eines gedeihlichen Erfolgs sich beklagt, und worüber er auch seiner Zeit eine Broschüre veröffentlicht hat: die im Strafurtheil verhängten Strafschärfungen und die polizeiliche Aufsicht nach der Entlassung. Von den ersteren, bestehend in Hungerkost und Dunkelarrest, behauptet derselbe mit augenscheinlichem Recht: daß sie den Gefangenen deprimiren und erbittern, und somit für wohlthätige Einwirkungen unempänglich machen. Was die polizeiliche Aufsicht betrifft, so sey sie unzureichend gegen Ungebesserte, und für den Gebesserten das schwerste Hemmiß eines neuen ehrlichen Lebensberufs. Er erblickt eine Abhülfe in Schutzvereinen, aus denen jedem Entlassenen ein Patron bestellt wird, und will, statt ihn in der Heimath festzuhalten, ihm lieber ein Wanderbuch, natürlich ohne Vormerk der erlittenen Strafe, zugestellt wissen. Gegen einen solchen Vorschlag wird sich freilich jedes ächte Polizeigemüth empören, indeß einmal im Besiß wirksamer Strafanstalten, wird man sich gewöhnen müssen, den erfahrenen Vorfänden derselben eine gewichtige Stimme beizulegen, und an dem Gedeihen derselben muß man eben die große Wahrheit begreifen lernen, daß durch Männer von Charakter, nicht durch büreaukratische Instructionen, Gutes und Großes geschafft wird.

Wir aber getröstet uns der Hoffnung, daß unter Gottes Segen dieses große Werk der Barmherzigkeit auch ferner blühen und gedeihen werde; möge man sich auch im badischen Lande stets bewußt bleiben, welches Kleinod und welchen ehrenvollen Vorsprung vor andern deutschen Ländern man in dieser Anstalt besitz!

Zwei neue Uebersetzungen des Dies irae, dies illa

von Thomas a Celano.*

1.

1. An dem Tag der Zornesflammen
Stürzt die Welt in Staub zusammen,
Nach dem Wort, das Ja und Amen.
2. Welch' ein Grauen bei der Kunde,
Daß der Richter naht zur Stunde,
Mit dem Flammenschwert im Munde!
3. Die Posaune wird erschallen
Durch der Gräber öde Hallen,
„Auf zum Throne!“ rufend Allen.
4. Tod und Leben seh'n mit Beben
Die Geschöpfe sich erheben,
Antwort vor Gericht zu geben.
5. Jetzt wird sich ein Buch entfalten,
Drinne Alles ist enthalten,
Darnach wird der Richter schalten.
6. Also wird der Richter sitzen,
Das Verborgenste durchblitzen
Nichts vor seiner Rache schützen.
7. Wie wird dann mir seyn zu Muthe,
Wer lenkt ab des Zornes Ruthe,
Wenn kaum sicher ist der Gute?

2.

1. An dem Tag der Zornesfülle
Sinkt die Welt in Aschenhülle
Nach des heil'gen Gottes Wille. †
2. Welch' ein Zittern, welch' ein Zagen
Wenn der Richter kommt mit Fragen,
Alle Sünder anzuklagen.
3. Die Posaun' im Wundertone
Dröhnt durch Gräber jeder Zone,
Fordernd alle zu dem Throne.
4. Erd' und Hölle werden zittern
In des Weltgerichts Gewittern,
Die das Todtenreich erschüttern.
5. Und ein Buch wird aufgeschlagen,
Drinne Alles eingetragen,
Deß die Sünder anzuklagen.
6. Alsdann wird der Richter thronen,
Alles Gute zu belohnen,
Keine Sünde zu verschonen.
7. Was soll dann ich Armer sagen,
Wen um Schutz zu bitten wagen,
Wenn Gerechte fast verzagen?

† Wörtlicher müßte es heißen:

So zeugt David und Sibylle.

Allen die Sibylle erinnert zu sehr an die heidnische Mythologie, um je in einem evangelischen Gesangbuche einheimisch werden zu können. Ich habe mich an diesem ersten Verse mehrmals versucht, ohne mir genügen zu können. Ich schlage noch folgende zwei Proben vor.

An dem Jorntag, an dem kehren
Wird der Brand die Welt verzehren,
Wie Prophetensprüche lehren.

Oder:

Furchtbar wird der Tag sich rächen,
Der die Welt in Staub wird treten,
Nach dem Zeugniß der Propheten.

* Siehe Emil Koch's Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs 2c. 2te Ausgabe, 4r Band, 1853, S. 706:

Der Urtext, wie er sich in dem Missale Romanum findet, und bald in kirchlichen Gebrauch kam, lautet also:

- | | |
|--|--|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Dies irae, dies illa,
Solvat seclum in favilla,
Teste David cum Sibylla. 2. Quantus tremor est futurus,
Quando iudex est venturus,
Cuncta stricte discussurus? 3. Tuba mirum spargens sonum,
Per sepulcra regionum,
Coget omnes ante thronum. | <ol style="list-style-type: none"> 4. Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura
Judicanti responsura. 5. Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur. 6. Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet, apparebit,
Nil inultum remanebit. |
|--|--|
7. Quid sum miser tunc dicturus,
Quem patronum rogaturus,
Quum vix justus sit securus?

- | | |
|--|--|
| <ol style="list-style-type: none"> 8. König schrecklicher Gewalten,
Frei ist deiner Gnade Schalten,
Heiland, laß mich Gnad' erhalten! 9. Jesu! mir zum Heil erkoren,
Dein', auch mir wardst du geboren,
Daß ich einst nicht geh' verloren. 10. Ich war Ziel ja deines Strebens;
Kreuzestod der Preis des Lebens.
So viel Müh' sey nicht vergebens! 11. Richter mit der heil'gen Wage,
Hilf mir, daß ich nicht verzage
An dem großen Rachetage. 12. Ach! ich muß vor Schaam erröthen,
Sieh' mich reuig vor dich treten;
Hör' mein brünstig Fleh'n und Beten. 13. Der Marien du erhöret,
Und dem Schwächer Hulb gewähret,
Hast auch Hoffen mich gelehret. 14. Zwar mein Fleh'n ist zu geringe;
Nur um freie Gnad' ich ringe,
Daß die Gluth nicht verschlinge, 15. Zu den Schaafen laß mich kommen,
Fern den Böcken, angenommen
Dir zur Rechten bei den Frommen. 16. Wenn Verworf'ne in's Verderben
Stürzen zu dem ew'gen Sterben,
Ruf mich mit den Himmelskerben. 17. Herr, zerknirscht im tiefsten Grunde,
Bet' ich, daß ich noch gesunde,
Sorge für die letzte Stunde. | <ol style="list-style-type: none"> 8. König, furchtbar hoch erhaben,
Brunnquell aller Gnadengaben,
Dein Erbarmen laß mich laben! 9. Milde Jesu! wollst bedenken,
Daß du kamst den Jorn zu lenken;
Ew'ges Heil auch mir zu schenken. 10. Du hast ja für mich gerungen,
Sünd' und Tod für mich bezwungen:
Solch' ein Sieg ist dir gelungen. 11. Richter der gerechten Rache,
Aller Schuld mich ledig mache,
Eh' zum Jorntag ich erwache. 12. Sieh' ich seufze Schulbeladen,
Schaamroth über schweren Schaden,
Hör' mein Fleh'n, o Gott, in Gnaden. 13. Der du lossprachst einst Marien,
Und dem Schwächer selbst verziehen,
Hast auch Hoffnung mir verliehen. 14. Zwar unwürdig ist mein Flehen,
Doch laß Gnad' für Recht ergehen,
Mich die Gluth nicht verschlen. 15. Wollst mich von den Böcken trennen,
Deinen Schaafen zuerkennen,
Platz zu deiner Rechten gönnen. 16. Wenn die Bösen in's Verderben
Stürzen zu dem ew'gen Sterben,
Ruf mich mit den Himmelskerben. 17. Tief im Staub ring' ich die Hände,
Und den Seufzer zu dir sende:
Sieh mir, Herr, ein selig Ende! |
|--|--|

Jesu, treuester Heiland du
Schenke uns die ew'ge Ruh!
Amen.

Jesu, Allerbarmer du,
Schenk' uns all' die ew'ge Ruh!
Amen.

Mercersburg, Pa., den 30. September 1858.

Philipp Schaff.

- | | |
|--|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 8. Rex tremendae majestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me fons pietatis. 9. Recordare, Jesu pie,
Quod sum causa tuae viae;
Ne me perdas illa die. 10. Quærens me sedisti lassus.
Redemisti crucem passus;
Tantus labor non sit cassus. 11. Juste iudex ultionis,
Donum fac remissionis
Ante diem rationis. 12. Ingemisco tanquam reus,
Culpâ rubet vultus meus:
Supplicanti parce Deus. 13. Qui Mariam absolvisti
Et latronem exaudisti,
Mihî quoque spem dedisti. | <ol style="list-style-type: none"> 14. Preces meae non sunt dignae,
Sed tu bonus fac benigne,
Ne pereunî cremet igne. 15. Inter oves locum præsta,
Et ab hædis me sequestra,
Statuens in parte dextra. 16. Confutatis maledictis,
Flammis acerbis addictis;
Voca me cum benedictis. 17. Oro supplex et acclinis,
Cor contritum, quasi cinis:
Gere curam mei finis. 18. Lacrymosa dies illa,
Qua resurget ex favilla,
Judicandus homo reus. 19. Huic ergo parce Deus!
Pie Jesu Domine!
Dona eis requiem. Amen. |
|--|---|

Kirchenchronik.

Deutschland.—In Württemberg fand vor Kurzem, wie öffentliche Blätter melden, unter dem evangelischen Theile der Bevölkerung eine Aufregung statt, welche an jene erinnert, die das Land vor etwa 120 Jahren ergriffen hatte. Damals hatte die herrschende Befürchtung, der Fürst wolle seine Unterthanen katholisch machen, ihren guten Grund. Diesmal kehrte die Sache sich um und es schien Gefahr zu drohen, daß Unterthanen den König katholisch machen werden. Denn wenn schon das neue Concordat mit Rom auf die vertrauliche Allianz des Königs mit einer gewissen, früher als Schauspielerin glänzenden, jetzt im Stillen wirkenden römisch-katholischen Dame als auf den eigentlichen „Geheimen Rath“ vielfach in der öffentlichen Meinung zurückgeführt wurde, so deutet man jetzt beim Gerücht über die Absicht des Katholischwerdens des Königs noch viel mehr auf dieselbe Quelle. König Wilhelm, der sich vor mehreren Jahren öffentlich als warmen Freund des Gustav-Adolph-Vereins bezeugt hat, hörte von der im Lande um sich greifenden Aufregung, berief die Prälaten der evangelischen Kirche zu sich und machte ihnen starken Vorhalt, daß sie dergleichen Gerücht nicht längst widerlegt haben; er versicherte sie, daß er trotz seines hohen Alters keineswegs kindisch geworden sey und entfernt nicht daran denke, römisch-katholisch zu werden. So werden die Gemüther sich wieder beruhigt haben.

Die „Jerusalemsfreunde“ schickten bekanntlich letztes Frühjahr „Kundschafter“ in's gelobte Land. Diese brachten, wie man hört, zwar keine Kalebstrauben zurück, aber doch einen riesigen Schrecken vor dem barbarischen Zustand Sanaan's, welches unter den jetzigen Verhältnissen seiner Regierung und Bevölkerung für die beabsichtigten Zwecke, nämlich die Sammlung des Volkes Gottes, keineswegs geeignet erscheine. Man konnte das wissen, ohne hinzureisen. Diese Leute üben, Chr. Hoffmann an der Spitze, eine sehr scharfe und vielfach wahre Kritik an den Zuständen der Christenheit. Indessen liegt die wahre Kunst gar nicht im Tadeln und Zersehen, sondern in der Fähigkeit, aus dem Gegebenen ein Besseres zu schaffen.

Sachsen-Weimar. Die Universität Jena feierte vom 15.–17. Aug. das Jubiläum 300jährigen Bestehens. Die Theilnahme an dem Feste war eine sehr allgemeine; Deputationen von allen deutschen und schweizerischen Universitäten, Tausende von Festgästen fanden sich ein und der großherzogl. Hof verherrlichte den ersten Tag, welcher der kirchl. Feier und der Enthüllung des ehernen Standbildes des Fürsten Johann Friedrich's, des Stiflers der Universität, geweiht war, durch seine Theilnahme. Die Festpredigt in der Stadtkirche hielt Geh. R.-M. Dr. Schwarz über Ps. 80, 15–19 nach dem Thema: Unser Ruf zum Herrn am heutigen Tage; wir legen vor seinem Throne nieder unsern Dank—unsere Bitte—unser Gelübde. Bei der Enthüllung des Monumentes redete Staatsrath Dr. Seebeck, Curator der Universität, über die Verehrung Johann Friedrich's für die Universität und den Protestantismus. Die folgenden Tage waren der akademischen Feier im engern Sinne mit Prozession zum Festlocal, der gothischen, für die Festfeier restaurirten Collegienkirche, mit Festreden, Promovirungen u. s. f. geweiht. Die Jubiläumssrede hielt in Latein der Geh. Hofrath Dr. Götting, Prof. der Eloquenz; er gab einen Abriss der wissenschaftlichen Geschichte der Universität, und hob als ihr Eigenthümliches hervor den in ihr waltenden Geist freier Forschung und die vorwiegende Richtung auf philosophische Studien. Am letzten Tage wurden nach einleitender lateinischer Rede des Protectors in Gegenwart des Großherzogs die Jubeldoctoren, an der Zahl 48, im gleichen, gedrängt vollen Locale proclamirt. Die Feier schloß der Decan der theologischen Facultät mit einem lateinischen Gebete und dann die herrliche Composition des 100sten Psalms von Händel,

wie denn überall klassische Musik das Ihrige zur Verherrlichung der Lage beitrug. In den geselligen Kreisen soll unter den alten herbeigekommenen Jenensern viel vom alten burschenschaftlichen Geist zu verspüren gewesen seyn.

Oesterreich. Der Preuß. R. Stg. wird unterm 1. September geschrieben: „Die Bitte der Protestanten um Genehmigung zur Gründung eines Gustav-Adolph-Vereins im Kaiserstaat ist abgeschlagen worden. Wer unsere gegenwärtigen Zustände auf dem Gebiete des kirchlichen und staatlichen Lebens genauer kennt, wird sich darüber nicht wundern. Aber ein interessantes Zeichen der Zeit bleibt diese Entscheidung immerhin. Man erzählt, daß die Minister diese delicate Sache nicht ohne höchste Entscheidung zu erledigen gewagt, und daß der Premierminister von Buol-Schauenstein das Gesuch an höchster Stelle vorgetragen habe. Die Resolution fiel dahin aus, daß die Bildung von Gustav-Adolph-Vereinen in Oesterreich nicht zulässig sey. Wir verkennen nicht, daß der Name des Vereins im Kaiserstaat und beim Kaiserhaus Anstoß erregen und üble Erinnerungen wecken muß. Dennoch hätte der wohlthätige Zweck des Vereins, aus dessen Mitteln bereits Hunderttausende gerade in die österreichischen Staaten geflossen sind, bei einer etwas großartigern Erwägung der Verhältnisse eine andere Entscheidung hervorrufen sollen. Man hätte ja die Vereinsbildung etwa unter dem Namen von Hilfsvereinen zum Besten armer protestantischer Gemeinden genehmigen, oder was noch edler gewesen wäre: man hätte den Gustav-Adolph-Verein mit dem Zusage im Lande autorisiren können „obgleich der Name des Vereins in Oesterreich gerechten Anstoß erzeuge.“ Aber hier sind eben leider die Grenzen des Möglichen in unsern kirchlichen Verhältnissen gegeben. Nur dem Katholicismus gestattet man die höchste Macht und Freiheit, und schließt sich dadurch, während man in materieller Beziehung alle Wege der Vereinigung emsig sucht, von dem protestantischen Deutschland gänzlich ab. Während man in Preußen alle katholischen Vereine frei gewähren, die Jesuiten im ganzen Lande und selbst in Berlin predigen läßt, der katholischen Presse oft mehr Freiheit als der protestantischen zugest: ist und bleibt die protestantische Kirche in Oesterreich eine *ecclesia pressa* und man verscherzt die Sympathien der deutsch-protestantischen Länder, weil man die freien Regungen des deutschen Geistes nicht versteht und nicht ertragen kann.“

Schweiz. Am 28. Juni hat zu Basel der protestantisch-kirchliche Hilfsverein sein 15tes Jahresfest gefeiert. Nach dem Gebete und der Ansprache theilte der Präsident des Vereins, Prof. Hagenbach, den Jahresbericht mit, der leider aus Mangel an vollständigem Material nur theilweise die Wirksamkeit der übrigen Schweizervereine schildern konnte. Unter den vaterländischen Bedürfnissen hob er besonders die neu zu erbauende Capelle in Sitten, wo nun ein bleibender Pfarrer angestellt sey, und die reformirte Kirche in Luzern hervor. Daß unter den vielen hilflosbedürftigen Gemeinden in Deutschland besonders auch die der reformirten Confession von der Schweiz aus Hilfe erwarten, darüber werde sich Niemand wundern, der die obwaltenden Verhältnisse kenne. Und doch seyen auch Gemeinden lutherischen Bekenntnisses vom Verein unterstützt worden, wie denn auch wiederum—und das sey mit Dank zu erwähnen—der Gustav-Adolph-Verein die reformirte Gemeinde in Prag mit einer großmüthigen Gabe unterstützt habe. Der Verein wirke außerdem auch auf die Deutschen in Frankreich (Marseille, Paris, Lyon) und einige französische Gemeinden, sodann auf Belgien, Italien, Algier, Amerika. Die Rechnung zeigte ein für's nächste Jahr zu erwartendes Deficit, weshalb der Berichterstatter der Versammlung die Sache des Vereins auf's Neue an's Herz legte mit Hinweisung auf die Segnungen, deren sie sich in der eigenen Kirche zu erfreuen hätte.

Italien.—Es wird gemeldet, daß der Papst ernstlich gesonnen sey, eine fremde Reise nach den heil. Stätten des gelobten Landes zu machen. Er soll die weltlichen Geschäfte mehr und mehr der geübten Hand des Cardinals Antonelli überlassen und sich immer eifriger frommen Uebungen und Unterstützungen von Klöstern und andern geistlichen Stiftungen hingeben.

Curin, den 25. August. Heute vor acht Tagen feierten die in den Hochthälern der Cottischen Alpen zerstreut lebenden Waldenser-Gemeinden ihr jährliches Erinnerungsfest. Es ist ihre Sitte, jährlich einmal auf einem der Plätze zusammenzukommen, wo einst ihre Vorfäter für ihren Glauben gekämpft und geblutet. Und wahrlich es fehlt ihnen nicht an Auswahl; man könnte sagen: jede zollbreite Erde dieser Gebirgsthäler ist mit Märtyrer- und Helbenblut begüht. Für dieses Jahr hatten sie Ciampet-Matte zum gemeinsamen Versammlungsort erkoren. Wenn man von St. Germain nach Pramolles hinaufsteigt, erblickt man etwa in der Mitte des Thales zu seiner Rechten eine sanft aufsteigende Wiese, welche ringsum von majestätischen Kastanienbäumen begränzt ist. Hier spielte sich die nicht am wenigsten blutige Seite ihrer Geschichte ab. Hier wollten sich in einem humaneren Jahrhundert unter dem milden Scepter Victor Emanuel's die Nachkommen der Glaubenshelben, die hier geblutet, versammeln. Viele Tausende waren gekommen, und doch glaubte man auf der Wiese nur eine einzige Familie versammelt, so brüderlich herzlich war das Zusammenleben, so treu und warm gefühlt der Händedruck. Es wurde, doch ohne ein Wort der Intoleranz zu verlieren, jener blutigschweren Zeit gedacht, wo ihre Nachbarn ringsum gegen das Häuflein Ueberschritten auszogen, um dasselbe zu vernichten, und unverrichteter Dinge wieder umkehren mußten. Es wurde auch der Jetztzeit gedacht, die es, Gott sey gedankt, so weit gebracht, daß in diesem Lande jeder seinen Gott offen nach seiner Weise und seiner Herzensmeinung verehren darf. Und als die Männer ihre Hüte abnahmen und die Frauen ihre Hände falteten, und sie insgesammt einen Dankchoral anstimmten, der von den Alpenwänden zehnfach wiederkündete, so war es eine unvergessliche Scene, in welche aus dem Hintergrund der im Alpenglühroth strahlende einsame Bergries Mont Viso gar wunderbar hereinleuchtete. Einstmals hatte der Alte auch gegläht, aber es war vom Wiedererschein der um ihn herum brennenden Waldenser Dörfer; heute antworteten seine Schluchten mit einem Dankesecho für Glaubensfreiheit. (Allg. Ztg.)

Frankreich.—Aus Paris ist von der evangelischen Mission unter den Deutschen folgender Aufruf ergangen: „Die evangelische Mission unter den Deutschen in Paris, bestehend seit 1840, hat zu ihrer Aufgabe, die dort zusammenströmenden und verlassenen Deutschen zu sammeln, zu retten, ihnen Wort und Sacrament, Erziehung und Erbauung zu bieten. Diese Mission arbeitet in inniger Verbindung mit dem französischen Consistorium der Kirche Augsburgischer Confession. Das Consistorium aber, welches mit Ausgaben belastet ist, welche über seine Kräfte gehen, welches nicht nur für die geistlichen Bedürfnisse sorgen, sondern auch den unsäglichen leiblichen Nöthen unserer deutschen Einwanderer zu Hülfe kommen muß, kann der Mission keine Unterstützung gewähren, vielmehr muß die Mission dem Consistorium vorangehen, das Zerstreute, Verlorne aufsuchen, Schulen und gottesdienstliche Plätze herstellen, bis dieselben in den Verband der Kirche aufgenommen werden können und dann die Mission zu neuen Unternehmungen schreiten kann. Wer soll nun der Mission helfen? Wer ihr die Mittel geben, mit den Zurückkommenden anstatt der Pariser Gottlosigkeit evangelische Frömmigkeit und Kirchlichkeit nach der deutschen Heimath zurückzusenden? Wer ihr helfen, das Panier des Evangeliums in französischen Landen emporhalten? Wer helfen, deutsche gläubige Prediger, Lehrer und Lehrerinnen herbeirufen und unterhalten? Wer, wenn die heimathliche Kirche sich ihrer Kinder nicht erbarmt, wenn sie nicht bedenkt die hohe, herrliche Aufgabe, welche ihr dort gestellt ist. Bis jetzt ist dieses in sehr beschränktem Maße geschehen. Nur mit größter Mühe konnte die Mission ihr Werk fortführen, oft schon mußte sie wichtige Plätze verlassen, wo sie die Ausaat zu einer herrlichen Ernte begonnen hatte. Und selbst dieses Jahr mußte sie in Frage stellen, ob sie nicht einen ihrer versprochensten Posten aufgeben müsse. Und doch wächst von Tag zu Tag die Aufgabe; mit der erstaunlichen Zunahme der Bevölkerung von Paris und mit der Ausbreitung des Evangeliums nimmt die Wichtigkeit des Werkes zu und mit dieser Wichtigkeit die Noth; darum auch der Nothruf. Derselbe wird in diesem Augenblicke veranlaßt durch das Bedürfnis, an drei verschiedenen Plätzen der Banlieue Kirche und Schule zu gründen, und also eine Ausgabe zu bestreiten, welche weit über die verfügbaren Mittel geht. Wolle Gott unseren Brüdern Erbarmen geben, daß sie gerne und nach Kräften diesen Bedürfnissen entgegenkommen.“

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XI.

December 1858.

No. 12.

Deutsche Bettler in Amerika.

Inter multos ac varios errores temere viventium inconsulteque, nihil propemodum dixerim nocentius, quam quod beneficia nec dare seimus nec accipere. *L. Ann. Seneca, de Beneficiis, l. 1, c. 1.*

„Arme habt ihr allezeit.“ Und wahrscheinlich auch Bettler, obwohl keineswegs alle Arme Bettler sind und auch nicht alle Bettler Arme. Was eigentlich ein Bettler ist, ist nicht ganz so leicht zu sagen. Das Wort wird meistens in einem Sinne genommen, dem vornweg ein gewisses odium anklebt. Und doch giebt es wirklich Bettler, die betteln gehen müssen, ohne es zu wollen, die rein nicht im Stande sind, auf andere Weise sich selbst fortzuhelfen. Da fällt das odium nicht auf die Personen, die betteln, sondern auf die Gesellschaft, welche die Bettelei in ihrer Mitte duldet und sich als Ganzes mit den Bettlern degradirt.

Darüber ist Alles einig, daß die professionelle Bettelei ein Schandfleck jedes geordneten christlichen Gemeinwesens ist. Die Zeiten sind vorbei, in denen den Bettelmönch, der mit dem Bettelsack auf dem Rücken vom Kloster aus Stadt und Land durchzog, der Schutzengel frommen Aberglaubens begleitete und wo seine Faulenzerei noch für besondere Heiligkeit galt. Diese Art von Weltentfagung ist in schlimmen Geruch gekommen. Aber der Irrthum herrscht noch weit und breit vor, daß wer betteln wolle, ein Recht zu dieser Profession habe, und wer dem Bettler Etwas gebe, ihm ein beneficium erweise und wohl gar ein gutes Werk damit thue. Auf der andern Seite wird sehr oft gefehlt damit, daß man diejenigen, welche für irgend ein gutes christliches Unternehmen Beiträge sammeln, ansieht und behandelt, als ob sie Bettler wären. Mag ihr Benehmen nie dazu Anlaß geben, sie müssen diese Behandlung oft erfahren, besonders unter uns, in einem Lande, in welchem das Freiwilligkeitssystem auf so weite Grenzen, für so Vieles in Anwendung kommen muß. Wieder Andere suchen den Namen Bettler ängstlich zu vermeiden, sie bieten Dies und Jenes zum Verkauf an, sie haben ein Geschäft, aber man merkt leicht, ihre eigentliche Arbeit ist Betteln und ihr Handwerk sehr oft Betrug.

Lassen wir indessen die unendlichen Variationen des Bettlerthemas auf der Seite. Wenden wir uns nur zu jener Classe von Menschen, welche Bettler im ausgezeichneten Sinne des Wortes sind, welche also ihren Lebensunterhalt damit finden, daß sie herumlaufend und arbeitslos die Mildthätigkeit Anderer in Anspruch nehmen, entweder weil sie müssen, oder weil sie nicht anders wollen. Und zwar beschränken wir uns hier auf die deutschen Bettler, wie wir sie in unseren Ver. Staaten von Nordamerika finden. Da stellt sich eine Nachtseite am deutschen Leben dar. Das Bild kann unmöglich sehr freundlich seyn, ist aber lehrreich.

Wenn man wissen will, wie es mit einer Nation, ihrer Sittlichkeit und ihrem Wohlstand steht, da braucht man sein Auge nur auf die Bettler und die Bettelei zu richten. Die katholische Kirche thut sich was darauf zu gut, daß sie die Armuth zu Ehren gebracht habe. Wenn sie etwa auf die Lazzaroni Neapel's, oder auf die italienische Bettelei überhaupt, oder auf das Bettelwesen in allen katholischen Ländern stolz ist, so mag sie es seyn. Ihre ganze Tendenz geht dahin, das Almosengeben zu fördern und natürlich eben damit die professionelle Bettelei selbst. Wir Protestanten sind gewohnt, die Sache anders anzusehen, und es ist kein protestantisches Gemeinwesen, dem nicht die Aufgabe, der Armuth und Noth auf geordnetem Wege abzuhelpen und der professionellen Bettelei zu wehren, Mühe und Arbeit genug gemacht hätte. Daß aber weder der Weisheit noch der Liebe, weder dem staatlichen Gesetz noch der freien vereinten Thätigkeit es irgendwo gelungen ist, Volk und Land von professionellen Bettlern frei zu machen, das ist der stärkste Beweis, mit welchen Schwierigkeiten auf diesem Gebiete zu kämpfen ist.

Daß die Naturverhältnisse selbst von höchster Bedeutung für diese ganze ernste sociale Frage sind, leuchtet ein. Daß in einem überfüllten Lande auch bei der größten industriellen Thätigkeit und somit künstlicher Erhaltung eines großen Bevölkerungstheiles der Pauperismus droht, ausbricht, das ist leicht begreiflich. Daß ein Colonialland in dieser Hinsicht besonders günstige Verhältnisse bieten muß und die Verarmung und ihre Folgen leichter von sich halten kann, ist ebenso klar.

Mit Rücksicht auf das Letztere war es nicht sehr auffallend, wenn man in Europa namentlich in früheren Jahren sehr oft sagen hörte, daß es in den Ver. Staaten von Nordamerika keine Bettler gebe. Und in der That sollte es auch keine geben. Das Land ist noch lange nicht aufgefüllt. Sein Boden ist fruchtbar und ladet zur Arbeit ein. Seine Nothproducte finden ihren Markt und ihren Preis im Ausland und Inland; die Bevölkerung ist im raschen Wachsen begriffen und damit muß die Industrie proportionale Fortschritte machen. Sehr Vielen, die arm begannen, ist es gelungen, im Laufe der Jahre sich das Nöthige für den Unterhalt im Alter zu erwerben. Die Wenigen, die nicht im Stande sind, sich auf ordentlichem Wege fortzubringen, sollten kaum in Betracht kommen gegen die Masse der Vermöglichen und den allgemeinen Wohlstand. Die Einwanderung, so rasch sie vor sich ging, konnte das Land

nicht voll machen und kann es noch lange nicht, und die meisten der Einwandernden sind Leute in den Jahren der Jugend und der tüchtigsten Kraft, arbeitsfähig oder auch für irgend einen Beruf hergebildet.

Man sollte denken, wir hätten wenig Mühe mit Bettlern. Namentlich aber sollte man zur Ehre des deutschen Namens erwarten, daß deutsche Bettler in diesem Lande eine sehr seltene Erscheinung seyen. Denn die Deutschen aus allen Gegenden des alten Vaterlandes erlangen eine gewisse Schulbildung, sie erlernen irgend ein Handwerk oder sie werden mit dem Ackerbau vertraut; viele von ihnen haben eine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung genossen und eignen sich im fremden Lande bald die in neuen Verhältnissen geforderten Kenntnisse und Geschicklichkeiten an. Alles kommt nach dieser Seite hin trotz der Schwierigkeit, die ihnen ihre Muttersprache anfangs an manchen Orten in den Weg legt, den deutschen Einwanderern sehr zu statten. Rechnen wir hinzu, daß im Grunde vielleicht gegen keine Nation, die uns Einwanderer zusendet, lange Zeit weniger bedenkliche Vorurtheile geherrscht haben als gegen die deutsche, so sollte man erwarten, in diesem Lande keinen oder sehr wenigen deutschen Bettlern zu begegnen.

Allerdings wird, wenn man die Sache nur numerisch betrachtet, die Zahl der deutschen Bettelnden gegenüber der arbeitenden Bevölkerung nicht eben bedeutend erscheinen. Aber das Verhältniß erscheint ganz anders, wenn man etwa fragt, wie viele Amerikaner vom Bettel leben. Da stellt sich die Sache sehr zu Ungunsten der Deutschen. Selbst die Irkänder legen sich nicht wie die Deutschen auf das professionelle Betteln. Man findet sie, wenn sie heruntergekommen sind, freilich in großer Zahl in unsern öffentlichen Armenhäusern, aber viel weniger als herumziehende professionelle Bettler, während eine unverhältnißmäßig große Anzahl Deutscher sich gerade dieses Herumziehens und Bettelns jahraus, jahrein nicht schämt. Deutscher Fleiß war noch immer auch in der Neuen Welt gesegnet. Die jetzt weit verbreitete deutsche Bettelei ist wie manches Andere Schmach für den deutschen Namen, denn sie hat in den allermeisten Fällen durchaus keine stichhaltigen Entschuldigungsgründe.

Das Bettelwesen der Deutschen wird aber mit so vielartigen Schattierungen und Abstufungen getrieben, daß es unbillig wäre, darauf nicht Rücksicht nehmen zu wollen.

Man mag Gründe haben, gewisse Professionen, die es sich zum Geschäft machen, die Menschen zu amüsiren, die schöne genießende Seite am Leben zu repräsentiren, dennoch für nützlich und nothwendig zu halten. Wenn damit eine wahre, höhere Kunstfertigkeit verbunden ist, so erkennen wir darin gerne, so weit die öffentliche Sittlichkeit nicht darunter leidet, eine Seite der menschlichen Bildung an, die ihr Recht hat und ihre Hochachtung verdient. Aber wenn wir sehen, daß Leute einen nutzlosen, ja selbst vielfach sittlich-schädlichen Lebensberuf ergreifen, nur weil ihnen dies das Bequemste ist, so werden wir höchstens unter sehr beschränkenden Bedingungen, d. h. das Sittlichschädliche

vornweg abschneidend, das Recht eines solchen Lebensberufes Einzelnen mit Berücksichtigung ihrer besondern Verhältnisse gestatten.

Es liegen uns hier zunächst jene Orgelmänner im Sinne, die oft in Begleitung von einem Affen oder Hunde, oft aber auch in Begleitung von Kindern oder Mädchen oder erwachsenen weiblichen Personen durch Stadt und Land ziehen, und bald in der Straße, bald in Wirthshäusern sich hören und sehen lassen. Man hat auch diese wandernden Musikanten, die freilich meistens so wenig selbst Musik machen als ein Garnhaspel, sondern blos ein Mädchen drehen, in Schutz genommen. Man hat ihre Orgelstückchen, ihre Wassenmusik die Musik der armen Massen genannt, die in keine Concerte oder Opern gehen können. Wäre diese Massenmusik so qualificirt, daß sie wirklich unter dem amerikanischen Volke den musikalischen Sinn fördern, die Singlust anregen würde, wir wollten es mit Dank erkennen. Allein daran ist nicht zu denken, und wir sehen in der Sache nur eine Bettelei, die leider gar nicht etwa besonders von Savoyarden und andern Italienern, sondern ganz besonders von Deutschen getrieben wird. Sie sind erst seit etwa zehn Jahren hier zahlreich aufgetaucht, jetzt aber mit ihren meistens in allen Nerven verstimmt Orgeln eine wahre Landplage geworden. Wir können uns kaum eines gewissen Widerwillens erwehren, wenn wir diese kräftigen deutschen Burschen herumziehen sehen, wie sie bettlermäßig auf die hingeworfenen Cents warten, den ganzen Tag dieselben Stückchen ableyernd—könnten diese Leute mit kräftigem Arme nicht etwas Nützlicheres treiben und eine bei weitem angenehmere und ehrenwerthere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen? Einen wahren Abscheu aber haben wir dagegen, wenn wir in der Gesellschaft dieser Lakayen Apollo's etwa Kinder, halbgewachsene Mädchen, oder gar Weiber herumziehen sehen. Die Weiber können wir nur, wie sie allen Blicken der Wassenläufer sich aussetzen, betrachten als degradirt; die Mädchen, die auf solchem Wege lernen müssen ihr Brod verdienen, fürchten wir, werden nie gute Weiber werden, und die Kinder, die so ihre Schulzeit hinführen, was wird aus ihnen werden? Wenn aber ein solches Personal vollends onsenble ein vaterländisches Volkslied zwischen einem Haufen Amerikaner anstimmt, dann können wir uns gerechten Schmerzens nicht erwehren. Denn da vereinen sich alle Mißklänge, die Ohr und Herz zerreißen können. Uns ist unbegreiflich, warum, namentlich mit Rücksicht auf Weiber und Kinder, die öffentlichen Gesetze dem ganzen Unfug nicht längst gewehrt haben.

Hier darf eine andere Classe nicht übergangen werden, die freilich sich nicht neben die Straßenmusikanten wird sehen lassen wollen, die wir aber namentlich, sofern die sittliche Bedeutung des Berufes in Betracht kommt, noch weit darunter setzen. Beide arbeiten sich ohnehin sehr oft in die Hände. Wir meinen hier die erstaunliche Anzahl unserer deutschen Kneipwirthhe, wie wir sie besonders in den deutschen Quartieren unserer großen Städte überall auffinden können. Wie der Orgelmann seine Musik, so verkauft der Kneipwirth sein Getränk und in sofern sind freilich beide keine Bettler. Aber die große Menge dieser Kneipwirthhe erwählt diese Berufsart durchaus nur, weil sich unter einem Schein

von ordnungsmäßigem, erlaubtem Berufe mit der geringsten Mühe ein sorgenloses, ja lustiges „Leben machen“ läßt. Wenn irgend Etwas ein Schandfleck unseres deutschen Namens ist, so sind es diese zahllosen deutschen Kneipen. Das Uebel ist nie größer gewesen als gegenwärtig und kaum kann es größer werden. Wenn alle diese Schenkstuben bestehen können, so zeigt sich daran, was für eine wirthshauslaufende, vergnügungsfüchtige Nation die Deutschen geworden sind. Und diese Kneipwirthhe treten mit einer Arroganz auf, als ob sie das Privilegium hätten, aller Zucht, Sitte, Ehrfurcht vor dem Heiligen öffentlich Hohn zu sprechen. Man lese nur in unsern deutschen Blättern ihre Ankündigungen, wie sie oft Bibelworte des heiligsten Inhalts in frivolem Spott zu ihren Anzeigen und Einladungen mißbrauchen. Man wundert sich nicht sonderlich, wenn Leute, die in Deutschland zum Halten von Wirthshäusern handwerksmäßig aufgezogen wurden, ihr Handwerk hier fortzusetzen suchen, und viele von ihnen thun es auch hier in einer vergleichungsweise ganz respectablen Manier. Aber die größte Anzahl jener eigentlichen Kneipen wird von Leuten gehalten, die für durchaus andere Berufsarten hergebildet sind. Wir wissen, daß hierzulande gewesene deutsche Pfarrer, Schullehrer, Militairpersonen, Juristen, Mediciner, Kaufleute u. s. f. sich darauf werfen, Kneipen zu halten, weil es wenig Vorkenntnisse kostet und wenig Capital, Wein und Bier auszuschenken, weil die meisten von ihnen im Bier- und Weinhaus ohnehin längst eingebürgert sind und weil es eine höchst bequeme Manier ist, auf diesem Wege Andern Genuß zu bieten und mitzugenießen, statt in einem mühevollen Arbeitberufe sein tägliches Brod zu verdienen. Wir sehen es wöchentlich, wie Handwerksleute, denen das Handwerk unbequem zu werden anfängt, Schneider, Schuhmacher u. s. f. eine Kneipe anfangen, sie rechnen dabei auf den Zuspruch ihrer nächsten Landesleute aus Schwaben, Franken u. s. f. und es scheint, daß sie sich selten verrechnen. Unter den respectablen Deutschen, denen der deutsche Name werth ist, und die auch noch darnach fragen, ob Etwas sittlich heilsam oder schädlich ist, herrscht nur Eine Stimme über dieses traurige Zeichen an deutschen Landesleuten unserer Zeit. Und wie könnte man anders als mit Betrübniß und Schaam auf die ganze Sache sehen? Der sittliche Schaden dieser Kneipen ist unermesslich. Davon zeugen selbst die Acten der öffentlichen Gerichte allwöchentlich. Man weiß aber, welchen Einfluß sie in der Stille ausüben. Sie ziehen die Hausväter allabendlich von der Familie weg, sie verschlingen eine Masse Geldes, das, sauer erworben, für gesegnete, gute Zwecke verwendet werden sollte, sie bieten die leidige Spielgelegenheit dar und reizen bei einem meistens herrschenden frivolen Tone viele niedrige Leidenschaften auf und werden der Quell der Zerrüttung des Glückes, der zeitlichen und geistlichen Wohlfahrt vieler Hunderte von Familien. Die ganze Sache, schlechter als offenbare Bettelei, lastet als ein Fluch auf den Deutschen, ihr guter Name leidet darunter, und ein Volk, das den Wirthshauschild obenansetzt im Wappen, muß verzichten auf Achtung und sittlichheilsamen Einfluß. Da liegt der Grund, warum so viele deutsche Familien nicht mehr fortkommen, warum kein Verdienst

mehr ausreicht, warum Nichts in Tagen des Verdienstes auf andere Zeiten erspart wird. Wo keine Bettler wären, durch diese Kneipen müssen sie werden. Die wohlthätigen Gesellschaften in unsern Städten müssen genug davon inne werden, welchen demoralisirenden Einfluß diese Stätten des gemeinsten Sinnen-genußes ausüben. Aber was fragen die Kneiphalter darnach? Die Presse aber, namentlich die deutsche Presse, schweigt zu diesem Jammerstand, ihr Ton ist meistens selbst kein sittlich ernster und der Geldgewinn kommt viel zu sehr bei der ganzen Frage in's Spiel. Die Gesetze des Landes aber geben dem großartigen Uebel sogar die Form der Legalität.

Es giebt viele Kleinkrämereien, stationaire und ambulante, die in unsern Geschäftsstraßen getrieben werden, welche sehr oft mit der Bettelei in engster Verbindung stehen, eigentlich diese unter der Firma eines Krames treiben und sich vielfach in deutschen Händen befinden. Wenn alte, schwache, arbeitsunfähige Leute ihr Brod auf diesem Wege erwerben, so zürnt Niemand darüber. Aber wenn Kinder, namentlich halbgewachsene Mädchen, herumlaufen in den Gasthöfen und Wirthshäusern, besonders wenn sie in später Abendzeit sich mit ihrem Handel durch die Straßen und öffentlichen Locale drängen, wie man das so oft sehen muß, so ist das sehr verwerflich. Denn es ist das eben der Weg, wie sie die Bettelei förmlich erlernen, an Selbstachtung verlieren und vielen verderblichen Einflüssen ausgesetzt sind. Sehr oft findet sich's, daß diese jungen Aspiranten Deutsche sind.

Kommen wir indessen auf die eigentlichen erklärten, professionellen Bettler, deutschen Blutes. Wir haben auch hier auf charakteristische Unterschiede zu merken.

Als erste Rangclasse nennen wir die eigentlichen Urbettler. Wir wissen keinen bessern Namen für sie zu finden. Ihre Eltern haben gebettelt, sie betteln, und ihre Kinder—die müssen oft betteln. Das ist der von Deutschland nach der Neuen Welt verpflanzte Pauperismus, ein Proletariat, das in Amerika keine Heimath hat und nie eine gewinnen, nie hier Wurzel schlagen sollte. Man weiß, wie sich die deutschen Städte und Dörfer mit einem Bevölkerungstheil schleppen, der rein unfähig ist, für sich selbst zu sorgen und selbstständig zu werden. Das ist eine Volkshefe, die zu einem sittlichen Aufschwung, wie es scheint, in Deutschland nicht mehr zu kommen vermag und nie eine andere sociale Position einzunehmen bestimmt zu seyn scheint. Das ist besonders der Theil des Volkes, aus welchem sich die Zuchthäuser füllen. Die christliche Barmherzigkeit thut an ihm seit Jahren auch ihr Werk und bemüht sich, dem Uebel auf die Wurzel zu kommen und seine Quellen zu verstopfen. Aber so leicht, so bald ist es nicht auszurotten. Nun weiß man auch, daß deutsche Communen es auf ihr Gewissen genommen haben, sich ihres Naturs des allgemeinen Pauperismus dadurch zu entledigen, daß sie ihre Armen kurzweg auf öffentliche Kosten nach Amerika spedirten. Viele der also hierher Verpflanzten werden stets dankbar bleiben, daß sie gewaltsam in völlig neue Verhältnisse geworfen wurden. Sie sind dabei andere, bessere Leute geworden,

das Betteln hat aufgehört und sie genießen nicht ohne Selbstgefühl die Frucht des eigenen Fleißes. Aber so geht es nicht bei Allen. Viele von ihnen fallen alsbald den Armenhäusern oder auch der Polizei der Neuen Welt in die Hände; viele Andere aber setzen das Bettlerhandwerk auch hier fort und halten, was das Schlimmste ist, ihre Kinder ebenfalls zu demselben an. Wir könnten aus dem Kreise unserer eigenen Erfahrung höchst traurige Mittheilungen über das Leben und Treiben dieser Urbettler machen. Bettlerarmuth und Demoralisation gehen da Hand in Hand. Man weiß, mit welchen schaaamlosen Lügen diese Leute umzugehen wissen. Ihre Verstellungskunst würde professionellen Schauspielern als Verdienst angerechnet werden. Besonders die Weiber leisten hierin oft ganz Außerordentliches. Sie wissen recht wohl durch ihre kläglichen Repräsentationen auf die Sentimentalität Anderer zu wirken. Sie finden ein bequemes Auskommen, essen und trinken besser als manche Arbeitende, obwohl natürlich kein Segen auf solchem Treiben ruht. Oft gehen die Alten fort Morgens, sperren die Kinder ein und man hat solche Kinder gefunden nach Brod aus Hunger schreiend, während die volle Brantwein-Flasche in der Ecke stand. Oft werden die Kinder fortgeschickt und müssen bettelnd die Stadtviertel durchziehen und haben Schläge zu erwarten, wenn sie nicht mit einer bestimmten Summe erbettelten Geldes heimkommen. Sie werden zum Lügen und Betrügen förmlich angehalten, man darf selbst ihren Thränen nicht trauen. Was muß aus ihnen werden? Es giebt nicht wenige Bettlerfamilien, die sich durch ihre Kinder auf solchem Wege erhalten lassen. Andere lassen ihre Kinder nicht zur Schule gehen, sondern schicken sie möglichst frühe in Fabriken, nehmen ihnen das Geld ab, mißbrauchen auf diese Weise die elterliche Gewalt und lassen sich in gottloser Faulheit eigentlich von ihren Kindern füttern.

Eine andere Classe sind die heruntergekommenen Bettler. Wir meinen damit nicht die sogenannten verschämten Armen. Auch an diesen ist kein Mangel unter unsern Deutschen, aber wir zählen sie nicht zu den Bettlern und reden hier gar nicht von ihnen. Jene heruntergekommene Bettler sind solche, die bessere Tage in ihrer Jugend gesehen haben, aber sittlichen oder socialen Schiffbruch oder Beides erlitten haben und denen die substantielle Sittlichkeit abgeht, ohne welche ein Aufschwung zur Wiedergewinnung einer günstigen socialen Position gar nicht denkbar ist. Es ist kaum glaublich, wie groß die Zahl dieser Leute in den Ver. Staaten ist. An das jammervolle Schicksal ihres Lebens knüpft sich viel Stoff des ernstesten Nachdenkens. Da haben wir namentlich Männer vor uns, die bereits in sehr wünschenswerthen Stellungen des Lebens sich befanden, Beamte, Aerzte, Lehrer, Theologen, Literaten, Geschäftsmänner. Namentlich ist auch eine große Anzahl tief gefunkener Studenten und Politiker des Jahres 1848 unter ihnen. Irgend eine böse Lust hat sie zu Fall gebracht, irgend ein Laster, eine verderbliche Leidenschaft ist die Kette, daran sie schleppen. Wie oft hat man versucht, solchen Leuten wieder aufzuhelfen, aber in so vielen Fällen mit vergeblicher Mühe. Ihr

Zustand ist aber um so mehr zu bedauern, weil viele von ihnen eine vortreffliche Bildung genossen und eine Summe von Kenntnissen erworben haben, die in diesem Lande besser als sonst irgendwo verwerthet werden sollte und könnte. Manche kommen auch hierher mit ernstem Entschluß, neu und besser zu beginnen, und je und je gelingt es. Aber die Knechtschaft gewohnter Sünde mit den Einflüssen verderblicher Genossenschaft, in welche sie gerathen, ist der Bann, unter welchem die meisten stehen. Sind sie einmal auch hier gesunken, degradirt, kündigt schon ihr äußeres Auftreten den innern Zerfall an, so liegt meistens nur ein Leben der Entehrung und Entbehrung vor ihnen, und in orgienhaften Schwelgerauschweifungen suchen sie oft das Gefühl ihres Jammers zu betäuben oder sich für die Bitterkeit ihrer Lage zu entschädigen. Sie müssen gemein werden mit einer Genossenschaft, deren Verührung sie einst von Weitem gemieden hätten. Bald ziehen sie bettelnd durch's Land, besonders durch deutsche Gegenden Amerika's, durch's reiche Pennsylvanien und ähnliche Gebiete, bald halten sie sich in großen Städten auf, da ziehen sie gerne paarweise durch die Straßen, Einer steckt sich hinter die Ecke, der Andere klopft an und bettelt, sie kommen bald mit freundlichem Tone, als ob's nur einen collegialen Besuch gälte, bald treten sie fordernd auf, pochend auf ihre Kenntnisse und werden unerhört frech, wo sie meinen, damit Etwas zu gewinnen. Ihr Aufenthalt auf dem Lande sind oft die Scheunen, wo sie im Stroh liegen dürfen, in der Stadt oft die erbärmlichsten Brantweinkneipen, wo sich das niedrigste Gesindel zusammenrottet. Diese Kneipen, die sich in besonderen Quartieren aller unserer großen Städte finden, verdienen die Beachtung derer, die eingehende Culturstudien machen wollen. Sie gehören auch in ein Gesamtbild unserer Zeit. Abgesehen von dem eigenthümlichen Naturell des Gästepersonals ist ihre ganze Einrichtung bisweilen der seltsamsten Art. Man kann dort den Schnaps in seiner absolutistischen Regierungsform unter Lumpen finden, wie sonst nirgend's. Man sehe die Gesichter in diesem Locale an—rothe Nasen, geschwollene Lippen, eingesunkene Augen, unrein ist Alles, die Kleidung zerrissen—und welche Conversation wird da geführt, welche Dinge im Haus, am Haus oft am hellen Tage selbst vor den Augen der Nachbarn verübt! Wir könnten die besten Zeugen für die schauerlichsten Entehrungen der menschlichen Natur, wie sie in diesen Lasterhöhlen nicht selten sind, bringen. Da finden sich solche Sammelstätten der Bettlerkunst, wo der Eine für einen Cent auf dem kalten, nackten Boden schläft, Andere für ein Paar Cents auf Tischen und Bänken, Glücklichere für etwas mehr in sogenannten Betten. Man hat in einem solchen schauervoll unreinlichen, völlig vernachlässigten Hause in jedem obern Zimmer einen Hund gefunden und wurde berichtet, das sey zum Schutze der Schläfer, die sich brantweinetäubt auf hölzerne Pritschen niederwerfen, gegen die Matten. Man fand einmal bei einer ihrer Orgien eine Motte dieser versunkenen Menschen, wie sie einen ausgehöhlten Ochsenkopf über einem Kohlenbecken braten ließen, der Dampf und Qualm zog durch beide abgesägte Hörner heraus und bestialische Wildheit feierte in Kerzenschein

mit den rohesten Späßen darum ihr Fest, während oben im Hause ein Todter lag. Genug von solchen Szenen! Leider steht es oft lange an, bis die Gerichte eine ganze Nachbarschaft von solcher Pest befreien oder die Polizei diese Cloaken der Depravität aus öffentlichen Gesundheitsrückichten entleert. In diesem Schmutz, in diesem Verderben, in diesem Jammer treiben sich deutsche Mitbrüder um! Und unter ihnen zum Theil Leute, die in höchsten Ehren stehen, segensvoll auf weite Kreise wirken könnten. Aber es muß wieder und wieder wahr werden: die Sünde ist der Leute Verderben!

Endlich gedenken wir hier noch der Nothbettler. Man möchte es bezweifeln, ob es eigentliche Nothbettler unter uns giebt oder geben kann, namentlich im Blick auf unsere öffentlichen Armenhäuser. Es ist aber doch so. Viele zur Arbeit durch Alter oder Krankheit oder Verstümmelung oder Verlust eines Hauptsinnes, wie des Auges, des Gehörs u. s. f., unfähig gewordene Leute sind in unsern Armenhäusern nicht zu halten. Dies gilt besonders von den Deutschen. Das Dienstpersonal in den öffentlichen Armenhäusern, auch in Hospitälern, ist meistens irisch oder doch englisch, und eine große Anzahl besonders der altersschwachen Deutschen fühlt sich an jenen Orten und in ihrem ganzen Wesen nach allen Seiten hin abgestoßen. Die jüngeren Leute aber, die entkräftet sind durch Krankheit oder verstümmelt und nicht mehr ihrem sonstigen Berufe obliegen können, wollen meistens ebenso lieb im Gefängniß liegen, als in einem unserer Armenhäuser. Die dortigen Verhältnisse sind ihnen unaussehlich und ihr Betteln hat wenigstens den Schein der wirklichen Noth und einer Berechtigung. Es geht eine Menge solcher armen deutschen Krüppel, Lahmen, Blinden, Altersschwachen durch's Land und Niemand versagt ihnen so leicht das Mitleiden und die milde Gabe. Wir wissen, daß manche selbst unter diesen Unglücklichen allerdings durch eine Geschicklichkeit ihrer Hand oder durch einen Kleinram sich ohne Bettel fortbringen, aber es ist das eine besondere Gabe, die nicht Jeder hat. Wir kannten einen jungen braven Deutschen, dem der eine Arm aus dem Achselgelenk geschnitten werden mußte; er trieb nachher, von Freunden unterstützt, einen Kleinhandel durch Pennsylvanien, bis er von allgemeiner Entkräftung ergriffen die Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen mußte und endlich im Hospitale, wo er nicht von deutschen Brüdern verlassen wurde, ohne eine Klage über seine Kreuzfahrt durch's Leben freudig seine letzte Strafe zog. Einem andern blinden Deutschen begegnen wir bisweilen, der ebenfalls einen Hausirhandel hat und es nicht aufkommen lassen will, daß seine Blindheit ein „Unglück“, mehr als eine bloße „Unbequemlichkeit“ sey. Doch dies bleiben Ausnahmen. So wie unsere gesellschaftlichen Zustände sind, müssen manche Leute betteln. Wir wissen von alten Leuten, die bei ihren Kindern wohnen und die Kinder würden sie nicht in's Armenhaus gehen lassen, und die Alten, die sonst Nichts mehr thun können oder dazu keine Gelegenheit finden, wissen sich entschuldigt, wenn sie auf dem Wege des Bettelns etwas Geld in's Haus schaffen. In andern Fällen wird das Betteln zwar keine habituelle Sache, aber vorübergehend veranlaßt

durch augenblickliche Noth in Folge von Unglücksfällen, Todesfällen der Ernährer der Familie und ähnlichen Verhältnisse. Sehr oft wird man finden, daß hier beinahe Nichts übrig bleibt als Betteln, namentlich bei Deutschen, wenn sie noch verhältnißmäßig fremd im Lande sind und keine Freunde haben, die ihnen freiwillig unter die Arme greifen.

Es wäre leicht, neben den genannten Classen der Bettler noch andere aufzustellen. Diese genügen. Die Frage entsteht, ob nicht dem Betteln unter uns überhaupt und namentlich dem deutschen Betteln Einhalt gethan werden könnte?

Als erstes Mittel scheint sich eine bessere polizeiliche Einrichtung darzubieten. Dem gemeinen, betrügerischen Bettler sollte sein Handwerk gelegt werden. Da denken wir besonders an jene oben geschilderten Arbeitler und an jene heruntergekommenen, elenden Landstreicher und Stadtläufer, diese Pest der Gesellschaft, diese Schmach besonders auch des deutschen Namens, diese vergiftete Bevölkerung der Brantweinkneipen. Ebenso sollte das Betteln der Kinder um keinen Preis, unter gar keiner Form geduldet werden. Allein man weiß ja recht wohl, was unsere Polizei werth ist. Wir sehen bisweilen ihre Officianten zerlumpte Bettler im Zustande viehischer Betrunktheit aus der Rothlache unter dem Zusammenlauf der Wassenbuben aufgreifen und auf's Quartier abführen, aber es scheint, sie würden kaum dies thun, wäre es nicht um des öffentlichen Scandals willen. Im Uebrigen wird der schaamloseste Bettel vor ihren Augen getrieben. Auch gegen jene Kneipen, diese Sündenhöhlen, wo die Brantweinselaven sich zusammenrotten, wird viel zu viel polizeiliche Milde geübt, ja, selbst Klagen der Nachbarschaft finden vor dem eigentlichen Gericht kein rechtliches Gehör, wovon wir höchst klägliche Beispiele anzuführen jederzeit im Stande sind. Die Gesetze sind bei uns viel zu sehr ein Schutz der Schlechtigkeit. Das wissen die Schlechten selbst gut genug und darum treten sie mit solcher barbarischen Frechheit auf.

Als an ein zweites Mittel wäre zu denken an großartige, wohl eingerichtete Arbeitshäuser, die nicht Gefängniß und nicht Armenhaus seyn dürften, die aber Jeden aufnehmen sollten, der zwar arbeitsfähig, aber arbeitslos ist und sich bettelnd herumtreibt. Es würde ihnen nicht an deutschen Kostgängern fehlen. Wären solche Anstalten da, würden sie im rechten Geiste geführt, könnte man getrost jeden Tagdieb, der Betteln dem Arbeiten vorzieht, dort hinsenden, diese Anstalten könnten viel Böses verhüten, manche Verwahrloste durch ernste, heilsame Disciplin wieder zurechtbringen und sie würden sich zu großem Theil durch die eigene Arbeit im Hause selbst erhalten. Hätten wir sie in gehörigem Maasstabe, sie würden uns, theilweise durch Bürgersteuer erhalten, lange nicht so viel kosten, als die freiwillige Bettelsteuer Tag auf Tag uns kostet, von moralischem, socialem Schaden der Bettelei und ihren Folgen ganz abgesehen. In diese Anstalten könnten wir ruhig Jeden weisen, der sein blauroth angelaufenes Säusergesicht und seine unreinen Lumpen an unsern Thüren zeigt. Dort würde er finden, was ihm fehlt: strenge Tages-

ordnung, regelmäßigen Fleiß, Abhaltung von viel Bösem, gesunde Kost, reinliche Kleidung, aber auch Selbstachtung und Achtung Anderer, und Mancher würde ein ganz anderes, besseres Leben beginnen.

Auch das wäre ein Mittel von großer Wirkung, wenn unsere Wirthshausgesetze völlig verändert würden. Denn in neun Fällen von zehn sind die Kneipwirths die Großmeister des Bettlerordens. Die schicken die fahrenden Nitter der Lumperei in die Welt hinaus und auch die erbärmlichsten unter ihnen wollen uns zumuthen, ihr demoralisirendes Geschäft für höchst respectabel zu halten. Das weiß alle Welt, daß die reichlich dargebotene Gelegenheit des Genusses starker Getränke einer Menge Menschen zum Fall wird und Elend genug in die Familien bringt. Das geben selbst diejenigen zu, die zu gar keinen extremen Ansichten in dieser Hinsicht geneigt sind. Allein—was hilft's? Man schlägt uns Maasregeln vor, die gerade durch ihre maaslose Ueberspannung sich immer selber wieder stürzen, und leider hört man überall sagen, daß auch die weisesten, besten Gesetze daran scheitern, daß es an der gewissenhaften Execution fehlt und Bestechung und Betrug überall im Schwange sind. So lange es in diesem Punkte nicht besser wird, wird auch das Gesetz ein todter Buchstabe bleiben und große Uebel werden Krebsartig um sich fressen und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortschleppen.

Von großer Bedeutung wäre es auch, wenn die gebende Bevölkerung über ihr Verhältniß zur bettelnden erstler nachdenken und anders handeln würde. Darauf deutet auch schon das Wort Seneca's, das wir diesen Zeilen voranstellen. Man weiß und kann sich sehr leicht davon überzeugen, daß die an den Thüren hingeebenen Almosen in den allermeisten Fällen dem Betrug oder der Faulheit oder der Unmäßigkeit zum Opfer gebracht sind und nicht in den Gotteskasten, sondern in die Truhe des Teufels gelegt werden. Man weiß das, aber man giebt doch, und so oft man betrogen wird, man giebt doch wieder. Bald fürchtet man sich im einzelnen Falle, einem würdigen Bedürftigen Unrecht zu thun, Barmherzigkeit zu versagen; bald folgt man der momentanen Erregung des Gefühls; bald will man sich mit einer Gabe wider besseres Wissen und Gewissen nur den edelhaften Anblick aus dem Auge schaffen. Mit dem Allem meint man am Ende noch ein gutes Werk gethan zu haben, während man nur der Schlechtigkeit hilft. Wir wollten nur, die gutmüthigen Geber könnten dem Gespräch der Bettler zuhören, wenn die Zunftgenossen sich in der Herberge beim Brantwein lachend erzählen, wie sie heute wieder mit ihren lügnerschen Lamentationen reißfert haben. Wir haben Gelegenheit gehabt, aus deutschen Localen der Art verba ipsissima zu erfahren, ja, selbst Pläne erfahren, nach denen den nächsten Tag das Terrain der Stadt vertheilt, recognoscirt und ausgebeutet werden soll. Die Depravation dieser Menschenklasse sucht ihres Gleichen.

Nach diesem Allem muß sich die gehörige Systematisirung der Wohlthätigkeit als ein Hauptmittel gegen den Straßenbettel von selbst empfehlen. Es ist nur zu bedauern, daß sie bei weitem nicht so ausgebeutet ist, als

sie es seyn sollte. Alle Anerkennung verdienen die deutschen Gesellschaften, die in unsern großen Städten bestehen und viel Gutes thun und manches Böse verhindern. Ihr Augenmerk ist aber vorzugsweise auf die neuen Ankömmlinge aus dem deutschen Vaterlande gerichtet. Und mit Recht; denn man muß voraussetzen, daß bei diesen Rath und That am nöthigsten ist. Ihnen kommen die übrigen wohlthätigen Vereine zu Hülfe. Indessen sind diese alle viel zu zersplittert, als daß ihre Wirkung sehr bedeutend gegen das vorhandene Uebel der Bettelei seyn könnte. Man sollte es dahin bringen, daß jeder Bettler unmitttelbar an einen Agenten gewiesen werden könnte, der in seinem Distrikte den einzelnen Fall untersuchen und nach Befinden handeln könnte. Aber das gutmüthige Publicum will lieber seine Pfennige Tag auf Tag hinwerfen, als daß es sich zu einem Einverständnis und vernünftigen Handeln herbeiließe; wodurch viel mehr Gutes in großartigem Maasstabe zu erzielen wäre in Errichtung von deutschen Hospitälern, Wittwenhäusern, Kinderrettungsanstalten, Correctionshäusern und andern verwandten Instituten.

Sey es genug an diesen Andeutungen. Auch sie werden Nichts fruchten und eben fromme Wünsche bleiben. Doch muß der Blick auch auf diese trübe Seite unserer allgemeinen und auch unserer deutschen Zustände hingelenkt werden. Es offenbaren sich ja schlimme Schäden der Christenheit in diesem Gebiete des Bettelns. Wir wissen auch recht wohl, daß es nicht gewonnen ist selbst mit den bedeutendsten, besten Mitteln und Kräften, die nachträglich das Uebel heilen, statt ihm zuvorkommen, vorbeugen wollen. Die Armuth, die in manchen Gegenden des deutschen Vaterlandes herrschend geworden ist, muß dort Bettelei erzeugen und Bettler in die Welt senden. Aber dies Uebel würde sich in ganz neuen Verhältnissen, unter den hier gegebenen günstigen Bedingungen verlieren, käme nur die Armuth, aber nicht mit ihr die moralische Degradation, die an jene so gerne, so oft sich knüpft, mit über's Meer. Das ist die Last, die ein Emporkommen hindert. Und die findet sich oft eben auch da, wo gar keine Armuth zu Hause ist, bei Leuten, die in Genüssen des Fleisches aufgewachsen sind. Aber sie haben eben unter diesen den moralischen Halt und die Haltung verloren. Oft muß auch hier der Grund des Uebels in einer verfehlten Erziehung, im Mangel an einer sittlich kräftigenden Zucht gesucht werden. Auch muß hier auf jenen bei den Deutschen übermäßig starken Hang nach geselligen Vergnügungen hingewiesen werden. Wirthshausbesuch, Spiel, Tanz und dergleichen mehr oder minder kostspielige Dinge verzehren die Mittel, entleiden die Arbeit, ziehen viel Böses nach sich, stören den Hausfrieden, lassen eine ernstere Ansicht vom Leben nicht aufkommen, trennen von Religionität und Kirche und führen viele in Armuth. Ebenso das leidige Pottewiesen. Sey nicht ein Prasser und gewöhne dich nicht zum Schlemmen, auf daß du nicht zum Bettler werdest! Sir. 18, 32, 33. Oft freilich ist eben der jugendliche Troß und Leichtsinm daran schuldig, daß Menschen frühe ihren Lebenslauf sich verderben, tiefer und tiefer sinken, bis sie die Träger essen müssen mit jenem verlorenen Sohn und seiner Gesellschaft.

Wer kann ohne Mitleiden an das Loos des Bettlers denken? Man traut ihm vornweg zu, daß er selber denkt „zu betteln schäme ich mich“. Noch kläglich, wenn auch diese Schaaam abgestreift ist. Ja wahrlich, „es ist ein schändlich Leben, von Haus zu Haus ziehen“. Sir. 29, 30. Und es ist ein Schandfleck an der Christenheit, daß so Viele sich durch's Leben betteln, daß für die wahrhaft Hilfsbedürftigen nicht auf geordnetem Wege gesorgt, dem betrügerischen, bettelnden Müßiggange nicht allerorten ernstlich gewehrt wird. Namentlich aber in diesem unserem reich gesegneten Lande muß es auffallen, daß so Viele bettelnd umherziehen, die anders versorgt oder beschäftigt werden könnten. Aber freilich müssen wir bekennen, daß uns zehnmal ein Fremder anbettelt, bis einmal ein Amerikaner. Und eben auch um unserer deutschen Landsleute und um des deutschen Namens willen wünschten wir jenen Grundsatz streng durchgeführt und verwirklicht zu sehen, der einst die Kinder Israels in ihr gelobtes Land begleitete: Es soll allerdings kein Bettler unter euch seyn! 4. Mos. 15, 4.

Philadelphia.

W. J. M.

Ueber die Behandlung der Kirche im Herzogthum Schleswig durch die dänische Staatsmacht seit dem schleswig-holsteinischen Kriege.

(Schluß.)

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, eine Zurücknahme der heillosen eiderdänischen Maasregeln zu erwirken; Petitionen darum hätte es geregnet, wenn nicht dem schleswig'schen Himmel überhaupt verwehrt gewesen wäre, solchen Regen fallen zu lassen, indem die Eiderdänen die höchst nothwendige Vorsichtsmaasregel gebraucht hatten, den Schleswigern mit so vielen andern Rechten auch das Petitionsrecht zu nehmen. Deputationen aus dem Volke sind beim Könige zu jenem Zwecke gewesen, aber natürlich vergebens. Die eiderdänische Partei hat längst die unmittelbare Führung des Staatsrunders aus der Hand geben müssen; andere Minister, denen die Formeln des Eiderdänenthums wenigstens nicht ihre Hauptconfession ausmachten, sind einander zu Duzenden gefolgt, aber es ist in diesem Punkt beim Alten geblieben. Das fait accompli stand nun einmal da, und der Einfluß der Partei war auch seither in den Ständekammern zu groß, als daß ein Ministerium riskirt hätte, an die wunde Stelle zu rühren. Und zuhöchst am Ruder der schleswig'schen Kirche, als Chef des Kultusdepartements des schleswig'schen Ministeriums, ist unter allen Wechseln sitzen geblieben und sitzt noch derselbe Mann, der als Creatur des

damaligen Regierungscommissairs das Werkzeug war zur Fabrication und Inswerksetzung der sacrilegischen Maaßregeln; und dieser Jurist regiert noch fortwährend mit unumschränkter Hand die Kirche Schleswig's von dem alleinigen Gesichtspunkt der eiderdänischen Parteitendenzen aus. Man sagt, daß als der als Dogmatiker auch in Deutschland bekannt gewordene treffliche Theolog und frühere Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität Martensen zum Bischof von Schleswig berufen wurde, soll er als Bedingung der Annahme gestellt haben, daß das Sprachrescript rückgängig gemacht würde. Und dies ist sehr glaublich, denn Martensen, ein geborener Schleswiger, gehört nicht zu denen, die alle Sympathien für die Interessen und Leiden ihres Vaterlandes in dänischen Diensten verleugnet haben, und ist bei den Grundwiganern und Eiderdänen wegen seiner Vorliebe für die deutsche Theologie als Einer von den Verdeutschten (Een af de Fortydsfede) verschrieen. Aber die Bedingung wurde nicht zugestanden, und er wurde dann zum Bischof von Seeland ernannt. So ist denn wenig Hoffnung auf eine Veränderung in dieser Bedrückung der schleswig'schen Kirche und des schleswig'schen Volks, bis eine durchgreifende Gesamtumwälzung in den Verhältnissen des gegenwärtigen lockeren und wackeligen dänischen Gesamtstaats vor sich geht, die aber schwerlich durch die diplomatischen Plänkereien, in denen gegenwärtig in reactionärem Eifer der deutsche Bund gegen das aus Dänemark drohende demokratische Wespenst zu Felde zieht, zu Wege gebracht werden wird, sondern auf stärkere Entladungen politischer Gewitterwolken in der europäischen Atmosphäre harzt.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den übrigen Theil der Kirche Schleswig's, der nicht gleich hart mit jenen südlicheren Gegenden von den Folgen der Umwälzung, welche die dänische Revolution und die schleswig-holsteinische Insurrection in die Verhältnisse des Landes gebracht hatten, betroffen worden war, in dem sich aber doch auch bedeutende Veränderungen, und mit ihnen neue Uebelstände ergeben hatten. In den mittleren Theilen des Landes war auch die Sprache in Kirche und Schule verändert worden, da indeß hier das Volk wirklich einen dänischen Dialect sprach und die dänische Sprache verstand, so war der Neuerung, obgleich sie tiefe Unzufriedenheit erregt hatte, nicht derselbe intensive und zähe Widerstand entgegengesetzt worden wie dort; doch hatte sie auch hier das bittere Gefühl gegen die Dänen zu einem Grade gesteigert, den es vor und während des Krieges nie gehabt hatte, und dem kirchlichen Leben eine Wunde geschlagen, die es auf lange nicht verwinden wird. In den nördlicheren Städten des Herzogthums war man noch am glimpflichsten verfahren: man hatte hier wenigstens deutschen Gottesdienst neben dem dänischen bestehen lassen, obgleich es nicht an zwangsmäßigen Begünstigungen des letzteren sowie der dänischen Sprache in der Schule, die viel böses Blut erregen mußten und immer noch erregen, gefehlt hatte, und man auf verschiedene Weise dahin gestrebt hatte, das bisherige Verhältniß umzukehren, und dem Dänischen in Kirche und Schule den Vorrang vor dem Deutschen zu verschaffen, weder Rechtsverletzungen, gewaltsame Eingriffe, willkürliche Gesetzgeberei, polizeiliche Chica-

nen, noch selbst Schmuttelwege scheuend, um seinen Zweck zu erreichen, die deutsche Menitz einzuschüchtern, das Dänische geltend zu machen und ihm einen Anhang zu verschaffen. Zu letzterem Zweck z. B. hatte man in einer dieser nördlicheren Städte als dänischen Geistlichen einen ausgezeichnet begabten Mann hingestellt, und ihm zur Seite einen völlig unfähigen als deutschen Prediger, und um dies thun zu können, hatte man willkürlich das Wahlrecht der Gemeinde unterdrückt. Die letztere Maaßregel war überhaupt ein beliebtes Verfahren gewesen, weil dieses den Parteibestrebungen da offene Thüren gab, wo das respectirte Wahlrecht die Zugänge denselben geschlossen oder wenigstens sehr erschwert haben würde. Doch wenden wir uns von solchen Einzelheiten, deren sich zur Charakteristik des dänischen Vorgehens eine Menge sammeln ließen, wenn uns die nöthigen Materialien zur Hand wären, ab, und fragen wir nach der Gesamtwirkung der Umwälzung auf das kirchliche Leben, wie sie sich auch auf den nördlicheren dänisch-rebenden Theil des Landes erstreckte.

Wir müssen zu diesem Ende einen Rückblick werfen auf die unmittelbar vorangegangene Geschichte des Zustandes des kirchlichen Lebens, damit wir erkennen, in welchem Stadium der Entwicklung dasselbe von der hereinbrechenden Erschütterung gefaßt wurde. Auch über Schleswig war der ebenso kalte als dürre Hauch des Nationalismus gefahren; er hatte eine Zeit der Theuerung des Wortes Gottes über's Land gebracht, in der auf den Kanzeln meist klapperndes Stroh gedroschen und der Gemeinde für Brod des Lebens dargeboten worden war, und in den Schulen hatte er Dinter's Bibel und gereifte Meisterschaft im catechetischen Exerciren gegen den kindlichen Glauben und die Erbauung und Erziehung der Herzen an seinem heiligen Inhalt in Tausch gegeben. Doch hatte er lange keine so allgemeine und so durchgreifende Herrschaft erlangt, wie in vielen Ländern Deutschland's. Hatte er doch in dem dänischen Theil Schleswig's dem Volke sein altes dem Inhalte nach treffliches, wenn auch in der Form zuweilen mangelhaftes Gesangbuch und Freiheit im Gebrauch der alten Agende lassen müssen; es war wohl versucht worden, modernisirte Substitute einzuführen, aber das Volk hatte sich widersetzt, hatte an Stellen den rationalistischen Predigern gesagt, daß wenn sie neue Moden im Hause Gottes einführen wollten, dann gehöre der Schlüssel der Kirche der Gemeinde, und sie könnten gehen woher sie gekommen seyen: es war eine Bewegung entstanden, die die Regierung erschreckt hatte, so daß sie für rathsam gehalten hatte, abzustehen von der Durchführung einer Neuerung, die ihr doch kein Herzensanliegen war, und so war dieselbe wenigstens auf halbem Wege stehen geblieben. Im deutschen Theil war zwar ein neues Gesangbuch eingeführt worden, aber es war von Kramer's frommem nur in seiner äußeren Schale modernisirten Geistes verfaßt, der im Neuern so bescheiden verfahren war, daß viele der besten alten Lieder unverändert stehen gelassen und nur moderne daneben gestellt worden waren, so daß jede Seele prüfen und wählen konnte die Speise, die ihr zusagte. Und selbst als der Nationalismus seine Zelte am weitesten ausgepannt hatte, wurde noch auf manchen Kanzeln das

Wort Gottes gepredigt, ohne vorher im Vernunfttrichter seinen Lebensinhalt abgeseigt zu haben. Sie und da stand ein alter Prediger, der es als göttliche Kraft und göttliche Weisheit an seinem eigenen Herzen erfahren hatte, dem das Wort vom Kreuze weder eine Thorheit noch ein Aergerniß war, sondern der es lebendig verkündete als das Heil der Seele. Und wo das geschah, da strömte das Volk herzu von nah und fern, während die Nationalisten die Kirchen immer leerer predigten. Aber Einzelne dieser alten ehrwürdigen Zeugen, welche die Leuchte des Evangeliums in der einen Gemeinde nach der andern hatten erlöschen sehen, sahen auch noch, ehe sie ihre Augen schlossen, die Vorboten des neu erwachten Lebens eine Kanzel nach der andern besteigen, sahen das Wort vom Kreuze wieder zu Ehren gebracht, und dankten Gott, daß er sie nun im Frieden fahren lasse. Bis gegen den Krieg hin war die rationalistische Predigt auf wenige Winkel des Landes zurückgedrängt, wo ihre Vertreter mit bemoosten Häuptern als verdorrte Skelette in todtpredigten Gemeinden und leergepredigten Kirchen saßen, und Niemand sich um sie kümmerte. Aber durch's Volk war der verdorrnde Sirocco nicht ohne Wirkung gefahren. Zuerst war ein Verdorren und Ersterben des allgemeineren kirchlichen und religiösen Sinnes wahrgenommen worden, ein Untergehen desselben in Gleichgültigkeit und immer mehr sich verweltlichender Richtung des Gemeindegeistes; und in der Reaction des christlichen Geistes sich aufraffend, hatten die Kreise, in welchen ein gereifteres und selbstständigeres christliches Leben waltete, theils in engerer Aneinanderschließung in Spener'schen ecclesiis, oder wie ihre Gegner und Verächter sagten, in Conventikeln, theils im nördlicheren Schleswig in einem Anschluß an die daselbst um die Mitte der zweiten Hälfte gegründete herrnhutische Brüdergemeinde Christiansfeld, die besonders in dieser Zeit der Dürre dem Lande unleugbar zu sehr großem Segen gewesen ist, und den Haß, den jetzt die dänischen Geistlichen auf sie als auf eine deutsche Seitencolonie geworfen haben, nicht um's Land verdient hat. Aber es fand sich, daß eine solche Selbstconstituierung als ecclesiola doch am Ende eine zu enge Basis im Volke hatte, um eine größere Verbreitung gewinnen und einen längeren Bestand haben zu können; oder auch es lag daran, daß im Naturell des Volksgeistes zu wenig Hinneigung zur Conventikelerbauung ist, oder daß die Theilnahme an solchen Erbauungsverfammlungen immer mehr in die allgemeine Erschlaffung mit hineingezogen wurde; eine Zeit lang blühten sie, dann welkten sie, und fielen an Stellen, wo sie früher große und lebendige Theilnahme gefunden hatten, ganz auseinander, und das tiefere christliche Leben zog sich in die Mitte einzelner Familien zurück. Aber da, und das trug wohl vieles zu diesem Ergebniß bei, war auch schon die Wendung in der Kirche eingetreten, daß das Bedürfniß nach Erbauung aus dem Worte Gottes in ihr selbst immer mehr Befriedigung fand. Bis gegen den Krieg hin war dasselbe in manchen Gemeinden schon seit einer Reihe von Jahren lebendig und kräftig verkündigt worden, und es fing an als eine weckende Kraft wieder in die Herzen der Gemeinden sich Bahn zu machen, und die Kruste Gleichgültigkeit, die sich um

dieselben gelegt hatte, zu durchbrechen. Wer vor dem Kriege auf die Gemeinden Schleswig's und in sie hinein mit aufmerksamem Auge schauete, dem konnte es nicht entgehen, wie überall in denselben Samenförner der Wahrheit und des Lebens ausgestreut wurden, wie überall frische Keime sich zeigten, noch zart und vereinzelt, aber welche versprachen, mit der Zeit zu erstarken und sich zu verdichten, er konnte nicht umhin, der Hoffnung Raum zu geben, daß eine Zeit reicheren Lebens der Kirche bevorstehe, als sie noch je gesehen hatte.

Da war es, daß das politische Erdbeben kam, und den Boden, auf dem die Kirche stand, bis in seine Fundamente erschütterte. Da wurde der Taumelkelch der Parteileidenschaft in die Seelen ausgegossen, und kein Herz blieb unerfaßt davon, von dem Taumel, der eine Zeit lang alles andere vergessen machte, und alle Gedanken und Gefühle absorbirte. Man hätte wünschen mögen, daß die Hirten der Gemeinden ein freieres Herz behalten hätten, und auf hoher Warte des Reiches Gottes stehend, ihre Stimme erhoben hätten, um die ihnen anvertrauten Seelen zur Selbstbestimmung zurückzurufen und das Feuer irdischer Leidenschaft mit dem Wasser des Lebens zu dämpfen. Aber sie waren Menschen und in alle menschlichen Dinge verflochten. Vielen kam die Ueberfluthung unversehens, sie wurden davon überrascht und gegen ihren Willen in die gewaltige allgemeine Strömung mit hineingezogen; Einzelne wenigstens mochten schon von früher her zu sehr in's politische Logbuch eingeweiht gewesen seyn, um nicht zu wissen, in welcher stürmischen Region das Staatsschiff auf seinem Laufe sich befand, und mochten mehr mit Willen, als sich ihrem Verufe gebührt hätte, in den Wunsch und das Streben nach neuen politischen Gestaltungen eingehen. Wir sagen das, weil seither öffentlich erschienene Bücher und Documente Beweise für dergleichen liefern, und ohne im übrigen einen Tadel auf Jemand werfen zu wollen; in der That, wer selbst erfahren hat, mit welcher überwältigenden Macht ein solcher politischer Taumelgeist, wie er in jenem Jahre über die Völker ausgegossen wurde, die Seelen erfaßt, und wie jedes Herz unwillkürlich mit in seinen Strudel hineingerissen wird, der wird sich vielmehr mit beugen in der Buße, in der jedes Christenberz nach überfluthender irdischer Erregung sich wieder zurechtfinden muß. Doch der geistige Rausch hätte wieder der Nüchternheit Platz gemacht, und die kirchliche Entwicklung hätte einigermaßen wieder auf dem Punkte aufgenommen werden mögen, wo sie abgebrochen worden war, wäre auch sonst nach dem Kriege alles wirklich wieder in statum quo ante zurückgeführt. Aber das Ende des Krieges fand nicht nur in ihrem geistigen Leben veränderte Gemeinden, sondern auch andere Hirten, deren Stimme ihnen fremd war, die in ihr früheres Leben und in den eigenthümlichen Bedürfnissen ihres jetzigen Lebens auf dem Punkte, auf dem es nunmehr stand, keinen Einblick hatten. Die früheren Geistlichen in einem großen Theil Schleswig's, und gerade in dem Theil, den wir zunächst vor Augen haben, waren bekanntlich vom eiderdänischen Wesen hinweggesetzt worden; gegen sie hatte sich der Grimm dieser Partei vor allen gewendet, und wo sich irgend ein Grund oder ein Vorwand gegen sie hatte finden lassen, den

eine solche Zeit der Wirren ja nur zu leicht an die Hand giebt, gegen den war ohne Schonung und ohne Billigkeit, beides cum ira et studio, vorgeschritten worden.

Auf den dänischen Inseln oder in Jütland geborene und aufgewachsene und auf der Kopenhagener Universität gebildete Prediger hatten fast überall die Plätze Jener eingenommen. Man hat von schleswig-holsteinischer Seite diese von Dänemark herübergekommenen Geistlichen als inegesamt untüchtige und untaugliche Männer geschildert, ohne allen kirchlichen Sinn, als ganz der Politik ergeben, und mehr für sie als in ihrem geistlichen Berufe wirkend. Wir können nach der während eines mehrjährigen Aufenthalts im Lande gemachten eigenen Erfahrung und nach persönlicher Bekanntschaft mit einer Anzahl von ihnen, dieses Urtheil keineswegs unterschreiben. Wir haben in denen, die wir so persönlich haben kennen gelernt, wenigstens zum Theil Männer gefunden, denen es, wenn auch bei mancher sonstigen Schwäche in verschiedener Beziehung, Ernst war mit ihrem geistlichen Beruf. Sie Alle, so weit unsere Erfahrung reicht, predigen das Evangelium nach Schrift und lutherischem Bekenntniß, wenn auch Manche ohne das Leben und die Kraft, die Tiefe und die Fülle, die nur die lebendige und gründliche Erfahrung im eigenen Herzen geben kann; aber Manche thun das doch auch mehr oder weniger, mit mehr oder weniger Ernst und Fleiß, und mit verschiedenem Maaß der Begabung; und Einen, den wir so gehört haben, müssen wir unter die ausgezeichnetsten Kanzelredner setzen, die uns überhaupt begegnet sind, wenngleich im übrigen in alle insularische Bornirtheit und barocke Verschrobenheit der grundwigschen theologisch-nationalen Richtung verflochten. Es mag freilich auch Solche unter ihnen gehen, die mit mehr Herzenseifer Politik treiben, als die Gemeinde weiden und das Wort Gottes verkündigen, und es giebt Einzelne, die notorisch sittlich unwürdige Subjecte für ein geistliches Amt sind; aber in letzterer Beziehung wenigstens, daß es überhaupt Solche in solcher Stellung giebt, dafür liegt die Schuld ganz am bureaukratischen Kirchenregiment, das auch die erstere Richtung eher spornt als zügelt. Aber bei alle dem, wenn sie auch in Gesinnung und Begabung ganz auf gleichem Niveau ständen mit denen, die sie verdrängt haben, so kann doch ihre Wirksamkeit an den Gemeinden in ihren Resultaten nimmermehr dieselbe seyn. Denn viele Umstände kommen zusammen, um den Einfluß, der von ihnen auf die Gemeinden ausgeht, zu brechen oder zu alteriren. Zunächst nämlich stehen sie, nach ihrem eigenen Gefühl, wie es sich unwillkürlich und zuweilen in ergößlich naiver Weise äußert, ebenso sehr, als nach dem Gefühl und Urtheil der Gemeinden, durchaus als Fremde da unter einem fremden Volke. Denn so entschieden wir dem in Nordschleswig gesprochenen Dialect den Charakter eines dänischen Idioms vindiciren müssen, ebenso entschieden müssen wir dem nordschleswig'schen Volke die Eigenschaften dänischer Nationalität, sofern diese nicht nur in der Sprache, sondern vielmehr in der eigenthümlichen Bestimmtheit der gesammten Strömung und Aeußerung des Volkslebens in Anschauung, Gefühl und Sitte sich gründet, absprechen. Ein

Nordschleswiger findet sich in diesen Hinsichten, d. h. in der gegenseitigen Gesamtberührung des Lebens, sobald das Hinderniß der Sprache beseitigt ist, zehnmal eher mit einem Holsteiner zurecht, als mit einem Inselndänen, oder mit einem durch dänische Bildung und vollends eine Kopenhagener Universitäts-erziehung in alle insularisch-dänische Bornirtheit und Einseitigkeit eingetauchten Jütländer. Daß dem so ist, das zeigt sich auf allen Punkten, wo diese verschiedenenartigen Elemente mit einander in Berührung treten; so namentlich auch jetzt in der durchaus abgeforderten Stellung, welche die jetzt von Schleswig an die Kopenhagener Universität gehenden Studenten den gebornen Dänen und diese ihnen gegenüber selbst hier behalten, wo sonst in dieser Zeit des Lebens so viele Bande geeignet wären, sie zusammenzuführen, weil die Ersteren eben nach ihrer ganzen bisherigen Lebensrichtung sich unfähig fühlen, in jene insularisch-dänischen Besonderheiten einzugehen, während wir nie von der Spur einer solchen Scheidung zwischen Schleswigern und Holsteinern an der Kieler Universität gehört haben. Daß aber eine solche von vorne herein gesetzte, im gegenseitigen Gemeingefühl die Tiefe des Lebens durchziehende geistige Kluft das Verhältniß des Predigers zur Gemeinde in seiner ganzen Stellung und Wirksamkeit an dieser, selbst wo nicht auch noch aus dem geschichtlichen Boden der jüngsten Vergangenheit hervorgehende besondere Antipathien hinzukommen und sie tiefer und schroffer machten, wesentlich influiren mußte, das wird Jedem einleuchten. Aber es mochte kaum eine Gemeinde geben, wo nicht auch noch solche Antipathien, mildere oder schroffere, in stärkerem oder geringerem Maaße, bei einer größeren oder kleineren Anzahl von Gemeindegliedern, hinzukamen, um die durch jenes nationale Verhältniß dem Prediger verursachte Erschwerung seiner Wirksamkeit noch bedeutend zu steigern. Denn selbst in denjenigen Landgemeinden des nördlichen dänisch-sprechenden Theils von Schleswig, wo im Kriege dänische Sympathien, größtentheils in unklarer und über den wirklichen Stand der Dinge unaufgeklärter conservativer Gesinnung gegründet, vorgewaltet hatten, waren doch immer Einige gewesen, die besser unterrichtet oder durch persönliche Bande gezogen, in Abneigung gegen dänisches Wesen überhaupt oder eiderdänische Aggression insbesondere, sich entschieden den schleswig-holsteinischen Wünschen und Bestrebungen angeschlossen hatten, und das waren in der Regel die Gebildeten, die Angesehenen und Einflußreichen gewesen. Sie betrachteten natürlich die dänischen Prediger, die auch größtentheils eine sehr entschiedene und durch die gegenwärtige leidenschaftliche Erregung desto stärker hervortretende eiderdänische Parteifarbe trugen, nicht sowohl in ihrem Charakter als Geistliche, sondern vielmehr als eiderdänische Sendlinge und Werkzeuge zur Bearbeitung des eroberten Bodens für Parteizwecke namentlich zur Danisirung des Landes, und hielten sich von Anfang an ihnen gegenüber in einer möglichst fernem und feindlich beobachtenden Stellung. Manche Andere mochte es geben, die im Kampfe eine unentschiedene Stellung behielten, und in dem Wunsch, daß alles beim Alten bliebe, beide Parteien mit gleichem Mißtrauen betrachteten, und dieses Mißtrauen wenigstens trugen

sie auch auf die neuen dänischen Prediger über. Hätten diese nun von Anfang an sich auf ihren geistlichen Beruf beschränkt, durch dessen treue Ausübung es in Schleswig im ganzen so leicht ist, sich die Liebe der Gemeinden zu erwerben, so würden sie in einem immer verstärkten und erweiterten Vertrauens- und Liebesverhältniß zum Volke immer mehr Boden für solche ihre Wirksamkeit gewonnen haben, und die durch jenes nationale Abstoßungsverhältniß und diese politischen Antipathien ihnen entgegengesetzten Hindernisse hätten sich allmählich immer mehr beseitigt, zumal wenn sie sich zugleich ernstlich darum bemüht hätten, sich mit einiger Selbstverleugnung in die Weise des Volkes hineinzuleben, und, abgesehen von allen politischen Parteianschichten, statt zu danisiren, sich selbst so weit schleswigisiren zu lassen, als für die Erleichterung und Förderung ihrer Berufswirksamkeit ersprißlich gewesen wäre. Aber Viele von ihnen wenigstens hatten in der That, neben dem Bewußtseyn von ihrem geistlichen Beruf, auch, wie ihr Verhalten vielfach nur zu deutlich gezeigt hat, ein starkes Bewußtseyn von einer politisch-nationalen Sendung, die sie in Schleswig zu erfüllen hätten, ein Doppeldienst, wie es überall der Stellung und Wirksamkeit des geistlichen Amtes höchst nachtheilig werden muß. Im nationalen Zelotismus oder in ihrer Unbekanntschaft mit dem schleswig'schen Volke, schlug dieses Bewußtseyn in seinen Aeußerungen oft Wege ein, die großen Anstoß geben, und jene schon von vorne herein zwischen ihnen und den Gemeinden vorhandene Kluft erweitern mußten. Sie brachten z. B. politische Auspielungen oder auch ganze politische Tiraden auf die Kanzel, die nur ihnen selbst Hohn und Spott schafften, der Sache, der sie dienen wollten, schlechten Gewinn brachten, und die Kirche für eine Zeit lang leerten. „Wir wollen nicht in die Kirche gehen, um Politik zu hören,“ konnte man häufig die Leute sagen hören, mit dem richtigen Gefühl, das so oft im Urtheil ohne weit ausholende Reflexion das Rechte trifft, und sich in der einfachen Weise äußert, die für den an einen größeren Aufwand von Reflexion Gewöhnten die Würze und den Reiz des Naiven hat. Eine ähnliche Wirkung hatte es, wenn sie die Kinder in den Schulen dänische Nationallieder lernen und singen ließen, selbst solche nicht vermeidend, die für die Jugend durchaus unpassend waren, wenn sie in Familienkreisen bei festlichen Gelegenheiten gleichfalls das Absingen solcher Lieder aufzubringen suchten, politische Toaste ausbrachten und dergleichen. Der Zelotismus trieb seine Forderungen manchmal bis in's Kleinliche und Pedantische, so z. B. wenn sie bei Tausen herkömmliche Namen nicht gestatteten, weil sie deutsche Form hatten, oder gar Familiennamen aus demselben Grunde änderten, obgleich sie selbst häufig deutsche Namen hatten, so daß Wiße über dergleichen in Umlauf kamen, die auf ihre Kosten manches Gelächter erregten. Die Besonnenener unter ihnen sind im Laufe der Zeit durch die Lehre der Erfahrung in dergleichen Aeußerungen des nationalen Parteiwußtseyns zurückhaltender geworden, aber es war gerade im Anfang, als sich ihre Stellung zu den Gemeinden gründete, daß sie am meisten schaden mußten. Diese Stellung wurde aber auch durch ihr Verhalten in einer anderen Hinsicht, die kein

politisches, sondern ein rein sociales Verhältniß betraf, wesentlich beeinflusst. Die früheren Prediger waren auf einem vertrauten und freundschaftlichen Fuß mit den Mitgliedern ihrer Gemeinden umgegangen; war Jemand derselben zu ihnen gekommen, so war er ohne Umstände in die Studirstube oder in die Familienstube geführt worden, wo der Prediger sich gerade befinden mochte, oder wenn dieser nicht zur Stelle war, von seiner Frau freundlich empfangen worden; überhaupt der Prediger und seine Familie war den Bauern auf demselben Fuße begegnet, wie sie selbst von diesen aufgenommen wurden, wenn sie zu ihnen kamen, und je nach Gelegenheit und Zuneigung hatten sich zwischen jenem und einzelnen Familien der Gemeinde noch besondere gesellige Bande eines näheren Umgangs gegenseitiger Gastfreundschaft geknüpft, welche den Verkehr des Predigers mit den Gemeinden vielseitiger und inniger gemacht hatten. Die dänischen Prediger beschränkten von Anfang an den Kreis ihres freundschaftlichen Umganges fast ausschließlich auf ihre nächsten Collegen und die geborenen Dänen, die sich sonst in der Gegend in amtlichen oder privaten Stellungen befinden mochten, getrieben dazu zum Theil durch jenes oben erwähnte Gefühl der Fremdlingenschaft; „wir Alle“ wurde in solchen Umgangs-kreisen ein currenter Ausdruck zur Bezeichnung aller geborenen Dänen, die sich in dem Orte oder in der Gegend befanden und so zusammenzukommen pflegten, ohne daß es ihnen zum Bewußtseyn kam, wie naiv sie damit dem schleswig'schen Volke den Charakter eines dänischen abspachen, den sie ihm sonst so eifrig vindicirten. Wenn sie sich hiedurch schon in ein ferneres Verhältniß zu ihren Gemeinden stellten, als das ihrer Vorgänger gewesen war, so gehört das noch zum Theil dem zuerst genannten Hinderniß des Zusammenwachsens der Prediger mit den Gemeinden an. Aber auch im täglichen Verkehr mit diesen, wie er durch ihre amtliche Stellung herbeigeführt war, war ihr Verhalten gegen die einzelnen Mitglieder ein ferneres und kälteres, wie sie es von Dänemark her, wo die socialen Mischungen und Verhältnisse wesentlich anderer Art sind als in Schleswig, gewohnt seyn mochten. Wenn Bauern aus ihren Gemeinden zu ihnen kamen, wurden sie nicht wie früher ohne Umstände empfangen und eingeführt, sondern man ließ sie antichambriren, bis es des Predigers Gelegenheit war sie vorzulassen, und er empfing sie dann allenfalls auch noch in einem eigens für Bauernstiefel bestimmten Empfangszimmer, welches von den auf ihren oft stattlichen Höfen wie kleine Freiherren und besonders gegenwärtig in blühendem Wohlstand lebenden Bauern, die an dergleichen gar nicht gewöhnt waren, gar übel vermerkt wurde. Ebenso wenn Bauernfrauen in's Pastorat kamen, wurden sie nicht wie früher freundlich von der gleich ihnen entgegenkommenden Pastorin empfangen; diese kam entweder gar nicht zum Vorschein, oder wenn sie erschien, so wußte sie mit ihnen nicht umzugehen, benahm sich besangen und ungeschickt, und gab bald auf diesem bald auf jenem Punkte Anstoß. Um nicht gegen Einzelne ungerecht zu scheinen, müssen wir ausdrücklich daran erinnern, was sich eigentlich von selbst versteht, daß die Hervorhebung solcher auf eine ganze Classe und Anzahl von Menschen sich beziehenden

charakteristischen Züge immer nur relative und respective Wahrheit hat, daß sie an dem einen Orte fast verschwinden, während sie am anderen auf's stärkste hervortreten, überhaupt nur eine Durchschnittlichkeit bezeichnen sollen und können, die an sich abstract ist, und deren Anwendung auf die ihr zu Grunde liegende Realität so viele Abstufungen hat und Modificationen erleidet, als es dabei betheiligte Individuen giebt. Aber mehr als man meinen möchte hat die hervorgehobene Weise der persönlichen Berührungen des Predigers mit den Mitgliedern seiner Gemeinde, neben den anderen angeführten Hemmnissen seiner Wirksamkeit, dazu beigetragen, die kalte und ferne Stellung, in welcher von Anfang an die dänischen Prediger zu ihren Gemeinden standen, bis auf den heutigen Tag zu erhalten, oder wenn sie an dem einen Orte einigermaßen gewichen ist, so ist sie hingegen an dem anderen zu einem Verhältniß entschiedener Gespanntheit und gegenseitigen Unbehagens an einander fortgerückt. Eine gegenseitige Kälte und Fremdheit ist das durchschnittliche Verhältniß, in welchem im nördlichen Theile des Landes der dänische Prediger zu seiner schleswig'schen Gemeinde steht; und während in Angeln die bis zur gegenseitigen Feindseligkeit potenzierte Incompatibilität beider Elemente den Prediger zu einem Fluch für die Gemeinde et vice versa macht, ist auch jenes in den übrigen Theilen des Landes vorwaltende Verhältniß keineswegs der Art, um die Realisirung der Hoffnungen, welche der Zustand und Fortgang der schleswig'schen Kirche vor dem Kriege erregte, auch als Ziel des neuen Entwickelungsganges, in den sie seitdem geleitet worden ist, in Aussicht zu stellen.

Bei dem allem sind die dänischen Prediger in Schleswig indeß ebenso sehr die Leidenden als die Thätigen und Ursächlichen, und es ist ungerecht, ein hartes Urtheil über die Einzelnen zu fällen, ohne billige Berücksichtigung all' der Schwierigkeiten, von welchen sie von Anfang an in Schleswig umstellt gewesen sind. Denn selbst mitgebrachte Gewohnheiten, wenn sie ihm auch in einer neu angetretenen Stellung noch so hinderlich sind, vermag Einer nicht nach Belieben abzustreifen, ja er wird vielleicht ohne fremde Hilfe, wie sie dem Menschen selten in annehmbarer Weise zu Theil wird, gar nicht auf ihr Vorhandenseyn und ihre Unverträglichkeit mit den Forderungen seines jetzigen Berufes aufmerksam. Eine unbedingte Verwerfung hingegen verdient die Art, wie seit dem Kriege das Kirchenregiment geübt worden ist. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Durchführung der Neuerungen, welche damals in der Kirche des mittleren Schleswig's vorgenommen wurden, in die Hände eines jungen Juristen fiel, der als Chef des Cultusdepartements, zuerst unter dem damals ernannten und mit außerordentlicher Vollmacht bekleideten Regierungscommissair, und später unter dem für das Herzogthum Schleswig in der in Kopenhagen residirenden Regierung des dänischen Gesamtstaates errichteten Ministerium, die Oberleitung der schleswig'schen Kirche übernahm, und bis auf den heutigen Tag durch alle vielfachen Wechsel von Ministerien hindurch behalten hat. Er hat sich gerade dadurch so fest gehalten, daß er mit äußerer Geschäftstüchtigkeit den durch keine Skrupel gehemmten freien Sinn verband

der es ihm gestattete, ohne Scheu und Gewissen die Kirche Schleswig's durchaus zu einem Werkzeug eiderdänischer Politik zu machen, ohne alle Rücksicht auf ihre eigenen Lebensinteressen. Wir haben oben gesehen, welche Früchte dieses Verfahren in Angeln getragen hat. Aber auch im übrigen Schleswig, wengleich hier keine so grellen Conflictte dadurch hervorgerufen worden sind, muß doch ein solches Regiment wie ein schwerer Bann über der Kirche ruhen, der ihr ganzes Leben mit einem erkältenden Eisgürtel umzieht. Denn noch fortwährend ist der ausschließliche Gesichtspunkt, von dem aus ihre Verwaltung gehandhabt wird, der eiderdänische Parteizweck der Danisirung Schleswig's. Daher werden fast ausschließlich geborene Dänen in der schleswig'schen Kirche angestellt, weil man geborenen Schleswigern nicht traut, daß sie zu willigen Werkzeugen der Förderung jenes Zweckes sich hergeben werden; daher hat der einzelne Geistliche fast unbeschränkte Freiheit, zu handeln und zu leben wie er will, so lange er nur nicht gegen die Interessen jenes politisch-nationalen Zweckes anstreift, er kann seine kirchlichen Pflichten vernachlässigen, er kann einen unmoralischen Lebenswandel führen, ohne daß er seine Stellung dadurch gefährdet oder sich Jemand groß darum kümmert, es wäre denn, daß der Bischof davon Notiz nähme, von dem man aber weiß, daß er über das Recht ein Wort zu sprechen hinaus weder Macht noch Einfluß hat, daß selbst der ihm statutenmäßig gebührende und durch die sonstige kirchliche Praxis gewährleistete Einfluß von der bureaukratischen Kirchen-Auctorität höhnisch unberücksichtigt gelassen wird, und der daher auch, obgleich ein geborener Däne und in früherer Zeit eifrig für dänisch-nationale Politik wirkend, seiner Stellung herzlich satt seyn soll. Aber wenn auf der anderen Seite ein Geistlicher nur das geringste Versehen begeht, das in's politisch-nationale Gebiet streift, wenn er z. B., wie vor ein paar Jahren der Fall vorkam, nur aus Gutmüthigkeit auf Begehren einen Tauffchein oder ein anderes Certificat in deutscher Sprache statt in dänischer ausstellte, kann er einer scharfen Nüße gewiß seyn. In der That, wenn die Kirche in ihrem Leben und in der Richtung ihres Lebens von dem Regiment, das über sie geführt wird, ebenso abhängig wäre wie ein weltliches Institut, wenn sie nicht eine Kraft des Lebens in sich hätte, die auch in der am meisten verpesteten Atmosphäre ihren Lebenskern gesund erhält und ihr die Fähigkeit wahr, sich aus ihrer eigenen Fülle heraus zu erneuern und alle Fäulniß, die in ihre Außenglieder eingebrungen, wieder auszustossen, wenn nicht die einzelnen Hirten, die zunächst die Sorge für die ihr angehörenden Seelen und die Verwaltung ihrer inneren Güter in Händen haben, von dieser Macht mehr oder weniger erfaßt und in ihren Dienst gezogen würden, so daß bei ihrer Vieler der Menschendienst, indem sie zugleich über die Herde gesetzt sind, weichen muß,—dann müßte man in der That an einer Kirche, deren Oberleitung so heillosen Principien folgt, wie gegenwärtig in Schleswig, völlig zweifeln, und erwarten, sie bald alles kirchlichen und christlichen Lebens entleert und in ein bloßes Werkzeug der Volksbedrückung und des politischen Parteizweckes verwandelt zu sehen.

Aber auf jene innere Fülle und Kraft ihres Lebens bauen wir die Hoffnung, daß der Herr, der selbst in seiner Gemeinde auf Erden wandelt und waltet, und sie auf einen Felsen gebaut hat, daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen mögen, sie auch hier erhalten wird, bis seine Zeit wieder herankommt, da Er mit seinem gewaltigen Odem unter die politischen Kartenhäuser der Menschen drein bläst, daß sie über einander stürzen und wie Spreu vor dem Winde durch einander gewirbelt werden, zur Offenbarung des Zornes Gottes vom Himmel über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten,—da Er auch in der äußeren Welt seinem Reiche neue Bahnen bereiten wird, in denen es nach seiner eigenen Richtschnur einhergehen kann, daß in dem Heiligthum wie in den Vorhöfen der Kirche ihre eigenen heiligen Principien und Zwecke und Ziele als die allein maßgebenden anerkannt und geltend gemacht werden. Denn das ist eben der tiefgreifende Schaden aller Staatskirchen und Kirchenstaaten, daß die Weltlichgestimmten drinnen herrschen und Gewalt üben, und ihre profanen Zwecke an die Stelle der eigenen heiligen Zwecke der Kirche setzen, daß sie jenen ohne Scheu und Gewissen die mächtigen Lebenskräfte der Kirche dienstbar zu machen suchen, und so die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten; und was solche Kirchen vor allem bedürfen, das ist, daß der Herr mit seiner Geißel drein fahre, und die Käufer und Wechsler, die um politische oder nationale oder was sonst immer für weltliche Münze die Menschenseelen verschachern, aus seinem Tempel hinaus treibe, und an die Stelle ihrer umgestürzten Tische seine heiligen Altäre aufrichte, daß der Tempel Gottes in Wahrheit ein Bethaus werde, das von seinen Gründen bis zu seinen Zinnen nur dazu erbaut sey und immerdar nur dazu erbaut werde, daß in ihm die Seelen der Menschen von der Welt zum Herrn sich richten, und in ihm alle Völker ohne Trennung durch politische Zäune und Schranken in Einem Geiste sich sammeln zu Einer Heerde, die Gott anbetet im Geiste und in der Wahrheit.

H. A. A.

Ueber das Mönchtum.

Eine Vorlesung von Professor Dr. Albrecht Vogel in Jena.

(Aus „Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben.“)

Die apostolische Kirche hat eine Einrichtung gekannt, welche wenig beachtet zu werden pflegt, obgleich ihrer in der heil. Schrift selbst Erwähnung geschieht. Durch Liebesgaben der Gemeinde wurden nämlich damals arme Wittwen unterstützt, denen man den christlichen Unterricht der weiblichen Jugend und die Aufsicht über die jungen Frauen überließ, und welche man in den Gemeindeversammlungen den Vorstehern an die Seite setzte und mit

einem Ehrenplatze auszeichnete. Es mußten das aber bejahrte, alleinstehende, nur einmal verheirathet gewesene Wittwen seyn, denen man nüchternen Lebensernst und außerordentliche Frömmigkeit nachrühmen konnte. Vereinsamte Mädchen fanden sich aber bald zu diesen Wittwen und traten allmählich an ihre Stelle. Es entsprach einer noch strengeren Lebensansicht, auch auf die erste Ehe zu verzichten, und die größte Ehrfurcht hegte man vor den Jungfrauen, welche aus religiöser Scheu und um eines steten Gottesdienstes willen von Jugend auf allen Freuden der Welt entsagt hatten. Jede Gemeinde betrachtete ihre Sammlung gottgeweihter Jungfrauen als ihre höchste Zierde, als ihr heiligstes Besitztum. Sie sah man an als die Unschuldigen, die Gerechten, die Gott Wohlgefälligen, um deren willen Gott die Gottlosen mit seinem Zorne verschonen mußte. Man empfahl sich und die ganze Gemeinde ihrem Gebete. In den Festtügen nahmen sie die Hauptrolle ein. Sie führten die Processionen an, in denen man Gott oder irdische Gewalthaber um Gnade anflehte.—Mit der hier zu Grunde liegenden Anschauung ist eine andere verwandt, welche deshalb zu ähnlichen Erscheinungen geführt hat. Auch wer aller Lebensfreude und alles Lebensfundamentes beraubt ist, wird zum Gegenstande der Ehrfurcht. Schon die Leidtragenden, die Waisen und die ganz Hülflosen genießen aus frommer Scheu eine besondere Auszeichnung. Die Lahmen, Blinden, Tauben, Stummen, die Kranken und Sterbenden treten nicht nur in den religiösen Schutz, sondern auch in eine Art religiöser Verehrung, weil man da ein Band um das andere zerreißen sieht, das den Menschen an die Welt bindet und zugleich von Gott fernzuhalten scheint. Ebenso ist es aber mit denen, welche um Gottes willen und aus Neue über ein frevelhaftes Leben sich selbst alles Schmuckes, alles Eigenthumes, jeder Gewalt und jeder Ehre entkleiden, sich selbst die drückendste Entbehrung auferlegen und qualvolle Schmerzen bereiten. Solche freiwillige und unfreiwillige Büßer und Entsager finden wir schon in den ersten Zeiten unter den Christen. Sie entsprachen jenen heil. Jungfrauen und es gelang ihnen, an manchen Orten als Aesceten eine Stelle im geistlichen Amtspersonal angewiesen zu bekommen. Gerade in ihrer Vereinzelung haben sie oft einen erstaunlich hohen Grad der Verehrung erlangt. So geschah es mit denen, welche ihr Haus und ihren Wohnort verließen und außerhalb desselben, aber nahe bei ihm, in Hütten und Höhlen ein zurückgezogenes Leben führten und sich von ihrer Hände Arbeit ernährten. So ist es später mit den Säulenheiligen geschehen, die sich auf eine Säule oder ein hohes schmales Gemäuer zurückzogen, und mit denen, welche hohe Bäume bestiegen, um daselbst ohne Dach und ohne mehr als die nothdürftigste Bekleidung Tag und Nacht, Sommer und Winter viele Jahre zuzubringen. So geschah es z. B. mit dem Büßer, der sich an eine Kette legen, an die Kirchtürschwelle anschließen, den Schlüssel aber in den Fluß werfen ließ, um da, elender als ein Hund, unter freiem Himmel zu liegen, bis einmal auf wunderbare Weise der Schlüssel wieder zum Vorschein käme. So geschah es mit den seltsamen Leuten, die man Neclusen, Eingeschlossene, nannte, weil sie sich selbst zu ewiger Einsperrung verdamnten. Die Zelle, in

welche der Afcet sich einschließen lassen wollte, wurde als sein Grab betrachtet. Der Bischof an der Spitze der gesammten Geistlichkeit führte ihn in feierlicher Procession dahin. Er segnete ihn ein. Todtengefänge erschollen. Es folgte ein pathetischer Abschied des Reclusen von allen in der Welt Zurückbleibenden. Nun betrat er die Zelle. Die Thür wurde hinter ihm zugemauert oder verschlossen und mit dem Siegel des Bischofs versehen. Jetzt hatte der Recluse nur noch ein Fenster zum Verkehre mit der Welt. Durch dasselbe wurden ihm Gaben gereicht, von welchen er wieder den Armen mittheilte, die sich um seine Zelle sammelten und immer zu seinem Dienste bereit waren. Durch dasselbe kamen Fragen, Beichten und Bitten um Rath, Trost und Fürbitte zu ihm hinein. Von hier sprach der Recluse zum Volke. Hierher beschied er feindliche Parteien, die sich vor ihm versöhnten. Keine Gewalt, am wenigsten die geistliche, durfte solchen Afceten Ehrerbietung versagen. Es konnte leicht geschehen, daß derselbe Bischof, welcher dem Todsünder schwere Buße auferlegt hatte, kurze Zeit darauf zu den Füßen des angebeteten Büßers geführt wurde.—Es gab auch wandernde Afceten. Wer selbst auf Familie und Freundschaft, auf Heimath und Obdach, auf Lust und Besitz verzichtet hatte, um als Fremdling in der Welt einherzuziehen und ein Heiligthum nach dem andern aufzusuchen, und wer sich vollends in eisernem Harnisch, mit unerträglich schweren Schuhen und mit langen Ketten belastet fortzuschleppte, der war ein heiliger Mann.

Aber es scheint fast, als redeten wir von Fakirn und Derwischen, von den wunderlichen Heiligen Indien's und Aegypten's. Und es sind auch wirklich ganz dieselben Erscheinungen, welche im Oriente lange vor dem Christenthume heimisch waren und dort in jeder Religionsform Platz gefunden haben. In das Christenthum sind sie übergegangen, als es durch eine einbringende falsche Lehre, welche eben den Orient zu ihrer Heimath hat, verunstaltet worden war. Der Dualismus ist gemeint, welcher Alles, was ist, in zwei in Ewigkeit einander feindliche Reiche, in das des Geistigen und das des Körperlichen scheidet. Im Körper, in der materiellen Welt, sieht er das Böse selbst und macht es zur Aufgabe des Menschen, der so unglücklich ist, aus Geist und Körper zu bestehen, sich aller weltlichen Bedürfnisse und Genüsse, aller Berührung mit der Welt und endlich der Körperlichkeit selbst zu entkleiden, um den Geist, der in regungsloser Betrachtung auf Gott gerichtet ist, zu befreien und mit der Gottheit zu einigen. Wer diese Aufgabe zu lösen suchte, der hatte schon nach der Meinung heidnischer Weisen die wahre Philosophie ergriffen und führte ein engelgleiches Leben. Dieselbe Ansicht hatte sich jüdischer Secten in Aegypten und Palästina bemächtigt. Dieselbe Ansicht gab sich für christlich aus und brachte eine Menge sogenannter gnostischer Religionsysteme zur Welt, welche das Christenthum selbst ganz zu verdrängen und zu ersetzen suchten. Die höhere Stufe des Wissens, d. h. jene neue Träumerei und jenes außerweltliche Leben, die Afcese, berechnete allein zur himmlischen Herrlichkeit. Nur wer dahin gelangt oder vielmehr ohne sein Zuthun dahin gesetzt worden war, gehörte zur wahren Kirche. Damit hat aber das Christenthum nichts zu schaffen. Es macht den

Menschen zu einem einigen Wesen und setzt die Sünde als That dieses einigen Menschenwesens. Zur Erlösung und Befeligung aller Menschen kommt und stirbt Christus, dessen wahre, auch leibliche Menschheit nicht bezweifelt wird. In der Gemeinde aber, mitten im natürlichen Menschenleben, haben alle Gläubigen unter Beistand des heil. Geistes nach der Erfüllung des für Alle einen Willens Gottes zu streben. Das sollte in gemeindlicher Ordnung geschehen. Durch die Predigt, die Lehroffenbarung des Geistes, wurde die Gemeinde gegründet und fort und fort erbaut. Eine Regierung mußte aber hinzukommen, um sie zu erhalten und ihre Entwicklung zu leiten, und darin offenbarte sich derselbe heil. Geist. Das that er auch in dem Dienste der christlichen Bruderkiebe, der Frucht jener Entwicklung. Diese drei Thätigkeiten der Predigt, der Leitung und des Leibesdienstes schufen ein dreifaches Amt in der Gemeinde. Aber das Amt der Leitung, welches in der Hand der Ältesten lag, wuchs über die beiden anderen hinaus. Das Amt des Wortes sollte in demselben ganz aufgehen und nicht weiter von ihm unterschieden werden, und das Amt des Dienstes sollte nur noch als Vorstufe zum Ältestenamte gelten. Dieses setzte sich als Priesterthum ein und machte sich zum einzigen unbedingten Inhaber des heil. Geistes und zum einzigen Spender der ohne Bedingung wirkenden Gnadenmittel. Das war ein nothwendiger Fortschritt im Leben des wahren Christenthums auf Erden, herbeigeführt durch die Abwehr jener falschen dualistischen gnostischen Christenthümer. Aber die Bildung war sehr einseitig zu Stande gekommen und hatte schlimme Folgen gehabt. Nun brauchte die Gemeinde nicht selbst heilig zu seyn, sondern nur die geweihten, wenn auch sonst sehr unheiligen, Amtspersonen bei sich zu haben, ihnen sich zu unterwerfen und die Sacramente von ihnen zu nehmen, um ihres Heiles versichert zu seyn. Es wäre zum großen Schaden ausgeschlagen, wenn jeder Versuch unterblieben wäre, neben dem Amte der Ordnung und Haushaltung auch jene freien Geistesgaben des Wortes und des Dienstes wieder wirken zu lassen, d. h. wenn neben der objectiven Seite des christlichen Heiles nicht auch die subjective Seite der christlichen Heiligung in der Gemeinde ausgebildet worden wäre. Diese kam nun auch in den schon geschilderten ascetischen Erscheinungen zu Tage. Aber das waren so grobe und unchristlich verzerrte Gestalten, daß eine wahrhaft christliche Begeisterung sich nur von ihnen abwenden und in einer anderen Weise die subjective Christlichkeit zur Herrschaft zu bringen suchen mußte. Man ging auf den apostolischen Glaubenssatz zurück, daß der heil. Geist in der Gemeinde als solcher immer gegenwärtig sey und sich zu jeder Zeit auf allerlei Weise durch freigewählte Organe offenbare. Man wollte sich in allen Dingen nur vom heil. Geiste regieren lassen und forderte wirkliche Heiligkeit, Sündlosigkeit und Erhabenheit über das Irdische von Allen, die nach dieser Gnadenregierung des Geistes Theil zu nehmen Anspruch machten, also von allen, die wahre Christen seyn wollten. Oft schon waren diese Forderungen abgewiesen worden, als die großen Christenverfolgungen ihnen ein vorher ungeahntes Gewicht gaben. Die Verfolgungen kamen

als Prüfungen über die Christenheit, durch welche die wahren Christen erkannt und zu herrlicher Belohnung ausgesondert wurden. Sie verleideten allen treuen Bekennern Christi alle Freude in der Welt, sie brachten ihnen Entbehrung, Plagen, Gefängniß und Tod. Das Leiden um Christi willen schien aber auch unfehlbar Jeden zum Bürger des Himmelreichs zu machen. Der Titel eines Bekenners und eines Märtyrers oder Blutzengen versetzte den Christen ganz aus seinem irdischen Zustande heraus, gab seinem Thun wunderbaren Erfolg und seinem Gebete sichere Erhörung. Um die angebeteten Märtyrer sammelten sich neue Gemeinden, welche frei von allen Todsündern und Gefallenen und wahrhaft heilig zu seyn behaupteten. Sie erkannten die Bischöfe nicht an, welche sich durch irgend welchen Zusammenhang mit untreuen Christen verunreinigt und des heil. Geistes verlustig gemacht hatten. Sie achteten überhaupt das geistliche Amt als solches gering. Sie bedurften keiner Gnadenmittel und wurden zu principiellen Feinden alles objectiv Christlichen. Die letzte große Verfolgung unter Diocletian und seinen Nachfolgern und das sie begleitende allgemeine Elend der römischen Reichsbürger steigerte die Schwärmerci für Zertretung aller Ordnung, alles Bessers zc. auf eine unerhörte Weise und schien zugleich die christliche Subjectivität zur Herrschaft in der Christenheit zu führen. Aber durch Constantin wurde die katholische Priesterkirche und dadurch die christliche Objectivität im Regimente befestigt und das besiegte Element auf immer zum Auftreten in der Form von Schisma und Secte verurtheilt. In der Kirche selbst blieb das Dringen auf persönliche Heiligung von dem Ascetenthume vertreten, welches während derselben diocletianischen Verfolgung an Ausbreitung außerordentlich zunahm und eine schnelle Entwicklung zum Mönchtume zu durchlaufen begann. Die erste Stufe dieser Umwandlung war das Einsiedlerthum, was in allen orientalischen Religionen, auch bei den Juden z. B. auf dem Berge Karmel, seit den ältesten Zeiten in Gebrauch war, vermuthlich auch schon von manchem Christen geübt worden war. Antonius ist der Vater der christlichen Anachoreten oder Eremiten geworden. Antonius stammte aus einer wohlhabenden koptischen Familie in dem Dorfe Roma an der Grenze der Thebais in Aegypten. Er verlor seine Eltern, ehe er das 20ste Jahr zurückgelegt hatte. Er sollte nun für eine viel jüngere Schwester sorgen und das ganze große Hauswesen verwalten. Das brachte ihm aber Geschäfte, die ihn hinderten, sich der Anschauung göttlicher Dinge hinzugeben, wozu er von früher Jugend an eine große Neigung hatte. Er sehnte sich in die erste christliche Gemeinde zu Jerusalem zurück, welche in Gütergemeinschaft ohne Sorge um Besitz und Erwerb zu leben versucht hatte. Da war er einst in der Kirche anwesend, als das Evangelium vom reichen Jüngling vorgelesen wurde, und erkannte in den Worten des Herrn an den Jüngling einen an ihn selbst gerichteten himmlischen Befehl. Sogleich schenkte er seinen Landbesitz den Bewohnern seines Dorfes, verkaufte seine beweglichen Güter, vertheilte das Geld, außer einer kleinen Summe, die er für seine Schwester behielt, unter die Armen. Wiederum hörte er das Wort des Herrn: sorget nicht für den andern

Morgen, und gab sogleich das noch zurückbehaltene Geld auch hinweg. Seine Schwester übergab er einem Vereine frommer Jungfrauen zur Erziehung, sich selbst ließ er in einer Hütte vor seinem Erbgute nieder und führte ein streng ascetisches Leben. Er ernährte sich vom Korbflechten und theilte das Erübrigte unter die Armen aus. Wo er aber einen berühmten Asceten wohnen mußte, dahin ging er, um sich eine Zeit lang an seinem Beispiele zu erbauen und von ihm zu lernen. Aber mitten in seinen gottesdienstlichen Uebungen und Betrachtungen wurde er an die Bande erinnert, die ihn noch mit der Welt verknüpften und er sah darin Versuchungen des Satans. Um ihn zu besiegen, verließ er seine Hütte und ging weiter fort von seinem Dorfe in ein Felsengrab. Hier meinte er aber von den Dämonen sogar überfallen und arg gemißhandelt zu werden. Man trug ihn bewußtlos in das Dorf zurück. Bald verließ er es wieder und ging weit hinweg auf einen Berg, wo er in den Ruinen eines Schlosses 20 Jahre verlebte. Sein Name war indessen unter den Asceten Aegypten's zur größten Berühmtheit gelangt.

Als die diocletianische Verfolgung viele treue Befenner des Namens Christi aus den Städten vertrieb, kamen sie in Schaaren zu Antonius und baten ihn, sie zum christlichen Wüstenleben anzuleiten. Er gab nach und die Einöden Aegypten's füllten sich mit Eremitenzellen. Es kam aber eine immer größere Menge Menschen, um ihn anzustaunen und Rath und Trost in allen Angelegenheiten und Heilung von Besessenen von ihm zu erlangen. Dadurch sah er sich bald allzusehr gestört und er begab sich im Geheimen nach einem noch viel fernerem und schwerer zugänglichen Berge. Auch da fand man ihn endlich und widmete ihm hohe Verehrung, bis er, 105 Jahre alt, starb. Das war der Patriarch der Einsiedler, der nicht nur nach der Meinung jener Zeiten die Dämonen in die Flucht schlug, sondern auch den Saracenen in der Wüste Ehrfurcht und Schrecken einflößte, den die Gewalthaber nicht anzutasten wagten, vor dem die Kaiser sich neigten und ganz Aegypten auf den Knien lag. Er hinterließ eine große Anzahl Colonien von Anachoreten, welche in nahe bei einander stehenden und zusammengehörigen Einsiedlerhütten wohnten. Diese Eremiten bekamen allmählich immer mehr Gemeinsames, hielten den sonntäglichen Gottesdienst zusammen, verpflichteten sich zu gegenseitigem Schutze, ordneten sich in freier Weise einem besonders hochgeachteten Asceten aus ihrer Mitte unter. Diese Lebensform der Anachorese, des einsamen Lebens außerhalb des Welttreibens und ohne Verbindung mit einer Gemeinde, wurde sehr kurze Zeit nach ihrer Entstehung über die Grenzen Aegypten's hinausgetragen und fand im ganzen Morgenlande großen Beifall. Hier waren nicht nur die gesellschaftlichen Verhältnisse in besonders hohem Grade ausgeartet, sondern es luden Einöden und warme Himmelsstriche den genügsamen, schwärmerischen und beschaulichen Orientalen zur Weltflucht und Abgeschlossenheit ein. Hier wirkten aber auch asiatische Traditionen und hier war die mannigfach gestaltete Propaganda des Dualismus von Einfluß. Diesen Wirkungen wird vielleicht auch der Fortschritt verdankt werden müssen, den der geistige Zustand der

Anachoreten erheischte, der die Anachorese organisirte und so das eigentliche christliche Mönchthum erst schuf. Dieser Fortschritt knüpft sich an den Namen des Pachomius, der lange Zeit unter der Zucht eines greisen Eremiten gelebt hatte, als er sich, etwa im Jahre 330, veranlaßt sah, auf der Nilinsel Tabennä das erste Kloster zu errichten. Es war unmöglich, daß der Enthusiasmus Aller die Probe der Einsamkeit und des harten Fastens überstand. Die große Menge der ganz ungebildeten Einsiedler wußte sich gar nicht geistig zu beschäftigen und sah sich über ihre Kräfte versucht von wilder Sinnenslust und von dem äußersten religiösen Hochmuth. Wahnsinn war es, der in der Wüste auf sie lauerte und dem sie nur gar zu oft anheimfielen. Viele haben sich selbst ermordet. Die Einen haben sich vom Felsen herabgestürzt, Andere sich den Bauch aufgeschnitten, Andere sich zu Tode gehungert. Viele gingen zurück in die Welt und überließen sich allen sinnlichen Genüssen, um in diesem Kaufsche den sinnverwirrenden Träumen der Muße zu entgehen. Es gab auch Einige, die sich unmäßigem Schläfe hingaben, um so endlich Ruhe zu finden, während Andere dem tollsten Uebermuth die Zügel schießen ließen und überhaupt keine Schranke für ihr Wollen und Thun achteten. Es mußten also Viele der Anachorese wieder verloren gehen. Andere drohten als eine unerträgliche Rotte von zuchtlosen Müßiggängern und Räubern eine allgemeine Verwilderung der Menschheit einzuleiten. Pachomius erkannte die Gefahr und hielt es jedenfalls für gerathener, die Unglücklichen unter seine Herrschaft zu bringen, als sich von ihnen plagen zu lassen. Er warf sich zum Hauptling dieser neuen Wüstenöhne auf und schuf sich durch die Lehre vom unbedingten Gehorsam um Gottes willen ein neues Volk. Er gründete Niederlassungen von Asketen, die vom Willen eines einzigen regiert wurden, alle einem Gesetze gehorchen und in bestimmter geregelter Arbeit ihre Kräfte gebrauchen und ihre Sinne in Zucht halten mußten. Solche Niederlassungen konnten durch Ackerbau und Gewerbe leicht sich selbst erhalten, großartige Gastfreundschaft üben und noch reichliches Almosen geben. Solche Niederlassungen wurden Zufluchtsörter und feste Sitze der Askese, Zuchtschulen und gleichsam Lager und Kasernen der asketischen Nomaden und Vagabunden. Sie gaben der Anachorese etwas militärisch Strammes und Mächtiges, den Anachoreten eine größere Zuversicht, eine größere Freudigkeit, ein besseres Gewissen. Es ist deshalb begreiflich, daß die Askese in dieser Form des Pachomius, welche später durch die Klosterstatuten eines Bischofs Basilus befestigt wurde, ihr Ideal fand. Gemeinsame Wohnung, gemeinsames Leben, Unterordnung unter einen Abt und eine Lebensregel; das waren die Dinge, welche jetzt zu dem Werke des Antonius hinzukamen.

(Schluß folgt.)

Alte Psalmen in neuen Liedern.

Psalm 56 und 57. — David auf der Flucht.

Psalm 56.

1. Erbarme, Gott, dich mein! Sie wollen mich verschlingen,
Sie ängsten mich und bringen Beständig auf mich ein.
2. Es gähnt der Feinde Schlund, Mich Armen zu verschlingen,
Und wider den Veringen Steh'n Glückliche im Bund.
3. Auf dich, Herr, hoff' ich nun, Will auf dein Wort nur hören,
Mich so der Furcht erwehren. Was sollte Fleisch nur thun!
4. Wohl können sie nicht ruh'n, Mein gutes Recht zu kränken
Und immer nur zu denken, Daß sie mir Uebels thun.
5. Der ganze Haufe droht Mit lauernder Gebärde,
Verfolget meine Fährde Und schwöret mir den Tod.
6. Doch gräbt die Rach' ihr Grab. Sie sollen nicht entinnen.
Gott, stoße sie von hinnen In deinem Zorn hinab!
7. Du lässest aus der Flucht Mich endlich widerkehren.
Du sammlest meine Zähren, Bis ich genug versucht.
8. Dann bringst du mich zur Ruhe, Du wirst dem Feinde wehren,
Du wirst mein Rufen hören. Ich weiß, mein Gott bist du.
9. Was Gott, der Herr verspricht, Dem will ich freudig trauen,
Auf ihn nur will ich bauen, Ich fürchte Menschen nicht.
10. Voll Dankes will ich seyn, Wenn du den Fuß bewahret,
Für's Leben mich gesparet, Für seinen Sonnenschein.

Psalm 57.

Sey mir gnädig, sey mir gnädig!
Rach' mich Gott des Sammers ledig!
Denn auf dich blickt meine Seele
In der dunklen Leidenshöhle,
Flüchtet, nahe dem Ermatten,
Unter deiner Flügel Schatten,
Bis die Noth vorübergehe
Und ich deine Hülfe sehe.

Zu dem Höchsten kann ich rufen
Auf des Unglücks tiefsten Stufen.
Er ist's der die Welt regieret
Und auch meine Sache führet.
Hülfe sendet er von oben,
Sendet bei des Feindes Loben,
Daß sie mich vor Schmach behüte,
Seine Treue, seine Güte.

Unter Bösen liegt mein Leben,
Feuerflammen mich umgeben.
Gleich der gierigen Hyäne
Weißen Menschen mir die Zähne,
Ihre Worte, spize Keile,
Fliegen ab wie Spieß und Pfeile.
Schwerter haben sie geschwungen,
Ihre scharfen, bösen Zungen.

Laß, o Gott, aus deinen Höhen
Alle Welt dein Walten sehen,
Deine Ehre noch auf Erden
Herrlich offenbaret werden!
Siehe, wie sie, mich zu fällen,
Meinem Gange Nege stellen.
Laß die Gruben sie begraben,
Die sie mit r bereit haben.

Freudig ist mein Herz erhoben,
Dir zu singen, dich zu loben.
Greif' im Geist zur Harfe wieder,
Meine Seele! laß die Lieder,
Laß die Psalmen laut erschallen,
In der Morgenluft verhallen.
Einst wird noch dein Dank, dein Singen
Unter alle Völker dringen.

Psalm 58.—Das gerechte Gericht über die ungerechten Richter.

Ist's ernst gemeint, ihr Richter? saget!
Ist treu und ehrlich euer Wort?
Wenn ihr für Recht und Wahrheit taget,
Nicht stumm seyn wollet ihr hinfort?
O nein, ihr liebt zu sehr das Schlechte!
Habt ihr die Waage in der Hand,
Muthwillig wägt ihr statt dem Rechte
Nur euren Frevel aus im Land.

Die Lüge ist mit euch geboren,
Im Busen zeget ihr sie groß.
Ihr habt dem Argen euch verschworen,
Der Bosheit lieget ihr im Schoos.
Versteckt ist euer Ohr für's Gute,
Der tauben Otter gleicht ihr;
Die spottet des Beschwörers Muths,
Die Zauberformel weicht vor ihr.

Brich, Herr, in ihrem Maul die Zähne,
Zerbrich der Löwen scharf Gebiß,
Daß Keiner mehr sich sicher wähne!
Mach' der Vergeltung sie gewiß!

Psalm 59.—Der Fluch.

Errette von den Feinden mich, o Gott,
Die wider mich den Flüchtigen sich setzen!
Errette von der Uebelthäter Mott'!
Sie wollen sich an meinem Blute lezen.

Ach Herr! Sie lauern überall mir auf,
Die Starken kommen über mich zu Haut.
Sie haben keine Schuld an mir zu rächen
Und laufen, sind gerüstet anzubringen.

Begegne mir, erwache, sich' darein!
Du Herr, Gott Zebaoth, der Weltenrichter,
Du wollst auch deines Volkes Richter seyn.
Verschone nicht die frechen Angesichter!

In's Abendland die Schändlichen verstoße!
Verworf'ne Hunde sey'n sie, herrenlose!

Herr, so hoch die Himmel stehen,
Und so weit die Wolken gehen,
Reichet deine Güte' und Gnade,
Gehet deiner Wahrheit Pfade.
Laß aus deinen Himmelshöhen
Alle Welt dein Walten sehen,
Deine Ehre noch auf Erden
Herrlich offenbaret werden!

Wie Wasser, die im Sand zerfließen,
Wie Wasser müssen sie vergeh'n,
Zerknickt die Pfeile, die sie schießen,
Vor sich zur Erde fallen seh'n.

Gleichwie die Schnecke schmilzt im Wandel,
So werden sie im Lauf zergeh'n.
Unzeit'ge Frucht ist euer Handel,
Er wird, wie sie, das Licht nicht seh'n.
Das Leben geht auch schnell zur Nichte,
Ihr fristet's nicht. Ein Sturmwind fest
Reißt euch beim Kochen in der Wüste
Den heißen Topf vom Feuer weg.

Der Fromme aber wird sich laben
An der gerechten Rache Gluth,
Und seine Tritte wird er haben
In dieser Uebelthäter Blut.

Da werden dann die Leute sagen:
Wie groß ist doch der Treue Lohn.
Fürwahr! der Herr hat aufgeschlagen
Auf Erden seinen Richterthron.

Laß heulend sie umlaufen in der Stadt,
Wo ihrer Keiner Bürgerrechte hat.

Sieh' doch, sie sprudeln Gift aus vollem
Munde,
Und ihrer Lippen Schwert schlägt Wund' auf
Wunde.

Wer hört's? wer rächt's? wer schließt ihren
Machen?

Du aber, Herr, wirst spottend ihrer lachen.

Du bändigst sie, ich halte mich zu dir,
Gott ist mein Schutz, Er eilt zu Hülf' mir.
Er läßt noch nach überstand'nen Wehen
Mich meine Lust an meinen Feinden sehen.

Erwürg' sie nicht! Der böse Same stehe
Zum Denkmal da dem kommenden Ge-
schlechte.

Zerstreu' sie, stürze sie von ihrer Höhe,
Beraube sie der heil'gen Bundesrechte!

Nur Sünden gehen über ihre Lippen,
Sie müssen fallen an der Hoffarth Klippen,
Sich selbst zu fluchen sind sie nicht erröthet,
Und falsches Zeugniß haben sie geredet.

Vertilge sie im Grimme des Gerichts,
Laß sie erkennen, fühlen ganz ihr Nichts,
Und wie du, Gott, den Herrscherstab in
Händen

Dein Reich erbaust, bis an der Erde Enden.

In's Abendland die Schändlichen verstoße!
Verworf'ne Hunde sey'n sie, herrenlose!

Laß heulend sie umlaufen in der Stadt,
Wo ihrer Keiner Bürgerrechte hat!

Laß irren sie und sich im Hunger quälen!
Laß ihrer Seele stets die Speise fehlen,
Enttäuscht sie, ungesättigt übernachten,
Der Hülf' warten, hoffend stets, ver-
schmachten!

Ich aber will von deiner Allmacht singen,
Will rühmen deine Güte. Laut erklingen
Soll mein Gesang. Ich ruf' beim Morgen-
roth:

„Du bist mein Schutz am Tage meiner Noth!“

Lobsing' will ich dir, mein treuer Hort!
Lobsing' dir, mein hoher Bergungsort.
Denn du bedeckst mich auf dem dunklen Pfade,
Du bist mein Gott, ein Gott voll Lieb' und
Gnade.

(Fortsetzung folgt.)

H. E.

Bücherschau.

Erlebnisse eines deutschen Pfarrers in Amerika. Eine historische Erzäh-
lung. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Tiffin, D., 1858.
Im Verlag des „Evangelisten“.

Dies Buch enthält „Wahrheit und Dichtung“. Nur meint Wahrheit hier nicht mehr als ordinäre Wirklichkeit und Dichtung eben Fiction ohne idealen, poetischen Gehalt. Das Buch ist ein Beitrag zu jener wohlbekannteren Litteratur, durch welche allerlei Leute, Schul-
lehrer, Pastoren, Litteraten u. s. f., ihre bald mehr bald minder abenteuerlichen Kreuz-
fahrten durch die Neue Welt vor das Publicum gebracht haben. Amerika natürlich kann
man aus solcher Arbeit nicht kennen lernen, so wenig als wenn man aus jedem unserer
Staaten einen Cubikfuß Erde aufheben und nach Europa senden würde als eine passende
Repräsentation der nordamerikanischen Bodenstructure. Daran muß man erinnern, weil
es Leute genug giebt, die nach dem kleinen und zufälligen Maßstab rein persönlichen Erle-
bens das Große und Ganze zu messen gleich bereit sind. Und doch ist keine Beurtheilung
unbilliger und verkehrter. Die Wirklichkeit mag da vor uns kommen, wie sie Jemand
erlebte. Die giebt er uns vielleicht mit treffender Wahrheit. Aber das ist etwas ganz
Vereinzeltes und dabei äußerst Bedenkliches, wenn man daraus allgemeinere Schlüsse ziehen
will, wozu leider Viele, denen ein umfassenderer Blick fehlt, durch solche aus dem alltäg-
lichen Leben herausgerissene frappante Bilder sich verführen lassen. Dem vor uns liegenden
Büchlein kommt besonders das Verdienst zu, mit lebhafter Schilderung eine Menge Scenen,
die dem Fremden höchst überraschend, kaum möglich erscheinen, dem mit Amerika Bekannten
aber keineswegs befremdend vorzukommen, vorzumalen. Wie viele Bücher solcher Art tiefen
sich schreiben, alle höchst pikant durch die Quersprünge im Leben besonders deutlicher sah-
render Mitter in Amerika! Es sind Effectstücke, die immer ein Interesse erregen, weil sie
Abnormitäten sehen lassen, wie sie im Lebensgange von Individuen, die nicht im gewöhn-
lichen, sondern irregulären Laufe zum Ziel, zu einem Beruf, einer gesellschaftlichen
Stärkenfreund. 11r Jahrg. No. 12.

Stellung kommen, nicht ausbleiben können. So erzählt uns der Held dieses Wanderbüchleins seine Jata, aber er thut's mit frommem und erbaulichem Sinne, was ein anderes Verdienst seiner Arbeit ist. Gerne würden wir sagen, daß derselben um ihrer Beziehung auf deutsche und deutschkirchliche Zustände willen ein allgemeineres Interesse zukomme. Aber es werden uns eben auch hier nur Bruchstücke, disjecta membra gegeben, aus denen kein der Wahrheit entsprechendes Totalbild sich schaffen läßt. Das Meiste, was wir da sehen, ist im eigentlichen Sinne Schattenriß, die abgerissene, finstere Seite am Ganzen. Schließlich bleibt uns nur der unbestimmte Eindruck, daß wir uns kaum recht sagen können, welchen bestimmten Zweck der Verfasser klar im Auge hatte, als er die Feder ergriff, und das ist vielleicht der bedenklichste Einwurf, den wir gegen diese oft in sehr ansprechenden, kräftigen, naturwahren Zügen gehaltenen Schildereien unwillkürlich erheben.

Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche. Herausgegeben von Dr. J. W. Baum, Professor in Straßburg, R. Christoffel, Pf. in Winterfingen, Dr. K. N. Hagenbach in Basel u. A. Eingeleitet von Dr. K. N. Hagenbach. 1r Th.: Huldreich Zwingli. Leben und ausgewählte Schriften. Von R. Christoffel. Mit Zwingli's Portrait. Elberfeld, 1857.

Das Interesse an den Reformatoren des 16ten Jahrhunderts kann nicht aufhören, so lang man kirchengeschichtliche Studien treiben wird und so lang Gestaltungen des kirchlichen Lebens selbst die Gegenwart und Zukunft mit jenen Männern, ihrem Werke und ihrer Zeit in einer engen Verbindung erhalten. So wurde uns von lutherischer und reformirter Seite ihr Lebensbild und ihr Wirken immer wieder und wieder vorgeführt. Aber nicht alle Perioden der theologischen und kirchlichen Entwicklung sind dazu gleich gut geeignet und jeder Schriftsteller wird das Bild der Vergangenheit unter dem eigenthümlichen Lichtscheine, unter der Färbung seiner Zeitbildung oder theologischen Richtung unwillkürlich auffassen. Da wird denn nun bisweilen gewaltig gewirrhelt. Man weiß, was z. B. die rationalistische Aufklärungsperiode z. B. aus Luther gemacht hat. Parteiliebe, einseitige Vorliebe für diesen oder jenen Zug an einem Totalbilde, einer Persönlichkeit oder ihrem Wirken wird uns zu jeder Zeit entstellende Darstellung liefern. Aber unserer Zeit mag es doch als ein Vorzug vor manchen anderen Perioden vindicirt werden, daß sie auf dem Gebiete der geschichtlichen Forschung sich reiner, richtiger die Vergangenheit des kirchlichen und theologischen und religiösen Lebens und das Bild der hervorragendsten Träger desselben zu vergegenwärtigen vermag. Die Theologie ist in der evangelischen Kirche dem Verständniß des Geistes und Wirkens der evangelischen Kirchenväter wieder näher gerückt. Man hat manche Nebelschichte schwinden sehen, die ihre Gestalt verhüllte und ersetzte. Die Vertiefung in die heilige Schrift selbst bringt uns in engere Affinität mit den Reformatoren, wir lernen besser einsehen, wie sie aus der Tiefe, aus dem Vollen der göttlichen Heilserkenntniß gearbeitet haben. Wir lernen auch besser begreifen, wie sie, warum sie sich antagonistisch, abstoßend zu einander verhielten und doch nur um Eine, ihnen Allen heilige, ernste Sache kämpften. Das Interesse an ihnen ist gewachsen und sie sind uns näher gerückt und sollen uns bei der großen, die Kirche, ihren Glauben, ihre Gestaltung, ihre Mittel, ihr Ziel betreffenden, unsere Zeit bewegenden Fragen vertrauter werden. Diejem Bedürfnisse, wie es sich bei Theologen und bei vielen religiösgesinnten, den Gang der Kirche mit Interesse begleitenden, gebildeten Laien besonders auf reformirter Seite findet, kommt dieses Werk, dessen erster Theil vor uns liegt, entgegen. Der Begriff der reformirten Kirche ist hier natürlich in jenem weiteren, umfassenderen Sinne gefaßt, den man in Deutschland damit zu verbinden pflegt. Doch ist die anglicanische und schottische Kirche mit ihren Reformatoren hier ausgeschlossen. Dagegen Zwingli mit dem ihm näher stehenden Kreise, Calvin und die ihm zunächst Zugehörigen, sodann die Basler und wiederum die im engeren Sinne der deutsch-reformirten Kirche zugehörigen, bedeutenderen Männer werden in eingehender Darstellung ihrer Lebensentwicklung und Wirksamkeit behandelt und das Bedeutendste aus ihren Schriften wird mitgetheilt werden.

Der Verfasser des vor uns liegenden ersten Theiles des Werkes giebt uns das Leben Zwingli's und eine Auswahl seiner Schriften, die Zwingli als Schriftsteller genügend für die Zwecke dieses Werkes kennen lehrt, ohne dem, der Zwingli als Theologen zum Specialstudium machen wollte, dessen sämmtliche Schriften entbehren zu machen. In Beziehung auf die biographische Darstellung ging der Verfasser darauf aus, besonders

uns in das innere Leben Zwingli's, in seine Anschauungen und Motive mit entschiedener Vorliebe für den Reformator blicken zu lassen, ohne daß bei der ausführlichen Behandlung das Leben als Erleben und Wirken zu kurz käme. Es hängt damit zusammen, daß in die Darstellung eine große Menge Citate aus Zwingli's Werken, Briefen, Gutachten, eingeschlochten sind. Zugleich bildet diese Biographie eine Reformationsgeschichte namentlich jenes Kreises, in welchem Zwingli's Einfluß vorherrschend war. Der Band hat an dem sehr gut gearbeiteten Portrait des Reformators nach dem Gemälde von Hans Holbein eine schöne Zierde.

Bibliothek der Kirchenväter. Eine Auswahl aus deren Werken. Urschrift mit deutscher Uebersetzung. Begründet und unter Mitwirkung Anderer herausgegeben von Dr. Franz Dehler. 1r Theil. Gregor von Nyssa. 1r Bd. Gregor's von Nyssa Gespräch mit seiner Schwester Makrina über Seele und Auferstehung und Lebensbeschreibung seiner Schwester Makrina an den Mönch Olympios. Griechisch und deutsch von Dr. Franz Dehler. Leipzig, 1858.

Gewiß dieses Unternehmen kommt einem Bedürfniß entgegen. In der Restaurationsperiode des kirchlichen Lebens, in welche wir eingetreten sind, hören wir so Vieles von dem, wie es einst in der Kirche gewesen, wie anders es in Lehre und Leben geworden. Da ist es ganz gut, wenn der Zugang zu allen Quellen erleichtert wird, aus denen sich allein das unverfälschte Bild kirchlichen Lebens der Vergangenheit und auch der ältesten Vergangenheit schöpfen läßt. Die Kirchenväter in der Ursprache mit Leichtigkeit und somit wahren unbehindertem Genuß ihres Inhaltes zu lesen, ist die Sache nur Weniger und selbst unter den Klassischgebildeten ist nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl, denen das Latein eines Tertullian oder die Sprache anderer alter Schriftsteller der Kirche keine Schwierigkeit machte. Namentlich wird es nicht an Laien fehlen, die gerne durch Lectüre guter Uebersetzungen mit den Anschauungen der bedeutendsten Männer und Schriftsteller der ältesten Kirche vertraut zu werden wünschen. Ihnen besonders empfiehlt sich diese Zusammenstellung, die hofentlich das Bedeutendste aus der patristischen Litteratur uns bringen wird. Die Uebersetzung in vorliegendem Theile, die wir stellenweise mit dem Urtext verglichen, erscheint treffend und fließend; doch lieben wir einzelne Ausdrücke nicht, z. B. im Eingang zur Biographie der Makrina: „die Denkmäler des fleischlichen Lebens des Herrn“ τῆς τοῦ κυρίου διὰ σαρκὸς ἐπισημίας. Doch ist Solches von keiner Bedeutung.

Kirchenchronik.

Nordamerika.—Die Synode der deutsch-reformirten Kirche im Osten der Ver. Staaten versammelte sich dies Jahr im October zu Frederick City, Md. Außer den gewöhnlichen Geschäften kamen manche Fragen allgemeineren Interesses zu Sprache, so wie auch einzelne Gegenstände von höchster Bedeutung für die deutsch-reformirte Kirche behandelt wurden. Als Editor der deutsch-reformirten Kirchenzeitung wurde mit großer Einstimmigkeit der Ehrw. Dr. V. S. Schneek in Chambersburg erwählt. Interessant waren die Verhandlungen betreffend der Frage über die Gültigkeit der Aepertause, über den möglichen Rücktritt schismatischer Gemeinden in den Verband der Kirche; lokale Verhältnisse gaben Anlaß zu der Besprechung dieser Punkte. Die ersten Schritte für die Bildung eines Board of Publication innerhalb der deutsch-reformirten Kirche sind geschehen. Eine Committee, welche sich mit der Frage der Verlegung des Seminars von Mercersburg an einen anderen mehr centralen Punkt beschäftigt hatte, berichtete, daß

höchst bedeutende Gründe für die Ausführung des Planes der Verlegung sprechen und daß derselbe überall in der Kirche ein sehr günstiges Vorurtheil finde. Es versteht sich von selbst, daß manche legale und sonstige Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen sind, ehe diese eingreifende Veränderung in's Werk gesetzt werden kann. Wichtig sind auch die jetzt zunächst an die Classisversammlungen gewiesenen Anträge, eine Generalsynode aus der deutsch-reformirten Kirche des Ostens und Westens mit dreijährlicher Versammlungszeit zu bilden und zugleich die Gründung kleinerer Synoden, bestehend je aus wenigstens vier Classes, zu ermöglichen. Die schon früher vorgeschlagene Abänderung des Namens deutsch-reformirt in evangelisch-reformirt stößt vielfach auf Abneigung, die Entscheidung ist noch zu erwarten. Der Plan, abwechselnd einem tüchtigen jungen Manne je auf zwei Jahre Gehaltsunterstützung zukommen zu lassen, damit er seine theologischen Studien auf einer deutschen Universität vollende und dann, abgelöst in Deutschland durch einen Nachfolger, am Seminar der Kirche als Repetent, Hilfsprofessor, theologischer Tutor ein Paar Jahre diene, hat vielen Anklang gefunden und, wie es scheint, auch willige Herzen, ihn durch reelle Beiträge ausführbar zu machen. Namentlich aber hat der bekannte edle Grelmann, Freiherr von Bethmann-Hollweg, der Sache durch ein höchst liebevolles Anerbieten die erste Anregung gegeben.—Es wurde eine Committee ernannt, den neuen Liturgie-Entwurf mit Ausnahme der Lieder in's Deutsche zu übersetzen.—Der neue Entwurf eines deutschen Gesangbuchs wurde der Synode vorgelegt, der Druck desselben konnte noch nicht beschlossen werden.

An unsere Leser.

Bekanntlich reden die Physiker von einer vis inertiae, als von einem Naturgesetz, nach welchem der erste Impuls bewegender Kraft fortwirkt im einmal bewegten Körper, bis das allgemeine Gravitationsprincip die vorübergehende Bewegung wieder annullirt. Es ist ein analoges Verhältniß auch in geistigen Lebensgebieten zu beobachten. Auch da bleibt Vieles in Thätigkeit, weil ein erster kräftiger Impuls lange nachzuwirken vermag. So viele Erscheinungen, von denen wir leicht denken, daß sie sich geschichtlich überlebt haben, zeigen eine innere Kraft und Zähigkeit des Lebens, dadurch wir unwillkürlich an jene vis inertiae erinnert werden. Namentlich in Amerika tritt uns dies oft entgegen. Ist etwas unternommen, hat es sich durch die ersten Schwierigkeiten hindurch gearbeitet und ein Operationsfeld für sich gewonnen, so trägt es sich selbst und wird in seinem Kreise ein Bedürfniß. Wir dürfen dies auch vom Kirchenfreunde sagen und sagen es auch am Schlusse dieses Jahres mit Dank gegen Alle, die uns Gutes gewünscht, unsere Mängel mit Geduld getragen und wohl auch auf allerlei Weise hilfreiche Hand geleistet haben.

Mannigfachen Wünsche und zugleich der Aufforderung der Herren Herausgeber dieser Zeitschrift entsprechend werde ich mich auch im nächsten Jahre, so Gott will, wieder dem Redactionsgeschäfte unterziehen. Möge der Kirchenfreund auch ferner unter seinen Gönnern willkommen seyn. Mögen sich manche unter ihnen finden, die mir helfen, ihn der Theilnahme, die er bisher fand, würdig zu machen und neue Freunde für ihn zu gewinnen.

Philadelphia, December 1858.

W. J. Mann.

im Zimmer sich gestalten. Wie richtig diese Aufgabe verstanden worden, dafür dienen die Bitter aus Rom als treffender Beleg. So viel des Herrlichen fesselt den Fremdling an die ewige Stadt; daher sind ihr nicht weniger als fünf Tafeln gewidmet, die so wenig den heiligen Vater in Prozeßion und die Mönchsprebikten im Colosseum vergessen, als die Carnevalsceremonien und die Dubelsackpfeifer. Aber was übertrüge den Reichthum derjenigen Schätze Rom's, die es dem Pinsel seines Rafael, die es dem Meißel alter und neuer Meister verdankt? Darum finden wir auch mehrere der berühmtesten Kunstwerke dieser Art zur Anschauung gebracht, wie Rafael's Schule von Athen, seinen Moses, seine Vertreibung des Heliodor, wie die Gruppe des Laocoon und die Borer von Canova. Gleicherweise prangen die drei Tafeln von Griechenland auch mit dem Parthenon in seiner ehemaligen Pracht, mit der Pallas Athene von Phidias und mit andern vielbewunderten Schöpfungen desselben Meisters und seiner Schüler. Doch nur den zwei Tafeln vom gelobten Lande sey noch ein besonderes Wort gewidmet. Hier vermitteln nicht nur zehn lebensvolle Darstellungen die Anschauung der Stadt Gottes mit ihrem Mittelpunkt, dem heiligen Grabe, sondern auch Bethlehem und Nazareth, Librias und Gaza, der Taber und die Ebene Esdrelon, das Jersenkloster San Saba und das Todte Meer breiten sich vor uns mit ihrer Lieblichkeit, wie mit ihrem Ernst und ihrer Schroffheit, mit all' den fesselnden Zügen, die einem jeden, den ein Schiff aus dem Westen in die irdische Heimath des Herrn jemals hinübertrug, theuer und unvergesslich bleiben.“

Bei Schäfer & Koradi in Philadelphia ist vorrätzig:

Geschichte des Alten Bundes und seines Volkes.

In übersichtlichem Zusammenhang

für den Schulgebrauch dargestellt

von

F. Vertsch,

Pfarrverweser in Maulbronn.

Mit einem Vorwort von Dr. J. H. Wichern.

quer 8. cart. 50 Cts.

Es ist dieses ein Versuch; in chronologisch-systematischen Tabellen auf eine eigenthümliche Weise die ganze Geschichte des Alten Testaments anschaulich und leicht übersichtlich vor Auge, Verstand und Gemüth zu führen. Entstanden ist das Werk beim Unterricht der Brüder im Rauhen Hause, und auf Anregung Dr. Wichern's selbst von einem der theologischen Oberhelfer in jenem Hause ausgeführt. Indem es den harmonischen Bau der göttlichen Geschichte vor's Auge stellt, will es nicht nur ein Handbuch seyn für Lehrer und reifere Schüler, sondern für Jeden, der die heilige Schrift lieb hat und darin forscht.

Evangelisches Brevier.

Auch unter dem Titel:

Diarium Pastorale:

1. Evangelisches Brevier. 2. Evangelische Handagende. 3. Evangelisches Hirtenbuch.

Herausgegeben von

G. Chr. Dieffenbach, Stadtpfarrer in Schlich,

und
Chr. Müller, Pfarrer in Beerfelden.

40 Bog. 8. \$1 25.

Ueber Anordnung, Inhalt und Zweck dieses für den praktischen Gebrauch evangelischer Geistlichen bestimmten Handbuchs sprechen sich die Herausgeber in und mit dem Werke selbst aus. Ein näherer Blick in dasselbe wird darthun, welcher Segen in seiner fortgehenden Benutzung liegen muß, während die Namen der Herausgeber für die Richtung des Dargebotenen eine volle Bürgschaft geben. Auch die Verlagehandlung darf ihrerseits den großen Kreis Leser, welchen ein solches Amts- und Handbuch schon länger Bedürfniß geworden, zur Einsicht und Prüfung auffordern.

Bei Schäfer & Koradi in Philadelphia ist zu haben:

Sonntags-Bibliothek.

Lebensbeschreibungen christlich frommer Männer

zur
Erweckung und Erbauung der Gemeinde..

Herausgegeben

von

A. Nische.

Eingeleitet von **Dr. A. Tholuck,**
Professor und Consistorialrath.

Von der Sonntags-Bibliothek sind bis jetzt erschienen: die ersten 6 Bände vollständig (der 1ste Band in zweiter Auflage):

Erster Band.

1. Heft. Leben Jung-Stilling's von Fr. Wilh. Bodemann.
2. " Leben Paul Gerhard's von Victor Strauß.
3. " Leben Bogatsky's von C. Steffann.
4. u. 5. " Leben Jacob Sener's von C. A. Wildenhahn.
6. " Leben Johann Wessel's von B. Bähring.

Zweiter Band.

1. u. 2. Heft. Leben Mag. Christian Scriver's von Ferd. Brauns.
3. " Leben Johann Friedrich Oberlin's von A. Rothert.
4. " Leben J. G. W. Forstmann's von R. F. Ledderhose.
5. " Monica, die Mutter Augustin's, von C. Barthel, und Leben Petrus van der Velde von A. Dammann.
6. " Leben Johann Arndt's von Fr. Wilh. Bodemann.

Dritter Band.

1. u. 2. Heft. Leben Friedrich Wilhelm III. von L. Overbeck.
3. " Leben John Newton's von J. J. Heim.
4. " Leben David Zeisberger's von J. J. Heim.
5. u. 6. " Leben des Grafen v. Zinzendorf's von Ferd. Brauns.

Vierter Band.

1. Heft. Casimir, regierender Graf zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, von Windel.
2. " Leben Allein's von August Nische.
3. " Leben Siegmund August Posner's von Dr. Posner.
4. " Leben Wilhelm Köllner's von F. Nisch.
5. u. 6. " Leben Valerius Herberger's von R. F. Ledderhose und Leben Philipp Friedrich Nieger's von Eichhoff.

Fünfter Band.

1. Heft. Leben Heinrich Stäheli's von J. J. Heim.
2. " Leben Israel Hartmann's von J. Volkening.
3. " Leben J. G. W. Burgmann's von G. W. Pieper.
4. " Leben Aug. Herm. Francke's von G. Mühlmann.
5. " Leben des Anegarius von B. Volkening.
6. " Leben Gerhard Tersteegen's von C. Barthel.

Sechster Band.

1. Heft. Leben Christian Gottfried Asmann's von August Nische.
2. " Leben Hans Egede's von Fr. Wilh. Bodemann.
3. " Leben Ernst Göttlich Woltersdorf's von N. Besser.
4. " Leben Martin Boos von Fr. Wilh. Bodemann.
5. " Leben J. G. Schöner's von R. F. Ledderhose und Leben Friedr. August Weihe's von Fr. Prött.
6. " Leben König Alfred des Großen von England und Leben König Ludwig IX. des Heiligen von Frankreich von August Nische.

Von der Sonntags-Bibliothek erscheinen jährlich einige Hefte. Je 6 Hefte bilden einen Band.—Preis jeden Bandes 75 Cts.; geb. \$1.

79
h

